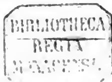
1834. Erster Jahrgang. Trier, den 2. Juli. **N°. 1.**

T R E V I R I S.



Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz N°. 112. und bei C. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre. — Die in unserm Probeblatte versprochene Titel-Vignette können wir für jetzt noch nicht liefern, glaubten nichts desto weniger, dem Wunsche unserer geehrten Abonnenten nachgebend, mit dem Blatte den Beginn machen zu müssen.

Die Römischen Alterthümer Trier's u. der Umgegend*),

von

Gymnasialdirector Wyttenbach.

Einleitung.

Im Moselthale lag, zwischen dem Apollo- und Mars-Berge (wie die Sage lautet) die Römische Augusta Trevirorum. Auf der Ostseite wäre daher der kräftige Kriegsgott ihr schützender Genius gewesen, so wie auf der entgegengesetzten Seite der liebliche Gott des Lichts und der Musen. — Lange Zeit war diese Stadt, in der Zeit der Römischen Periode, durch die Gegenwart der weltbeherrschenden Imperatoren, mannichfaltig verherrlicht worden. Die alten Schriftsteller haben uns mehre Benennungen erhalten, die ihren alten Glanz beurkunden. Man nannte sie die reichste, beglückteste, ruhmwürdigste, ausgezeichnetste, größte aller Städte diesseits der Alpen.

Ausonius singt in seiner Mosella von den Prachtgebäuden unseres Thales; er beginnt mit den Worten:

Wer vermag, die unendliche Pracht und
Gestalten erwägend,
Wohl zu schildern die Formen des Bau's
an jeglichem Landgut?

*) Zu dem großen lithographirten Werke unsers ausgezeichneten Landsmannes, des Malers Rambour, über unsere alterthümlichen Reste, hatte ich das Vergnügen, einen erläuternden Text beizufügen. Das Werk hat seit einigen Jahren mit vier Heften in Imperial-Folio seine Vollendung erhalten. Der Text, obgleich prachtvoll gedruckt, bietet doch in diesem Riesen-Formate wenig Gemächlichkeit zum Lesen. Diese Ursache, und auch der Umstand, daß diese Hefte, da sie nicht wohlfeil sein konnten, für den größern Theil der Freunde einer solchen Lektüre unbekannt bleiben mußten, bewogen mich, meine beschreibenden Darstellungen vermehrt und hoffentlich auch verbessert, in diesen Blättern als ein Ganzes für sich, nach und nach folgen zu lassen. Es würde mich sehr freuen, wenn diese Darstellungen, deren Gegenstände wir stets vor Augen haben, zur bessern Begründung der Alterthumskunde der Treviris in unserm schönen Moselthale beitragen würden.

Nun erhebt er die Bauwerke an der Mosel durch Vergleichung einer Reihe architectonischer Kunstwerke Griechischer Meister (Dädalus, Philo, Archimedes, Menecrates, Chersiphron, Ictinus, Dinochares (Dinocrates) von welchem zuletzt angeführt wird, daß er in Alexandria einen Tempel der Arsinoe mit Magnetstein gewölbt habe, so daß ihr Bild aus Eisen in der Luft zu hängen schiene (wovon auch der ältere Plinius erzählt). Der Dichter schließt hierauf mit den Worten:

Diese nun oder doch Aehnliche wohl, so
möchte man glauben,
Haben im Belgierland die prächtigen Häuser
erbauet,
Und die ragenden Villen, die Zier des
Flusses, gegründet*).

Mit dem letzteren von Ausonius angeführten Kunstwerke mag vielleicht die Erzählung unserer ältesten Jahrbücher **) in Verbindung stehen, wodurch wir erfahren, daß ein gewisser Galba (mit dem Beinamen Viator) an den Licinius Sophista folgendes geschrieben habe: »Höre ferner, und du wirst dich verwundern. »Trier ist eine angesehene Gallische Stadt, wo mir »ein gewisser Senecio, bei dem ich zwölf Tage als »Gastfreund zubrachte, in einer Vorstadt ein eisernes »schweres Bild eines fliegenden Mercurius zeigte, das »in der Luft schwebte. Es war aber ein Magnet, »wie mir jener mein Wirth zeigte, oben am Deckengewölbe, und einer am Fußboden, deren natürliche »Kraft nach oben und unten das gewaltige Eisen anzog, »und so blieb das Bild, gleichsam zweifelnd, in der

*) Man sehe die Uebersetzung des Ausonius von Eduard Böcking (1828) und die gründlichen Anmerkungen dieses gelehrten Mosellaners.

Der Freiherr v. Gagern bemerkt in seiner Nationalgeschichte der Deutschen (Th. II. S. 98.), wo er vom Römischen Trier spricht, und den Ausonius anführt, folgendes: »Diese romantischen Gegenden sind die einzigen auf Deutschem Boden, wo die Gegenwart in der Vergleichung verliert; wo sonder Zweifel jene alte Pracht, Cultur, Civilisation die unsrige überwog: sagte es auch der Dichter »nicht, der diese eleganten Bauwerke mit den edelsten »vergangener Zeiten vergleicht.«

**) Gesta Trevirorum. Cap. XXIII.

„Mitte schweben. Auch sah ich (fährt der Reisende „fort) in derselben Stadt einen kolossalen Jupiter, aus „kostbarem Marmor gebildet, eine goldene Schale von „zwei Fuß in der Breite haltend, und mit einer In- „schrift geziert. Wurde Rauchwerk auf die mit me- „chanischer Kunst gefertigte Schale gegossen, so ver- „breitete sich, ohne glühende Kohlen und ohne sichtbare „Abnahme des Weihrauchs, ein Wohlgeruch. Daß „dem so sey, habe ich selbst erfahren*).“

Das Werk des Reisenden ist für uns verloren. Wir wissen nicht, zu welcher Zeit Galba und sein Freund Licinius lebten, und für die Wahrheit dieses Reiseberichtes können wir weiter nicht einstehen. Die ältesten Verfasser der Gesta hatten aber, wie es scheint, im 9ten Jahrhundert, den Brief des Reisenden noch vor Augen. Auch hatte sich im Mittelalter die Sage erhalten, daß in der Nähe der Moselbrücke (wahrscheinlich in der Vorstadt, die nach alten Steinschriften Vicus Voclanni hieß, und jenseits der Brücke lag), jenes wunderbare Merkurbild zu sehen gewesen wäre.

Wehmüthig muß man die Ruinen betrachten, wenn man an die unzählbaren Schätze des Alterthums denkt. Viele Denkmäler unsrer Vorzeit sanken in Trümmer. Verwüstungen roher Menschen und der Zahn der Verwitterung verzehrten, was Menschenhände gebaut hatten. Die Grundlage eines Gebäudes ist auch sein Grabstein, sagt sehr bedeutend ein philosophischer Historiker.

In mancherlei Zerstörungen verschwunden ist das Capitol des alten Trier's und das Senatsgebäude, welches dem Venantius Fortunatus im 6ten Jahrhundert auch in seinen Trümmern noch mächtig und ehrwürdig erschien; verschwunden ist der Circus, der dem circus maximus in Rom ähnlich war; verschwunden sind die kaiserlichen Palläste, und Valentinian's und Gratian's Triumphbogen; verschwunden das Forum, mehre Thermen und Wasserleitungen; verschwunden die Tempel und Basiliken mit ihren herrlichen Bildsäulen und Wandgemälden **); verschwunden das prachtvolle Thor an der Mosel mit seinen goldenen Sternen (Porta inclyta genannt), das zugleich als Leuchtthurm diente; verschwunden sind endlich so viele andere bewegliche Kunstwerke, die unsre Kaiserstadt einst geziert hatten.

Doch nicht Alles ist ganz verschwunden. — Noch manche Alterthümer und geschichtliche Merkwürdigkeiten — mehr oder minder erhalten — haben wir in unserm schönen Moselthale aufzuweisen, und diese sind ausgezeichnet genug, um die Aufmerksamkeit der Gebildeten in Anspruch zu nehmen. In dieser Hinsicht darf sich wohl keine Stadt Deutschlands mit Trier vergleichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Diese Erzählung, bemerkt Böcking, erinnert an das Wunder der Kaaba zu Mekka. Die Naturwissenschaft giebt aber die Ausführung eines solchen Kunstwerkes nicht zu, wie das hiesige, nach der Erzählung des Galba, gewesen sein soll. Jedoch könnte allerdings, sagt Böcking ferner, ein an der Decke des Tempels befindlicher Magnet so gewirkt haben, daß selbst ein dünner und nicht leicht sichtbarer Draht hinreichte, eine bedeutende Eisenmasse gleichsam freischwebend zu erhalten. (Anm. z. Mosella. S. 59.)

**) Vielleicht war auch zu Trier jener Apollo-Tempel, welchen der Redner Eumenius den schönsten der Römerwelt nennt (toto orbe pulcherrimum), und von welchem Wiltheim, unser früherer Alterthumsforscher, vermuthet, daß er zur Kirche des h. Johannes, später des h. Mariminus, umgewandelt wurde.

Ein besonders schönes Wandgemälde war, nach Ausonius, im triclinio Aeoli zu Trier, welches Cupido's Kreuzigung durch Frauen darstellte.

Die Ueberreste eines römischen Landsitzes unweit Bittburg, im Regierungsbezirk Trier.

Von

Baurath Quednow.

Etwa drei Viertel Meilen jenseits Bittburg rechter Hand und etwa eine Viertelstunde von der von Trier über Bittburg nach Aachen führenden großen Straße entfernt, beinahe dem Orte gegenüber, wo vor einigen Jahren zwei Römische Meilensteine mit Inschriften gefunden wurden, gewöhnlich die Weilersbach genannt, wurden vor 8 Jahren schon Bruchstücke von Mosaik gefunden, welche jedoch größtentheils sehr beschädigt waren. Absichtliche Nachgrabungen sind damals nicht geschehen.

In der letzten Hälfte des Monats October im Jahre 1833 stieß Hilarius Leuck aus dem nicht fern liegenden Dorfe Flissem in derselben Gegend wieder auf einige Stücke Mosaik, die besser erhalten waren, als die früher gefundenen Bruchstücke.

Diesem Hilarius Leuck gab eine Volkssage die Veranlassung zu den Nachgrabungen. Nach dieser soll sich dort und in der nächsten Umgebung, Oterang genannt, von Zeit zu Zeit eine weibliche Gestalt haben sehen lassen, welche, weiß gekleidet und mit einem Körbchen am Arm, vorzüglich Kindern wohlthätig erschienen und ihnen Goldstücke u. d. gl. geschenkt haben soll. Wie überall, so auch hier, legt der gemeine Mann vielen Werth auf dergleichen Sagen; die Erscheinung hier wurde gewiß sehr hochgeachtet und der ꝛc. Leuck glaubte sicher, daß Schätze zu heben sein würden.

Der Kreis-Sekretair, Herr Malegaur, zu Bittburg ermunterte den ꝛc. Leuck weiter nachzugraben und stellte selbst auf eigene Kosten einige Arbeiter zu diesem Behufe an. Der Erfolg davon war höchst befriedigend, indem man unter dem Schutte im Ganzen wohl erhaltene geschmackvoll gefertigte Mosaikböden in mehreren Zimmern entdeckte *).

Als die Königl. Regierung hiervon Kenntniß erhalten hatte und sich von der Wichtigkeit des Fundes überzeugt hatte, so verfügte dieselbe sofort die erforderlichen Maaßregeln zur möglichsten Conservation der fraglichen Ueberreste aus Römischer Zeit, in sofern es auf fremden Eigenthum zulässig sei.

Da durch die getroffenen Maaßregeln der Zweck nicht gehörig erreicht wurde und abzusehen war, daß nur durch einen Ueberbau des größten merkwürdigsten Theiles des architektonischen Ueberrestes und durch die Bewachung desselben dies erreicht werden könne, so wurde dahin gewirkt, das Stück Land, worauf sich derselbe befindet, anzukaufen, was denn auch nach manchen Schwierigkeiten und Weitläuftigkeiten zu Stande gebracht wurde.

Hierauf wurde von der Königl. Regierung zu Trier die Ueberbauung eines Theils der architektonischen Ueberreste und der Bau einer kleinen einfachen Wächter-Wohnung verfügt. Nachdem diese Baue vollendet waren, wurde ein Wächter angestellt, welcher zugleich die Verpflichtung hat, Fremden auf Verlangen die merkwürdigen Ueberreste zu zeigen.

Daß das Gebäude von großer Ausdehnung gewesen und daß es Römischen Ursprunges ist, läßt sich gar nicht verkennen: denn, ausser dem bereits zu Tage geförderten

*) Eine genaue lithograph. Zeichnung des bereits Aufgefundenen wird einem der zunächst folgenden Blätter beigegeben werden. D. Red.

Theil desselben, finden sich bei dem Nachsuchen in der Nähe noch Mauern in der Erde, welche dem Gebäude unbezweifelt angehört haben; für den Römischen Ursprung spricht der Mörtel, der Wändeputz und die Mosaik.

Die Geschichte dürfte schwerlich über das, was dies Gebäude einst gewesen, Aufschluß geben, allein die Lage, der Umfang und die Mosaischen Fußböden, so wie die Wandmalerei dürfte aber wohl zu dem Schluß berechtigen, daß hier die Villa eines angesehenen Römers war. Der Name Weilerbusch — Weiler im Busch, villa silvatica — scheint dies schon einigermassen zu rechtfertigen.

(Fortsetzung folgt.)

Schreiben eines Trierers.

Paramaribo den 17. Mai 1833.

Die Stockung im Handel ließ mir manchen freien Tag, und weil sich gerade eine Gelegenheit darbot, so schön, wie ich sie vielleicht nie wieder finden werde, so nahm ich kein Bedenken, die Suriname hinauf eine Reise zu unternehmen, besonders weil ich in Hinsicht Dessen, was ich in der Stadt zurückließ, ruhig sein konnte.

Der Schwiegersohn des wegen seines großen Reichthums sogenanten Königs von Surinam, Herrn. W., machte mit seiner jungen Frau die Reise in der Absicht, einige Plantagen, die zum Theil schon ihr Eigenthum sind, zum Theil es noch werden sollen, zu besuchen. Ein Besuch des Eigenthümers auf den Plantagen ist immer ein großes Ereigniß; hier aber war vorherzusehen, daß es sich von einer Art Triumphzuge handeln würde.

Schon das Fremdartige einer Westindischen Wasserreise zieht an. Wir fuhren in einem großen Zeltboote, worin wir, obgleich die eigentliche Gesellschaft nur aus vier Personen bestand, (eine Verwandte begleitete noch die Frau vom Hause) doch zu 26 Personen *) uns befanden. Dies rührte her von den Ruderſclaven und Hausſclaven, die man mitnahm. Der Proviant, die Effecten der Reisenden, Bettzeug u. s. w. (auch ein Clavier) u. s. w. folgten in einem großen platten Fahrzeuge. Ihr könnt Euch nicht denken, mit welchem Genuße ich die Reise machte. Meine Seele saß in den Augen; ich war stumm und hörte nicht mehr. Wenn mir ein wenig Besinnung zurückkam, dann wünschte ich Trierer um mich, weiter wünschte ich nichts. Der letzte Theil der Reise war aber der allerinteressanteste. Nachdem wir manche Kaffe- und Zucker-Plantage gesehen hatten, — eine solche mußte jedesmal zum Nachtquartier dienen, — sollte endlich zum Beschluß eine Holzplantage besucht werden. Um dahin zu kommen, mußten wir die Suriname verlassen, und landeinwärts kleine Kreecken einschlagen, das ist, schmale theils durch die Natur, theils durch die Kunst hervorgebrachte Kanäle mit stehendem Wasser, weil sie tiefer, als der Fluß, liegen, und nur in der größten Regenzeit einigen Abfluß haben. Darum hat das Wasser oft eine Farbe, schwarz, wie Ebenholz. Diejenigen, wodurch wir fuhren, waren sehr eng, oft so, daß das Fahrzeug an beiden Ufern anstieß. Macht Euch nun ein Bild von dieser Fahrt! Rechts und links Waldung mit der üppigsten Vegetation, die Bäume am Ufer so hoch und so dicht, daß kein Sonnenstrahl durchdringen kann, und ihre Aeste von beiden Seiten her oft so ineinander verschlungen, daß man unter Bogengängen von Laub und Bäumen hinfährt und stets eine erquickende kühle Luft einathmet. Das ungewöhnliche der Ruderschläge scheucht hier ein Reh auf; dort springen ein paar Affen über das Wasser hin, und weiter weg rollt eine Wasserschlange vom Ufer ins Wasser hinab. Vögel aller Art mit den glänzendsten Schätzen eines Groß-Moguls auf ihren Flügeln verlassen Euch nicht. Nur Schade, daß man diese Vögel durchaus sehen muß, um Lust und Freude an ihnen zu haben, das Ohr können sie nicht ergötzen. Ich habe bisher nur zwiefach modulirte Stimmen entdeckt, — ungefähr den Gesang eines Buchfinken und den einer Merle.

Als wir noch ungefähr 5 Stunden vom Ziele unserer Reise entfernt waren, wurde das Wasser so niedrig, daß das große Fahrzeug nicht mehr fort konnte. Das Wasser war nur mehr einen Schuh hoch. Da fanden wir auf uns wartend kleine, ganz platte Fahrzeuge, die von kleinen Mädchen geführt wurden. Sie haben kleine platte Ruder, womit sie die Oberfläche des Wassers beinahe nur berühren und einige Perlen darauf erzeugen. Diese Art zu rudern heißt darum auch perlen. Das kleine schwarze Völkchen war so geübt, daß sie die 5 Stunden in 3 abmachten, indem sie sich ununterbrochen mit einem Wechselgesange anfeuerten. Wie schon gesagt, es handelte sich hier von einem Feste. Die Schwarzen waren also im besten Staate und das Ganze war also eine Sonntagsansicht.

Die Holzplantagen bilden die äußersten Gränzen des Colonial-Gebietes. Sie liefern alle Arten von Bauholz. Ihre Revenuen sind nicht so groß, wie die der andern Plantagen; sie müssen aber aus verschiedenen Ursachen immer Holzplantagen bleiben. Erstens haben sie mit der Stadt nur Communication zu Wasser, und die ist für große Transporte nur zweimal im Jahre möglich,

*) Hier mag folgende Bemerkung ihren Platz finden: In Hindostan macht man nie eine etwas weite Reise, ohne wenigstens von fünf und zwanzig Dienern begleitet zu sein. Einer ist bestimmt für die Pfeife, einer für den durchlöcherten Stuhl, sieben oder acht zum Aufschlagen des Zeltes, drei oder vier für die Küche, zwölf, die unter einander abwechseln, zum Tragen der Sänfte (hierauf streckt man sich nämlich, wenn man vom Reiten müde ist).

Gesetzt, ein Englischer Steuereinnehmer nimmt seine Frau und sein Kind mit. Dann hat er einen Elephanten bei sich, acht Wagen für das Gepäck, zwei leichte Chaisen für sich, ein Wägelchen für sein Kind, sechs Sessel- und Kutschen-Pferde, und um sich tragen zu lassen von einem Bangalow (eine Herberge mit vier Mauern, die ihm von Amtswegen zukommt) zum andern, sechszig bis achtzig Träger, ungerechnet die sechszig Hausbedienten, die er mit sich führt. Er macht dreimal täglich die Toilette, frühstückt wohl, speis't wohl zu Mittag, und Abends trinkt er Thee, wie zu Calcutta, ohne sich Etwas abzubrechen: Crystallgläser, Tassen von Porcellan werden aus- und eingepackt, von Morgens früh bis Abends spät; glänzendes Silbergeschirr, feine Leinwand, alles Uebrige nach Verhältniß.

Diese Bedienung kostet viel, und doch kann ein Engländer, der sich selbst achtet, nicht wohl wohlfeiler reisen. Aber die Englische Compagnie sorgt auch großmüthig für diese Ausgaben. Ein Englischer Capitain erhält 30,000 Fr. jährlichen Gehalt; der Oberaufseher des botanischen Gartens 80,000, ein Steuereinnehmer 100,000. Der Gouverneur von Indien hat über eine Million. Wenn er die Provinzen seines Gouvernements bereis't, so nimmt er 300 Elephanten mit, 1,300 Kameele, 800 mit Ochsen bespannte Wagen. Zwei Regimenter, eins zu Fuß, das andere zu Pferd, begleiten ihn. Und doch ist dieß, um die Wahrheit zu sagen, nur eine schwache, wahrhaft Europäische Nachahmung des großen alten Orientalischen Luxus.

Anm. d. Red.

nämlich in der Regenzeit. Zweitens haben die Neger in der Gegend, wo ich war, auf allen Holzplantagen sehr große Privilegien in Folge größerer Dienste, die ihre Vorgänger vor etwa 40 Jahren erwiesen haben in einem Kriege mit den sogenannten Buschnegern, d. i. weggelaufenen Sclaven. Sie arbeiten weniger. Ihre Merken (Wochenwerk) sind so unbedeutend, daß sie in 3 Tagen damit fertig sein können. Die übrigen 4 Tage der Woche haben sie für sich zum Bauen ihrer Felder, weil sie auch für ihre Kost selbst sorgen. Sie dürfen Gewehre tragen, ohne welche man sie daher auch nicht leicht sieht. Sie bilden sich zu herrlichen Schützen und Jägern, und sind überhaut auch die schönsten, stärksten und gesundesten Neger. Eines ihrer Hauptprivilegien ist noch das, daß sie ohne ihre Einwilligung nie von einer Plantage auf die andere gebracht werden dürfen. Man sollte sagen, diese Leute könnten gefährlich werden, aber dazu ist kein Anschein. Der Name, unter den Negern die Ersten zu sein, genügt ihnen, sie leben beinahe frei und haben eine angeborne Anhänglichkeit für die Europäer. (Fortsetzung folgt.)

Das Traumbild,

Novelle von Ph. Laven.

1.

Linda lag schlummernd in dem Gartensaale ihres Schlosses. Durch die rothseidenen Fenstervorhänge warf der Mond ein rosiges Licht auf das weiße Bett und röthete sanft des Mädchens blasse Wange. Luftige Traumgestalten kamen, wie spielende Kinder, heran, und gaukelten über der holden Schläferinn her; sie lag da wie ein sterbender Engel. Hier und da lächelte sie leise mit bebender Lippe, als spräche sie mit den Gebilden ihres Traumes; manchmal klang's wie Sehnsucht, seufzer aus tiefer Brust und ein zarter Anflug von Schwermuth deckte das anmuthreiche Gesicht. — O schlafe so fort, Linda, bis die Morgensonne dich weckt, schlafe so fort in diesen süßen Träumen, wo einzig dir, ja nur gegönnt ist, deinen hingeschiedenen Vater zu sehen, mit ihm zu sprechen und von ihm Trost für das harte Leben zu nehmen. Auch der Vater, dessen Bild, deinem Bette gegenüber, an der Wand hängt, wünscht seinem schlummernden Kinde süße Ruhe und scheint im röthlichen Dämmerlichte sich athemlos zu dir hinüberneigen zu wollen, um dir in's Antlitz zu sehen. Schlafe fort, Linda! — Aber siehe, auf einmal stockt ihr Athem, sie schlägt die großen blauen Augen auf und sie weiß nicht, ob sie schon wache oder noch seelig fortträume. Da hallt's von der Schlaguhr daher Mitternacht, die hellen Töne der Uhr beleben die Wachende und sie denkt nun in mitternächtlicher Stille an die lieben Bilder ihrer Träume. Bald fällt ihr zitternder Blick auf das graue Haupt des Vaters, der von der Wand her sie anlächelt, bald schweift ihr Auge durch die Gartenfenster hindurch in den mondbeglänzten Garten, der mit seinen grünen Büschen, mit seinen weißen Rosenblüthen, mit dem Geschwätze seines Baches, mit seinem ganzen frohen, heitern Frühlingsleben draußen sich ausbreitete. Das erhabene Bild der Nacht griff auf wunderbare Weise in Linda's zarte Seele; die Saiten ihres Innern klangen mit der Harmonie der schönen vor ihr liegenden Schöpfung zusammen; sie fühlte sich von einem Gefühle der Andacht getragen, das ihrem ganzen Wesen eine höhere Stimmung gab. Es war nicht das erste Mal in Linda's Leben, daß sie sich so angeweht fühlte von dem Liebeshauche der schönen Erde und der Erhabenheit des stillblauen nächtlichen Himmels. Aber in dieser Mitternachtsstunde war sie von einer Art des Entzückens durchbebt, das sie früher nie empfunden hatte! Wie die Wärme das Wachs erweicht, so macht Krankheit die Menschenherzen weicher und empfänglicher für äußere Anklänge, und es waren ja kaum erst sechs Stunden vergangen, daß Linda, nach einer langen Krankheit, an der Hand ihrer Lucinde, wieder den ersten schönen Abend im Freien genossen hatte. Die Natur mit ihren Blumendüften hatte sie da so gelabt, und deswegen sollte der Gartensaal auch auf einige Zeit ihre Schlafkammer sein. Noch trunken von den Bildern des Abendhimmels hatte sie sich niedergelegt; die Empfindungen darüber hatten nachgeklungen in ihre Träume, wo sie ihren Vater sah, und sie war nun erwacht, die Brust voll dieser Seeligkeiten. Kein Wunder, daß der Anblick des Blüthengartens, der vor ihr lag, so magisch jetzt fortwirkte. Es dünkte ihr, als entschwebe sie der Erde und flöge einem glänzenden Sterne zu, wo die Umarmungen aller ihrer Lieben sie erwarteten. Sie konnte dem Drange nicht widersteh'n, hinauszugeh'n in den hochgewölbten Dom, wo jeder Blumenbusch ein duftender Altar Gottes ist. Schnell war sie angekleidet, ein schwarzer, niederfallender Schleier, der ihr eben in die Hände kam, sollte sie vor der frischen Nachtluft schützen. Als die schwarze schlanke Gestalt so vor dem langen Spiegel an der Wand vorüberwallte, da klang es im Zimmer so leise, als zögen gespenstige Nachtgebilde vorüber. Linda öffnete die Glasthüre und stand auf der grünen Terrasse, die zum Garten führte. Welches Wogen von Blumendüften hier! Welche Pracht, welche erhabene Stille der Natur! Wie fühlte sich Linda's Brust so wohl in diesem stärkenden Blumenbade! Die lauen Frühlingslüfte kamen und spielten mit den blonden wallenden Locken meiner Linda. Oben hing der Mond im Azur des Himmels und lächelte gleich einer goldenen Sonnenblume, die die Natur mit all dem Brautschmucke des Lenzes sich in dieser Nacht aufgesteckt hatte. Linda's Blicke schweiften freudetrunken umher, es war ihr, als hätte der Anblick des Gartens, des Himmels, der Rosensträuche, die, angefächelt vom Nachtwinde, neben ihr mit ihren Blumen und Knospen winkten, sich noch nie so heiß an ihr Herz gedrückt; die weiche Seele hätte die ganze Natur in unendlicher Liebe umarmen mögen. Jetzt ging sie langsam, um mehr zu genießen, die Schwarzumschleierte, im Nachtschatten der grünen Laubgänge, gewölbt von duftendem Jasmin und Akazien. Rankende Blüthenzweige hingen von beiden Seiten in den Weg und so oft sie mit ihrer wallenden Hülle die flüsternden Blätter berührte, durchdrang sie ein leiser Schauder; doch diese Stimmung that ihrer schwelgenden Seele wohl, ja es war ihr, als müßte sie auf einer der Gartenbänke, die am Wege standen, irgend eine vertraute Seele finden, in deren Herz sie ihr Herz gießen könnte. Während des Ganges dachte sie oft an ihren Vater. Jetzt bog sie rechts nach dem Tannenwäldchen, wo sie in ihren Kinderjahren so manchen Erdbeerenstrauß gesammelt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ph. Leven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 5. Juli. **N°. 2.**

T R E V I R I S.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz N°. 112. und bei C. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Die Römischen Alterthümer Trier's u. der Umgegend,

von

Gymnasialdirector Wyttenbach.

(Schluß der Einleitung.)

Neben diesen alten Erinnerungen hat auch die Natur unsers Thales ihre ausgezeichneten Reize. Hat auch der allgemein gepriesene Rhenus sich größerer Aussichten zu rühmen, und hat hier die Natur mehr im erhabenen Stile gewirkt; so ist doch auch die liebliche Mosella nicht ohne mannichfaltige Schönheiten.

Schon im vierten Jahrhundert fand sie an Ausonius ihren Bewunderer. Durch sie begeistert, sang er:

Sei mir gegrüßet, o Strom, belobt ob Fluren und Pflanzern,
Dem die Belgen die Stadt, die des Thrones gewürdigte, danken;
Strom, deß Hügel umher bepflanzt mit duftendem Bacchus,
Strom mit dem grünenden Saum der mattenreichen Gestade!

Und an einer andern Stelle:

Frei zu genießen die Pracht ist vergönnt, wenn den schattigen Hügel
Spiegelt der bläuliche Fluß; von Belaubung scheinen zu grünen
Rieselnde Wellen und rebenbepflanzt die lautere Strömung.
Welche Farbe der Flut, wenn dämmernde Schatten herbeiführt
Hesperus, und er begießt mit dem grünenden Berg die Mosella.

Ferner:

Ja wenn ein Gastfreund käme hieher von der Küste bei Cumä,
Däucht' ihm, es habe verjüngt ihr Bild die Euböische Bajä
Hier der Gegend geschenkt: so prangende Schönheit und Anmuth
Locket. — — *)

Dem Bewunderer der alten Kunst, wie dem Freunde der ewig jungen Natur bietet also unser Moselthal einen gleich reichhaltigen Stoff dar.

Ziehst du, geneigter Leser, den Reiz der Naturanlagen vor, und sprichst du etwa mit dem deutschen Dichter: *)

Das Morgenlied erstirbt mir auf den Lippen,
Wenn mich der alte finstre Saal umpfängt.
Schau nur hinaus, wie dort an Berg und Klippen
Der Morgen seine Rosenkränze hängt.
Ach! lieh' die Andacht auch dem Körper Schwingen,
Dort wollt' ich meine Morgenlieder singen!

So mag der Forscher der Vorzeit auch mit dem Dichter sagen:

Nein! Meine Andacht sucht die stillen Hallen.
Mir ist es wohl in diesem ernsten Bau.

*) V. 23. ff. — 189. ff. — 343. ff. nach Böckings Uebers.

*) Ernst von Houwald.

Schreiben eines Trierers.

(Schluß.)

Hier, wie überall, wo wir über Nacht blieben, gaben alle Neger einen großen Tanz. (Die Negermächte, d. h. Anzahl der Neger, sind verschieden auf den Plantagen) Es gibt Plantagen von 600 Köpfen, andere von 100 Köpfen und minder. Bei solchen Tanzparthien kommen aber auch die Neger der benachbarten Plantagen dazu. Verlangt keine Beschreibung eines solchen Tanzes! Es ist nicht möglich, sie zu geben — oder ein tüchtiger Maler müßte sich dran machen. Das müßte ein Gemälde sein! Ein superbes Nachtstück, denn die einzige Beleuchtung gibt ein großes Feuer. Mir ist manchmal der Gedanke gekommen, ob es nicht eine gute Speculation sei, einige der besten Tänzer und Tänzerinnen zu kaufen und mit ihnen die Hauptstädte Europens zu durchwandern. Wäre es leicht, das Volk an Europäische Kost zu gewöhnen, dann wäre es wirklich zu probiren. Lacht nur nicht — die Tänze sind mitunter sehr, sehr schön, und werden oft zum Erstaunen schön und kunstfertig ausgeführt. Viele Arten von Figuren werden

getanzt; eine der Lieblingsfiguren schien mir aber die Vorstellung einer Liebesbewerbung zu sein. Hinter den auf dem Boden sitzenden Musikanten (gewöhnlich 3 an der Zahl, wovon einer mit den Händen eine Trommel schlägt, während die andern ihn mit zwei Stäbchen auf einem harten Stücke Holz begleiten) steht der halbe Kreis der Frauen, die alle zugleich singen. Auf einmal springt ein junger Bursche in die Mitte und tanzt gegen die Frauen —, erst gegen Alle, dann gegen eine Einzige. Um die scheint er zu werben und sein Bestreben ist, sie aus dem Kreise zu locken. Sie tritt auch hervor, aber macht nur kleine Schritte und springt gleich wieder an ihre vorige Stelle zurück. Dieses Hin- und Her-Tanzen währt sehr lange, und der Tänzer hat Zeit, alle seine Künste sehen zu lassen. Endlich verläßt ihn die Geduld, er sucht sich Hülfe — man macht ein großes Rondeau und die Braut wird gewaltsam entführt, worauf ein allgemeiner Tanz folgt. Nun habe ich's, glaube ich, doch beschrieben. Es ist aber vergebens, Ihr könnt Euch nur ein halbes, halbes Bild davon machen.

Auf dieser Plantage hatte ich noch eine sehr sonderbare Begebenheit. Eines Morgens früh ging ich allein auf einem Wege spazieren, der in den Wald führte. Ich war ziemlich weit gegangen, da hörte ich dicht neben mir auf einmal den Anfang des Liedes: »In einem Thal bei armen Hirten« deutsch und sehr gut gesungen. Voll Verwunderung suche ich den Ort, woher die Stimme kam, und finde nun einen jungen Mann, der sich gleich für einen Hamburger ausgibt, und mir erzählt, wo er her komme, wie viele brave Menschen er gestern kennen gelernt habe, und wie gerne er das Liedchen, was ich so eben gehört hätte, singe, weil es grade auf ihn und sein Mädchen gedichtet sei. Nun merkte ich bald, woran ich war, und sah mich ein wenig vor. Aber es war nichts zu fürchten. Er fing gleich wieder an zu singen und begleitete mich so zurück nach dem Wohnhause zu. Hier hörte ich, daß der arme Mann Plantagen-Director gewesen sei, und durch die Untreue seiner schwarzen Dame so erschüttert worden wäre, daß er seinen Verstand darüber verlor. Er schwärmt nun frei im Lande herum und lebt von Dem, was man ihm hier und da gibt.

Zum Beschluß unserer Reise wurde eine Parthie zu Fuß, zu Pferd und per Tragsessel nach 3 Indianer-Dörfern gemacht. Aber das war gar zu interessant, dies echte Naturvölkchen so ganz in der Nähe zu besehen. Ich hätte wochenlang dort bleiben mögen, so viel gab es zu sehen. Im ersten Dorfe kam uns der Minister des Granman entgegen und lud uns ein, zu letzterm zu kommen. Von der Einladung wurde Gebrauch gemacht, und bald ging es weiter. Der Weg war unbequem und dauerte lange, weil einige Neger mit Aerten erst eine Bahn hauen mußten. Endlich merkten wir an einem fürchterlichen Unisono von tausend Hundestimmen, daß wir am Ziele waren. Der Granman mit seiner Familie kam uns entgegen und führte uns in den großen Rathssaal. Das war ein großes Gebäude in gewöhnlicher Zeltform, ungefähr 30 Fuß lang und in der Mitte eben so hoch. Die Balken und Latten waren darin alle glatt und reinlich bearbeitet und das Dach von Innen fein aus Ried geflochten. Stühle und Bänke waren nicht zu finden, denn die Indianischen Herrn und Damen sitzen auf dem Boden. Dafür hing man uns aber neue Hangematten auf und wir aßen bald mit großem Appetit unser mitgebrachtes Frühstück. Unser Herr vom Hause mit seiner Familie und noch einige andere befreundete Herrn und Damen ließen sich indessen ein paar Krüge Brandwein trefflich munden. An Conversationsstoffe war kein Mangel. Unter andern war die Rede vom Krieg in Europa. Franzosen und Engländer waren ihnen bekannt, weil oft Leute von ihren Stämmen nach der benachbarten Französischen und Englischen Küste reisen. Und Krieg ist auch kein fremder Begriff für sie. Lachen machte uns der Granman durch eine sehr naive Antwort bei dieser Gelegenheit. Man sagte ihm, er würde wahrscheinlich erster Tage aufgefordert, den Europäern in der Kolonie zu helfen, wenn der Feind sich zeigte. Da sagte er sehr schnell zu Dem, der das gegen ihn geäußert hatte: »Bist du betrunken? Ihr gibt uns nichts, wenn ihr gewinnt, und wenn ihr verliert, bleiben wir doch hier in Ruhe.« Durch ihren Verkehr mit der Stadt lernen die Indianer die Negerenglische Sprache. Ihre eigene Sprache ist sehr schwer zu lernen, weil sie durchaus eigenthümlich ist. Es ist nicht möglich, daß ich Euch Alles beschreibe, was ich gesehen habe. Wenn es einmal mündlich geschehen kann, dann sollt Ihr Wunder hören. Wir haben viel von den Leutchen eingekauft und meine Sammlung war nicht die unbedeutendste. Sie hatten aber unglücklicher Weise nicht viel in Vorrath von dem, was man sonst bei ihnen zu finden pflegt. So kann man oft im Kleinen eine vollständige Hütte mit allem Zugehörigen bei ihnen zu kaufen finden. Ihre Hütten sind übrigens sehr einfach und nicht geeignet, ein schönes Dorf zu bilden. Auf 4 Pfählen mit Gabelenden liegen 6 Fuß hoch vom Boden 4 Latten, worauf ein Blätterdach ruht, das von zwei in der Mitte stehenden höheren Pfählen herabhängt. Sie sind viereckig, ungefähr 6 Fuß breit, und 10 Fuß lang, und nur von einer Seite, der Windseite, mit einer Laubwand versehen. Pfeile und Bogen, einige Knäuel zu Seil gedreheten Seegrases, ein paar Körbe und Krüge, einige Hangematten, das sind all ihre Möbel, und als Zierrath sieht man höchstens einige gebleichte Affenschädel oder sonst eine Jagdtrophäe. Ihr Heerd nimmt keinen Platz weg. Für die Küche haben sie zur Seite ein besonderes kleines Zelt. In andern Indianerdörfern haben die Hütten in dieser Hinsicht eine kleine Abbreviatur, da ist alles in nuce zusammen. Etwas muß ich noch über ihre Gebräuche sagen. Der Plantagen-Director, der bei uns war, frug einen Indianer, den wir in der Hangematte liegen fanden, ob er krank sei. »Nein«, war die Antwort, aber seine Frau habe ihm den Tag vorher die Familie um ein Kleines vermehrt und da müsse er ja bekanntlich 8 Tage in der Hangematte liegen. Ländlich und sittlich! — Der Mann empfängt alle Krankenbesuche! —

Die Cholera-Hospitäler sind jetzt ganz fertig geworden und man ist in gespannter Erwartung. Sie haben rasend viel gekostet, aber ich hoffe doch, daß sie unbenutzt bleiben werden. Indessen hat man hier Nachricht, daß auf Cuba seit einiger Zeit die fürchterliche Krankheit sehr stark wüthet. Dagegen versichert man wieder in den Zeitungen, daß der starke Gebrauch von Zuckerstoffen ein Präservativ gegen diese Pest, so wie viele andere Krankheiten sei, und man beruhigt uns mit Hinweisung auf die Neger, die von des Morgens bis zum Abend nichts lieber thun, als Zuckerried kauen.

Das Traumbild,

Novelle von Ph. Laven.

(Fortsetzung.)

An der Ecke, wo das grüne Gebüsch mit den fun-

kelnden Blumenbeeten abwechselte, konnte sie sich nicht enthalten, nach der Brücke hinüber zu schauen, die in graulicher Ferne über den Weiher des Gartens gespannt war. Der Weiher lag da, halb vom Monde beleuchtet, halb von düsterndem Baumschatten geschwärzt. An seinen grünenden Ufern ragten vorne hohe Pappeln mit ihrem flüsternden Laube; weiter entfernt an der Brücke beschatteten überhangende Trauerweiden die stille Wasserfläche und im Hintergrunde stand, umweht von dichten dunkelgrünen Nußbäumen, die kleine gothische Kapelle, die der Graf, Linda's Vater, sich und seinem Kinde in diesem grünen Heiligthume angelegt hatte. Ha, wie glänzten jetzt aus der Ferne die kleinen gothischen Fensterscheiben daran! Wie strahlten sie, feurig rothen Sternchen gleich, zwischen dem hangenden Gesträuch in dem dunkeln Wasser wieder! Aber stille! Täuscht sich Linda nicht, so ist es nicht der Mond, der sie färbt; es ist Licht in der Kapelle, in der Kapelle, wovon die Krankheit sie so lange ferne gehalten hat. Je schärfer sie hinblickt, desto mehr überzeugt sie sich von dem hellen Glanze, der im Kirchlein leuchtet. Ob sie hingehe oder nicht, daran zweifelt sie keinen Augenblick; sie kann nicht anders, eine unwiderstehliche Sehnsucht ihres Herzens zieht sie hin. Nicht um sich zu sammeln, sondern um das Gefühl der gespannten Erwartung länger zu genießen, es, wo möglich, zu steigern, will sie noch einige Augenblicke hier weilen. Es gibt Kinder, vorzüglich Mädchen, die sich lange an dem Anblicke und dem Geruche süßduftender Aepfel weiden, bevor sie die saftigen Früchte genießen; sie thun's, um in der Zögerung ein Vorgefühl des Genusses zu haben: so schwelgte Linda gern in dem Gefühle ungestillter Erwartung. Aber während sie da steht, taucht ein ganzer Schwarm anderer Bilder in ihrer Seele auf. Wie jetzt die Kapelle lag mit ihren flimmernden Fenstern, mit ihrem stillen Wasser, mit ihren dunkelgrünen Bäumen, so hatte Linda sie in früheren Jahren oft am späten Abende oder auch am frühen Morgen liegen sehen. Ihr Vater war dann gewöhnlich schon darin oder er erwartete sein Kind an dem Ufer des kleinen Sees dicht an der Kapelle an dem vordern großen Nußbaume und sah dann nach der Ecke hinüber, wo jetzt Linda stand, ob sie bald käme, damit Kind und Vater vereint ihre Andacht verrichteten. Daran dachte jetzt Linda und wie ihr Vater schon einen Frühling unter dem Blumenhügel schlummerte und seine Linda in einem schönern Frühlingsgarten jenseits der Ufer dieses Lebens erwartete, in einem Frühlingsgarten, wo Linda auch ihre Mutter begrüßen wird, die sie ja doch hier nie sah. Gehe jetzt, Linda, nach der flimmernden Kapelle; die Töne der Vergangenheit schneiden sonst zu scharf in dein Herz; siehst du nicht, wie die Trauerweiden wie Trauerfahnen in dein freudenloses Leben hineinhangen! Das Bild deiner Träume, das du nun so gierig auf dem Weiher suchst, schwimmt dir ja doch noch nicht entgegen. Blicke nur hin, der Nachen ruht noch stille dort am grünen Bord' und kein Fackelglanz beleuchtet ihn noch!

2.

Ich sehe jetzt Linda in der hohen Pappelallee, die sich rechts am Weiher hinzieht. Sanft umschmiegt der Nachtschleier die hehre Gestalt, die jetzt nur an die Kapelle und die transparenten Fensterscheiben denkt. Wie eine flüchtige Wolke, die vor dem Monde vorüberzieht, streift das lebende Wesen durch die düstern Schatten der Pappeln und der Trauerweiden. Schon fliegt sie über die wankende Brücke. Auf der Brücke hat sie sich noch eiligst oben die Fenster und unten die hellfunkelnden Glanzlichter im Wasser angesehen, und schon ist der schmale Uferweg bis auf wenig Schritte zurückgelegt, horch, da lispelten die Klänge der Aeolsharfe, die im Thurmfenster des Kirchleins hing, schauerlich bebend in die stille Frühlingsnacht hinein. Die einsamsüßen Laute suchten sich ein Herz, das sie empfinden könnte, und sie fanden es: sie schwebten hernieder zu Linda und stimmten des Mädchens Seelenharfe, wo möglich, noch weicher und schmelzender. Unter den Sehnsuchtseufzern des Saitengeflüsters vom Thurme her und die Brust voll hoher Wehmuth, tritt Linda zum Pförtlein der Kapelle. Sie drückte leise und die Thüre öffnete sich und siehe da, im hellsten Lichtglanze der weißen strahlenden Wachskerzen stand oben am Altar eine edle Mannsgestalt, regungslos, nur von der Seite her sichtbar. Der einsame Mann hatte ein aufgeschlagenes Buch in der Hand und schien ganz darin verloren. Linda erkannte es für ihr Gebetbuch. Der heilige Schauer des Kirchleins, die Sprache des stillen Nachthimmels, der Hallelujaruf der beblümten Frühlingserde, die geschwätzige Aeolsharfe oben klangen in Linda's Seele zu einem warmen Accorde zusammen, sonst hätte diese wunderbare Erscheinung das zarte Mädchenherz seltsam durchschüttert; aber Linda, die Brust voll himmlischer Gedanken, war auf etwas Außerordentliches wie vorbereitet. Sie zitterte nicht, sie entsetzte sich nicht. Muthig durchschritt sie den Eingang der Kapelle. Die wiederhallenden Schritte aber verriethen sie. Der Fremde schaut um, der Gedanke durchjagt ihn kalt: Was wallt dort so hoch heran? In demselben Augenblicke, als er sich umsieht, hört er einen Schrei der Angst, die schwarze Gestalt bleibt stehen an einem Pfeiler und deckt ihr schimmernd Antlitz mit dem hangenden Gewande. Schnell faßt er sich, legt das Buch, worin Linda's Name prangt, auf den kleinen Betstuhl neben dem Altar nieder und geht hinunter. Durchdringend hallte das Echo seiner klirrenden Spornen auf dem harten Gesteine wieder, durch die stillen Räume, wo nur zwei Menschen sind und der wehende Athem des Unsichtbaren. Die Aeolsharfe erklang von Neuem dem Frühlingswinde draußen, und ihr warmer Ton schmolz etwas das starrende Eis in Linda's kaltdurchbebter Brust. (Fortsetzung folgt.)

Eine Hinrichtung in Persien.

(Auszug aus einer neuen Reise nach Persien von J. C. Wilson.)

Während meines Aufenthaltes zu Teheran war ich Zeuge eines furchtbaren Schauspiels. Eine Dame des Harems war zum Tode verurtheilt worden. Meine Neugierde, die man einem Reisenden wohl verzeihen kann, siegte über die Gefühle von Menschlichkeit und drängte mich, der Hinrichtung dieses unglücklichen Wesens beizuwohnen. Die Menge der Zuschauer war so groß, daß es mir sehr schwer wurde, mir einen Platz zu versorgen, wo ich gut sehen konnte. Vor dem Harem auf einer Anhöhe, die zu diesem Zwecke diente, hatte man ein großes Geschütz aufgepflanzt; in der Nähe desselben sah man einen Stock zum Losbrennen mit der rauchenden Lunte. Es währte nicht lange, so durchbrachen die Vollzieher der Gerechtigkeit die Menge, indem sie sich mit großen Stöcken Platz machten. Hinter

ihnen kam das Schlachtopfer, umringt von Wachen. Sie trug vom Haupte bis zu den Füßen einen schwarzen niederwallenden Schleier, der das Gesicht verbarg. Die Unglückliche ging mit festem Schritte voran und ihre Haltung war voll Majestät. Von Zeit zu Zeit sprach sie einige Worte mit einem Eunuchen, der sie begleitete; aber der Lärm, den das Volk machte, verhinderte mich, das zu hören, was sie sagte.

Je mehr sie sich näherte, desto geringer wurde der Lärm, und als sie bei der verhängnißvollen Maschine angelangt war, hörte er ganz auf. Sie wollte sich das Schweigen zu Nutze machen und schickte sich an, das Volk anzureden mit einer Ruhe, die Alle überraschte, und mit einer so verständlichen Stimme, daß man auch nicht eine Sylbe von dem, was sie sprach, verlor. Die Gerichtsvollzieher unterbrachen sie, als sie sahen, daß ihre Rede auf die Menge einwirkte. Sie bemühte sich nun ferner nicht mehr fortzufahren und gab sich ihren Händen Preis. Sie führten sie vor das Geschütz. Da angekommen, blieb sie standhaft und ruhig, richtete keine Bitte an ihre Henker und vergoß nicht eine einzige Thräne. Man bedeutete ihr, sich niederzuknieen und ihre Brust gegen die Mündung des Geschützes zu legen, sie zögerte nicht. Dann spannte man ihr die Armen aus und band ihre Hände an zwei Pfähle, welche auf beiden Seiten des Geschützes in die Erde gesenkt waren. Während alles Dieses geschah, gab sie nicht ein Zeichen von Angst. Sie legte das Haupt auf das Geschütz und blieb einige Augenblicke in dieser Lage, indem sie ihr Loos mit einem Heldenmuthe erwartete, wie ihn nur der unerschrockenste Krieger zeigt. Endlich wurde das Zeichen gegeben, und der Zündstock, in die Luft erhoben, neigte sich langsam gegen das Zündloch des Geschützes. In dem Augenblicke, als die angesteckte Lunte das Pulver berühren sollte, fuhr ein Schauer durch die ganze Versammlung. Das Zündpulver entzündete sich, aber es theilte das Feuer nicht der Ladung mit, und das Schlachtopfer hob das Haupt empor, um zu sehen, was geschehen wäre. Ein Hoffnungsstrahl drang in meine Seele, ich dachte, man würde die Sache nicht weiter gehen lassen und hätte sich entschlossen, diese Unglückliche zu schonen. Ich schwebte jedoch nicht lange in diesem Irrwahne. Man schüttete von neuem Zündpulver auf, und der Zündstock wurde wieder in die Höhe gehoben. Das Schlachtopfer hatte sein Haupt nochmal auf das Geschütz niedergelegt, und diesmal einen dumpfen Seufzer ausgestoßen. Im selben Augenblicke geschah der Knall und der Rauch entzog Alles meinen Blicken. Als er sich verzogen hatte, sah man die beiden Arme, geschwärzt und versengt, an den Pfosten herabhangen; in einiger Entfernung vor dem Geschütze lagen zerstreut ein Fuß, ein Bein und einige Lumpen des schwarzen Schleiers, der das Schlachtopfer bedeckt hatte, alles Uebrige war verschwunden. Beim Losbrechen des Knalles sah man zwei Frauen aus dem Portale des Harems hervoreilen; sie kamen die Arme loszumachen, versteckten sie unter ihre Schleier und gingen hastig in den Harem mit diesen schrecklichen Beweisen, daß der Urtheilsspruch in Vollzug gesetzt sei.

Die Soldaten von Tunquin.

Eine Frau, welche in Tunquin zum Tode verurtheilt war, ertrug ihre Strafe mit so viel Muth, daß die Soldaten, welche gegenwärtig waren, den Körper derselben aufzehrten, nicht aus Großprahlerei, wie es die Wilden aus Canada gethan hätten, sondern um sich den Muth zuzueignen, den sie so eben bei ihr bewundert hatten.

Asylrecht im Morgenlande.

Wenn zu Cairo in der Zeit, als die Mameluken daselbst herrschten, ein Mensch, verfolgt auf den Tod, um sich zu retten, das Thor, welches zum Harem führte, erreichen konnte und schrie: Unter dem Schutze der Frauen! dann erhielt er Gnade und blieb am Leben.

Et Lied vom Viez*).

(Et singt et 'n Handwerksmaan.)

De Viez, dat is â liewen Trank,
Hen eß mer liewer, als de Wein;
Wen'n emmer trenkt, de gevt net krank,
De werd ech emmer moyter sein.

De Viez, ich son et noch âmohl,
Hen es mer liewer, als de Wein,
Et zehlt mer Kanen de Fuderzohl,
Die 'weil cho von'm getronken sein.

De Wein, de kriggt an'm bei dem Kopp,
Mer eß 'sugleich besoff dervonn,
Mer gevt det Geld loß im Galopp,
Der Deiwel könnt' genug es honn.

De Schnapps och ka'm'r gestohlen genn,
He brennt de Sielsaak anem oof,
Ka Klas Beer kömmt mer in de Henn:
Mer gevt su domm droff, wie â Schoof.

Beim Viez, do eß et nett essu,
Mer trenkt â ganzen Amer aus,
Mer lermt onn raacht sein Peif derzu,
Onn giht doch noch ganz gut off Haus.

Fehr 18 Penningk kaaft mer sich
De Mooß vom allerbesten Viez,
He schlerbst errenn 'su süßerlich,
Wen dat nett waaß, das eß â Viez.

Wie schmeckt hen bei dem Schweinespeck,
Bei Flaasch, bei Kaapes onn bei Fesch?!
Mer köhmt onn köhmt net vou dem Fleck,
Hot mer de liewen Viez off'm Desch.

Mein Frah hott selwer ger den Trank,
Se giht recht oft mett ihrem Maan,
Se portzt dann mettmer off der Bank,
Onn macht dann Awelcher 'su klaan.

Onn gihtse Ohwends haam essu,
So packt se meich alt omm den Hals,
Onn eß 'su kickelich onn 'su fruh,
Onn eich, eich sein et ewenfalls.

Wehn ebbes giend de Viez hot, komm,
Eich schlon hen kreppelich onn lahm,
Folgt mer onn haavt de Weinberg omm,
Onn planzt mer lauter Aeppelbaam!

Laven.

*) Viez, Apfelwein, soll herkommen von Vice-Wein. — In diesem Liede wird man hier und da auf Zwischenlaute stoßen, z. B. auf einen Laut, der zwischen a und o schwebt. Da es dafür kein Zeichen gibt, so bittet man, das Mangelhafte in der Schrift beim Lesen durch den rechten Ton zu ersetzen.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 8. Juli. N° 3.

Trevis.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz N°. 112. und bei C. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Reste eines Römischen Gebäudes, der gewöhnlichen Annahme nach, des Constantinischen Pallastes.

Von J. H. Wyttenbach.

Quis rem tam veterem pro certo affirmet?
Livius.

Alle Kenner sind in Uebereinstimmung, daß die Römische Bauart, auch noch die spätere, eine stolz emporstrebende, mächtige und kühne gewesen sei.

Auch die Reste des Römischen Gebäudes, wovon ich hier spreche, bekräftigen jenen Ausspruch, und erinnern uns hier zuerst an eine vergangene Herrlichkeit.

Wir möchten die Kraft, den Geist, die leitenden Gesetze, die all dies ordneten, so wie den ursprünglichen architektonischen Zweck dieses alten Denkmals erspüren. Aber, wie der Alterthumskenner Hirt sehr wahr sagt*), weit ist der Rückweg in die Hütte des Baumeisters, und in das Lehmhaus des Ziegelstreichers, von denen der Faden dieser Anordnungen ausging.

Der nur noch übrige Theil dieses Alterthums bildete einst die westliche Fronte des Ganzen**). Gegen Nordosten sehen wir einen halbrunden Thurm, noch heut zu Tage Heidenthurm genannt, nach der Weise, wie man in der Volkssprache bei uns Römische Münzen Heidenköpfe nennt.

Die eigentliche Höhe des noch bestehenden Antiken beträgt von der Erde bis zum Gesimse der Attike 89 Fuß. Die Attike mit dem Gesimse 8 F.; mithin die ganze Höhe 97 F.***) Die Länge mit dem Thurme mißt 225 F. Alles ist blos von gebrannten Ziegelsteinen erbauet, welche die Länge und Breite von 15 Zoll, und die Dicke von 1¼ Z. haben. Die Ziegel sind mit eben so starken Mörtelsugen verbunden †).

Die früheren Oeffnungen der unteren Arkaden sind mit doppelten Bögen, und die der oberen mit drei Bögen von eben solchen Ziegelsteinen überwölbt. Auch der halbcirkelförmige Thurme hatte im ursprünglichen Zustande solche offene Arkaden. Alle wurden später zugemauert, und nur Fenster angebracht.

In dem kleinen viereckigen Thurme, der noch einzig besteht, befindet sich eine schmale, mit Ziegeln künstlich gearbeitete Wendeltreppe, die zur Höhe des Gebäudes führt: dergleichen werden wohl in den übrigen drei kleinen Thürmen des früheren Baues gewesen sein. Sie dienten, wie es scheint, zur innern Verbindung des untern Theiles mit dem obern des Gebäudes, und wieder des obern unter sich.

In dem halbrunden großen Thurme sehen

---

*) Amalthea, herausg. v. Böttiger. I. S. 208.

**) Schon in der Zeit der französischen Regierung wurde das ganze Gebäude zur Caserne verwandelt, und dient noch dazu.

Eine zweite Militair-Caserne ist gegenwärtig im ehemaligen Kloster zu St. Maximin, welches auch offenbar auf den Ruinen eines Römischen Prachtgebäudes erbaut ist, wie viele schon früher und noch in unsern Zeiten dort ausgegrabene mächtige Steine mit herrlichen Sculpturen, Bildsäulen, Jonische Säulenfragmente von parischem Marmor u. dgl. zeigen. Alte Sagen berichten, hier habe, zu der Römer Zeit, ein vorzüglich schöner Apollo-Tempel gestanden, nach dem Muster des Palatinischen zu Rom. Der vielkundige Archäolog, Alexander Wiltheim, theilt uns darüber in seinen noch handschriftlichen Werken, folgendes mit. Kaum waren, sagt er, 3 Jahrhunderte nach Constantin d. G. verflossen, als Dagobert I., der Franken König, zu dem damaligen Abt edes Klosters Maximin, Memilian genannt, sendete, um von ihm zu erfahren, wer des Klosters Stifter gewesen sei. Der Abt (heißt es ferner) habe sehr alte Urkunden (antiquissimas chartulas) vorgezeigt, welche den Kaiser Constantin als Schenker des berühmten Tempels zum christlichen Gebrauche bezeichnet hätten. — Dergleichen Urkunden von höchstem Alter sind nicht auf unsre Zeit gekommen. Schon im J. 1218 gingen diese altesten zu Grunde. Der Abt Bartholomäus, erzählt unser Verfasser der Maximinischen Annalen, veranstaltete in dem genannten Jahre eine neue Abschrift der Maximinischen Urkunden, und damals wurden gerade die ältesten, auf Papyrus geschriebenen, von den Abschreibern, weil man sie nicht mehr lesen konnte, bei Seite geworfen!! — —

Eine dritte Caserne ist in dem ehemaligen Agneten-Kloster eingerichtet, das ebenfalls auf Römischen Fundamenten, zu den Thermen gehörend, war erbaut worden.

***) Nach Quednow's Angabe.

†) Unter den bei den Römern gebräuchlichen Baustoffen finden wir entweder bloße Ziegelsteine, oder nur massive Bruchsteine, oder nur kleinere Bruchsteine, oder endlich kleinere Bruchsteine mit Ziegeln abwechselnd am nämlichen Gebäude. Das erste Baumaterial wurde schon in früherer Zeit von Orientalen, Griechen und Römern bei mancherlei öffentlichen Gebäuden gebraucht Es haben sich in unserer, an alten Erinnerungen reichen Stadt Muster von allen vier Arten erhalten.

(Vitruv. II. 8. Plin. Hist. Nat. XXXV. 13.)

wir eine 60 Fuß weite, und etwa 8 F. dicke, mit drei Bögen überwölbte herrliche Arkade von Ziegeln, durch ihre kolossale Construktion der Verwüstung Trotz bietend.

Die drei Pfeiler, vier kleinere Arkaden bildend, vor den großen Römischen Bögen, sind aus späterer, wahrscheinlich Fränkischer Zeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kokarde.

Es sind beinahe zwei Jahre, daß ich mich bei einem unsrer ausgezeichnetsten Generäle befand. Es war Abend, und obschon der Tag nicht zur Aufnahme von Gesellschaft bestimmt war, so waren doch mehrere Personen zum Besuche gekommen. Wir saßen vor dem Feuer, und sprachen ganz vertraulich mit einander, als man M. Louis Jacquot meldete. Ein junger äußerst gewandter Marine-Offizier trat herein. Seine sonderbaren Namen stachen so gegen die Anmuth und die Leichtigkeit seines Benehmens ab, die Art, wie der General und seine Gattin ihn aufnahmen, war so freundschaftlich, daß Aller Augen sich auf ihn wendeten.

In den ersten Augenblicken beschäftigte man sich mit dem Aeußern des M. Louis Jacquot, welches sehr einnehmend war. Er war ein schöner Jüngling von 22 Jahren. Seine Gesichtsfarbe war braun, wie man sie auf der See annimmt, sein Auge schwarz und groß, und sein Blick frei und offen, aber nicht weniger auffallend, als sein Aeußeres, war seine Toilette.

Obschon es schwer ist, in der Uniform eines Fähnrichs große Zierlichkeit zu entfalten, so saß doch die des M. Jacquot so nett, daß es unmöglich war, es nicht zu bemerken. Der junge Offizier mußte etwas Interessantes an sich haben, denn die Musterung, die man bei einer Person anstellt, die in einen Saal tritt, dauerte bei ihm länger, als es gewöhnlich der Fall ist, und durch einen sonderbaren Zufall fielen die Blicke aller Anwesenden auf einen Theil seines Anzugs, der gegen das Uebrige ganz und gar abstach. Wirklich war an dem Hute von schwarzem Filz, den M. Jacquot in seiner Hand hielt, eine alte und kleine Kokarde befestigt, welche sehr zerzaus't und schmutzig aussah.

Der General bemerkte es und machte auch ganz leise seine Gattin darauf aufmerksam. Diese antwortete ihm mit einem süßen Lächeln, und M. Jacquot, der diese Bewegung sah, wurde roth bis hinter die Ohren.

Es war weder die Röthe der Schaam, noch der Verwirrung, die das Gesicht des jungen Offiziers überzog, sondern eine Röthe, die durch eine bescheidene Verlegenheit entsteht. Als der General ihn so verlegen sah, reichte er ihm die Hand mit den Worten: »Du bist ein herzensguter Junge, Louis!« Die Gattin des Generals reichte ihm ebenfalls ihre Hand; der junge Mann drückte sie mit einem lebhaften Ausdrucke von Hochachtung und Zärtlichkeit.

Dieser kleine Auftritt hatte uns Alle lebhaft ergriffen, aber keine Seele dachte daran, Aufklärung zu fodern. Indessen hatte die Ankunft des jungen Mannes die Unterhaltung unterbrochen, und jeder schien verlegen, sie wieder anzuknüpfen, als ein alter Offizier, welcher den ganzen Abend geschwiegen hatte, sich plötzlich erhob und mit einer rauhen Stimme zum General sagte: »Ist das Euer Jacquot, General? und das da die wahre Kokarde?« Und ohne die Antwort zu erwarten, nahm er den Hut aus den Händen des jungen Mannes, und fing die Kokarde an aufmerksam zu betrachten. Man hätte glauben sollen, er wollte sie küssen; während er sie ansah, rollte ihm eine Thräne aus dem Auge auf seinen Schnurrbart.

Dieses neue Ereigniß endigte vollends die gespannte Neugierde eines Jeden, man erhob sich und untersuchte diese geheimnißvolle Kokarde. Mehrere Personen aus der Gesellschaft näherten sich dem Generale und baten sich eine Erklärung über das aus, was sie gesehen hatten.

»O, Das ist eine sehr einfache Geschichte,« sagte er. — »Das ist eine herrliche Geschichte!« rief der alte Offizier; wenn die Frau Generalin sie diesen Herren und Damen erzählen wollte, ich bin überzeugt, sie werden noch mehr als Eine Thräne weinen.«

Man drang in die Frau vom Hause, ihr Gatte willigte ein, der junge Offizier war damit zufrieden, der Gegenstand des Gespräches zu werden. Die Erzählung lautete so:

„Als Napoleon und Alexander einst eine Zusammenkunft hielten, wollte der erstere von diesen beiden Kaisern dem andern seine Truppen zeigen, und stellte deswegen eine große Heerschau an. Mit freundlicher Miene ritt Napoleon durch die Reihen seiner alten Garde, als er auf einmal vor einem Grenadier anhielt, der im Gesichte eine Narbe hatte, die von der Stirne bis herab in die Mitte des Backens ging. Er betrachtete ihn einen Augenblick mit Stolz und zeigte ihn mit dem Finger dem Kaiser Alexander.

— „Was denken Eure Majestät, sagte er zu ihm, von Soldaten, die solchen Wunden widerstehen können?

„ — Was denken Eure Majestät von Soldaten, die sie gemacht haben? antwortete Alexander in glücklicher Geistesgegenwart.

„ — Die sind todt! . . . . sagte der alte Grenadier mit einer ernsten Stimme, indem er sich mit diesem bedeutungsvollen Ausdrucke in die Unterhaltung der beiden mächtigsten Monarchen der Welt mischte.

„Alexander, dessen Frage Napoleon in Verlegenheit gesetzt hatte, wandte sich hierauf an ihn und sagte ihm mit seiner angebornen Freundlichkeit: „Sire, Sie tragen überall den Sieg davon.

„ — Das verdanke ich meiner Garde,“ antwortete Napoleon, indem er seinen Grenadieren ein Zeichen des Dankes machte.

„Einige Tage nach dieser Heerschau, wandelte Napoleon zwischen den Zelten seiner Garde. Wie er so ging, dachte er vielleicht an den alten Grenadier, der ihn aus der Verlegenheit gezogen hatte. Da sah er ihn auf einem Steine sitzen, die Beine kreuzwegs übereinander geschlagen. Auf seinem Fuße tänzelte ein kleiner Junge von 1 oder höchstens 2 Jahren. Der Kaiser blieb vor ihm stehen. Aber der alte Kriegsmann hob sich nicht auf von seinem Sitze, er sagte ihm blos:

„ — Um Verzeihung, mein Kaiser, wenn ich aufstehe, so schreit mir da die kleine Meerkatze, und das möchte Ihnen wohl nicht angenehm sein.

„ — Das mag wahr sein! sagte Napoleon. Du nennst ihn Jacques, ist's nicht so?

„ — Ja, mein Kaiser, Jacques; so nennt man den kleinen Jacquot.

„ — Ist das dein Bube?

„ — Nein, mein Kaiser; seine Mutter war eine brave Marketenderin. Vor zwei Monaten gab ihr ein Schurke von Uhlane einen Säbelhieb auf den Nacken, während sie einem armen Schelm, ihrem Manne, dem eben eine Kanonenkugel ein Bein weggerissen hatte, den letzten Schluck Brandwein eingießen wollte. Nicht lange darauf, so starb sie und das Kind war elternlos.

„— Und du hast dich als Vater des Kindes hingestellt?

„— Ich und meine Kameraden. Wir fanden es in dem Sacke seiner Mutter, erbärmlich schreiend und den Magen so leer, wie die Tasche eines Bettelmanns. Der Alte, der noch ein Bischen athmete, erzählte uns, wie seine Mutter in dem Dienste Ew. Majestät getödtet worden wäre. Da nahmen wir uns alle des Kleinen an, und weil ich es war, der das Kind zuerst bemerkt hatte, hat man mich ausgewählt, für sein Fortkommen zu sorgen.

„Napoleon betrachtete eine Weile den Grenadier, der fortfuhr dem kleinen Jacquot auf seinem Fuße Lection im Reiten zu geben, dann sagte er zu ihm:

„— Ich bin in deiner Schuld, Jacques.

„— In meiner Schuld, mein Kaiser? Sie haben mir das Kreuz für diese Schmarre gegeben, ich bin in der Ihrigen.

„— Ich meine für das, antwortete Napoleon, was du dem Kaiser Alexander gesagt hast.

„— Ich habe doch dem Kaiser keine Sottise gesagt, hat er sich vielleicht zufällig bei meinen Obern über mich beschwert?

„— Nein, gewiß nicht, sagte Napoleon, ich will dich im Gegentheile belohnen. Laß sehen, was du begehrst!

„— Meiner Treue, antwortete Jacques, ich habe nichts nöthig, aber wenn Sie mir doch einmal gut sein wollen, so geben sie diesem Kleinen etwas; das wird ihm Glück bringen.

„— Mit Vergnügen, sagte der Kaiser."

„Jacques erhob sich nun, nahm das Knäbchen auf seinen Arm, und trat nahe hinzu, während Napoleon in seinen Taschen nach einem Gegenstand suchte, den er dem kleinen Würmchen geben konnte. Er fand da nur einige Goldstücke, die er hastig wieder einsteckte, denn es war nicht seine Gewohnheit, durch Geld sich das Herz seiner Soldaten zu gewinnen. Er suchte von Neuem, und fand nichts, als Papier. Am Ende wußte er nicht mehr, was er beginnen sollte, als er in einer Ecke seiner Weste seine Tabacksdose fand, die reichte er dem kleinen Jacquot hin.

„Jacques fing bei dem Anblick der Dose an zu lachen, und sagte: „Dieser Unverstand! Einem Kinde, das noch nicht einmal raucht, eine Tabacksdose zu geben!"

„Der Kaiser wollte eben antworten, als er fühlte, daß man auf seinem Hute herum tastete. Wirklich war das Kind, das der Grenadier auf seinem Arme trug, mit seinem Händchen unvermerkt an des Kaisers Kokarde gekommen und spielte daran.

„— Halt fest, mein Kaiser, sagte der Grenadier, die kleine Katze ist pfiffiger, als wir beide, sie macht's, wie Sie, nimmt, was ihr ansteht.

„— Ei, Ei, sagte Napoleon, sie soll sich in Acht nehmen. Zu gleicher Zeit nahm er die Kokarde vom Hute, reichte sie dem Kinde, welches Jacques auf seinen Armen herumtänzeln ließ, indem er zu ihm sagte: Wohlan, mein Püppchen, zeig' auch schön dem Kaiser, daß du sprechen kannst." Das Kind lächelte, und patschte in seine Händchen, und stammelte freundlich: Taiser sonn neben! . . .

„Von der Zeit an machte Jacques viele Reisen. Er kam nach Paris zurück, ging nach Madrid, nach Wien, sah Moskau, und begleitete Napoleon auf die Insel Elba. Der kleine Jacquot machte alle diese Züge mit. Bald hielt er auf seinen kleinen Füßchen gleichen Schritt mit den Grenadieren der Garde, bald lud man ihn auf einen Bagagewagen, zuweilen ritt er auf dem Sacke des alten Murrkopfs. Er hatte sein Säbelchen, seine Polnische Mütze, die er schon auf ein Ohr setzte, und er pfiff sein Stückchen, wie eine Nachtigall. Und Jacques, welcher den Kaiser liebte und ehrte, wie man seine Mutter und sein Vaterland liebt, hatte Jacquot auf dieselbe Weise ihn lieben und ehren gelehrt.

„Indessen war der Grenadier sehr verlegen mit der Weise, wie er dem Kinde die Kokarde anbringen könnte. Es kam ihm der Gedanke, sie in eine Denkmünze einzuschließen, die er an den Hals des Kleinen hing, indem er ihm sagte: Paß' auf, Jacquot, du sollst täglich bei diesem Heiligthume beten, oder du darfst deine Suppe nicht mehr blasen, wenn sie auch noch so warm ist.

„Das, was ihm anbefohlen war, geschah denn auch, und jeden Tag, während acht Jahren, kniete sich das Kind vor die Kokarde nieder, und betete für seinen Vater Jacques und für den Kaiser.

„Diese Zeit, die acht Jahre nämlich, reichten hin, Frankreich auf die höchste Höhe seines Ruhmes und seiner Macht zu bringen und es auch wieder zu stürzen. Napoleon wurde nach St. Helena verbannt, und die Armee entlassen. Der arme Jacques bekam seinen Abschied, wie die Andern, mit seinen Narben, seinem Kreuze, und seinem armen kleinen Jacquot. Louis, welcher damals 9 Jahre alt war, und welcher anfing, das Unglück mit zu empfinden, hat mir oft genug erzählt, wie der Anblick seines armen alten Vaters ihm am meisten zu Herzen ging, der Anblick seines armen alten Vaters, welcher einige Monate Märsche von 15—20 Stunden täglich machte, das Gewehr, die Patrontasche und den Sack auf dem Rücken, und nun eines Tages, nur wenige Stunden von dem Ziele seiner Reise entfernt, beinahe sterbend vor Müdigkeit und Elend zusammensank. Von da an trug er nur mehr ein Päckchen Wäsche und einen elenden Stock, worauf er sich stützte. Er wurde jeden Tag schwächer und schwächer, oft brachten beide die Nacht in einem ärmlichen Stalle zu. Jacquot sammelte das Stroh, was die Pferdeknechte nachschleppten, um den alten Grenadier damit zu bedecken. Das arme Kind bewachte ihn treulich jede Nacht, und gab ihm mitleidig die Hälfte von dem Brode, das er von den gütigen Wirthen bekam. Aber am Ende war die Schwäche des alten Jacques so groß, daß er gezwungen war, einzukehren in eine verlassene Hütte, wo der arme Krieger, vom Schmerze besiegt, gegen seinen Willen, diese Worte fallen ließ: „Jacquotchen, ein Bischen Brandwein, sonst sterbe ich!" Das arme Kind fing an, aus allen Kräften zu weinen; ging dann und setzte sich auf den Rand des Weges und versuchte zu betteln, — aber es bekam Nichts. Der Knabe wurde ganz trostlos und gerieth in eine Art von Verzweiflung, als er auf einmal auf einen Gedanken fiel, den ihm, wie es scheint, sein Unglück eingab. Er kniete sich nieder, zog seine Denkmünze aus dem Busen, und fing an unter Schluchzen laut zu rufen: „O mein Gott! mein Gott! gib mir ein Bischen Brandwein für meinen Vater Jacques!"

„Während das Kind so sprach, nahete sich ihm ein Herr; er fragte es um die Ursache seiner Traurigkeit. Mitten unter Thränen und Schluchzen erzählte es ihm seine Geschichte und schloß sie mit den Worten: „Vater Jacques hat mir verboten, mich von dieser Kokarde zu trennen; er sagte mir, daß sie mich beschützen würde, daß sie mein einziges Gut wäre, und

ich sollte mir eher einen Arm abhauen lassen, als sie verlieren. Doch wenn du mir einen Sou dafür bezahlen willst, so gebe ich sie dir, weil ich dann Brandwein für den Vater kaufen kann."

Der Fremde, erweicht, antwortete dem Kinde: „Führe mich doch zu deinem Vater Jacques: und dieser Mann . . . ."

„— Dieser wohlthätige Mann, rief der junge Marine-Offizier, die Frau Generalin unterbrechend, dieser wohlthätige Mann nahm mich in seine Arme, mich, den armen Bettelknaben; Jacques ließ er auf sein Schloß bringen, er schenkte ihn dem Leben wieder und besorgte ihm ein Unterkommen. Mich, den Elternlosen, ließ er erziehen, wie seinen eig'nen Sohn; und jeden Tag überhäufte er mich mit neuen Wohlthaten.

Und der junge Seemann fing während dieser Worte an zu weinen; und weil der General und seine Gattin ihn so freundlich an der Hand faßten, rollten Thränen über des Jünglings blühende Wangen, und der General rief aus: „Du hast deine Geschichte nicht vollendet, Louis, du vergißt zu sagen, daß ich dir versprach, die Kokarde an dem Tage wieder zu geben, wo du zurückkämest mit einer Epaulette auf der Schulter, die du im Kampf für's Vaterland gewannst. Und Sie sehen, die Kokarde ist auf seinem Hute; denn Louis war bei der Einnahme von Algier, und sein Kapitain schickte ihn mir als Fähnrich zurück."

Bei diesen Worten umarmte der brave General seinen angenommenen Sohn. Wir alle waren tief gerührt.

Und der alte Offizier, sich die Augen und den Schnurrbart trocknend, murmelte: „Ich habe es Euch ja gesagt, Ihr würdet noch Alle weinen."

Das Traumbild,

Novelle von Ph. Laven.

(Fortsetzung.)

Es schien ihr, als stiegen auf goldener Himmelsleiter die Töne, wie tröstende Genien, hernieder, kämen zu ihr hin und sprächen: Fürchte dich nicht, Linda, vor dem Manne, entblöße dein Gesicht, sieh, wie er freundlich ist! — Ach, woher sollte dem armen Erdenmenschen anders Trost werden, als von oben her, hier unten ist ja doch Alles so frostig! — Der Fremde stand vor Linda; sie athmeten kaum. Als er die beiden Hände, wie zwei Lilien, aus dem schwarzen Schleier hervorblühen, als er die gold'nen Locken darüber hangen, als er die blitzenden Demanten, in Form eines kleinen Kreuzchens, an der Rechten lächeln sah: da wartete er sechs Pulsschläge lang, bis er sich gesammelt hatte, und sprach dann beklommen: „Meine Gegenwart, gnädige Dame, hat Sie überrascht; auch kann es Ihnen nur unangenehm sein, wenn ich länger bleibe; ich gehe, aber vorerst muß ich noch um Entschuldigung bitten, daß Sie mich zu dieser Stunde in Ihrem kleinen Tempel treffen. Werden Sie mich auch gerne anhören? — Linda schwieg, die Thurmharfe sprach wieder. Von ihr und der freundlichen Anrede des Ungekannten wurden auch die letzten kalten Hauche der Ueberraschung aus Linda's erwärmtem Herzen verweht, sie ließ den Schleier sinken und ein Jüngling stand vor ihr mit feurigschwarzem Auge, mit erhabener Stirne, mit dem blassen vornehmen Antlitz, das sie ja schon so oft, wenn auch nicht wachend, wie jetzt, gesehen hatte. Wie schimmerte jetzt ihre blasse Wange in dem hellen Kerzenscheine, welche Schwingungen durchbebten ihr Inneres, wie strahlte ihr himmlischer Mund! Die Seelen der Beiden begrüßten sich, wie Gespielinnen, aber die Körper standen kalt und fremd nebeneinander. „Sie werden mir diese Betäubung, die ich Ihnen bereitet, gnädiges Fräulein, nie verzeihen; so gehe ich denn und trage ewig die Schuld!" — so sprach er. Sie aber blickte ihn mit großem Auge an und machte ein Zeichen, daß er ihr folgen möge. Linda schwieg absichtlich. Sie sprach nie in der Kirche; selbst ihr Gebet war nur Meditation, Worte, ausgesprochene Worte, schienen ihr zu körperlich für den ewigen Geist, dem unsere höchsten Gedanken gelten sollen. Gebetbücher betrachtete sie nur als Schwungfedern der Seele in ihrem Emporschweben zur unendlichen Liebe. Keines war ihr erhaben, keines kurz genug. Aber Linda, es gibt auch wenig Seelen, die so schwellend bewegt werden vom Gedanken der ewigen Liebe, wie du!

Schon umfächelte der warme Frühlingswind mit sanftem Fittig den Jüngling und die Jungfrau. „In der Kirche, spreche ich nie, der Laut erstirbt mir auf der Lippe", fing Linda an, als sie draußen waren, und sie schaute hinauf nach dem blauen Frühlingshimmel und dem goldenen Monde und es war ihr so wohl und sie dachte ihres Traumes. „Aber wie kamen Sie hieher zu dieser Stunde?" — fuhr sie mit festem Tone fort. Da glitt ein leiser Schatten der Verlegenheit über des Jünglings Wangen, was seinem männlich-schönen Gesichte so wohl ließ; Linda bemerkt es nicht, weil sie jetzt zusammen unter dem Dache des großen Nußbaumes standen vorne am Weiher. Zwei lange Menschenschatten, hervorgebracht durch den Kerzenglanz aus der Kapelle, deren Pforte die Beiden gegenüber standen, begegneten sich mitten auf den kräuselnden Wellen. Linda sah's, der verwirrte Jüngling nicht, er sprach: „Ich ritt am Garten vorbei. Als ich am Gitterthore war, fiel mir zwischen den grünen Bäumen das erleuchtete Gotteshaus ins Auge. Ich hielt an, tausend Vermuthungen erfaßten mich. In demselben Augenblicke spornte ich wie unwillkührlich meinen Rappen und setzte über die niedere Hecke hinweg, die mich von dem Garten trennte. Ich band mein Pferd an, ging zur Kapelle und Sie fanden mich. Sie, Fräulein, sind der einzige Zeuge meiner That, und von Ihnen allein hoffe ich meine Strafe." Der Jüngling war zu edel, um die Wahrheit nicht ganz zu sagen, und Linda zu glücklich, um ihm zu zürnen. Während er sprach, ließ sie sich auf den nahen Gartenstuhl nieder und hing, wie ein Marmorbild, unbeweglich, an den dunkeln Umrissen des nächtlichen Gastes, der vor ihr stand. Wachte sie, oder träumte sie fort? Aber sie sah ja nicht ihren erblichenen Vater an des Jünglings Seite.

(Fortsetzung folgt.)

Post in England.

Ein Englisches Journal berichtet, daß in der letzten Woche des Juli 100,000 Briefe auf dem General-Postamte zu London expedirt wurden und daß das Bureau von Two-penny an einem Tage 40,000 davon erhalten hat. Diejenigen Briefe, welche, weil sie falsche Adressen hatten, nicht abgeliefert werden konnten, betrugen während drei und ein halb Jahren, wo der Herzog von Richmond die Post verwaltete, an Porto über 4,250,000 Fr.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 12. Juli. №. 4.

TREVIRIS.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz №. 112. und bei E. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Reste eines Römischen Gebäudes, der gewöhnlichen Annahme nach, des Constantinischen Pallastes.

von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts war, nach dem gleichzeitigen Alexander Wiltheim*), die Höhe dieses alten Monuments noch 114, und die Dicke des Gemäuers 10 Fuß. Er sah noch die große vierseitige Masse, deren östliche und westliche Seite die längsten waren, unten und oben mit neun offenen Arkaden, und welche Seiten gegen Nordosten und Südwesten in die Form mächtiger Halbcirkel ausliefen. Es standen noch auf den vier Seiten die vier kleinen Thürme, die auch auf einer topographischen Charte von Trier (aus dem 17. Jahrhundert) noch erscheinen. Diese, wie das ganze Gebäude früher unbedeckt, hatten Verbindungen unter sich. Zwischen denselben, oben rings um das Gebäude, boten sich in der ältern Zeit offene Spaziergänge dar **). An vielen Stellen sah Wiltheim in der Mauer noch Aushölungen bezeichnet, wo sehr große Bildsäulen vordem ihre Plätze gehabt hatten.

Es scheint gewiß zu sein, daß die beiden größeren parallelen Seiten des länglichen Gebäudes, die östliche und westliche, ursprünglich eine, wenigstens um die Hälfte kleinern Raum (Hof, atrium) zwischen sich hatten, als es jezt der Fall ist, und daß nicht nur der noch bestehende antike Theil in einen Halbcirkel ausging, sondern auch der entgegengesetzte eine solche Form gehabt habe *).

Von Wiltheim erfahren wir noch ferner:

Unter dem Churfürsten Philipp Christoph, der den größten Theil des alten Gebäudes im Jahr 1625 habe abbrechen lassen, sei Manches entdeckt worden. Auf dem freien Platze zwischen der östlichen und westlichen Seite habe sich ein von verschiedenen Marmorstücken eingelegter Mosaikboden gezeigt. Mehr östlich sei ein gewölbter Kanal, etwa 30 Fuß lang, in der Tiefe zum Vorschein gekommen, auch habe man Spuren von einer Wasserleitung und gemauerten Schleusen **) gefunden, die von da höchst wahrscheinlich in die Bäder führten.

Im nördlichen Theile habe sich eine Cisterne (compluvium) von einer merkwürdigen Construction geöffnet, an welcher die Steine von 1½ Schuh im Durchmesser, sehr nett in der Runde, unter sich bis zur Tiefe verbunden waren. Ein Gewölbe, mit vieler Asche angefüllt, stieß an den großen halbcirkelförmigen Thurm, und eine unterirdische Mauer trennte diesen Theil von dem übrigen kolossalen Gebäude. Nach der Durchbrechung dieser Mauer kam man in ein unterirdisches Gemach von verschiedenen Abtheilungen. Gegen Südwesten wurden andere große Baureste, auch in der Form eines Halbcirkels, zerstört, welche gleichfalls von Ziegeln, wie das übrige Ganze, erbaut waren.

Der ein Jahrhundert ältere Enen hat in seiner

*) Dieser ausgezeichnete Jesuit (geb. 1604, und gest. nach 1682), der Verfasser des gedruckten Commentars über das Diptychon Leodiense, und der noch handschriftlichen Annales S. Maximini, hatte sich schon fast 50 Jahre lang mit historischen Forschungen beschäftigt, als er endlich ein noch größeres Werk unternahm, sein noch handschriftliches Luxemburgum Romanum. Auch die Römische Geschichte unsrer Stadt nimmt einen sehr bedeutenden Theil dieses Werkes ein, das, ohne die alten Inschriften, an 320 Abbildungen von größtentheils nicht bekannten und größtentheils jezt verschwundenen Antiken enthält. Ihm zur Seite stand sein Bruder Wilhelm, ebenfalls Jesuit, auch thätig und kenntnißreich. Von ihm besitzen wir noch handschriftlich Historiae Luxemburgensis antiquar. disquisitiones mit vielen Abbildungen, und im steten Bezug auf Trier. Nach einer Note am Ende der Handschrift war sie im J. 1630 vollendet.

**) Xysti s. hypaethrae ambulationes nach Vitruv. VI. 10., welche Stelle De Bioul übersezt: des allées découvertes pour se promener.

*) Wiltheim erzählt uns, daß zu seiner Zeit, als Zerstörungen an diesem alten Gebäude gemacht wurden, mehrere Ziegel mit Inschriften seien gefunden worden, die er aber weiter nicht bezeichnet. Er berichtet uns nur, daß ein gewisser Johann Lindin von einem Ziegel mit folgender Inschrift gesprochen habe: IVSTINIANI CON. IV. TR. X. Der erfahrne Wiltheim enthält sich aller Erklärung, da es ihm, wie er sagt, nicht gewiß sei, ob der Antiquitäten-Liebhaber auch richtig gelesen habe. — Dieser Lindin, dem Wiltheim nicht viel zutraut, scheint zu der Klasse der gewöhnlichen Liebhaber von dergleichen Dingen gehört zu haben, denen die Wissenschaft zu tief, die Kunst zu hoch, das Bemühen um beide zu schwere Arbeit ist.

**) Scructiles cloacae nach Vitruv. (V. 9.), wo er von der Anlegung der Säulen und Spaziergänge hinter der Scene des Theaters spricht.

schlichten Manier nur folgendes über diesen Bau uns hinterlassen: Man sicht auch in der stat ein wunderlich groß langk und weytt gebüwe, ein Palast höch mauren mit grossen durchsichtigen fensteren mit hartten gebachen steinen gemacht wunderlich starckeit, und ist derselb Palast ytz ein wonung des Ertzbischoff zu Trier. Inn demselben bauwe seynt etliche löcher und schwere gefencknis unden der erden do man die misstettigen dy dem Bischof von der stat gelyveret werden zu richten inbehalten — und ist derselb Palast (alls man sagt) vor zitten eins königs wonung gewesen, und das gebeuwe bey sant Barbaren auch *).

Nach der Römischen Zeit ist dieses Gebäude, wie auch die Römische Getreidehalle (**Horreum**) **), einer der Königshöfe (**Palatium**, Pfalz) der Franken geworden, und der Königshof wurde im Laufe des Mittelalters der Hof des Erzbischofs; doch erst nach der Zeit Poppo's, da wir aus dessen Lebensbeschreibung ***) schließen können, daß diese Wohnung sich bei der Domkirche damals noch befand; obgleich das alte Gebäude, welches zu eben dieser Zeit als Castell diente, in die Gewalt Poppo's kam †). Von dieser Zeit an scheinen die Erzbischöfe sich im Besitze dieses alten Gebäudes festgehalten zu haben, obgleich es vorerst noch nicht als eigentliche Wohnung derselben diente. Bei Gelegenheit der schrecklichen Judenverfolgung im Beginnen der Kreuzzüge (1096) wird erzählt, daß ein Theil dieser hart Bedrängten, um Schutz zu suchen, in den Pallast, der die Freistätte der Trierer genannt wird, geflüchtet sey, wo sich gerade der Erzbischof Egilbert aufgehalten habe ††): also war damals hier noch keine beständige erzbischöfliche Wohnung. Unter den deutschen Königen und Kaisern haben früher die Grafen †††), und später

*) In dem früher angef. Werke.

**) An der Stelle, wo bis auf unsere Tage das St. Irminen-Kloster war, und jetzt das Bürger-Hospital ist.

***) **Gesta Trev. c. 56.**

†) Die **Gesta Trev.** erzählen uns c. 46.: Adalbero, Probst von St. Paulin, ein mächtiger Herr, Bruder der Kaiserinn Cunigunde aus dem Luxemburgischen Hause, strebte nach dem Tode Luidolfs mit Gewalt nach dem erzbischöflichen Stuhle zu Trier im J. 1008. Der Kaiser Heinrich II. übergab aber die bischöfliche Würde dem Megingaud, und überging seinen Schwager, (den Ditmar in seiner Chronik einen unreifen Jüngling nannte). Adalbero besetzte hierauf mit seinen Vasallen das **Palatium**, dem Kaiser trotzend. Dieser rückt mit einem Heere nach Trier, und belagert beinahe fünf Monate lang vergebens das feste Gebäude. In der Erzählung sind einige Ausdrücke zu bemerken, nämlich: **palatium** und **arces**, zwischen welchen der Verfasser einen Unterschied macht. Damals standen aber noch vollständig die zwei halbrunden Eckthürme des alten Gebäudes, und dienten als Vertheidigungsthürme. Die Stadt litt bei diesen kriegerischen Tumulten ausserordentlich. Manches Herrliche ging auch jetzt wieder zu Grunde. Der fromme Kaiser schenkte nachher, um den Schaden, welcher der Stadt geschehen war, zu vergüten, der Domkirche zum h. Petrus eine aus Gold und Silber verfertigte, mit kostbaren Steinen gezierte große Tafel! Nach dem Tode Megingaud's wurde durch Kaiser Heinrich im J. 1016 Poppo zum Erzbischof erhoben — und der endlich reuige Adalbero legte seinen Uebermuth ab, übergab an Poppo das **Palatium** mit seinen andern Castellen, und lebte fortan ruhig als Probst von St. Paulin.

††) **Gesta Trev. c. 66.**

†††) Sie kommen unter verschiedenen Benennungen vor: **Palatii custodes, Burggravii, Praepositi palatii, Vicedomini, Primores Trevirorum, Advocati Trevirensis ecclesiae.**

ihre Stellvertreter hier ihre Sitze gehabt, bis endlich dem Erzbischofe Johann I. im J. 1197 von Heinrich, dem Pfalzgrafen am Rhein, und kaiserlichen Obervogte oder Advokaten der Trier'schen Kirche, mit Genehmigung des Kaisers und in Gegenwart der geistlichen und weltlichen Großen des Landes, die bisherigen Vogteirechte gegen eine gewisse Summe Geldes feierlich übertragen wurden. Somit erhielt der Erzbischof mit dem legitimen Besitze des Pallastes auch das sogenannte Hochgericht über die Stadt. Von dem nemlichen Johann I. wird erzählt, daß er ganz in der Nähe des Pallastes eine bischöfliche Wohnung habe erbauen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Erläuterungen über das Leben und Wirken unsers berühmten Gelehrten, Weihbischofs von Hontheim,

mitgetheilt nach Original-Handschriften *) in verschiedenen Abtheilungen

von J. H. Wyttenbach.

Erste Abtheilung.

Biographische Fragen und Beantwortungen über den Weihbischof von Hontheim **).

1) Wer waren seine Eltern?

A. Herr Weihbischof von Hontheim ward zu Trier den 27. Januar 1701 geboren, und stammte aus einer Familie, welche seit mehreren Jahrhunderten als Trierische Patricier geachtet, und längst in den Adelstand erhoben worden ist. Dessen Vater bekleidete das Amt eines landschaftlichen General-Einnehmers, Ober-erzstiftlich weltlichen Standes, war zugleich Hochgerichts-Schöffen und Stadtrath, und auch mehrere Male Bürgermeister. Seine Mutter war eine geborne von Anethan.

2) Wie seine Erziehung und frühere Studien?

A. Von erster Jugend ließ er hoffnungsvolle Aussichten von sich blicken, er übertraf sämmtlich seine Mitschüler und erhielt alle erste Preise. Dessen sittlicher Character war dergestalt unbescholten, daß die Erjesuiten selbst, als sie in Betreff des nachher von ihm gefertigten **Febronius** eine Anzeige nach Rom zu entwerfen hatten, ihm das Zeugniß beilegen mußten, **quod habuerit mores a puero intactos.**

3) Welche waren seine Lieblingsstudien auf den hohen Schulen?

A. Nach zurückgelegten niederen Klassen und philosophischen Studien, welche er nach damaliger Sitte und Unterweisungsart vollbracht hatte, widmete er sich auf der hohen Schule zu Trier den Rechtswissenschaften, nach deren Vollendung er mit seinem ältern Bruder,

*) In der Leipz. Encyclop. Th. 10. 2te Sektion, 1833 ist die biographische Darstellung Hontheims von mir versucht worden. Ich konnte aber an diesem Orte manche Punkte nur in ihren Resultaten berühren, und mußte mich begnügen, weitere Aufklärungen für eine andere Gelegenheit aufzusparen. Die Treviris bietet diese Gelegenheit dar, um die Schicksale eines Mannes näher kennen zu lernen, der stets eine der edelsten Zierden seiner Vaterstadt genannt werden wird.

Die Original-Handschriften, woraus die verschiedenen Abtheilungen der Erläuterungen geschöpft worden, sind mir, für die hiesige Bibliothek, aus der Hinterlassenschaft eines vieljährigen Freundes von Hontheim, (von Krufft zu Wien) glücklicher Weise zugekommen.

**) Ein auswärtiger Gelehrte scheint die Fragen an einen wohlunterrichteten Trierer gestellt zu haben. Beide sind nicht genannt. Die Antworten enthalten eine kurze Biographie Hontheims.

Wolfgang von Hontheim, die Universitäten Löwen und Leiden einige Jahre besuchte, und solchemnach zu Trier im Jahre 1724 nach vorher überstandenem Tentamen und examen rigorosum, auch von ihm selbst gefertigter Dissertatio de jurisprudentia naturali et summo imperio mit gedachtem seinem Bruder den Doctor-Hut erhielt.

4) Wie kam er in den geistlichen Stand?

A. Sein außerordentlich erbaulicher Wandel, seine ungemein große Wißbegierde, und daher entstandener Hang zur stillern Lebensart stimmten ihn von erster Jugend zum geistlichen Stande, welchen dann auch eine im Jahr 1713 von seinem Vetter Canon. von Anethan im Stift St. Simeon binnen Trier erhaltene Pfründe mag vermehret haben.

5) Was trug zu der Richtung der Denkungsart bei, die man nachher an ihm bewunderte?

A. Die Richtung seiner ganzen Denkungsart zweckte dahin, sich der Kirche, welcher er sich gewidmet, und dem Vaterland nützlich zu machen. Um Ersteres desto sicherer zu erreichen, trat er nach erhaltener Doctorwürde eine Reise nach Rom an, machte sich mit der Curialpraxi bekannt, und sah zugleich die auf Religion sowohl als Sitten und Vermögensumstände der Ausländer wirkenden sehr verderblichen Mißbräuche ein, welche er nachher als Bischof in seinem herausgegebenen Febronio gerüget, gleichwohl in der alleinigen Absicht mit Beibehaltung der tiefsten Unterwerfung gegen das sichtbare Oberhaupt der Kirche, und Anerkennung des von Gott selbst ihm zugetheilten Primat, die Abstellung oder Minderung erwähnter Mißbräuche zu erwirken, hiedurch zugleich die Vereinigung unserer Glaubensgegner und irrender Brüder zu Stande zu bringen. Um seinem geliebten Vaterlande sich nützlich zu machen, bestrebte er sich alsobald nach seiner Rückkunft aus Welschland, mehrere Jahre hindurch mit sehr großen, aus eigenen Mitteln aufgewandten Kosten, alle Archival-Urkunden, so viel er deren habhaft werden konnte, zu sammeln, welche er hernach nach dem Zeitalter eingetheilet, mit gelehrten Noten und auf jedes Jahrhundert passenden Dissertationen illustrirt, und in drei Foliobänden unter dem Titel Historia Trevirensis diplomatica im Jahr 1750 herauszugeben, welchen im Jahre 1757 annoch 2 Bände, unter dem Titel Prodromus historiae Trevirensis nachgefolgt sind. Die übrigen Manuscripte aber in großer Menge, sammt einem beträchtlichen Schatz der raresten Werke, hat er hiesiger öffentlichen Bibliothek zum unvergeßlichen Andenken zugeeignet. So hatte er auch unter Kurfürsten Franz Georg die neue Auflage und Verbesserung des Trierischen Breviariums, und unter Johann Philipp eine ähnliche der Trierischen Agende oder Rituale besorgt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Traumbild,

Novelle von Ph. Laven.

(Fortsetzung.)

Auch hörte sie deutlich das Wehen der Aeolsharfe und der Nußbaumblätter über sich. Die Nachtkerze der Welt, der Mond, flimmerte hell über Weiher und Pappel, in dem Kirchlein brannten die weißen Kerzen des Altars, um sie her lebte der Odem des Lenzes in jedem Blumenblättchen und zwischen allen diesen Wonnelauten sprach er, der Friedensbote, mit lebendigem Hauche.— Der Sprung über die Hecke war gefährlich,« sagte sie zerstreut, denn ihr Geist wandelte in andern Gedankenlabyrinthen. »Sorgen Sie, daß der Rappe Sie eben so glücklich zurückträgt,« sprach sie mit etwas weicherem Tone. In demselben Augenblicke schnaubte das Roß hinter der Kapelle. Der Jüngling sagte verbeugend: »Mein Rappe ruft, die Nachtluft wird frisch, es wird gut sein, wenn ich gehe«. Und er ging, Linda hatte sich erhoben, sie stand da, wie eine angewurzelte Daphne, und sah ihm nach, sah ihn schwinden um die Ecke. Der Gedanke, siehst du ihn wohl wieder, erfaßte sie erschütternd. Als sie allein war, schien der Frühling ihr so öde! Sie dachte bei sich: Verlieren wir uns nicht Alle so, wie wandelnde Schatten, endlich in der Finsterniß der Nacht? Doch Muth! über den flimmernden Sternen wohnt die Hoffnung, dachte sie wieder.— Froh wieherte jetzt das Roß hinter der Kapelle seinen Reiter an, er schwang sich auf. Linda horchte mit ganzer Seele, bis auch die fernsten Hufschläge verhallten. Aber der Klang seiner Stimme war noch nicht in ihrem Herzen verhallt; voll hoher Gedanken an Gott, an ihren Vater, an den Jüngling ging sie zur Kapelle, um hier in stiller Einsamkeit für all die Lieben, die ihr Herz theilten, zu beten. Keine Seele auf der weiten Erde war jetzt glücklicher, als die Seele Linda's.

3.

Auf dem einfachen Altare standen brennend vier weiße Wachsstäbe und ihre Flammen schimmerten, wie vier Sterne, durch die schweigenden Hallen des Kirchleins. Oben kniete die einsame Beterinn. Hatte die Feier der Frühlingsnacht mit ihrem Düften und Blumen, hatte die flüchtige Nachterscheinung des Jünglings, durchwoben mit verhängnißvollen Traumbildern, ihrem Geiste schon den Flug der Andacht geliehen, so schwamm ihre Seele jetzt, im Angesichte des Gekreuzigten, der auf dem Altare stand, in einem Feuermeere voll unendlicher Liebe, in einem Glutoceane, an dessen Horizonte der Gedanke Gott wie eine flammende Sonne emportauchte. Linda war ganz Gebet, ganz Hingebung. Noch nie hatte sie so die Fessel ihrer sterblichen Hülle gefühlt. Es war ihr, als schmachtete ihre Seele nach der Vereinigung mit dem Urquell der Liebe. O hätte das wonnetrunkene Gemüth nur emporschweben können in glühender Sehnsucht! — Linda kniete da, und die hellen Zähren liefen ihr von den Wangen auf das Gebetbuch, das sie in Händen hielt. Wenn der arme Mensch hienieden keine Worte mehr findet, dann weint er. Das Wasser der Augen gibt der bebenden Menschenbrust die Sprache wieder, wie der Perlenglanz des milden Sommerregens den niedergebeugten Blumenhäuptern Leben und Düfte schenkt.— O Linda, weine nicht, meine Linda, ich bitte dich! Vertrauere nicht so in dem Frühlinge deiner Jahre den Frühling der Erde; Gott ist die Liebe, solche Zerknirschung, solches Sichselbstvergessen will der himmlische Vater nicht! Noch blühen dir die Rosenkränze der Jugend und unter den Dornen des Lebens glänzt dir gewiß noch manche Freude. Auch dir stehen die goldnen Thore der Zukunft offen und einen Aurora-Schimmer der Hoffnung sahst du ja wirklich schon!— Linda betete: Erhabener, Unaussprechlicher, Lichtstrahl der Welten, ewige Vollkommenheit, sieh dein armes Geschöpf hier am Boden in der Mitternacht, wie es ringt im Glutverlangen, eins mit dir, eins mit der ewigen Liebe zu werden. O nimm mich auf in den Vaterarm, wo meine emporgehobenen Eltern ruhen!— Seit mein Vater bei dir ist, bin ich nichts, als ein wehender Hauch. Siehst du mich, Allmächtiger, gerne noch in meinem Staubgewande, — die wenige Momente, sie kommen, sie gehen! — Meiner Träume Luftgestalten, haben sie

Wahrheit, beschütze dann meinen Jüngling, Vater! — Das Thränenbad und die in Gebete verwandelten Gefühle, die sich wie lichte Nebel emporzogen, hatten das arme Mädchen gleichsam mit sich ausgesöhnt. Mit verklärtem Blicke, der noch thränenfeucht war, suchte sie jetzt das Altarbild, das sie so liebte und das stets so wunderbar in ihre Träume hineingespielt hatte. Es war der Sieg Michaels über den Satan, gemalt nach Raphael. Diese himmlischen Reize des Jünglings, diese anmuthsvollen und doch zugleich kriegerischen Züge, diese wallenden Haare, diese flatternden Gewande, dieser Goldschimmer an Lanz' und Harnisch, bestrahlt von den vier weißen Kerzen, erschütterten wieder mächtig die einsame Linda und doch konnte sie sich nicht sättigen an dem Anblick. Sie stand auf und trat an die Stufe des Altars und verlor sich im Anschaun. Welche hohe Ruhe in allen diesen Bewegungen, wie schwebt die Engelsgestalt des Jünglings über dem Rebellen! Wie hebt sich seine Brust, stolz auf den Sieg, und mit welchem Zauber streckt er die drohenden Arme! Linda hätte das Bild umarmen mögen in frommer glühender Begeisterung! Sie hing an seinen Zügen, wie eine Mutter an den Lippen ihres Kindes, das sie verloren glaubte. Wenn nur die Aeolsharfe, wenn nur kein irdischer Mißklang das Mädchen in seiner seeligen Betrachtung stört! (Fortsetzung folgt.)

Weibliche Eitelkeit.

Außer andern Fehlern ihres Geschlechtes, hatte Elisabeth, Königinn von England, die Schwachheit, daß sie sich in einem Alter von 70 Jahren noch viel auf ihre Schönheit einbildete, eine Gabe der Natur, mit der sie seit ihrer Jugend sehr mittelmäßig beschenkt war. Diese ihre Eitelkeit gab im Jahe 1563 Veranlassung zu folgender sonderbaren Ordonanz: »Es wird »hiermit allen Künstlern und Gravirern untersagt, »fortzufahren, die Königinn zu malen oder zu graviren, »bis daß ein ausgezeichneter Künstler ein treues Por»trait von ihr hat machen können, das allen Copieen, »die man in Zukunft macht, als Modell dienen soll; »doch muß dieses Modell zuvor einem Examen unter»worfen, und es muß von ihm anerkannt werden, daß »es so gut und genau ausgeführt ist, als die Kunst »es zuläßt. Man hat gesagt, daß das Verlangen, »das Portrait Ihrer Majestät zu besitzen, ein Verlan»gen, welches allen Unterthanen, weß Ranges und »Standes sie sein mögen, so natürlich ist, eine große »Zahl von Malern, Gravirern und anderer Künstler »bewogen hat, die Copieen desselben zu vervielfältigen. »Es ist aber auch anerkannt, daß Keiner bisher dahin ge»langt ist, die Schönheiten und die Anmuth Ihrer Ma»jestät genau wiederzugeben: ein Umstand, welcher »täglich ihren vielgeliebten Unterthanen viel Bedauern »und Klagen verursacht. Das Gesetz verordnet daher, »daß Experten ernannt werden sollen, um über die »Treue der Copieen zu urtheilen, und es ist diesen zur »Pflicht gemacht, keine Copie zu dulden, welche Fehler »oder Unförmlichkeiten zeigt, von welchen, Gott sei »Dank, Ihre Majestät frei ist.«

Ein Meuchelmord.

Die Englischen Journale berichten von einem Morde, der vorigen Monat zu Moor begangen wurde. Ein junger Pächter, welcher in der Gegend von Thomastown wohnte, hatte sich erst vor Kurzem geheirathet. Sein Schwiegervater sollte ihm die Aussteuer nicht eher, als bei der Geburt des ersten Kindes geben. Wirklich hatte er ihm dieselbe eingehändigt; sie belief sich auf 20 Guineen. Den Abend, als die beiden Eheleute im Bette lagen, erbrachen 5 bewaffnete Menschen mit geschwärzten Gesichtern die Thüre der Kammer, und begehrten von ihm die Mitgift, die er von seinem Schwiegervater bekommen hatte; hierauf ermordeten sie ihn und warfen sein Kind in das Feuer. Die junge Frau hatte sich durch das Fenster gerettet und ging die Sache der Polizei anzeigen. Die Räuber waren fort, aber der Hund, der einem von ihnen zugehörte, war geblieben. Der Polizei-Offizier band dem Hunde ein langes Seil an den Hals, und es locker haltend, ließ er sich führen. Der Hund hielt an vor einem Hause, wo die Polizei die fünf Räuber antraf, beschäftigt sich ihre geschwärzten Gesichter und ihre blutigen Hände zu waschen, sie arretirte und in das Gefängniß von Ros-common brachte.

Eine Empörung in Indien.

Ein Verwalter der Ost-Indischen Compagnie, zufrieden mit den Diensten eines seiner Beamten, wollte ihn belohnen, indem er ihm schriftlich das Recht ertheilte, Sandalen zu tragen. (Er gehörte zu einer Caste, welche baarfuß ging, und nicht das Recht hatte, Fußbekleidung zu tragen.) Dieser Indier, mit seinem Brevet versehen, tritt stolz in die Stadt, mit einem Paar Sandalen geschmückt. Das war wie ein Donnerschlag für die Stadt; 3000 Menschen verschiedener Casten belagern sogleich sein Haus. Er hatte die Klugheit gehabt, die Flucht zu nehmen. Sie richten Alles zu Grunde, was ihm gehört, stecken das Haus in Brand und bilden ein Complott, auch das Haus des Verwalters zu plündern.

Umsonst sucht man sie zu zerstreun, sie campirten auf dem Englischen Gebiet und nahmen nicht eher Friedensbedingungen an, als bis man ihnen die Gewißheit gab, der Decorirte würde keine Sandalen mehr tragen. Diese Angelegenheit hat die Colonie fast einen Monat lang in Unordnung gebracht.

Räthsel.

Ich fahr' den lieben langen Tag,
Mit meinem Schiffchen hin und her,
Es wird nicht naß vom Wogenschlag
Und ist von Mast und Segel leer.

Dabei halt' ich mit frischem Muth
Das Garn und werf's beständig aus;
Kein Fischchen zieh' ich aus der Fluth,
Kein Fischchen bring' ich mit nach Haus.

Und doch sprech' ich zur Abendzeit:
Mein Tagwerk hab' ich wohl vollbracht,
Mich hat die heut'ge Emsigkeit
Für Morgen reich genug gemacht.

Den Fährmann nenne mir nun jetzt
Und nenn' das kleine Schiffchen mir,
Das weder Sturm noch Regen netzt
In seinem engen Fahrrevier.

Laven.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 16. Juli. **N°. 5.**

T R E V I R I S.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswartige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz N°. 112. und bei E. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Reste eines Römischen Gebäudes, der gewöhnlichen Annahme nach, des Constantinischen Pallastes.

Von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

In der Mitte des 13ten Jahrhunderts ließ der Erzbischof Arnold (von Isenburg) im Innern dieses Römischen Gebäudes, zur bequemeren Wohnung, Veränderungen vornehmen. Das Nämliche that sein baulustiger Nachfolger, Heinrich (von Finstingen). Auch die Kurfürsten Johann (von Baden) im 15ten Jahrhundert, und Johann (von Schönenburg) am Ende des 16ten, unternahmen neue innere Einrichtungen. Lothar (von Metternich) ließ endlich im J. 1614 den neuen Pallast beginnen; aber es blieben noch größtentheils die alten Mauern stehen, weil an deren Zerstörung die Arbeiter zuletzt verzweifelten: er baute in Zeit von sechs Jahren nur die Nordseite und die Hälfte der Ostseite. Sein Nachfolger Philipp Christoph (von Sötern), ein großer Freund des Bauwesens, und ein Mann, der in allen Stücken nicht leicht auf halbem Wege stehen blieb, suchte das angefangene Werk zu beenden, da er den östlichen Flügel ausbauen und die Südseite hinzusetzen ließ, nachdem er die antiken Seiten hatte völlig niederreißen und der Erde gleichmachen lassen. Er nannte den neuen Pallast St. Petersburg. Auch Carl Caspar (von der Leyen) fand noch Einiges zu bauen, da Philipp Christoph an der gänzlichen Vollendung durch die stürmischen Zeitläufte war gehindert worden; bis endlich unter Johann Philipp (von Walderdorf) im 18ten Jahrhundert die südliche Fronte abermals neu erbaut wurde —

Können wir aus den Ueberresten der westlichen antiken Seite auf die älteste Bestimmung des ganzen Gebäudes einen gewissen Schluß wagen?

Gewöhnlich wird dieser Flügel als der Rest eines Römischen Kaiser-Pallastes angegeben, welches auch die gemeine Sage im Mittelalter gewesen zu sein scheint, wahrscheinlich schon deswegen, weil das Gebäude damals als Pallast diente. Sogar Constantin der Große wird von neuern Alterthums-Liebhabern, doch ohne alle Gründe, als der Imperator bezeichnet, welcher diesen Bau habe aufführen lassen *).

Aber dieses Gebäude war nicht der Römische Kaiser-Pallast, und gehört auch schon deswegen nicht in die Constantinische Zeit, weil damals das Bauwesen, wenn es schon weit weniger in Verfall gerathen war, als die übrigen Künste, entweder schon mit allzuvielen Verzierungen überladen wurde, oder auch, anderer Seits, nach dem Muster der ältesten Zeit, eine massive Simplicität bekam, die durch das Kolossale der Steinmassen allerdings in Erstaunen setzte, aber auch fast an das Rohe grenzte. Dies beweisen die Gebäude, welche unter Constantin zu Rom und an andern Orten, so zu Trier höchstwahrscheinlich die Porta Martis, und zu Neumagen an der Mosel unbezweifelt das Castell erbaut wurden. Damals war auch schon das Bauen bloß mit Ziegeln, vielleicht als ein zu kostspieliges, ausser Gebrauch gekommen.

Da es historisch erwiesen ist, daß die Römischen Kaiser oder ihre Cäsaren schon seit der Mitte des dritten Jahrhunderts nicht selten, und im vierten fast gewöhnlich zu Trier, (der Belgischen Roma, wie die Alten sagten) ihren Sitz hatten: so wird es wohl nicht bezweifelt werden dürfen, daß in unsrer Stadt, schon vor Constantin, ein kaiserlicher Pallast und selbst mehre im Umfange des Moselthales werden gewesen sein. Von einem solchen sprechen überhaupt die älteren Panegyriker, dann auch Ausonius, die Kirchenväter Hieronymus, Ambrosius und Augustinus, so wie der Historiker Sulpicius Severus. Eumenius aber spricht uns deutlich genug von dem Pallaste, den Constantin schon gefunden hat, wenn er in seiner schon angeführten, zu Trier im Kaiser-Pallaste gehaltenen Rede zu Constantin sagt: „Diesen geheiligten Pallast hast du „nicht als bloßer Bewerber um die Herrschaft, sondern „als ernannter Herrscher betreten, und sogleich sahen „diese väterlichen Hausgötter dich als legitimen Nach„folger *).“

Aber wer könnte so geradezu behaupten wollen, daß eben dieser Flügel der Rest eines solchen Pallastes gewesen sei? Dieser war aber, aller Vermuthung nach,

*) Es ist wunderlich zu hören, welche verkehrte Namen den Resten alter Gebaude manchmal beigelegt werden. So sind zu Bordeaux die noch bestehenden Reste des Römischen Amphitheaters auch zu einem ehemaligen Römischen Kaiser-Pallaste (Palais du Gallien im Munde der Einwohner) umgeschaffen werden. Die Arena dieses unter Kaiser Gallienus erbauten Amphitheaters hatte 227 Fuß in der Länge auf 140 in der Breite.

*) Cap. 4.

in der Gegend der Moselbrücke, und gehörte gewiß schon in eine frühe Zeit, wie die herrlichen Sculpturen zeigen, die gefunden wurden, und nur an einem solchen Gebäude sein konnten.

Wir wollen nun in der Kürze die Stimmen der vielkundigen Männer vernehmen, welche vor uns gelebt haben, eine vollständigere Ansicht des Baues hatten, als wir, und nicht der gewöhnlichen Spur einer nicht begründeten Sage, ohne weitere Forschung, nachgingen.

Ortelius sagt von diesem Alterthume, wovon er im 16ten Jahrhundert noch recht vieles mußte gesehen haben: »Dieses aus Ziegelsteinen erbaute Werk scheint »der Rest eines Theaters gewesen zu sein *).

Unsere alten Annalen erzählen vom Churfürsten Lothar, »daß er im Jahr 1614 einen neuen Pallast »bei dem alten Hypodromus habe erbauen lassen **).

Brower's Ansicht war: »Dieses Gebäude sei »ursprünglich nicht zum Bewohnen bestimmt, sondern »öffentlichen Spielen gewidmet gewesen.« Er führt als Gründe für seine Behauptung die großen Dimensionen der Fenster (d. i. der doppelten offenen Arkaden auf allen Seiten), und die Kranzleisten der Mauern an, woraus es klar werde, daß das Ganze ohne Dach, also dem offenen Himmel ausgesetzt gewesen sei †).

Auch der genannte Wiltheim findet keinen hinreichenden Grund, dieses Gebäude für einen Kaiser-Pallast zu halten. Er sagt: »Ob es in der Römer »Zeit ein Pallast gewesen, wäre mit vieler Noth zu be- »weisen: noch hat dies bis jetzt keiner der gelehrtesten »Männer Trier's bewiesen ††).

So waren also unsere älteren Alterthumsforscher, denen wir eine Stimme zutrauen dürfen, nicht der bisher gangbaren Meinung. (Fortsetzung folgt.)

*) Itiner. p. 62. Wenn dieser Ausspruch sich erproben könnte, so würde vielleicht anzunehmen sein, daß Hadrian den Bau befohlen habe. Von diesem Kaiser wird nämlich gesagt: Er habe auf seiner großen Weltreise durch die Römischen Provinzen in den meisten Städten Theater erbauen lassen. (Spart. in Hadriano — Dio Cass. 69. c. 10.) — Aber wer wird, wiederhole ich mit Livius, in so alten Dingen etwas als volle Gewißheit behaupten wollen?

**) Gesta Trev. ad an. 1614. Hypodromus d. i. schattiger Spaziergang. Ein neuerer Schriftsteller, Theodor von Haupt, schreibt in seinem Panorama S. 137, diese Stelle unrichtig anführend: Hippodromus; dies wäre Pferderennbahn. Aber diese war ja im Circus.

†) Annal. Trev. I. p. 47.

††) Luxemb. Roman. (Handschrift.)

Erläuterungen über das Leben und Wirken unsers berühmten Gelehrten, Weihbischofs von Hontheim.

Von J. H. Wyttenbach.

(Schluß.)

6) Was gab ihm Veranlassung, mit damals so kühnen Meinungen öffentlich aufzutreten?

A. Ist hieroben erschöpfft.

7) Wie stieg er in seinen Aemtern?

A. Unter Churfürsten Franz Georg, Grafen zu Schönborn, wurde er geistlicher Rath bei dem Erzbischöflichen Consistorium zu Trier; gleich nachher, und fast zu selbiger Zeit öffentlicher Lehrer des bürgerlichen Rechts auf hiesiger hohen Schule, welche Stelle er mehrere Jahre mit allgemeinem Beifall, Herausgebung verschiedener Streitschriften, und Haltung mehrer Promotionen bekleidete. Belobter Churfürst, welcher sich seiner ihm bekannten Einsichten näher gebrauchen wollte, zog ihn nachher auf Coblenz, ernannte ihn zum Offizialen dortigen geistlichen Commisariats, und zugleich als geheimen Referendar in geistlichen, sowohl einheimischen als auswärtigen Angelegenheiten, schickte ihn auch in dieser Eigenschaft, nachdem er ihn mit dem wirklichen Geheimen-Raths-Charakter bekleidet hatte, zu beiden Wahl-Conventen Kaisers Karl VII. und Franz I., woselbst er um Hebung der Beschwerden Deutscher Nation standhaft geeifert hat. Unter so häufigen und anhaltenden Bearbeitungen ganz niedergedrückt, ja fast erschöpft, mußte er bei Churfürsten Franz Georg glorreichen Gedächtniß um eine erleichterte Anstellung bitten; Höchstwelcher ihn denn im Jahr 1747 nach Trier an's Consistorium abschickte und im folgenden, nach erfolgtem Ableben des Weihbischofs Lothar von Nalbach, zur weihbischöflichen Würde erhob. In dieser Eigenschaft überlebte er Churfürsten Franz Georg und dessen Churfolger Johann Philipp höchstseel. Andenkens, und erreichte die Regierung des wirklich glorreich regierenden Clemens Wenceslaus, höchstwelcher ihn ferner zum geheimen Staats-Rath befördert hat.

8) Welches waren seine vorzüglichen Freunde und Correspondenten?

A. Seine ausgebreiteten Wissenschaften machten ihn mit allen Gelehrten in und ausser Deutschland bekannt, welche ihn in allen herausgegebenen Werken zu erheben, mit ihm zu correspondiren, ja sogar persönlich kennen zu lernen keine Mühe noch Kosten gescheuet. . . . Dessen vertraute Correspondenten und besondere Freunde aber waren der Freih. von Spangenberg *), Professor und Geheimer-Rath Neller, der Reichsfürst und Abt zu St. Blasius im Schwarzwald, wie auch der Freih. und Kaiserl. K. Hofrath von Krufft zu Wien, mit welchem Letzterem er in einem vieljährigen gelehrten Briefwechsel bis an seinen Tod gestanden.

9) Was für Reisen machte er?

A. Nebst den hieroben erwähnten Reisen durch Deutschland, Niederland, Holland und Welschland ist er mit wichtigen Geschäften an den König Stanislaus, dermalen in Lotharingen residirend, von Churfürsten Johann Philipp H. s. A. beauftragt gewesen.

10) Wie war seine tägliche Lebensweise, sein Temperament, Charakter, Beschäftigung?

A. Seine Lebensart war ganz einförmig. Morgens stand er im hohen Sommer mit dem Tage auf; nach verrichtetem Gebete und auf vornehmern Tagen gelesenen heil. Messe nahm er zuerst seine Amtsverrichtungen, nachher seine sonstige Studien vor. Alle Tage fuhr er zum Hochamte und Vesper in die Stifts-Kirche zum h. Simeon, in welchem Stifte er auch die Dechantswürde bekleidete. Er speisete Mittags um 12 und Abends um 7 Uhr pünktlich; verweilte aber kaum eine Stunde an der Tafel. Die übrige Zeit, einige wenige, seinen Verwandten abgestattete Besuche ausgenommen; widmete er dem Studium, und um 10 Uhr begab er sich zur Ruhe. Sein Charakter war der allerglück- und leutseligste. Eine unauslöschliche Heiterkeit verbreitete sich immer auf seinem Gesichte, aus welchem sich die innere Seelenruhe absehen ließ, und sein Umgang war so sittsam und liebreich, daß ein jeder sich ihm zu nähern wünschte, und keiner von ihm abgegangen, welcher nicht vergnügt, getröstet oder gebessert war.

11) Hat man nicht vielleicht Anekdoten von ihm, wodurch einzelne Züge seines Geistes und Herzens besonders lebhaft vorgestellt werden?

*) Von diesem Manne werden in diesen Blättern zur Zeit einige Notizen folgen.

A. Mehrere rückgelassene Handschriften, sittliche Denksprüche christlicher Philosophen, eigenhändige Sammlungen geistvoller Gebete, ähnliche Beiträge unerschrockener Betrachtungen des Todes, ganze Erklärungen der Psalmen sind die untrüglichen Züge seines auf Gott und seine Gebote immer und unablässig gerichtet gewesenen Geistes und Herzens.

12) Wie waren seine letzten Lebensjahre beschaffen und die Umstände seines Todes?

A. So wie sein ganzes übriges Leben: nur mit diesem Unterschied, daß er bei der zunehmenden Leibesschwachheit seine Gebete vermehrte und bei noch ziemlich entferntem Tode schon die Sakramente der Sterbenden begehrte. Er hatte auf seinem Landgut, wo er sein Leben beschlossen, einen Exjesuiten zur Seite, welcher ihm sowohl bei Tag als Nacht über die Vorbereitungen zum Tode unterhalten, auch Stellen aus der h. Schrift, der Väter, und aus sonstigen frommen Büchern vorlesen und so ihn zum Hinscheiden vorbereiten mußte, welches alles seiner Zeit mit den untrüglichsten Beweisen öffentlich wird bekannt gemacht werden.

13) Wie verhält es sich mit der Sage, als habe er seinen Widerruf noch vor seinen Tode widerrufen?

A. Diese Sage ist zuverlässig unwahr und ungegründet, welches sich durch die bereits an's Licht getretenen eigenhändigen Urkunden des seel. H. Weihbischofs, wodurch er die Bekanntmachung eines vom Reichsfürsten-Abten von St. Blasius an ihn gerichteten Schreibens verordnet, deutlich veroffenbaret, theils durch das Zeugniß des ihm einige Wochen unablässig zur Seite gewesenen Exjesuiten unwiderleglich erprobet werden wird.

Das Traumbild,

Novelle von Ph. Laven.

(Fortsetzung.)

Was fliegt dort so hastig im weißen Nachtgewande durch die Kapelle grade zum Altar, wo Linda in Entzücken vergeht? Es ist Lucinde, die im Gartensaale vergebens nach ihrer Herrinn geseh'n hat. Sie vergißt jetzt den Befehl, vor dem Allerhöchsten sprachlos zu sein und flüstert sie an: „Gott, mein Fräulein, was denken Sie, in der kühlen Nachtluft, — noch nicht ganz genesen . . . . ?“ Linda erwachte, wie aus einem Traume, wie aus einem recht seeligen Traume. Lucinde sah ihr in die verklärten Augen, in den schönen blauen Himmel, den jetzt kein Wölkchen mehr trübte; sie ergriff sanft ihren Arm und Linda folgte gern. Man hätte glauben sollen, wenn man die beiden Mädchen durch die Kirche, die im Dämmerlichte schwamm, hätte wallen seh'n, der Genius der Trauer werde von dem Engel des frischen frohen Lebens aus düstern Grabeshallen in den blühenden Frühling hinausgeführt. Lucinde prangte in der üppigsten Fülle ihrer Jugend, der Lenz begrüßte sie jetzt zum achtzehnten Male. Wenn die blaße Linda, die zwei Jahre älter ist, einer Lilie gleicht, so ist Lucinde das Bild einer feurigen Rosenknospe, ausgemalt mit allen Reitzen einer duftenden Blüthe. Diese glühende Seele hing mit heißer unendlicher Liebe, mit wahrer Verehrung an Linda. Nicht allein die Dankbarkeit hatte diese goldene Liebeskette geschmiedet (Linda's Vater hatte die arme kleine Waise zu sich genommen, damit sein Töchterchen im Garten nicht allein spiele); auch die einsame Lage des Schlosses, die seltenen Besuche da hatten bewirkt, daß Lucinde mit ganzer Seele der jungen Gräfinn sich weihte. In den ersten Jahren, die sie mit einander lebten, waren beide Mädchen ein Herz. Aber je älter Linda wurde, desto mehr schlich sich eine gewisse Kälte ein. Lucinde war zu gut, um den Schmerz darüber zu verrathen; aber sie weinte oft in einsamer Kammer. Nach dem Tode des Grafen zog sich Linda's Herz noch mehr zusammen — nur die Kapelle, ihr Betehaus, schien ihr Leben und Trost einzusprechen; alles Andere ließ sie starr. Von jetzt an, je wärmer ihr Lucinde, die verlassene Waise, begegnete; desto verschlossener, desto kälter schien die verlassene Linda. Es gibt Vasen in Arabien, worin das Wasser durch den heißen Nordwest kühler wird, als durch den feuchten und frischern Südost. Eine solche Vase war Linda's Herz geworden seit dem Todesschlummer ihres Vaters. Je entfernter man sich von ihr hielt; desto freundlicher war sie zu Zeiten; je mehr man um ein freundliches Wörtchen buhlte, desto wortkarger war sie. Ihre ganze Umgebung merkt' es, selbst das kleine Dorchen. Aber Linda's ganze Gemüthsstimmung schien eine andere geworden zu sein während ihrer Krankheit: die Fieberhitze und die Phantasiebilder hatten die starrenden Gletscher ihres Herzens hingeschmolzen, und einen erwärmenden Zauber, der unwiderstehlich anzog, über ihr ganzes Wesen geworfen. Das hatte Lucinde oft den Abend vorher gedacht, als sie im Garten gingen; Dorchen hatte es gefühlt, sie hatte den Abend sich auf Linda's Schoos mit dem Köpfchen legen dürfen.

Und nun diese Nacht, diese himmlische Weihnachtsnacht in Linda's Lebenskalender! Alle frühern Frühlinge, alle seeligen Stunden, die Linda je gehabt, schienen in diesen Augenblicken wieder aufzuleben, um die wonnebetäubte Seele des Mädchens mit Zaubergluthen zu überströmen. Nur ein zuckender Blitzstrahl war in diesen tiefblauen, mit goldenen Sternen behangenen Hesperischen Freudenhimmel hineingefahren, es war die Erscheinung des Jünglings. Aber nur der erste Blick auf sein Antlitz hatte sie durchschauert, nachher ward dieser Blitz zum freundlichen Lichtglanze und zuletzt zum heitern Hoffnungssterne ihr verklärt. Der Gedanke an ihn und an ihre Träume hob sie erst recht in das süße Seelenleben, worin sie jetzt schwelgte.

Zwei Gestalten gehen unter den Pappeln am Weiher, eine schwarze und eine weiße. Linda fragt, warum die Kapelle erleuchtet sei; Lucinde, überglücklich, die warme Hand der angeschmiegten Linda in der ihren zu haben, antwortet gerührt, nach zwei Tagen sei der Sterbetag der alten Gräfinn, es sei, wie sie wisse, von jeher gebräuchlich, drei Tage vorher und drei Tage nachher die Kapelle alsdann immerfort zu beleuchten. Man habe ihr aus Absicht das verschwiegen, um ihr, weil sie noch nicht ganz genesen, diesen Kummer zu sparen; deswegen hätten sie auch am Abende ihren Spaziergang nicht nach der Kapelle hin genommen. Nach diesen Erklärungen, die Lucinde gab, ward Linda stumm. Lucinde deutet es sich aus der Rührung, die der Gedanke an den Tod der Mutter in Linda's Brust hervorrief. Sie schmiegte sich noch enger an die trauernde Linda und drückte noch wärmer ihre Hand. Linda ist freilich durch die unerwartete Erklärung innig ergriffen; aber tausend andere Gedanken bestürmen sie noch dabei, denn nach zwei Tagen fällt nun gewiß der Würfel ihres Schicksals.

„Lassen wir zum Gartensaale geh'n, die Nachtluft wird immer kühler“, sagte Lucinde mit innigem Tone. Linda entgegnete leise: „Ach, es ist so wohlthuend hier in schöner stiller Nacht, innerhalb des Hauses wird mir so enge, — bleibe doch! — “

Lucinde, besorgt um die Gesundheit der jungen Gräfinn, drang immer mehr in sie, das weite Gemach der Natur mit ihrem kleinern zu vertauschen; aber Lucindens Bitten prallten, wie schwache Bolzen, an Linda ihren ab. Unterdessen waren die beiden Mädchen in die Laubgänge getreten und kamen an eine Gartenbank. „Hier wollen wir uns niederlassen“, sagte Linda, „dann ist mir gewährt, was ich wünschte, als ich allein hier vorüberging. Bei wem könnte ich jetzt besser sein, als bei Dir, Lucinde?“ — Bei diesen Worten drückte sie sich sanft an Lucinde an, die ihren Arm warm um sie herschlang. Eine Thräne unaussprechlicher Rührung perlte in Lucindens schönem Auge und ihre blühenden Wangen rötheten sich höher. So saßen die beiden Mädchen da. Die Frühlingsnacht hing stille rings vom Himmel auf Fluren und Berge herab, nur in der Ferne wachte der immer muntere Bach. „Alles im Leben ist doch ein Traum“, begann Linda. — „Ein recht schwerer Traum“, seufzte Lucinde, „für arme Waisen!“ — „Glaubst du wohl auch, daß die andern Träume Wahrheit haben, wie das Leben in seiner starren Wirklichkeit?“ fiel Linda ein. — „Das ist ein Gedanke. den Sie oft in ihrer Krankheit mir sagten,“ entgegnete Lucinde, „ich erinnere mich, daß Sie ein Mal an einem Abende mit dem Baron, als er später, wie gewöhnlich, bei uns blieb, lange darüber gesprochen haben; er meinte damals, Träume wären Träume.“ — „Aber der Baron hat Unrecht, sage ich dir, Lucinde! Ein Traumbild, das während meiner Krankheit mir immer vor die Seele trat, erschien mir auch diese Nacht, und (setzte sie mit ernst-prophetischem Tone hinzu) es geht nach und nach in Erfüllung.“ Diese letzten Worte betonte sie ungewöhnlich und schwieg. — „Gott“, Fräulein, nahm die überraschte Lucinde das Wort, „ist Ihnen denn etwas widerfahren? Sie erfüllen mich mit Angst, Ihre Worte haben so etwas Geheimnißvolles, lassen wir zum Gartensaale geh'n!“ — „Erschrick nicht, gutes Kind“, sagte Linda mit freundlicher Ruhe. Du sollst meinen Traum erfahren, ich will Dir das Geheimniß entdecken, das seit lange in meiner Brust verschlossen liegt.“ Linda begann: „So lange mein Fieber dauerte, waren die Bilder meiner Träume beängstigend, niederdrückend, manchmal sah ich das Weltgericht und hörte die Posaune des Engels, manchmal hing ich am Abhange steiler Klippen, unten lag es bodenlos, jetzt taumelte ich in den tiefsten Abgrund, fuhr erschrocken im Bette auf und ward wach. Dies änderte sich, als das Fieber aufhörte. Es trat mit der Erschöpfung eine unaussprechliche Schwäche ein. Scheinbar lag ich besinnungslos da, aber mein Geist war vorzüglich thätig. Lucinde, du warst mein tröstender Engel damals, du saßest an meinem Bette und weißt, wie schwach ich war. Aber in meine Träume sahest du nicht! Am Tage, aber meistens in der Nacht, beschäftigten mich stets die lebhaftesten Traumbilder. Bald ging ich mit dir und Dorchen über Fluren und sonnige Wiesen hin, bald spielte ich als kleines Kind im Tannenwalde: meine Mutter saß da im schwarzseidenen Kleide, eine schlanke Dame, und ihre Augen strahlten voll Seeligkeit, wenn sie mich ansah; am häufigsten aber beschäftigte mich folgender Traum, dessen Bilder mich nie verließen, ich mochte träumen oder wachen. Es war Nacht, kein Stern glänzte, als ein großer blaufeuriger Stern im Westen; von ihm ging ein hellblauer Lichtstreifen, der sich schimmernd durch den Aether zog, bis hinab auf den Kirchhof, auf meiner Eltern Gräber, auf denen tausend niegesehene Blumen und Blüthen dufteten, und von denen ich nicht weit entfernt unter der großen Linde saß. Außer dem langen Strahlenstrom des Sterns war Alles todt, Alles Nacht ringsum. O wie sehnte ich mich aus meinem Dunkel in das Lichtmeer, aber ich wagte nicht hineinzutreten. Da sah ich in demselben einen Engel herniederschweben, der dem heiligen Jünglinge auf dem Altar unserer Kapelle glich. Der Himmelsbote, strahlend in göttlicher Anmuth, winkte mir, und als ich in den glänzend hellen Erguß des Sternes trat, war mir, als entglitte ich der Erde. Die fliegende Engelsgestalt reichte mir eine weiße Rose, ein Blättchen davon fiel auf die Erde, wo Vater und Mutter schlummerten. Und siehe, die Blumen auf den Gräbern sproßten zu einer Laube empor, und die Zaubertöne einer himmlischen Musik umwoben mich. Ich schaute nach dem Lichtschimmer, nach der Engelsgestalt, aber alles war verschwunden, nur in der Ferne winkte mir die Mutter, in verklärtem Glanze schwimmend, sehnsüchtig zu, bis auch sie zu einem weißen Punkte verschwand. Da erst blickte ich vor mich. In der Laube, die im Angesicht unserer Kapelle, an dem Ufer des Weihers sich erhob, stand mit unaussprechlich mild lächelndem Auge, mein Vater, einen Jüngling an der Linken. Hier, sprach er, indem er meine Hand erfaßte und küßte, hier nimm den Jüngling, den ich dir auserkoren, der Himmel hat mich dir geraubt, ihn schenkt er dir. Sei glücklich mit ihm! Du wirst ihn erkennen ....“

Bei diesen Worten wurde Linda's Stimme immer schwächer, sie sank, wie eine ermattete Rosenblüthe, mit ihrem Haupte an die Brust der Freundinn, und bat sie, mit ihr hinein zu gehen. Lucinde ging gerne. —

Spät erwachte am Morgen Linda. Als sie die Augen aufschlug, saßen Lucinde und Dorchen an ihrem Bette. Noch schlaf- und wonnetrunken reichte sie dem Kinde die Hand und zog es an sich heran, zu Lucinde sprach sie mit mattem Tone: „Lucinde, ich sagte heute Nacht, unsere Träume werden zur Wirklichkeit, jetzt sage ich dir, die Wirklichkeit wird im flüchtigen Wirbel des Augenblicks zum Traume: Was ich diese Nacht erlebt, kommt mir vor, wie ein Traum.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Arbeiter einer Goldmine in Georgien haben vor nicht langer Zeit, während sie einen Kanal zur Goldwäsche gruben, in dem Nacoochee-Thale ein Indianisches Dorf unter der Erde entdeckt. Es liegt in einer Tiefe, welche zwischen 7 und 9 Fuß wechselt.

Einige der Häuser stehen in einer Unterlage von Goldkies. Man rechnet deren 34, welche mit Stücken Holz von 6 — 10 Zoll im Durchmesser und 10 — 12 Fuß Länge gebaut sind.

Die Mauern haben eine Höhe von 3 — 6 Fuß und bilden eine fortlaufende Linie oder Straße von 300 Fuß. Die Zusammensetzung des Zimmerwerks ist dieselbe, wie heutzutage. Diese Gebäude scheinen sehr alt. Man hat in den Zimmern Körbe von Schilf und zerbrochene Vasen von Erde gefunden; auch viele andere Möbel und Utensilien, deren schöne Arbeit beweist, daß sie das Werk eines sehr gebildeten Volkes waren.

Auflösung des Räthsels in N°. 4: Weberschiffchen.

Ph. Loven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 19. Juli **N° 6.**

TREVIRIS.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz N°. 112. und bei E. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Reste eines Römischen Gebäudes, der gewöhnlichen Annahme nach, des Constantinischen Pallastes.

Von J. H. Wyttenbach.

(Schluß.)

In unseren Zeiten hat der französische Architekt Peyre (der Erbauer des ehemaligen kurfürstlichen Pallastes zu Coblenz), in einer kurzen Darstellung der Alterthümer Trier's, eine Vermuthung aufgestellt, welche sehr Vieles für sich hat, und mit den Ansichten der genannten Männer sehr sich vereinigen läßt. Er hält dafür, daß dieses Gemäuer einen Theil des Ganzen der Thermen gebildet habe *). Die Thermen der Alten waren von sehr bedeutendem Umfange und vielfacher Bestimmung. Nach Sagen und selbst Entdeckungen dürfen wir einen unter der Erde noch verborgenen Zusammenhang dieses Gebäudes mit den nicht weit entfernten Thermen vermuthen. Wenn gleich die Construction der Reste der sogenannten Bäder, hinsichtlich des Baumaterials, sich als eine andre zeigt; so kann diese Verschiedenheit sehr gut durch die verschiedenen Zeiträume der Erbauung erklärt werden. Die Thermen waren nicht immer, in ihrem ganzen Umfange, von gleicher Bauart. Dies sehen wir an den noch vorhandenen Ruinen der Thermen Italiens — und auch an den unsrigen. Frührere Imperatoren haben den Grund gelegt, und spätere haben Erweiterungen beigefügt; selbst noch nach Constantin sind dergleichen geschehen. Dies wird bewiesen durch eine Entdeckung im J. 1826. Damals fand man auf dem Pallastplatze, unweit dem Römischen Flügel, in dem Kalk eines unterirdischen Gemäuers, eine kleine, kupferne, sehr gut erhaltene, und zu Trier geprägte Münze, die auf der einen Seite einen idealischen Kopf mit der Umschrift Urbs Constantinopolis, und auf der andern eine Victoria mit Siegestrophäen zeigte. Diese Münze bezeugt uns deutlich genug, daß dieses Gemäuer nach der Constantinischen Zeit, obgleich vielleicht bald nachher, erbaut wurde, und zu der eben angezeigten Verbindung des alten Gebäudes mit den Thermen gehört haben mag.

Aus Allem erhellt, daß die ursprüngliche Bestimmung dieses architektonischen Alterthums sich jetzt nicht mehr ganz unwidersprechlich ausmitteln lasse; obgleich die Meinung, welche es als Kaiser-Pallast, und selbst als Constantinischen, gelten lassen will, gewiß durchaus unhaltbar ist, und wir vielmehr anzunehmen geneigt sind, daß hier das Theater für scenische Spiele, oder für sonstige öffentliche Belustigungen zu suchen ist. —

Es ist traurig, daß auch hier die Gewalt der Zeit, doch weit mehr noch die Zerstörungslust der Menschen, die Bemühungen und den Zweck der Erbauer uns jetzt zum Räthsel gemacht haben — und es bleibt für den Forscher nur zu wahr, was ein geistreicher Mann irgendwo sagt: Ein fernes Land in Dämmerung ist das vergangene Jahrhundert — aber ein Nebelstreif, wie die blauen Berge am Horizonte, sind noch die ferneren Zeiten.

*) „A deux cents mètres environ (sagt er), de ces vestiges (von den Resten der Römischen Bäder), on voit une „construction antique formant une seule pièce qui a „soixante-onze mètres de long, et se termine à l'une „de ces extrémités, par une partie circulaire; elle est „percée d'une quantité d'arcades dans la hauteur de „deux étages. Je présume qu'elle a fait partie „de l'ensemble des thermes.“ (Antiquités de la ville de Trêves in den Mémoires de l'Inst. nat. — Littér. et Beaux. Arts. Paris, 1798, T. II. p. 552.)

Einige Bemerkungen über die Materialien, aus denen die Römischen Denkmäler zu Trier bestehen *).

Von Oberlehrer Steininger.

Die Lage einer Stadt muß sehr glücklich sein, wenn der Luxus bedeutende Steinmassen aus der Ferne soll einführen können, um schönere oder dauerhaftere Gebäude aufzuführen, als die inländischen Materialien es erlauben. Ist aber dieses der Fall, so kann man noch nach Jahrtausenden aus den Trümmern der Gebäude, aus den Resten längst zerstörter Kunstwerke die Cultur und die Verbindungen lange verschwundener Völker auf eine ziemlich sichere Art beurtheilen, wenn man nur einige mineralogisch-geographische Kenntnisse der Länder besitzt, in denen sich solche Ruinen und Trümmer an manchmal ganz verödeten Orten befinden.

*) Dieser Aufsatz erschien zum erstenmal im J. 1819. Er wurde aus Auftrag des damals hier bestehenden historischen Vereins geschrieben, und wird nun, vom Verfasser bedeutend geändert, dem Publikum von neuem vorgelegt.

Der Verfasser.

Trier ist wohl nicht verlassen und öde; aber einiger Maßen ist man doch im Falle, seine frühere Geschichte, aus seinen Ruinen, ergänzen zu müssen, denn es scheint weit von seinem alten Glanze herabgesunken zu sein; und durch das Dunkel der mittlern Jahrhunderte, als es in seinen Mauern Strohhütten zählte *), fällt der bleiche Schimmer seiner frühern Größe in unser Leben, wie das silberne Zodiakallicht in den dunkeln Abend leuchtet, und noch spät an den herrlichen Glanz der untergegangenen Sonne mahnet.

Von verdienstvollen Männern sind manchfach unsere Römischen Denkmäler gewürdigt und auch dem Auslande in architektonischer und historischer oder mythologischer Beziehung bekannt gemacht. Auch kam es manchmal zur Sprache, aus was für Steinen einzelne Gebäude der frühern und frühesten Zeit der Trierer aufgeführt, aus was für Massen einzelne Säulen gehauen seien, und man wird vielleicht nicht abgeneigt sein, der Erörterung dieses Gegenstandes einige Aufmerksamkeit zu widmen, weil auch dadurch die ferne Vergangenheit uns näher rückt, und alte Kunst in's neue Leben tritt.

Wenn nicht das älteste **), so sind die Pfeiler unserer Brücke wenigstens das bewundernswürdigste Monument, das wir aus der ersten Zeit der Trierer besitzen. Wäre es sicher, daß die Trierer in ihrer Unabhängigkeit diesen Bau errichtet, so müßte man gestehen, daß sich dieses Volk nicht hätte nützlicher verewigen können, dem der Römer seine Sitten, aber nicht die Vorzüge rauher Größe absprechen dürfte.

Die Pfeiler waren ursprünglich aus blaulichgrauer, poröser, basaltischer Lava erbaut, welcher viel Augit, etwas Olivin und Glimmer eingemengt sind. Kein anderes Gestein ist als ursprüngliches an der Brücke zu erkennen; aber der zweite und siebente Pfeiler, von der Stadtseite an gezählt, sind von den Fundamenten aus ganz neu aufgeführt, und bestehen aus Kalksteinen.

Den Basalt haben die Umgebungen von Mayen geliefert. Aber diese eisenfeste Lava zu brechen; Massen, welche 50—80 Centner wiegen, zu bewegen, und in Schiffen den Strom aufwärts zu transportiren, das erfordert Ausgaben, vor deren Ueberschlag wir staunen. Einen Mühlstein aus den Lavabrüchen zu Rockeskill zu befördern, kostet 80 Franks; und da viele Lavablöcke der Brücke eine mehr als doppelt so große Oberfläche haben mögen, als ein solcher Mühlstein hat, möchte wohl jeder der größten von ihnen eine Ausgabe als Hauerlohn erfordern, die bei uns durch 5—6 Louisd'or repräsentirt wird. Rechnet man den beschwerlichen Transport hinzu, und die Mühe, solche Steine beim Bauen zu bewegen, die bei größerem specifischen Gewichte beinahe um ein Drittel größer ist, als bei gleichgroßen Sandsteinblöcken, so wird man es begreiflich finden, warum man in neueren Zeiten eher auf den Gedanken kommen konnte, Brückenbogen aus Eisen, als Pfeiler a[illegible] Basalt zu bauen. Sieht man hierbei noch auf die Unvollkommenheit der Mechanik in diesen frühen Zeiten, wodurch der Bau mit weit größeren Unkosten verknüpft war, als er heut zu Tage sein würde, so wird man die Vermuthung nicht unterdrücken können, daß die Brücke ein Werk der Römer ist. — Aber wenn der Bau der Brücke für die Ewigkeit berechnet war, und darum Steine gewählt wurden, welche nach Jahrtausenden die geringste Verwitterung nicht erleiden, so zeigt uns die Geschichte doch auch hier die Vergänglichkeit menschlicher Einrichtungen, die selten der Zerstörung entgehen, um die Verwunderung der Nachwelt zu erregen. (Fortsetzung folgt.)

*) Nach Hausvisitationsurkunden im städtischen Archive waren noch 1602 — 1608 Strohdächer in Trier.

**) Medius Mosellae pons ulteriora coloniae annectit. Tacit. hist. l. IV. Cap. 77. ist das früheste Zeugniß von einer Moselbrücke zu Treer 71 Jahre nach Christo; und es läßt sich auch von den bleiernen Tafeln, die man in den Brückenpfeilern gefunden hat, noch immer zweifeln, ob auf ihnen wirklich Gallobelgen vorgestellt werden und nicht Römische Gallier, da man an der einen Figur kein Haupthaar erkennen kann, wie es auf der Münze des Induciomarus den Kopf ziert; die zweite Tafel, welche Herr Wyttenbach von Reiffenberg erwähnt fand, hatte selbes; aber noch lange zeichneten sich die Trierer unter den Römern als ein deutsches Volk aus, und selbst das Wort Trevíris, das auf dem Steine, worin sie lag, soll gestanden haben, ist ein Beweis gegen ihr hohes Alter.

Schlaf der Pflanzen.

Der größte Theil der Pflanzen, deren Blätter gefindert sind, d. i. wo mehrere Blättchen an einem Blattstiele sitzen, erfahren in der Nacht eine Aenderung ihrer Lage, welche unterstellen läßt, daß sie diese Stunden der Dunkelheit und des Schweigens benutzen, um sich einer Art von Schlaf hinzugeben. Diese Erscheinung wurde zuerst bemerkt von dem gelehrten Botanisten Prosper Alpin; und unter den Pflanzen, bei denen sie am auffallendsten ist, nennt er die Akazie, die Sesbania, den Tamarindenbaum und die Paternosterbohne. Aber seitdem die Pflanzen-Physiologie das Lieblingsstudium mehrerer Botanisten geworden ist, hat man entdeckt, daß alle Pflanzen auf diese Weise ihre Ruhestunden haben. Wir wollen hier einige interessante Beweise dafür anführen.

Die Blättchen der Gleditschia z. B. erheben sich alle Abende, indem sie einen Kreis von 90 Grad beschreiben, und legen sich mit ihrer Oberfläche aneinander. Die Kassia-Arten, im Gegentheile, sinken gleich nach der Abenddämmerung nieder, und indem sie ebenfalls einen Kreis von 90 Grad beschreiben, schmiegen sie sich rücklinks aneinander an. Aber diese nächtlichen Bewegungen sind, wo möglich, noch empfindlicher bei der Mimosa sensitiva, über welche die Naturforscher Mairan und Duhamel mehrere sehr interessante Beobachtungen angestellt haben. Der erstere hat bemerkt, daß, obgleich diese Pflanze während der Nacht, wie am Tage, an einem dunklen Ort von gleichmäßiger Temperatur gestellt werde, sie sich doch jeden Abend schließe und sich des Morgens wieder öffne, als wenn sie dem Lichte ausgesetzt wäre. Duhamel wollte denselben Versuch wiederholen. Eines Morgens, im Monat August, ließ er die Sensitiva in ein kleines unterirdisches Gewölbe tragen. Dies Gewölbe hatte keine Luftlöcher und vor ihm lag noch ein anderes größeres Gewölbe. Die Erschütterungen, die die Pflanze während des Tragens erfuhr, bewirkten, daß die Blätter sich schlossen. Sie öffneten sich erst am Morgen um 10 Uhr wieder, aber nicht so viel, als es in freier Luft geschehen wäre. So blieben sie halb geöffnet mehrere Tage lang. Hierauf nahm er um 10 Uhr des Abends diese Pflanze aus dem Gewölbe, indem er Sorge trug, daß sie nicht erschüttert wurde. Es scheint, daß diese Art von Halbschlaf, in welchen sie so lange eingeschlummert war, mehr als genug ihre Natur befriedigt hatte, denn die Blätter blieben diese ganze Nacht und den folgenden Tag offen, und die Sensitiva schlief erst wieder ein, nachdem sie diese ganze Zeit wach gewesen war. Ein Umstand ferner, der beweist, daß die Bewegungen der Pflanzen weder die Wirkung des Lichtes

noch der Wärme sind, wie gewisse Schriftsteller glaubten, ist der, daß in den Treibhäusern die Sensitiva sich in allen Jahreszeiten ungefähr um 7 Uhr Abends schließt, obschon es im Sommer noch Tag ist, obschon die Hitze noch sehr groß ist, und obschon man zuweilen selbst versucht hat, dieselbe vermittelst Oefen noch zu steigern.

Als Liané von Montpellier Saamen von einer gewissen Lotus-Art, die damals noch sehr selten war, erhalten hatte, pflegte er sorgsam die Pflanzen, die er daraus bekam, und zuletzt hatte er die Freude, Blumen zu erhalten. Eines Abends besuchte er mit einer Laterne in der Hand die Wärter seines Gartens. Er blieb bei diesen Lotusblumen stehen, und war außerordentlich überrascht, als er diese Blumen nicht mehr wiederfand, deren Anblick ihn des Morgens noch für alle seine Sorgen so angenehm belohnt hatte. Er klagte die Gärtner an, daß sie so nachläßig gewesen, verdächtigte sie der Untreue und ging sehr mißvergnügt zurück. Am folgenden Morgen, als er lange Zeit sich gescheut hatte, sich seinen Lotusblumen zu nähern, um sich nicht über das Unglück zu betrüben, was ihn den Tag vorher so niedergeschlagen hatte, findet er sich gezwungen, nahe dabei vorüberzugehen. Wie groß ist seine Ueberraschung! Seine Blumen sind wiedergefunden, er hat sie richtig gezählt und ihm fehlt keine. Für den Abend denkt er ihnen einen Besuch zu und hofft hinter das Geheimniß zu kommen, das für ihn noch undurchdringlich ist. Den Abend kommt er zurück und versichert sich von dem Dasein der Lotusblumen, aber sie sind durch eine ganz eigenthümliche Lage der Blätter verborgen, eine Lage, die man bei Tage nicht bemerkt. Mein Lotus schläft, rief er aus und dies Geständniß des unterrichteten Mannes legte wirklich den Blumen einen Schlaf bei.

Gewiß besteht eine wunderbare Uebereinstimmung zwischen der Nacht und dem Schlafe: das Auge schließt sich, sobald es kein Licht mehr erblickt, und die Stille, welche in den Lüften herrscht, scheint die ganze Natur einzuladen, sich der Wonne einer sanften Ruhe hinzugeben. Sogar die Blumen schlafen mit dem Tage ein. Jeden Abend schließen sich die Glöcklein der Winde und die Blätter des Löwenzahnes; jeden Morgen sieht man sie von neuem aufblühen an den Strahlen der Sonne; die Traba verna, die ihr silbernes Köpfchen über den Rasen empor hebt; die Trientalis europaea, die Balsamine, senken sich matt bei dem Scheine der Abenddämmerung, während die weiße Seerose sich unter das Wasser taucht und erst am Morgen wieder erscheint.

Aber in der Stunde sogar, wo diese herrlichen Blumen auf dem Gefilde mitten in den süßesten Wohlgerüchen einschlafen, werden andere Blumen aus ihrem süßen Schlummer aufgeweckt und entfalten ihre leichte Nachthülle. Das Epidendrum, dessen Blüthe im Lichte geruchlos ist, athmet während der Nacht die süßesten Düfte aus. Der Trauerbaum auf den Molukken wacht in der Finsterniß, und schläft ein beim Glanze der Morgenröthe, während die Mirabilis jalapa und der nickende Sambuc, traurig und einsam, ihre wohlriechenden Kelche öffnen, und die Frische und Schönheit der Nacht zu genießen scheinen.

Der Mensch, umgeben von diesen Zaubergemälden der Natur, gefällt sich in der Bewunderung derselben; aber sein Gedanke schwingt sich noch höher und er scheint in der Betrachtung des Himmels sich seiner ganzen Größe bewußt zu werden.

Das Traumbild,

Novelle von Ph. Laven.

(Fortsetzung.)

Der Vorabend des Sterbetags der alten Gräfinn war herangenaht. Die Bewohner des nahen Dörfchens, an ihrer Spitze der Pfarrer, hatten auch diesmal Alles gethan, um der guten, mitleidigen Dame, die auf ihrem Lebensgange so Manchem von ihnen geholfen, noch im Grabe die Regungen ihrer innigsten Dankbarkeit in ihrer herzlichen Weise an Tag zu legen. Auf dem Kirchhofe des Dörfchens erhob sich über dem geliebten Grabe aus grünenden mit Feldblumen durchwobenen Zweigen ein großes duftiges Laubgewölbe, wie eine trauliche Nische. Mitten darin stand das einfache Grabdenkmal. Die Dörfner hatten es mit Erlaubniß des Grafen setzen dürfen, und man las mit goldenen Buchstaben darauf die einfache Inschrift: Hier ruht die Mutter des Dorfes. Heute dampfte auf dem beschatteten Denksteine eine Weihrauchschaale ihre wohlriechenden Düfte aus. Blumen und Laubwerk, schöne Bilder der Verjüngung, des einstigen Aufblühens, ihr thut so wohl über dem Schlummergemache der Entschlafenen. Der Weihrauch, der wie Erdenthau durch die grünen Blätter zur Abendsonne emporstieg, verbildlichte die Gebete, die manches fromme Herz heute in inbrünstiger Andacht nach Oben sandte. Auf der Spitze des grünen Hauses, das so freundlich still über dem Grabe stand, hing das Wappen der gräflichen Familie, ein Spiel der Winde, ein Bild der Vergänglichkeit!

Den ganzen Morgen hatte das Dorf an dem duftigen Grabtriumphbogen gearbeitet: die jungen Bursche hatten die Maien herbeigeschleppt, die Männer pflanzten sie ein, die Mädchen des Dorfes machten die Blumengewinde und besorgten die Blumenvasen, die das Grab deckten. Selbst Lucinde und Dorchen waren schon frühe von dem Schlosse herübergekommen und hatten Hand angelegt. Dorchen war bald hier, bald dort; sie freute sich an dem regen Treiben, als gält' es ihrer eigenen Mutter. Kaum konnte Lucinde sie gegen Mittag von dem Grabe wegbringen, dessen Schmuck fertig war: immer gab es noch einzelne Blumen, die das Kind besser ordnen wollte.

Nachmittags wurde der Kirchhof nicht leer von Betern. Obschon erst morgen der Sterbetag ist, kam schon heute Jung und Alt, festlich geputzt, an das Grab und betete. Für die alten Leute hatte man Betstühle gesetzt, vorne stand ein kleiner, schönerer für Linda, wenn sie heute Abend kommen wird. Eine feierliche Stille herrschte in der betenden Versammlung: die Greise hatten jedes Geräusch verboten. Der etwas umwölkte Himmel stimmte ganz zum Trauerfeste: es schien, als wollte der heitere lebenskräftige Frühling selbst einen Flor um's Haupt legen. O du, die du oben im Reiche der Seeligen schon so oft diese Andacht deiner Kinder sahst, lächle auch heute mild auf die guten Menschen herab!

Gegen 6 Uhr wurde es auf dem Kirchhofe immer leerer; Einer verlor sich nach dem Andern, die Frauen am letzten. Der Pfarrer hatte es so gewollt, denn es nahte die Stunde, wo Linda mit ihm von dem Schlosse herkam, um den geschmückten Ruheplatz der Mutter zu besuchen. Ihren Gefühlen, ihren Thränen freien Lauf zu lassen, fand sie sich am liebsten dort allein. Für Linda war ein stiller grüner Ort, umblüht mit Blumen, umweht von Baumgesäusel, immer eine Art Tempel, wie viel mehr werden die Einsame die Feierlichkeit des Kirchhofs am Abende, der Anblick des Grabschmucks,

des Weihrauchdampfs, der lachenden zu Ehren ihrer Mutter gepflückten Blumen erschüttern!

Das ganze Dorf stand zerstreut an den Häusern an der Kirche, und wartete des Wagens. Noch war man nicht gewiß, ob sie kommen würde, denn sie hatte sich seit jenem nächtlichen Spaziergange sehr angegriffen gefühlt; der Arzt hatte sogar gerathen, nicht zum Trauerbesuche zu fahren.

Jetzt, jetzt hörte man den Wagen rollen, man gruppirte sich um den Eingang des Kirchhofs und bald kam die glänzende Chaise mit den zwei Rappen an. Zuerst stieg der Pfarrer aus, ein ehrwürdiger Greis, der im Dienste gealtert war, dann kam Linda, ihr folgten Lucinde und Dorchen, alle drei schwarz gekleidet; das eilfjährige Dorchen sah so wehmüthig drein, wie nur Eine.

Die Dorfbewohner, groß und klein, drängten sich heran, um Linda, die lang Entfernte, zu sehen, zu grüßen. Die kleinen Mädchen kamen und reichten ihr lächelnd die Hände; vorne standen die Aeltesten des Dorfes mit entblößten Häuptern. Linda, gehüllt in ihre Trauer, an der Seite des Pfarrers, war hold, wie ein Madonnenbild. Sie grüßte Jeden, jetzt trat sie zu den Greisen und sprach mit ihnen. Die braven Leute drückten, so gut sie konnten, ihren Schmerz über der jungen Gräfinn Krankheit aus, und Linda hätte noch gerne manch herzliches Wörtchen mit ihnen gesprochen, hätte sie nicht eine andere Pflicht von dannen gerufen. Der Pfarrer merkte es, er gab heimlich einen Wink und die Greise entfernten sich. Die ganze Versammlung verlor sich lautlos mit ihnen. Als man allein war, sprach der Pfarrer noch einige trostreiche Worte zu den Pilgerinnen und verabschiedete sich. Linda trat den schweren Gang an, begleitet von Lucinde. Dorchen, das auch mitgehen sollte, war unsichtbar geworden; endlich kam sie außer Athem dahergelaufen: sie hatte ihre arme Mutter im Dorfe besucht und brachte viele Complimente von ihr an die gnädige Gräfinn.

Auf dem Kirchhofe war es todtenstill, wie in einem einsamen Schlafgemache. Zerstreute Kreuze ragten aus dem üppigen Grase und zählten den vorübergehenden Menschen die Herzen vor, die hier ruheten. Linda lehnte sich, von der stummen Todtenklage, die hier aus jedem Helme sprach, ergriffen, auf die stärkere Lucinde und je näher sie dem geliebten Grabe kam, desto erschöpfter fühlte sich die kaum Genesene. Endlich kniete sie da auf der Asche Deren, an deren Herz sie geruht. Ein heißer Thränenstrom benetzte ihre Wangen, die erste Spende, die sie heute der Mutter brachte. Auch Dorchen und Lucinde fingen an zu schluchzen. Indessen stiegen Gebete, wie fromme Seufzer, auf; in Linda ihres mischte sich noch das feierliche Traumbild. Vor ihr wallten ruhig die Weihrauchwolken gen Himmel, die starken Blumendüfte mischten sich darein und der stille Abend sank auf die Gemächer der Sterblichen. Noch hatte Linda ihr Gebet nicht ganz vollendet, als der durchdringende Wohlgeruch sie so ergriff, daß sie sich wie ohnmächtig fühlte. Sie faßte die Hand Lucindens und bat, sie wegzuführen. Lucinde, erschrocken, sprang auf, sie leitete sie unter die Linde und wollte ins Pfarrhaus gehen, um Erfrischungen zu holen. Aber Linda verbat sich's; sie fühle sich schon besser, wenn sie nur einige Augenblicke vom Dufte entfernt sei, sagte sie. Unter dem Baume angelangt, erholte sie sich allmälich. Dorchen fühlte ihr bald an die Hand, bald an den Kopf, und war äußerst bekümmert. Siehe, da nahte vom Eingange des Kirchhofs daher ein junger Mann. Linda und Dorchen bemerkten ihn nicht, aber Lucinde. Sie erkannte ihn für den jungen Baron, für Lothario; sie hatte den Neuangekommenen gestern bei einem Besuche auf seiner Eltern Schlosse kennen gelernt. Er lenkte jetzt grade seinen Schritt zu der Gruppe der drei Mädchen. „Der junge Baron"! flüsterte Lucinde Linda ins Ohr. Sie schaute um — und wer beschreibt die Ueberraschung Linda's? — Der Traum, das Grab der Mutter, der Jüngling der Capelle sind drei Gedanken, die wie Blitze sich in ihr kreuzen! — Der junge Mann nahte sich ehrerbietig. Aus Schonung gegen Linda, als hätte das nächtliche Zusammentreffen nicht stattgefunden, sagte er, er hätte ihr, als neuer Ankömmling in der Nachbarschaft, seinen Besuch machen wollen; auf dem Schlosse, woher er komme, habe er sie nicht gefunden, er sei daher so frei gewesen, sie hier aufzusuchen. Linda dankte verbindlichst und mit scheinbarer Ruhe, doch, wiewohl sie den Sturm ihrer Seele zu bergen wußte, so verrieth doch die Stellung zwischen ihren beiden Begleiterinnen, daß Etwas vorgefallen sei. Lothario erkundigte sich und erfuhr ihr Unwohlsein. Er reichte ihr seinen Arm, sie reichte ihm den ihren. „Lassen wir diese Traumhügel verlassen!" sagte er. Sie gehorchte und so wandelten die beiden Paare von dannen. Dorchen verließ nicht die Seite Linda's; aber am Ausgange aus dem Kirchhofe wandte sich Lucinde auf Lothario's Seite, der auch ihr den Arm bot. Der Jüngling erzählte bis zur Chaise hin und noch weiter, auf der langsamen Fahrt nach Linda's Schlosse, von seinen weiten Reisen. Er war fünfzehn Jahre abwesend, hatte lange Zeit bei einem Onkel in Palermo gelebt, Frankreich, Italien, die Schweiz gesehen, und war nun zurückgekommen, voll Sehnsucht nach der Heimath, wo er sein Glück zu finden hoffte. Linda und Lothario sprachen von früheren Zeiten. Hell tauchte in des Mädchens Seele die Erinnerung auf, wie sie einst als Kind mit dem ältern Lothario in den Schloßgärten spielte; und wenn nicht so manche Gedanken, wie zischende Schwärmer und Leuchtkugeln, Linda's geistigen Himmel durchzuckten, sie müßte sich's jetzt schon erklären, wie der Jüngling ihres Traumes die Grundzüge Lothario's trägt. Aber daran dachte das schwellende Herz nicht! (Schluß folgt.)

Ein Zug von Malherbe.

Ein großer Dichter bringt überall Aufklärung hin. Bis auf Ludwig XIII. unterzeichneten sich alle Französischen Könige Loys statt Louis. Dieser Prinz, in einem Alter von 7 bis 8 Jahren, schrieb einst seinem Vater Heinrich IV. einen Brief, und unterzeichnete sich nach dem herkömmlichen Gebrauche. Der König zeigte das Schreiben Malherbe mit derjenigen Freude, die dem Herzen eines guten Vaters so natürlich ist. Malherbe, der nicht leicht Lob spendete, fand keinen Anstoß außer bei der Unterschrift und fragte den König, ob der Dauphin sich nicht Louis nenne. Ohne allen Zweifel, antwortete Heinrich IV. — Und warum, fiel Malherbe ein, läßt man ihn denn Loys sich unterschreiben? Von der Zeit an unterschrieb er Louis, und alle nachfolgenden Könige thaten dasselbe.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 22. Juli №. 7.

TREVIRIS.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz №. 112. und bei C. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Einige Bemerkungen über die Materialien, aus denen die Römischen Denkmäler zu Trier bestehen.

Von Oberlehrer Steininger.

(Fortsetzung.)

Man hätte bei der großen Vorsicht, die man gebraucht hatte, der Brücke Festigkeit zu geben, nicht glauben sollen, daß selbst die Pfeiler zerstört werden könnten. Sie durften den gewaltigsten Kräften der Elemente trotzen, bis unter Ludwig dem Vierzehnten die beiden oben genannten Pfeiler ganz vernichtet, und der dritte und vierte in ihren obern Theilen sehr beschädigt wurde. Der zweite ist aus Kalkstein, Sandstein und basaltischer Lava gebaut, so daß die nach dem Krahnen gekehrte Seite aus Kalkstein besteht, die Südseite aber dadurch, daß die verschiedenen Steinarten ohne Regel durcheinander eingesetzt sind, das Ansehen hat, als wäre sie aus alten Bausteinen aufgeführt, da man, so viel es sich thun ließ, auch noch die Basaltblöcke des gesprengten Pfeilers benutzte. Im dritten Pfeiler sind nur einzelne Kalksteinblöcke nach obenhin eingesetzt. Der vierte ist noch stärker beschädigt, und gegen oben erscheinen Kalk- und Sandstein häufiger an ihm, so daß auch der vierte Bogen, von der Stadtseite aus gezählt, zerstört worden sein muß, und der fünfte und sechste diejenigen sind, welche der Schiffahrt wegen, da die Brücke 1689 gesprengt wurde, stehen blieben, wenn gleich einer von ihnen nachher abgebrochen wurde. Mancher vornehme Reisende hat unter unsern Augen an den neuen Pfeilern die alten Gallier bewundert, und unsere Alterthumsforscher spendeten freigebig Jahrtausende an ein wenig ausgezeichnetes Machwerk, das nur hundert Jahre zählt.

Der dichte schwarzblaue, zuweilen weißgeaderte Kalkstein, woraus der zweite und siebente Pfeiler bestehen, gibt gerieben einen Geruch nach geschwefeltem Wasserstoffgase; und gleicht in seinen äußern Kennzeichen genau dem von Namür, von wo er nach Trier gebracht zu sein scheint. Der Kalkstein von Limburg an der Lahn scheint nicht so blau zu sein, aber man hat beim Wiederaufbaue der Brücke Kalkstein gewählt, wahrscheinlich weil er auch bei einem weitern Transporte noch wohlfeiler blieb, als der schwer zu bearbeitende Basalt, und weil doch alle Pfeiler von der nämlichen Farbe sein sollten.

Da die Brücke gesprengt war, ist an den Pfeilern nur mehr weniges sichtbar, was die Zeiten des ersten Baues characterisiren könnte. Der Wulst, auf dem die Gerüste zum Schlagen der Bogen ruhten, und unmittelbar unter ihm der Anlauf, sind in dem Style der Simeonspforte am sechsten Pfeiler in ziemlich erhaltenen Resten sichtbar. Aber nach der angeführten Stelle von Tacitus scheint die Brücke früher, als das Simeonsthor, gebaut worden zu sein, und in das Augustische Zeitalter zu fallen. Den Römern mußte es nämlich mehr, als den Galliern, selbst daran gelegen sein, eine dauerhafte Verbindung zwischen beiden Moselufern zu unterhalten; sie war ihnen bei der ersten Eroberung selbst nothwendiger als Chausseen; durch sie konnten sie sich am besten des Landes versichern. Uebrigens ist diese Brücke eine eben so große Anlage, wie ihre Chausseen sind; sie hatte den nämlichen Zweck, und wurde mit der nämlichen Aufmerksamkeit im nämlichen großen Geiste ausgeführt.

Die Simeonspforte besteht aus Sandstein, der bei Trier an einer Stelle gebrochen werden mußte, wo das Gebirge eine schwache Färbung hatte, denn er ist meistentheils gräulicher, als dieses zu sein pflegt. Doch sind sowohl einige Steine an der Nordseite des Gebäudes, als auch die Fundamente so roth gefärbt, daß sie als bunter Sandstein eben so wenig zu verkennen sind, als die Epoche verkannt werden kann, in welcher das Gebäude errichtet wurde, obgleich man dafür keine andere Anzeige hat, als seine Bauart und die darauf befindliche Schrift.

Kann man auch von den verschiedenen Wörtern und einzeln stehenden Buchstaben des Simeonsthores, wovon hier die Rede ist, wenig sagen, ohne sich in Conjecturen zu verlieren, so ist doch so viel gewiß, daß das griechische D sich unter diesen Characteren in der nämlichen Zusammenstellung BDR zweimal hintereinander findet. Das D könnte man, wie es auf der Amicleischen und Sigeischen Inschrift vorkömmt, nach Büttners Vergleichungstafeln auch für ein altgriechisches kleines v halten. GLA ist gleichfalls rein Griechisch geschrieben. —

Aber mehrere der oben gedachten Wörter sind Rö-

misch. **PES** kömmt dreimal in rein Römischer Schrift, einmal mit dem Steine vertikal, daß man es von unten herauf lies't, einmal umgekehrt, das Letztemal gehörig eingesetzt, vor; **HS** lies't man zweimal, das eine Mal ist es verkehrt gesetzt; **AGE** kömmt sehr oft, und häufig verkehrt eingesetzt, aber auch zweimal von der Rechten zur Linken geschrieben, vor; — **SEC** einmal umgekehrt eingesetzt, steht wahrscheinlich statt **SIC**, wie **IVCE** statt **LVCE** und **CAV** statt **CAVE**, **HE** ist umgekehrt eingesetzt; **COM** dürfte statt **CVM** stehen; **ABI** und **VIA** sind leicht zu erkennen; ob die häufig vorkommenden, und oft verkehrt gesetzten **MAR**, **MARC** und **MAC**; ob **ROBI** und **CROBI** eigne Namen oder Wörter aus der Gallischen Sprache sind, muß unbestimmt bleiben. Man dürfte vielleicht auch noch ohne Zwang **NRB** (statt **NRBS**) erkennen; aber was dann noch übrig ist, sind einzelne Buchstaben, oder Zusammenstellungen von Buchstaben, meistens ohne Wörter zu bilden, und können sowohl aus dem Lateinischen als Griechischen Alphabet erklärt werden *).

Das A hat nur einmal einen Quer —, gewöhnlich einen vertikalen Strich in der Oeffnung, und häufig keinen. Das M kommt meistens mit dem Hetrurischen der Eugubinischen Tafeln überein; und außer dem Griechischen **GLA** und dem Griechischen **D** in **DDR**, ist die übrige Schrift als Römisch zu betrachten, selbst das Römische **AGE** in verkehrter Schrift von der Rechten zur Linken mag hierher gehören.

Als Hauptresultat geht also aus dieser Betrachtung hervor, daß wenige rein Griechische Charactere**) und nur verständliche Wörter, mit Lateinischen Wörtern in mehr oder weniger rein Römischer Schrift, auf die Steine des Simeonsthores gehauen wurden, ehe sie noch eingesetzt waren, und das ist ein Beweis, so sicher, als man einen Beweis aus Urkunden ziehen kann, daß der Bau dieses Thores in die Römische Periode fällt. Der Verfasser dieses Aufsatzes war früher der Meinung, auch der Bau der Porta nigra möchte in das Zeitalter des Augustus fallen und zu den ersten Anlagen der Römer in der Colonia Augusta ***) gehören. Obgleich er das Amphitheater in Nismes zur Unterstützung dieser Ansicht anführen könnte, welches wahrscheinlich unter Augustus und im nämlichen Style gebaut ist, so glaubt er doch jetzt der Annahme Hetzrodt's beipflichten zu müssen, welcher den Bau der Porta nigra in die Zeiten Constantins versetzt. (Nachrichten über die alten Trierer. Trier 1817. pag. 22.)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dahin gehören **ACF**, **MR**, **MS**, **AN**, **NA**, **MA**, **SHF**, und einige andere zweideutige Zeichen.

**) Die griechische Schrift verbreitete sich über Italien und das westliche Europa; daher die Aehnlichkeit zwischen Hetrurischen und Altgriechischen Characteren. „Die Hetrusker erhielten sie durch Damarat, einen Corinthier, „die Ureinwohner (aborigines) Italiens durch den Arkadier Evander; auch die Schrift der Latiner war ursprünglich Griechisch." Tacit. ann. XI. c. 14. — Auch die Gallier bedienten sich der Griechischen Schrift. Caesar de bello Gallico VI. 14. Daher erklärte Einer unserer Geschichtsforscher die Schriftzeichen am Simeonsthore für Hetrurisch.

***) Unter August wurde eine Legion Veteranen (ungefähr 6000 Mann) †) nach Trier versetzt, um sich häuslich niederzulassen und die ihr angewiesenen Aecker zu bauen. Sie diente zugleich als Besatzung und war das beste Mittel, durch Veränderung der Sitten die Römische Herrschaft zu befestigen. Ob aber Trier, welches eine Römische Militaircolonie (Colonia Augusta Trevirorum Cellar. Antiq. Rom lib. IV. sect. III. C. II. §. 2) war, die Rechte einer Colonia Romana, das heißt, juris Civium Romanorum genoß, oder latini oder italici juris, oder endlich conditionis provincialium war, kann nicht ausgemacht werden. Auf die Sitten des Volks möchte dieser Unterschied aber auch wenig wirken, besonders da schon 69 Jahre nach Christus ganz Gallien das Römische Bürgerrecht erhielt. Tacit. hist. lib. I. c. 8. Aber mehrere Tausend gemischte Ehen konnten bald der Stadt ein neues Ansehen geben, und der Imperator Claudius durfte schon 48 Jahre nach Christus in einer Rede an den Senat von den Galliern sagen: jam moribus, artibus, affinitatibus nostris mixti. Tacit. ann. lib. XI. c. 24. — Desgleichen, als 71 Jahre nach Christus die Tencterer, ein überrheinisches Volk, in einer Rede an den Stadtrath von Cöln, worin sie sich besonders über die Römische Douane am Rheine beschwerten, unter andern verlangten, alle Römer im Kölnischen Gebiete sollten ermordet werden, konnten die Cölner sagen: die Römer, die ehemals als Colonisten zu uns kamen, haben sich unter uns verheirathet, und wir glauben nicht, daß man von uns verlangen könne, daß wir unsere Eltern, Brüder und Kinder morden. Tacit. hist. l. IV. 64 sq. —

Den ausführlichern Beweis wegen der obigen Behauptung über die Militaircolonie zu Trier, wird man in den Römischen Alterthümern von Heineccius und Cellarius finden, auf die wir darum verweisen. Die innere Verfassung solcher Colonien, die jura institutaque omnia populi Romani, non sui arbitrii hatten (Gellius Noct. attic. XVI. c. 13.) findet man von den nämlichen Verfassern beschrieben. = Vor den Römern war Trier eine vielleicht aristocratische Republick Plin. hist nat. lib. IV. c. 17. verglichen mit Caesar de bello Gall. lib. VI. Cap. 13.

†) Vor Nero wurden immer ganze Legionen in die Colonien geführt. Tacit. ann. l. XIV. Cap. 27.

Einige Miscellaneen aus der Cölner Handschrift des Otto Hoch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Mitgetheilt

Von J. H. Wyttenbach.

Friedrich II. von Preußen will nichts von der Aufhebung des Jesuiten-Ordens in seinen Staaten wissen.

„Friedrich König in Preußen rc. rc. rc. Liebe getrewe, ob ihr zwar von Jahren schon instruirt seynt, „keine Päbstliche Bullen oder Breven ohne unserer „vorher erhaltenen genemigung circuliren zu lassen, und „ihr also ohne Zweifel bey der Päbstlichen Bull wegen „aufhebung des Jesuiter-Ordens, fals sie in eweren „gerichts-distrikt kommen sollte, nach dieser allgemeinen „Vorschrift werdet verfahren haben; so haben Wir doch „nötig gefunden, auch nochmalen hievon erinnern zu „lassen, und da Wir Allerhöchst selbst sub dato Berlin „den 6ten dieses aus dazu bewegenden Ursachen Uns „resolvirt haben, daß sothane neuerlich erlassene Päbstliche Bull wegen aufhebung des Jesuiter-Ordens in „unseren sämtlichen Landten nicht publiciret werden „solle; so ergehet an euch hiemit Unser gnädigster Befehl zur suppression oberwehnter Päbstlicher Bull in „den dortigen Gerichtsbezirken das erforderliche zu verfügen, und habet ihr dahero den sämtlichen in dem „dortigen Gerichts-district sich findenden Römisch-Catholischen Geistlichen sofort, nach erhaltung dieses in „Unserm Allerhöchsten Nahmen nachtrucklichst zu untersagen, daß sich Keiner von ihnen bey Vermeidung einer „schwerer Straffe unterstehen sollte, obgedachte Päbstliche „Bull wegen aufhebung des Jesuiter-Ordens zu publiciren, wie ihr dann auch gantz genau darauf zu vigiliren, und Uns sofort anzuzeigen habet, wan sothane

»Bull etwa durch auswärtige frembte geistliche Oberen »in hiesigem landt insinuirt werden mögte. Sind euch »mit gnaden gewogen.« — Publicirt zu Cleve, den 16. Sept. 1773.

Die hier diplomatisch genau wiedergegebene Abschrift des Königl. Edikts vom 5., wodurch die Bekanntmachung des Päbstlichen Aufhebungsbreve, in den Schlesischen und Clevischen Landen verboten wurde, machte nicht geringes Aufsehen in Europa. — Die Jesuiten frohlockten sehr.

Aber schon im Jahre 1776 veränderte der König seinen Entschluß. Der Name und die Kleidung der Jesuiten mußten abgelegt werden — sie hießen nun Priester des Königl. Schulinstituts, und mußten sich nach einem vorgeschriebenen Plan mit dem Unterricht der katholischen Jugend abgeben. Sie lebten indessen von den Gütern ihrer Collegien. Endlich wurde im J. 1781 ihre Zahl verringert — und von den Jesuitenfonds mußten, auf Befehl Friedrich's, 15,000 Thaler an die Universität Halle, und eben soviel an die zu Frankfurt an der Oder abgegeben werden. — — —

Vergl. Wolf's Allg. Gesch. der Jesuiten. Th. IV. S. 55. f.

Das Traumbild,

Novelle von Ph. Laven.

(Schluß.)

6.

Der Schleier der Nacht hatte sich über die mit tausend Blumenaugen funkelnde Erde gelegt und die Topaze des Himmels, die Sterne, hingen sich als blitzende Edelsteine an den Halsschmuck der Natur. Die fernen Abendglocken der Dörfer waren verhallt und die Nachtigall sang in stillgrüner Kammer der müden Flur das Wiegenlied. Durch das reitzende Thal, wo Linda's Schloß, wie eine Oase, mit seinen ragenden Bäumen und Büschen in den Gefilden lag, wehten alle Zauber eines Frühlingsabends. Aber nirgends drängte sich die Schöpfung heißer an das trunkne Menschenherz, als in dem stillen Haine, wo an dem See die Capelle prangte. Der Sternenhimmel, der sich in diesen Wassern spiegelt, die grüne Mauer von himmelanstrebenden Pappeln und hangenden Trauerweiden, geben diesem Orte eine überirdische Weihe; das Schweigen wird hier nur gestört durch das stille Rudern der beiden Schwäne auf dem See oder durch ein Vögelchen, das durch die Zweige huscht. Die vier Lieben, die ich in den Wagen habe einsteigen lassen, treten jetzt in diese einsame Rotonde. Das Schauerlichsüße des Anblicks empfinden Alle von Lothario an bis Dorchen. Das Kind drückt sich an Linda und flüstert ihr zu: „Sage, wenn du in die Capelle gehst, so fürcht' ich hier!" Linda beruhigte es damit, daß Lucinde und der fremde Herr bei ihr blieben. Man war jetzt unter dem großen Nußbaume vorne am Weiher; Gartenstühle standen umher. Auf einem derselben hatte Linda in jener Wonnenacht gesessen und gehorcht. Lothario sah sich nach dem Stuhle um und er stand noch da. „So ist es denn Ihr vollster Ernst, mein Fräulein, nach der Capelle hinzugehen?" sagte der Jüngling etwas verwirrt. Linda bemerkte, sie sei immer mit ihrem Vater an diesem Abende dort gewesen, auch finde sie sich glücklich in dem schwarzbeflorten Kirchlein; sie hätte sogar den kleinen Betstuhl ihres Vaters für die Trauertage an die alte Stelle neben den ihren setzen lassen. Lucinde, die unsere Linda kennt, bat jetzt, sie möge doch nicht zu lange, zu lange bleiben. Linda versprach's und Dorchen begleitete sie noch zum Pförtlein, sprang aber dann hastig zurück zu den beiden Andern und hing sich in Lothario's Arm.

Lothario begann: „Es ist so schön auf dem See, wollen wir nicht zum Nachen herniedersteigen und auf der ruhigen Wasserfläche hinfahren, bis die hohe Beterinn zurückkommt?" — „Aber wer wird uns fahren, es ist Niemand hier, der das Ruder führt," sagte Lucinde schalkhaft. — „Dafür laß mich heute Abend sorgen, Lucindchen, bat die Kleine, wenn du mir nur ein wenig hilfst, so fahr' ich!" Mit diesen Worten lief das Kind voraus nach der Stelle des Ufers, wo der Nachen ruhte. Lothario und Lucinde waren nicht lange allein, da kam das Mädchen athemlos zurück und rief: „Ein Mann, ein Mann!" Der ängstliche Ton, womit sie diese Worte aussprach, die Art, wie sie sich hastig zwischen Lucinde und Lothario hineindrängte, entlockten diesen ein unwillkührlich Lachen. Gleich darauf kam der Mann heran, es war ein Diener Lothario's, er sagte ihm, es läge Alles im Kahne bereit.

Indeß kniete Linda oben in ihrem festlich beleuchteten Tempel. Der Altar mit dem ganzen Hintergrunde war schwarz behangen. Die Farbe der Nacht und die Farbe des Todes sind dem Menschen eins, und doch ist das Morgenroth, was uns jenseits lacht, gewiß glänzender, als das diesseitige. Der stille Abendhimmel ihrer Seele wurde durch manche Erscheinungen bewegt, z. B. die Linde des Traumes und die des Kirchhofs standen riesengroß vor ihrem Innern. Auch fühlte sie sich so voll geheimer Erwartung. Sie zürnte ordentlich über sich selber. Bald nahm sie das Gebetbuch und las, bald schaute sie nach dem begeisternden Jünglinge und den stillflackernden Kerzen des Altars; Nichts vermochte den Spiegel ihrer Seele so rein und blank zu scheuern, wie er einst zu dieser Stunde war. Das arme Geschöpf! Wie zerquält es sich! — — — Horch, da schallen deutlich Flötentöne in ihr bewegtes Herz herüber! Süße Laute, welcher Genius sendet euch, um die stürmischen Wallungen in Linda's Brust zu beschwören! — Wie ruft ihr so lockend ins Freie hinaus! — — Immer wuchs die Melodie kräftiger, jetzt klang sie schwebender, sanfter. — O ersterb nicht, wonniges Lied, bis Linda kommt! Warte nur, denn schon eilt sie hinaus!

Wer malt mir die Ueberraschung Linda's! Auf dem stillen Wasser schwebte im lichten Fackelglanze der Nachen mit den drei schwarzen Menschenformen. Lothario blies die Flöte, Lucinde ruderte, Dorchen, an der Spitze des Nachens, wie ein kleiner Amor, hielt die Fackel. Als die Drei die hohe Gestalt aus dem Kirchpförtlein treten sah'n, ruderte die blühende Schifferinn ihr zu. Die Töne der Flöte wurden wieder schwellender und auch die Aeolsharfe schien zu lispeln. Linda stand da, wie im Traum; jetzt setzt sie den Fuß an's vorderste Ufer. Schon reicht ihr Lothario die Hand und der schaukelnde Nachen stößt ab. Säße ich jetzt auf einem der Gartenstühle unter dem Nußbaume, ich freute mich! Ich sähe dann die schöne Sternennacht, den grünen See, den Nachen mit den vier lieben Menschen und den langen Feuerstreifen von Dorchens Fackel im Wasser. Jetzt sind sie wohl schon unter der Brücke durch, der helle Nachen scheint auf der Fluth zu schwimmen, wie ein kleines Eiland, worauf liebliche Nachtgenien geisterartig um ein Feuer sitzen. Das Fahrzeug steuert nach der Ecke, wo einst Linda stand und die Capelle flimmern sah. Beim Aussteigen warf das Kind die Fackel ins Wasser, daß es zischte, und die Glück-

lichen gingen dem Schlosse zu, dessen beleuchtete Fenster zwischen den grünen Bäumen traulich winkten, Lothario neben Linda. In einem Blumenbeete stand vorne am Wege ein Strauch weißer Rosen. Lothario pflückte eine und reichte sie dem Engel an seiner Seite. Die Durchschütterte nahm sie, wie die schneeige Rose des Traumes, und sie an den Busen heftend, war es ihr, als fiele ein Blättchen davon nieder. „Ich habe die Rose nicht ganz,“ sagte Linda scheinbar scherzend, „ein Blättchen davon sank.“ — Lothario schwieg. — Linda fuhr fort: „Nicht's destoweniger ist sie noch immer schön!“ — Man kam jetzt auf die Bedeutungen der Blumen. Im Laufe des Gesprächs verglich sich Dorchen selbstgefällig mit einem Mairöschen und Alle, außer Linda, lachten. — — —

In seiner Eltern Schlosse lag schon Alles im Schlummer, als Lothario mit dem Rappen ankam; nur die Baroninn stand erwartungsvoll im Corridor und harrte ihres Sohnes. Als der freudige Jüngling sie sah, warf er sich in ihre Umarmung und rief: O Mutter, wie war ich glücklich!“ — Die Mutter aber weinte vor Freuden.

7.

Ich wette, meine Leserinnen seh'n, daß Linda und Lothario ein Paar werden; — sie werden's auch; aber es ist doch immer auffallend, daß Linda einwilligt, sie, deren in Andacht schwimmendes Herz allen Blumenbanden Hymens auf ewig zu trotzen schien. Die ganze Umgebung Linda's, Lucinde, die Mitwisserinn des Traumes, nicht ausgenommen, wundert sich sehr über die schnelle Umwandlung der jungen Gräfinn; deswegen ärgert's mich auch, daß meine Leserinnen die Verbindung so leicht für ausgemacht halten: zumal, da sie ja noch nicht wissen, was kommt. Wenn sie Das auch schon weissagen könnten, dann gratulire ich den holden Sybillen und erzähle jetzt blos für die Leser.

Die Einleitungen der künftigen Verbindung waren bald gemacht. In dieser Zeit sah man die Baroninn vorzüglich thätig; sie fuhr nur sieben Mal in jeder Woche nach Linda's Schloß.

An einem Nachmittage waren auch die beiden Barone, Lothario und der Vater, mit der Baroninn herübergekommen; man erwartete auch den Pfarrer des Dorfes. Ein ehrwürdiger Greis, der noch dazu im Dienste Gottes steht, gibt der Gesellschaft einen höheren Klang; deswegen sah man ihn oft in diesen Tagen auf dem Schlosse. Versammeln sollte man sich heute in einem der oberen Säle. Weil der Geistliche noch nicht kam, waren der Jüngling Lothario, Linda, Lucinde und Dorchen in den Garten gegangen, diesmal in den schattigen Tannenwald. Lothario und Linda liebten diesen Platz vorzüglich, weil da so manche Erinnerungen ihrer zusammen verlebten Kindheit auflebten. „Komm, ich führe dich in Deinen Tannenwald!“ hatte Linda heute zu Lothario gesagt, als sie auf der Terrasse standen.

Indeß saßen der Baron und seine Gemahlinn oben harrend auf dem Altane des Saales, wo Alles zum Empfange bereit ist. Hier breitete sich die herrlichste Aussicht. Gärten, Fluren, Berge, nahe und ferne Wälder schwammen im goldenen Sonnenlichte. Fröhliche Vögel, buntbemalte Schmetterlinge flohen umher, Alles schien Freude zu athmen. Nur die Baroninn war in sich gekehrt. Ihr Gatte, der ihr in's Auge schaute, merkte es und sagte endlich: „Mein Kind, was hast Du, ungewöhnlicher Trübsinn drückt dich heute, sage mir, was dich quält!“ — Sie schwieg. Der Baron wiederholte seine Bitte dringender. Da quoll ihr das Herz über, und indem sie umschaute, um zu seh'n, ob keine Seele in der Nähe wäre, erzählte sie: „Ich war einst bei der kranken Linda, sie enthüllte mir ein Traumbild, das ihr immer, wie ein unauslöschlicher Stern, in Gedanken schwebte.“ — Die Baroninn malte jetzt dem horchenden Gemahl, so gut sie konnte, den Traum. Als sie an den Jüngling des Traumes kam, der in der Laube neben dem Vater stand, fuhr sie fort: „Linda's Vater sprach: du wirst ihn erkennen durch folgende drei Zeichen: er wird dich in heiliger Stunde am Grabe deiner Mutter begrüßen, er wird im Fackelglanze, wenn du einst einsam am See stehst, dir entgegenfahren, er wird dir eine weiße Rose reichen, wie der Engel des Traumes, ein Blättchen davon wird niederfallen, wie das Rosenblättchen deines Traumes auf die Gräber deiner Eltern. Das erzählte mir Linda an einem Abende mit matter, schwacher Stimme; es war in der ersten Zeit, als das Fieber gewichen war. Ich beschleunigte damals Lothario's Reise und entdeckt' ihm Alles; er hat die drei Zeichen glücklich gelös't. Heute aber weinte der gute Jüngling Thränen bei mir. Mutter, sagte er, ... so ist es doch immer nicht Liebe, was Linda zu mir heranzieht, es ist ein eitler Wahn, der mir ihr Herz bestrickt! ....“ Bei diesen Worten weinte die Baroninn, ihr Gatte wollte sie trösten, — da trat der Pfarrer ein.

Ein Sturm in Bengalen.

Im Monat Mai v. J. wurde Bengalen durch einen der furchtbaren Stürme verheert, welche nur der Himmel der Tropenländer hervorzubringen vermag. Die greulichen Wirkungen dieser Schreckenserscheinung trafen vorzüglich die Insel Saugaur, in dem Theile des Ganges gelegen, den man Hougli nennt. Man kann sich eine Vorstellung von diesen Verheerungen machen, wenn man erfährt, daß von 3000 Personen, welche das Besitzthum eines Herren Campbell bewohnten, nur 6 — 700 der Ueberschwemmung, dem Sturze der Bäume und der Häuser und den Blitzen entflohen. Ein großer Theil derselben, welche ihr Leben retteten, waren solche Individuen, welche unter dem Dache des Herrn Campbell einen Zufluchtsort fanden. Sie waren da buchstäblich auf einander geschichtet, als sie in ihre Mitte hineintreten sahen einen mächtigen Tieger, den Schweif zwischen die Beine gekrümmt, mit allen Symtomen des Entsetzens, welches ihm der Sturm verursachte. Man machte dem Ankömmling, der bis zur Ecke, wo der Herr saß, sich hindrängte, so gut man konnte, Platz. Der Tieger legte sich ohne alle Formalität auf den Boden und krümmte sich da wie ein Hund zusammen, der voll Schrecken einen Zufluchtsort sucht. Herr Campbell erhob sich, lud stillschweigend sein Gewehr und tödtete die Bestie auf dem Platze.

Silbenräthsel.

Zwey Silben nur enthält das Wort,
Das L und B dir weisen;
Man kann darauf von einem Ort
Zu Schiff zum andern reisen.

Kreuz.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 26. Juli. N°. 8.

TREVIRIS.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz N°. 112. und bei C. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Einige Bemerkungen über die Materialien, aus denen die Römischen Denkmäler zu Trier bestehen.

Von Oberlehrer Steininger.

(Fortsetzung.)

Uebrigens unterscheiden Bauart und Styl unser Stadtthor von Allem, was bei uns Römisch befunden wird, und es schien uns wichtig, die Elemente der Säulen zu messen, ihre Entfernung von einander, und ihr Verhältniß zum ganzen Gebäude zu bestimmen, um nach Plinius und Vitruvius zu sehen, in wie weit Griechische Grundsätze bei ihnen befolgt wurden.

Die gezeichnete Höhe der Tafel (Plinthus) am Säulenfuße beträgt mehr, als die Hälfte des ganzen Säulenfußes; der Pfühl (torus) ist oft nur angedeutet; der Anlauf (apophygis) fehlt immer; der Durchmesser des Schaftes beträgt unten 2 Fuß 2 Zoll; am obern Ende scheint die Säule meistens eben so dick zu sein. Der Säulenhals (hypotrachelium) fehlt immer, und während die Höhe des Wulstes (Echinus) den dritten Theil der Höhe des Säulencapitäls ausmachen, und so hoch, als die Säulenplatte (abacus) sein sollte, ist er wohl zweimal so hoch; da der Säulenhals fehlt, nimmt der Anlauf, der gewöhnlich gegen das hypotrachelium sehr schmal angenommen wird, die ganze Höhe desselben ein, und ist so hoch, als der abacus. Man kann die Länge des Säulenhalses zu 15 Fuß annehmen, und die Breite des Gebäudes zu 45 Fuß von S — N; so ist also wohl die Länge des Schafts 7. Durchmesser und dem dritten Theile der Breite des Gebäudes gleich. Die Säulen stehen 6 Fuß 6 Zoll voneinander. (Das Distylos der Griechen Vitruv. lib. III. c. 2.) Die Länge des Gebäudes von O — W kann man zu 82 Fuß annehmen. Jedes Thor ist 14 Fuß weit. Der innere Thorraum ist 21 Fuß breit und 49 Fuß lang; daneben von Ost und West Seitenräume; in jeden führt eine besondere Thüre aus dem inneren Pfortenraume in den SW und NO Ecken desselben, und jeder hat eine Thüre, die auf der Ost- und Westseite des Gebäudes in die Stadt ging. Der innere Pfortenraum ist zwei Stock des Gebäudes hoch. Die Pfortenbogen bestehen aus keilförmig gehauenen Steinen. Die Dicke der untern Mauern N und S beträgt 13 Fuß. Um den innern Pfortenraum sind auf dem zweiten Stocke gewölbte Hallen mit Bogenfenstern nach innen und außen, die in den Zwischenräumen der Säulen angebracht sind. Sie geben dem Thore zugleich den Character eines Vertheidigungsthurmes, welcher ihm vorzüglich durch die runden Thürme von außen zugesichert wird. Vitruv. lib. I. c. 5. Die W und O Seite hat von außen, wie der innere Pfortenraum, nur angedeutete viereckige Säulen, welche nur wenig aus den Mauern hervortreten und mit den äußern correspondiren: die Außenpforten waren mit Zugthoren versehen. — Das Fundament des Gebäudes ist mit kleinern Mauersteinen aufgemauert, wie es bei den Alten ziemlich gewöhnlich war (Winkelmann sur l'architecture des anciens §. 15. franz. Uebers.) Die darauf ruhenden Mauern des Gebäudes sind aus sehr schweren Steinmassen aufgeführt, die ohne Mörtel auf einander gelegt, durch ihr eigenes Gewicht, und wie's scheint durch eingesetzte, vielleicht eiserne Stangen sich halten sollten; ihre Kanten sind zum Theile sehr scharf zugehauen, daß es schwer hält, die Fugen zu finden; zum größten Theile ist das der Fall nicht, und dürfte dann von der Zerstörung der Zeit herrühren. Alle Steine in der nämlichen horizontalen Lage sind gleich hoch (isodomum); ihre Außenseite ist sehr rauh und mit dem Pickel behauen. Die Steine sind 3½—2½ Fuß breit und 4½ Fuß lang; bei einer Höhe von 1′—9″—6‴ bis 1′—10″—6‴; mehrere sind aber viel größer. Im vordern Pfeiler zwischen beiden Bogen liegt einer, der 8½ Fuß lang und 2½ Fuß breit ist. Seine Länge nimmt die ganze Breite des Pfeilers ein. Sein Volumen kann also 36 Cubikfuß, und sein Gewicht 50 Centner geschätzt werden. Durch die neuern Nachgrabungen sieht man um einen Eckstein des Thores, der von Wagen abgefahren ist, woraus man erkennt, daß sich der Weg aus der Stadt gleich östlich oder rechts drehte, gegen Vitruvs Angabe, nach welcher er sich links kehren müßte (Vitr. lib. I. c. 5.), daß die rechte, vom Schilde nicht bedeckte Seite des anrückenden Feindes der Mauer zugekehrt wäre. Man konnte aber bei der Wendung nach der rechten Seite einen ähnlichen Vortheil für den Ausfall bezwecken; wobei man indessen unterstellen muß, daß die Stadt, von Graben umgeben, anders, als auf solchem Wege nicht zugänglich war. — Aus dem oben bemerkten, verglichen mit Vitruvius l. IV. c. 7. und Plinius h. n. l XXXVI. c. 23. geht hervor, daß die Säulen des Simeonsthores

zwar zur Toskanischen Ordnung gerechnet werden müssen, und daß das ganze Gebäude nach Grundsätzen aufgeführt wurde, durch welche sich im Jahrhunderte, wo Plinius lebte, die Gebäude der frühesten Zeiten auszeichneten; es geht aber auch zugleich hervor, daß das Gebäude nicht vollendet ist, weil viele Theile der Säulen nur angedeutet, keineswegs vollendet sind. Und dieses ist wohl der Hauptgrund, warum man sein Entstehen in die spätere Zeit der Römerherrschaft in Gallien versetzen muß; denn wohl konnte der obere Theil des östlichen Thurmes im Mittelalter zerstört werden, aber es läßt sich nicht denken, daß man die Säulen nicht würde vollendet haben, wenn das Gebäude zu einer Zeit aufgeführt worden wäre, nach welcher die Römer noch lange im ruhigen Besitze des Landes geblieben sind. Die Säulen und andere Verzierungen sollten an dem Gebäude ausgehauen werden, nachdem die Mauern schon aufgeführt waren.

Um das Uebrige der Bauart des Simeonsthores zu würdigen, bringen wir unsern Lesern folgende Stelle aus Winkelmanns Observations sur l'architecture des anciens §. 20. fr. Uebers. in's Gedächtniß. Les murs de pierres carrées, soit de tuf, de peperin, de travertin, ou de marbre se faisoient en posant simplement ces pierres les unes sur les autres, de sorte qu'elles se soutenoient par leur propre poids. Dans les temps les plus reculés, on prenoit pour construire les plus grosses pierres qu'on pouvoit trouver: ce qui a fait dire, que c'étoient des ouvrages des Cyclopes (Pausanias lib. II.). C'est par cette même raison que les gens du pays donnent encore aujourd'hui le nom de palais des géants aux ruines du temple du Jupiter à Girgenti en Sicile. Les pierres sont, en general, d'une équerre si juste, et les arrêtes si vives, que les joints ressemblent à un fil mince. Wenn also auch der Umstand, daß die Steine ohne Mörtel übereinander liegen, für sich allein nicht für ein außerordentliches Alter dieses Gebäudes spricht, so scheinen es doch in Verbindung mit ihm die großen Steinmassen zu thun, und unser Gebäude in die Reihe der Tempel in Sicilien zu stellen, die 450 Jahre vor Christo errichtet wurden. — Solche Betrachtung wäre allerdings richtig, wenn unser Gebäude in Italien stünde, aber so hoch reicht die Cultur der Trierer nicht in der Geschichte hinaus.

Ein Volk, das noch zu Cäsars Zeiten in Sitten und Roheit den Deutschen ähnlich war und beständig in Krieg lebte; das zu Tacitus Zeiten sich am liebsten Deutsch zeigte (Tacit. Germ. c. 28), hatte noch keine Künstler gebildet, als Rom erst 60 Jahre seine Könige vertrieben und neben den mächtigen Hetruskern unbedeutend, als Marseille noch nicht hundert Jahre gestiftet war. Vergebens bemüht man sich die frühe Cultur der alten Bewohner unseres Landes in einem günstigen Lichte zu zeigen, wenn die gleichzeitige Geschichte anderer Völker widerspricht. — Wie man den Jupiters-Tempel zu Girgenti Riesenpallast nennt, so erzählte sich früher der gemeine Mann, der Teufel habe die Simeonskirche gebaut.

Ueber die andern Römischen Gebäude in unserer Stadt haben wir hier nur Weniges, was Bauart und Material betrifft, zu sagen; indem in einem besondern Aufsatze ausführlicher davon gehandelt werden soll.

Der Römische Flügel vom Pallaste ist aus Ziegelsteinen aufgeführt, — das Amphitheater aus jüngerm Flötzkalke, in gleichem Mauerwerk (isodomum) gebaut, wie er auf dem Marxberge den bunten Sandstein deckt; und in den sogenannten Bädern wechseln Ziegelsteine mit jüngerm Flötzkalke, so, daß letzterer gegen die Tiefe hervortritt, während die erstern gegen die Höhe des Gebäudes häufiger erscheinen. In beiden letztgenannten Gebäuden sind nur Gewölbe-, Thüren-, Treppen- oder Wassersteine aus buntem Sandsteine gehauen. — Theurer waren die Ziegelsteine als ein leicht zu bearbeitender Stein, den offene Steinbrüche lieferten, und schwerlich konnte die Nähe, die nur wenigen Lehmboden hat, alle Ziegelsteine, die zum Bauen des Pallastes erfordert waren, liefern. In diesem Falle mußten sie wenigstens einige Stunden weit hergebracht werden, und erhielten mithin einen weit größern Preis, als sie schon vermöge ihrer Größe und Dicke hatten. Es ist also leicht einzusehen, daß man sie nur zu wichtigen Bauten gebrauchen durfte, bei denen die Vortheile, welche sie im Bauen gewährten, die erhöhten Kosten überwiegen mochten. Hohe Mauern, die wegen des gleich vertheilten Drucks in ihrem Innern keine Verdrückungen erleiden, keine Risse werfen, und ewig dauern sollten, wurden aus ihnen aufgeführt, wo lauter gehauene Steine nicht leicht so hoch in die Höhe geschafft, und nicht leicht so sicher nach der Setzwage gelegt werden konnten, daß nicht der Mörtel durch sie verdrückt würde, und die Mauer in der nämlichen horizontalen Schichte, auf gleichen Elementen ungleiche Last tragen müßte.

Tempel und Palläste wurden von den Griechen und Römern in Kleinasien und Europa aus Ziegelsteinen aufgeführt, und Plinius sagt allgemein: Graeci praeterquam ubi e silice fieri poterat structura, parietes lateritios praetulere. Sunt enim aeterni, si ad perpendiculum fiant: ideo et in publica opera et in regias domos adduntur. Plinius h. n. l. 35. c. 13. auch vergleiche man Vitruv. lib. II. c. 8. — Die Beispiele, welche Plinius anführt, um seinen Ausdruck: öffentliche Bauten (publica opera) zu rechtfertigen, sind Tempel und Stadtmauern, und wir zweifeln sehr, ob man Casernen unter die Bauten der Römer zählen dürfe, selbst vielleicht die Castra praetoriana in Rom nicht ausgenommen: denn die Prätorianischen Cohorten waren unter August zu Rom bei den Bürgern einquartirt Suetonii Tiberius c. 37. Octavius c. 49. und als sie zusammengezogen wurden, hatten sie ein Lager, welches nach Tacit. Annal. lib: IV. c. 2. vor der Stadt nach Art der übrigen Lager mit einem Wall umgeben war, und wenigstens ähnlich den Lagern in den Provinzen eingerichtet sein mochte Tacit. hist. lib. III. c. 84. In diesem Falle wären nur obige Stellen des Plinius und Vitruvius die einzige uns bis jetzt bekannte Anzeige, daß der Römische Flügel unsers Casernen-Gebäudes ein Theil des kaiserlichen Pallastes zur Zeit der Römer gewesen wäre. Denn nach seiner Form konnte er kein Privat-Gebäude sein. Aus dem Innern des Gebäudes könnte man vielleicht noch auf seine frühere Einrichtung schließen, wenn unterrichtete Personen, die freien Zutritt haben, sich die Mühe geben wollten, einige Untersuchungen anzustellen. (Schluß folgt.)

Brief an Herrn Director Wyttenbach über die im J. 1833 bei Pelm aufgefundenen Alterthümer.

Da ich bei einer eben in die Eifel gemachten Excursion Gelegenheit nahm, die bei Gerolstein ausgegrabenen Reste des Alterthums zu sehen; so nehme ich mir die Ehre, Ew. die darüber gemachten Bemerkungen

mitzutheilen, weil die bisher bekannt gewordenen Notizen sehr unvollkommen sind.

Die fraglichen Reste finden sich auf einem hohen Berge zwischen der so schön erhaltenen Kasselburg und dem benachbarten erloschenen Krater, dem Dorfe Pelm näher, als Gerolstein. Es sind Fundamente von einem größern und zwei kleinern Gebäuden, wovon jenes wahrscheinlich ein gewöhnliches Wohnhaus, diese aber Bethäuser waren. Die Mauern sind noch 1 — 2 Fuß über dem Boden erhalten, und so ist es möglich, sich eine klare Vorstellung von der ganzen Anlage, die mit einer weitläufigen Mauer umschlossen war, zu machen.

Die Größe der Gebäude ist, wenn ich mich recht erinnere, in den Aachener Provinzial-Blättern angegeben. Ich hatte nicht Gelegenheit dieselbe aufzunehmen. Sie zeichnen sich durch eine auffallende Regelmäßigkeit aus. Das Wohnhaus war ein längliches Viereck, in dessen vier Ecken sich vier ganz gleiche kleine Zimmer befanden. Je zwei an derselben Seite liegende Zimmer erscheinen durch einen Gang getrennt, aus welchem Thüren in dieselben und in den mittlern Raum führten. Dieser war der Länge nach durch eine Mauer in einen schmälern und einen breitern Raum getrennt, der letztere aber wieder in zwei viereckige Zimmer abgetheilt. In dem einen von diesen befindet sich noch wirklich eine 1′ hohe Erhebung, ganz unsern Feuerheerden ähnlich, die mit Estrich überkleidet ist.

Die beiden kleinern Gebäude stehen vor dem größern, doch in ungleicher Entfernung. Es sind kleine Vierecke, die aber mit einer zweiten Mauer umzogen sind.

Die Ringmauer läuft anfangs dem größern Gebäude parallel, öffnet sich dann aber in einen großen Halbkreis und verliert sich hierauf, wenigstens so viel man bis jetzt erkennen kann. Sie ist mit Schutt und Erde bedeckt, wie es auch die Gebäude selbst waren. Doch zeigt eine Erhebung über der Erde auch schon jetzt, wo man erst anfängt ihr nachzugraben, ganz deutlich deren Verlauf.

Unaufhörlich vorkommende Holzkohlen zeigen, daß die Anlage durch Brand zerstört worden ist. Nach den beweglichen Resten, die darin aufgefunden wurden, muß sie der Besitz eines reichen Römers gewesen sein. Ich kann nur einige Kleinigkeiten beilegen, gebe aber von dem Uebrigen folgende Notizen:

In dem Sacellum links fand sich ein Torso von einem Herkules nebst einem Oberschenkel und Oberarm, dann Theile von Säulen: Alles aus rothem Sandstein gearbeitet. Merkwürdiger aber ist das Sacellum rechts, welches auch zuerst zu den Nachsuchungen Anlaß gab. Ein Schäfer fand nämlich an jener Stelle ein mit großer Kunst gearbeitetes Böckchen aus Bronze, dessen Länge 1½ Zoll nicht übertrifft, und einige Römische Münzen. Beim fernern Nachsuchen stieß er auf eine Steinplatte mit einer Inschrift, die er nebst dem Böckchen an den Ackerer Gottesleben in Pelm für ein Pfund Tabak abgab. Noch ist beides in dem Besitz des letztern, und aus Muthwille hat man ihn dahin gebracht, daß er 70 Rthlr. dafür fordert*). — Nun erst wurden Nachgrabungen auf öffentliche Kosten veranstaltet; aber schon war das Meiste verschleppt, und die fernere Ausbeute war gering.

Auffallend ist eine Menge aufgefundener Köpfchen aus Thon. Sie lagen in dem letztgenannten Bethaus nebst vielen Münzen. Es sind lauter weibliche Figuren ohne Rumpf. Daß dieser nicht fehlte, beweisen die Köpfchen selbst, so wie auch die beiliegenden Stücke, wovon das eine einer sitzenden weiblichen Figur angehören mochte, das andere ein Postament zu einer ähnlichen mit den Buchstaben CER ist. Mit welcher Kunst die Köpfchen gearbeitet waren, zeigt die beiliegende Probe. Die Münzen, welche mir zu Gesichte kamen, waren von Maxentius (Maczentius auf der größern beiliegenden, mit verkehrtgesetztem z) Constantinus, Valentinianus, Valens, Honorius und Valentinianus iun. (also wahrscheinlich Valent. II.)

Die Inschrift, wovon oben die Rede war, hat weder Lücken, noch ist sie an irgend einer Stelle unleserlich, und lautet buchstäblich so:

Calvae Deae
donavit
Aedem omni sua impensa
M: Victorius Pollentin. et ob
perpetuam tutelam eiusd. aedis
dedit IIS N C
Dedicatum III. Non. Oct.
Glabrione et Torquato Cos.
V. S. L. M.

Hier ist Alles unzweifelhaft mit Ausnahme des N in der sechsten Zeile. Wäre es M, so würde man IIS M C übersetzen: 1100 Sestertien. Aber es kann nicht aus einem solchen M verdorben sein; denn erstens ist die Inschrift an jener Stelle durchaus unverletzt, und dann sind die Züge beider Buchstaben ganz verschieden. Das M ist überall etwas liegend und verschlungen, das N aber geradstehend, wie in unserer Ciceroschrift. Demnach muß N festgehalten werden. Seine Deutung aber ist mir schwierig; doch wage ich die Vermuthung, daß N C eine Abbreviatur für nongentos oder vielmehr novies centum, nach der Analogie von novies mille für novem millia, sei. Alsdann hat die ganze Inschrift keine Schwierigkeit mehr und wird so zu übersetzen sein:

Der Liebesgöttinn
widmete
diesen Tempel ganz auf seine Kosten
M. Victorius Pollentinus und zur
immerwährenden Erhaltung des nämlichen Tempels
gab er 900 Sestertien.
Geweiht am dritten Tage vor den Nonen des
October (5. Oct.)
unter den Consuln Glabrio und Torquatus.
Mit Freuden hat er das Gelübde, wie sich's
gebührt, gelöst.

In den gleich anfangs erschienenen Nachrichten über diese Inschrift waren Lücken angedeutet, wo die gute Erhaltung und ebene Oberfläche des Steines gar keine zulassen. So gaben z. B. die Aachener Provinzial-Blätter eine Copie derselben, die äußerst unvollkommen ist, obgleich sie an Ort und Stelle aufgenommen wurde. Die Irrthümer entstanden wahrscheinlich größtentheils dadurch, daß man nur mit Mühe die Buchstaben E, I, L, T unterscheidet. Dadurch kam es auch, daß ich anfangs die Calva Dea nicht zu deuten wußte, indem ich zwischen Calva und Caiva schwankte.

Endlich versicherte ich mich, daß Calva Dea wirklich eine gebräuchliche Bezeichnung der Venus sei, und so ist auch dieser Punkt hinlänglich aufgeklärt.

Ich habe diese Bemerkungen niedergeschrieben, weil ich glaubte, daß sie Ew. angenehm sein würden.

*) Die Platte befindet sich jetzt im hiesigen Museum.
D. R.

Genehmigen Sie diesen Beweis meiner ausgezeichneten Hochachtung!

Hetzerath den 19. October 1833.

Die Marien-Krone.

Eine Moselsage.

Gegenüber waldbewachs'nen Höhen,
Die, durch manche Sage wohl bekannt,
Auf Mosella's Felsenufer wehen,
Liegt ein Dörfchen an des Flußes Rand.
Pünd'rich heißt es; buntgestreifte Auen
Schließen es von allen Seiten ein,
Hinter ihnen ziehen sich die blauen
Fernen Hügel hin, bepflanzt mit Wein.
Einsam steht hier auf geweihter Stelle,
Wo ein Kreuzweg durch die Fluren führt,
Eine alterthümliche Kapelle,
Von den frommen Dörfnern schön geziert.
Drinnen ruht auf steinernem Altare,
Gnadenspendend ein Marienbild,
Eine Silberkrone in dem Haare,
Und von weißem Schleier eingehüllt.
Früher prangte eine gold'ne Krone
Auf der Jungfrau hochgeweihtem Haupt;
Doch sie ward mit frevelhaftem Hohne
Einst von Ritter Clodwig ihr geraubt.
Ueber Simmern kam er hergeritten:
Manche Burg besaß er an dem Rhein,
Die er seinen Nachbarn abgestritten
Durch verweg'nen Trotz und Heuchelschein.
Clodwig dacht' jetzt an dem Moselstrande
Seiner Tochter den Gemahl zu frei'n:
Denn in seinem eig'nen Heimathslande
Mochte Keiner Schwiegersohn ihm sein.
Eben zog ein schwarzes Ungewitter
An dem nahen Horizonte auf:
Ueber Pündrichs Fluren sprengt der Ritter
Mit dem Rappen in gestrecktem Lauf.
Winde sausen und es stürzt der Regen
Auf die dürren Saaten fürchterlich;
Nirgends winkt ein Obdach ihm entgegen,
Denn das Dörfchen birgt in Bäumen sich.
Sieh, da blicket endlich die Kapelle,
Ragend aus dem Fruchtgefild', hervor;
Bald trägt ihn der Rappe zu der Stelle,
Die er sich zum Schutzdach auserkohr.
Doch er nahte dem geweihten Orte
Nicht mit frommem, ehrfurchtsvollem Sinn,
Sondern drängte durch die off'ne Pforte
Keck das Roß bis zum Altare hin.
Kaum erhohlt er sich vom wilden Ritte,
Als die Krone ihm ins Auge fällt,
Die mit gold'nen Strahlen aus der Mitte
Matt das ganze Heiligthum erhellt.
Stille liegt es, nur die Donner rollen
Dumpf in den Gebirgen fern und nah,
Gleich, als wollte Gott im Himmel grollen
Ob der Frevelthat, die jetzt geschah.
Clodwig greift mit schnöder Raubbegierde
Nach des Schmuckes wundervoller Pracht,
Werde, spricht er, meines Rosses Zierde,
Das mich treulich bis hieher gebracht.
Und er setzt dem Göttlichen zum Hohne
Auf des Rosses Haupt die gold'ne Last;
Dieses fühlte kaum die heil'ge Krone,
Als ein schrecklich Rasen es erfaßt.
Grimmig sträuben sich der Schweif, die Mähne,
Und sein Flammenauge sprühet Gluth;
Knirschend reibt es in dem Mund die Zähne,
Und es stürzt hinaus in scheuer Wuth.
Leicht getragen auf der Winde Flügel,
Braust es durch in grauenvollem Flieh'n,
Ueber Felder rennt es, über Hügel
Zu dem nahgeleg'nen Fluße hin.
Und es springt in langgestrecktem Satze
Von dem Ufer in die Fluth hinab,
Roß und Reiter mit dem gold'nen Schatze
Deckt in einem Nu das feuchte Grab.
Donnernd rauscht's seitdem an dieser Stelle:
Vormals eine glatte Silberbahn;
Schäumend schlägt die aufgereizte Welle*)
Jenseits an die schroffen Ufer an.
Und den Schiffer überfällt ein Grauen,
Wenn er diesen Wogensturm erblickt,
Durch Gebete athmet er Vertrauen,
Die er fromm zur Mutter Gottes schickt.
Oftmal sah man schon in heil'gen Nächten
Roß und Reiter stürzen nach der Fluth;
Glüh'nde Zügel hielt er in der Rechten,
In der Linken das geraubte Gut.

Laven.

*) Die sogenannte Pünd'richer Furth.

Gefährlicher Gebrauch des Tabaks.

Sultan Murad IV., der siebenzehnte Kaiser der Türken, gestorben im Jahre 1639, war ein seltsamer und launenhafter Fürst, der mit den größten Geistesgaben, die schändlichsten Laster und die schrecklichste Grausamkeit verband. Die Geschichtschreiber erzählen, daß er während seiner siebenzehnjährigen Herrschaft, diejenigen abgerechnet, die im Kriege blieben, 14,000 Menschen hinopferte. Seine schönen Waffenthaten während des Persischen Feldzugs und der Belagerung von Bagdad brachten ihm den Beinamen Gazi. (Der Gewaltige).

Er hatte unter Lebensstrafe den Gebrauch des Tabaks verboten und oftmals sah man ihn mit seiner eigenen Hand Diejenigen strafen, die er gegen diesen Befehl fehlen sah. Indeß geschah es, daß ein gewisser Raucher sich eines Tages in seinem Garten eine Grube graben ließ, um sich ungestraft seiner Lieblingsneigung hingeben zu können. Er bedeckte diese Grube mit Blumen und Rasen, und in dieser Einsamkeit trotzte er nach Gefallen dem strengen Verbote des Sultans. Aber die Diener des Mannes hatten ihn verrathen. Murad kam und ertappte ihn auf der That, und nachdem er ihn wild angefahren hatte, zog er seinen Säbel, um ihm den Kopf zu spalten. Der Raucher, ohne seine Geistesgegenwart zu verlieren, antwortete ihm in höhnisch-pathetischem Tone: „Hebe dich weg, Sclavensohn, dein Befehl ist gemacht für da oben, aber er erstreckt sich nicht in die Tiefen der Erde!" — Murad, durch diese Kaltblütigkeit entwaffnet, verzieh ihm und gab ihm allein das Privilegium ungestraft zu rauchen.

Auflösung des Räthsels in N°. 7: Elbefluß.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 30. Juli. **Nº. 9.**

TREVIRIS.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei L. Schönberger, Pallastplatz Nº. 112. und bei E. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Poßämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Einige Bemerkungen über die Materialien, aus denen die Römischen Denkmäler zu Trier bestehen.

Von Oberlehrer Steininger.

(Schluß.)

Man machte die Ziegel, wenn sie nicht gebrannt, sondern an der Sonne getrocknet wurden, im Frühjahre, weil sie im Sommer zu leicht rissig werden; und gebrauchte sie erst, wenn sie zwei Jahre alt waren, zum Bauen; doch dürfte sich das vielleicht auf unsere Gegenden nicht anwenden lassen, und daß die Alten auch Ziegel brannten, erhellt aus Vitruv. lib. I. c. 5. — Sie wurden in Rücksicht ihrer Länge unterschieden; eine Art war anderthalb Fuß, die zweite drei Fuß, die dritte drei Fuß neun Zoll lang. Der Römische Fuß aber beträgt 132,45 Pariser Linien (man sehe Eisenschmid de ponder. et mensuris vet. Rom.). Die kurzesten hatten eine Breite von einem Fuß; die übrigen waren gleich breit, doch so, daß man sie in Griechenland für Privatgebäude nicht so breit machte, als für öffentliche. Plinius l. c. und Vitruv. lib. II. c. 3. Bei uns ist die Form der Ziegel nicht so streng beobachtet worden, wie man aus den Angaben bei Plinius und Vitruvius schließen könnte. An den Bädern und am Pallaste sind sie in Länge und Breite sehr verschieden, man findet sie in Pariser Maaß von 12″ L. und 12″ Br., 13″ L. und 12″ Br., 15″ L. und 10″ Br., 15″ L. und 12″ Br., 15″ L. und 13″ Br., 15″ L. und 15″ B., ihre Höhe beträgt 1¼″. — An den untersten Mauern der Bäder rücken die Ziegellagen zwischen dem jüngern Flötzkalke mehrere Fuß weit auseinander, und dienten nur, vor Abweichungen von der Setzwage zu bewahren, wenn man in dem steifen Mörtel die Kalksteine 1½″ — 2′ voneinander legte. Es lag wahrscheinlich in der Höhe des Gebäudes, daß man die Ziegellagen nach oben enger zusammen rücken mußte. — Die Art, wie der Mörtel bereitet wurde, wird von Plinius hist. natur. lib. 36. c. 23. und Vitruv. lib. II. c. 4. angegeben, und man muß sich wundern, wenn man noch jetzt so verschiedene Meinungen über einen so klaren Gegenstand hört. Gewiß weiß man unter uns den Mörtel so gut zu bereiten, als man es vor 1800 Jahren wußte; da man ihn von einer Güte haben kann, daß sich Wasserleitungsröhren oder künstliche Steine aus ihm verfertigen lassen. (Thenard traité de chémie tom. II. pag. 224.) Daß man aber zu gewöhnlichen Bauten keinen so theuern Mörtel verlangt, der gegen das Ganze einen unverhältnißmäßig hohen Preis haben würde, ist uns so natürlich, wie es dem Privatbürger des alten Roms war. Moselsand und gestoßene Ziegel sind nebst dem Kalk Alles, was in dem Mörtel unserer Römischen Gebäude vorhanden ist. Auf Flußsand nahmen die Römer nach Plinius den dritten Theil Kalk; das heißt nach Vitruvius, im Mörtel, welcher aus Flußsand bereitet wird, muß der Kalk den dritten Theil ausmachen; so daß der Römische Naturforscher mit den Angaben Thenards übereinstimmt. In einer Art von Römischem Stuck fand ich ½ Kalk und ½ gestoßene Ziegel ohne allen Sand.

Von ihrem Säulenschmucke entblößt, zum Theile nicht mehr so gut, als unsere Simeonspforte erhalten, und meistens in schwer zu verstehenden Ruinen verrathen also diese Reste Römischer Gebäude eine ganz andere Bauperiode, als das Simeonsthor. Wie verschieden ist die Anstrengung, womit man Ziegelsteine trägt und setzt, von der, welche die Behandlung der großen Sandsteinmassen fordert, die, an der Vorderseite zu hohen Säulen gehauen, durch die hintere Hälfte die dicken Mauern unsers Thores bilden.

Nur eins mag hier noch von unsern sogenannten Bädern erinnert werden. Unter den größern Kalksteinblöcken, welche sich bei ihnen finden, sieht man mehrere, die aus einem kalkigen Sandsteine bestehen, in dem sich, mit graulich-weißen durchscheinenden Quarzgeschieben, sehr viele versteinerte Bivalven finden. Er gehört zum Sandsteine von Luxemburg. Auch der Kalktuff von Merzig und Echternach wurde beim Bauen der sogenannten Bäder benutzt; zwischen Ziegelsteinen hilft er zuweilen die Bogen bilden, welche auf diese Weise leichter wurden, als wenn sie aus andern Steinen gebaut worden wären.

Außer diesen Steinen kommt noch sehr häufig ein Kalkstein in den Stadtmauern vor, die aus alten Steinen anderer Bauten errichtet sind, welcher zum Dolithenkalke der Juraformation gehört und in der Gegend von Metz gefunden wird. Eine Ara, ein Genius, das Gestell und die Füße einer zerbrochenen kleinen Statue in unserm Museum, einige Römische Säulenreste,

Capitäle und Schäfte, welche man in und um die Stadt findet, das Kreuz, auf dessen Rückseite sich der bärtige Jupiterskopf befindet, welcher aber für einen Christuskopf gehalten werden dürfte, bestehen aus ihm; und er kömmt von allen nicht einheimischen Steinen hier am häufigsten vor. Die Trümmer alter Granitsäulen, von denen noch einiges zu sagen übrig bleibt, dürften sich allein in dieser Rucksicht mit ihm vergleichen.

Gewöhnlich spricht man nur von der Säule am Dom, weil sie am meisten in die Augen fällt. Aber der Luxus des vornehmen Römers erforderte Colonnaden um seine Palläste; und schwerlich möchte auch nur die größte Menge schöner Säulen von Trier weggeführt worden sein, als nachher seine Pracht bis zum Unbedeutenden gesunken war, wenn gleich die Zahl der größern Reste von Granitsäulen, die man in den Bädern, in Gärten, als Abweiser an Wegen und als Ecksteine an Häusern findet, nicht so groß ist, daß sie mit der vermutheten Herrlichkeit der alten Stadt in Verhältniß zu sein schiene. Die Granitsäule, welche unsern Marktplatz schmückt, ist höher und schöner, als die beim Dom. Sie wurde mit dem darauf stehenden Kreuze im zehnten Jahrhunderte errichtet, als wahrscheinlich eine besondere electrische Beschaffenheit der Luft-Erscheinungen bewirkte, welche unsere zu schreckhaften Väter ängsteten.

Die Mengung der vorfindigen Granitsäulen ist nicht so verschieden, daß man nicht vermuthen dürfte, alle seien aus dem nämlichen Gebirge gezogen worden. Braunschwarzer oder schwarzer Glimmer, der häufig durch rabenschwarze Hornblende ersetzt wird, weißer Feldspath und gräulichweißer Quarz sind die gewöhnlichen Gemengtheile, welche, mittelmäßig grobkörnig miteinander verbunden, die Säule auf dem Markte, am Dom, im Garten des Gymnasiums, und die beschmutzten und fast unkenntlichen Abweiser an Häusern und Wegen constituiren. Man könnte durch Plinius verleitet werden, zu glauben, daß die Römer sie aus Deutschland gezogen hätten, und die berühmte Säule im Odenwalde möchte vielleicht die Stelle bei Plinius commentiren (Plin. hist. nat. l. 36. c. 7.). Der Granit von Weinheim und von Heidelberg an der Bergstraße ist von dem unserer Antiken wenig verschieden. Die Römer haben ihn nicht nur zu Säulen, sondern in Tafeln (crustas) geschnitten, auch zu Fußböden, die sie lithostrota nannten, oder zu Mauerbekleidungen in den Zimmern gebraucht (Plin. h. n. l. 36. c. 6. und c. 25), daher hat man auch bei uns 14''' dicke Granittafeln häufig gefunden. Der rothe Hornsteinporphyr wird in geringerer Menge, als der Granit, unter unsern Antiken gefunden. Nur einzelne Säulenreste und 4''' — 5''' dicke Täfelchen besitzt die Gesellschaft. In dem rothen Hornsteine liegen weiße Feldspath- und schwarze Hornblende-Cristalle. Er wurde eben so, wie der Granit, gebraucht und aus Aegypten gezogen. Rubet porphyrites in eodem Aegypto: ex eo candidis intervenientibus punctis, leucostictos vocatur. Statuas ex eo Cl. Caesari procurator ejus in urbem ex Aegypto advexit Triarius Pollio. Plin. 36. c. 7.

Der Grünstein (ophites bei Plinius), welcher in seiner innig gemengten dunkelgrünen Masse große Feldspathkrystalle enthält, die grünlich weiß sind, (vielleicht des Plinius marmor lacedaemonium viride); der Syenit mit schwarzgrüner Hornblende und weißem Feldspathe ohne Quarz; alle werden in Täfelchen von 3''' — 6''' Dicke gefunden; es ist nicht leicht anzugeben, woher sie bezogen wurden. Kalk und Schichten von grünlichem Talke, der durch Thon und gemeinern Asbest schwarz gefleckt ist, durchzogen, welcher sich nach Hauy in der Dauphiné findet; weißer Marmor, der dem Cararischen gleicht, und bläulicher auch schneeweißer mit einem groben krystallinischen Gefüge, dienten auf die nämliche Weise zur Bekleidung der Zimmer. Von der ersten der beiden zuletzt genannten Marmorarten, die dicht und blendend weiß ist, findet man zuweilen Bruchstücke vorzüglich gearbeiteter Statüen, welche vielleicht als Kunstwerke ersten Ranges nach und nach aus Griechenland in Italien und über die Alpen wanderten; die Trümmer steiferer Arbeiten besitzen wir aus dem groben zuletzt genannten Steine, einen Kopf ohne Ausdruck und Leben, und den sehr verstümmelten Rumpf einer Statue, die man für eine Diana ausgibt; aber Zeit und Barbarei haben mit dem Schlechten das Vortreffliche auf gleiche Weise vertilgt. — Wegen seiner Weiße war lange bei den Alten der Parische Marmor, nachher auch der Lunische berühmt. — Auch mit dem Grünsteine in der Nähe unserer Stadt hat der Römer seine Häuser zu zieren gesucht, aber der zu weiche Stein konnte nur matte Arbeit liefern.

Eine Art von Fußböden bei den Römern, wozu man keine größern Steintafeln gebrauchte, sind die Pavimenta aus gefärbten Steinen, wovon Plin. h. n. l. 36. c. 25. handelt. Muster dieser Arbeit haben wir im Museum der Gesellschaft; aber die Steinchen sind nicht in Farbe getaucht, sondern aus blauem und weißem Kalke geschnitten; die rothen, welche mit diesen beiden Farben wechseln, sind schwach gebrannte Ziegel. Die beste Arbeit in solchen eingelegten Steinen mußte steif sein, und so sehr auch Sosus gelobt wurde, der zu Pergamus in einem Fußboden Abfälle vom Tische nachahmte, und eine trinkende Taube vorstellte, welche mit ihrem Kopfe Schatten auf das Wasser warf, während andere in einem Becken an der Sonne lagen und sich kratzten; so mochte doch solcher Geschmack nicht lange dauern, und schon unter Sylla fingen die Pavimenta an, in ihrer Gunst zu sinken, und durch die oben erwähnten Lithostrota ersetzt zu werden, ohne doch je ganz verdrängt worden zu sein, denn selbst in dem Mittelalter wurde noch solche Mosaik verfertigt, wie die aus dem Laacher Kloster, welche zu Koblenz aufbewahrt wird, beweis't. Sie stellt einen Abt mit Miter und Stab vor, und hat die Umschrift: Gisbertus abbas hujus monasterii P.

In Verbindung mit dem Granite mußte von einigen Steinarten die Rede sein, welche nicht sowohl zur äußern Verschönerung der Stadt, als zum innern Luxus der Gebäude verwendet wurden. Es bleibt uns noch übrig, den Leser auf einen Gegenstand aufmerksam zu machen, wodurch Trier unter den Römern ein exotischeres Ansehen erhalten mußte, als durch seine Granitsäulen, die bei dem röthlichen etwas matten Feldspathe oft ein schmutziges Aussehen hatten; — wir meinen die Marmorsäulen, die zuweilen in ihren schlanken Schaftresten an verlassenen Ecken und Gassen der Stadt den Forscher für andere Unannehmlichkeiten entschädigen.

Die schönste solcher Säulen, die uns bekannt ist, findet man hinter dem Dome. Sie ist einige Fuß hoch und besteht aus weißem Marmor mit rothen Zeichnungen. Es dürften aber wenige Straßen in Trier sein, wo man nicht eine oder die andere zerschlagene Säule aus gelblich-weißem, schwarzem und blauem, oder aus weiß und grün geflecktem Marmor fände. Der letzte ist ein blättriger Kalkstein mit talkigem Ueberzuge zwischen den

Blättern. Die merkwürdigste von allen diesen Marmorsäulen wurde zu Martin herausgegraben und besteht aus Ophit (Plin. hist. n. l. 36. c. 7.). Er ist aus grünlich schwarzem gemeinem Serpentine und aus dichtem weißem Kalksteine gemengt.

Was in und um unsere Stadt noch Römisch ist, ohne daß hier davon gesprochen wurde, dürfte wenig bieten, was der Art wäre, daß hier davon die Rede sein könnte. Nur ist zu wünschen, daß die Wasserleitung an der Ruwer genauer untersucht werden könnte, und daß Jemand, der die nöthigen Kenntnisse besäße, uns den Zustand der Reste dieses Werkes genauer angäbe, das vielleicht im Stande wäre, noch einiges Licht über den Zustand Triers unter den Römern zu verbreiten.

Man schließt zuweilen aus den Nachrichten, die wir über die aquaeductus der Alten besitzen, daß die Römer die Kunst nicht verstanden, das Wasser über Berg und Thal durch Röhren von höhern Orten nach minder hohen zu führen, sondern glaubten, es müsse stets auf einer geneigten Ebene herabfließen, daß daher die ungeheuern Verschwendungen der Wasserleitungen als prächtige Denkmäler der Römischen Kunst und Unwissenheit zu betrachten seien. (Schmidt Anfangsgründe der Mathem. II. Thl. I. Abtheil. p. III.) Wir können solcher Behauptung nicht beitreten und finden bei genauer Erwägung von Vitruv. l. VIII. c. 7. und Plin. h. n. l. 36. c. 15. die Römer in jeder Rucksicht gerechtfertigt, zweifeln aber sehr, ob sich bei gehöriger Untersuchung Alles bestätigt finden möge, was man von den Römischen Wasserleitungen bei uns spricht. Besonders können wir an die eine oder die zwei so viel besprochenen Wasserleitungen zwischen Trier und Cöln nicht glauben.

Das Denkmal zu Igel, und die Arä der Gesellschaft, oder die Todtensärge, aus Sandsteine, mehr oder weniger grobgehauen, sind blos Stoff für die historische und mythologische Deutung.

Kleine Penaten aus Bronz, besonders eine gut gearbeitete Diana, die zu Ozenhausen gefunden wurde, ein kleiner Merkur und Apollo, eine Tyche auf der rollenden Kugel, ein unstaltiger Priap, ein Mars; ein schlechtgearbeiteter Januskopf; schöne gläserne Todtenurnen mit den Resten verbrannter Körper und mit Lampen, die die Frömmigkeit darüber aufgehangen, Griffel zum Schreiben aus Horn, Knochen und Messing, Reste von feinern Vasen, oder Urnen und Vasen in schlechter Töpferarbeit nebst einer bleiernen Wasserröhre mit der Inschrift: Quartinius Estius F. fecit, die zu Cerf gefunden wurde, und ebenfalls eine scharfe Seite hat, wie die, welche Rode in den Tafeln zu seinem Vitruv abgebildet; — Das alles sind die stummen Zeugen der Andacht, der Trauer, und der Verhältnisse des geschäftigen bürgerlichen Lebens, welche wir in unserer Sammlung aufbewahren. Denn die Geschlechter verschwinden mit ihrem Thun, und es ist dem späten Nachkömmlinge theuer, wenn auch schwache Stimmen aus der Vergangenheit zu ihm sprechen und sein Dasein an ein früheres Leben knüpfen.

Kunst-Notizen

von A. Krahe.

La vierge aux linges.

Unter dieser Benennung befindet sich im Königl. Museum zu Paris ein Oelgemälde von Raphael von etwa 2¾ Schuh Höhe und 2¼ Schuh Breite, im Ganzen ⅓ lebensgroßen Figuren.

In einer romantischen, fernher mit Gebirgen, sodann einem Flecken mit schönen Gebäuden, und, dem Auge näher, mit einer Ruine staffirten Landschaft, kniet im Vorgrunde die heilige Madonna und zeigt dem ebenfalls in Liebe knieend hingerissenen Johannes, ihn mit dem linken Arme sanft an sich drückend, das auf weichen Polstern schlafende Jesuskind, indem sie mit der rechten Hand den deckenden Schleier mit mütterlicher Sorgfalt hebt.

Diesem Bilde nun soll, nach dem Urtheil von Kennern, ein anderes desselben Gegenstandes, desselben Alters, derselben Größe, dreißig Meilen hinter Paris von einem kunstliebenden Geistlichen, Namens Hitzler, aufgefunden, die so lange behauptete Authentizität streitig machen.

Gegenwärtig befindet letzteres sich in den Händen eines hiesigen braven Bürgers in der Jakobsstraße, welcher sich schon manche Reise nebst den Kosten einer Restauration hat gefallen lassen, um dem Bilde Ansehen und Absatz zu verschaffen: letztere ist in so weit nicht mißlungen, daß es wenigstens den alten Schmutz, von dem Wesentlichen der Umrisse und den Halbtinten aber äußerst wenig verloren hat.

Dürfte ich den Meinungen oben erwähnter Kenner die meinige beifügen, so ginge sie dahin, daß technisch sichtbar verschwundene Lokalfarben in den Gewändern, so wie die matter gewordenen Halbschatten im Fleische eine Erscheinung sind, welche man — zwar in manchen Bildern großer Meister — an Raphaelischen aber selten findet, — und in charakteristischer Hinsicht, statt des Freundlichen, kindlich Jungfräulichen in den Zügen Raphaelischer Madonnen, in gegenwärtigem Bilde der heilige Ernst einer schönen, jungen Matrone herrsche.

Für das Alter, die gute Schule und korrekte Vollendung sprechen alle, dem kritischen Auge vorliegende Umstände: doch die Frage: „Ist dieses Bild oder jenes im Museum zu Paris aufbewahrte das wahre Original? — selbst die noch wichtigere: „Ist Eins von ihnen ein echter Raphael? — wird durch den, auf einem Stein in Vorgrund ausgeschriebenen Namen dieses Meisters nicht entschieden.

Muß unser Bild, um für ein gutes, ja ein vorzügliches zu gelten, nothwendig ein Raphael, muß es überhaupt ein Original-Bild sein? — unbestritten gewönne es an Werth, wenn sich dies verbürgen ließe.

Und doch — der große Raphael gab sich mit Doubletten von seiner Hand nicht ab; störend hätten Versuche dieser Art auf seinen immer in neuen Schöpfungen schwebenden Geist gewirkt; — wenn Maturino, sein lieber Schüler, wenn Friedr. Barocci, Andr. del Sarto, selbst Leon. da Vinci ein Bild des verehrten Kunstgenossen des Kopirens werth gefunden hätten, um mit diesem Abglanze Raphaelischer Muse einen hohen Gönner oder ein reiches Kloster zu bereichern?

Hypothesen — wird man sagen — doch jedenfalls der Wahrheit näher stehende, als jene, welche, dem bisher herrschenden Glauben aller Kenner und Künstler entgegenstrebend, dem armen Bilde in Paris seinen langjährigen Ruf rauben, ihm den Stab brechend es zur Kopie verurtheilen und das wahre Original desselben unter dem Dache eines hiesigen Bürgers auferstehen lassen.

Unserm Bildchen soll mit dem, was hier gesagt, gar Nichts von seinem Werth benommen werden: — Korrektheit in den sanft gefaltenen Umrissen, zarte Behandlung des Fleisches, richtig aufgefaßte und wieder-

gegebene Idee des Augenblickes geben ihm das Zeugniß einer Entstehung aus Meisterhand: und zu wünschen wäre, daß ein reicher Liebhaber sich mit dem Besitzer um den Preis verständige, um es zum öfter wiederholten Genusse des Anschauens bei uns festzuhalten!

Eisenhaltige Quelle bei Ralingen.

Von Apotheker Primmeyr.

Auf der Straße von Trier nach Echternach, oberhalb der Ralinger Mühle, eben da, wo die Chaussee zunächst am Ufer der Sauer hinläuft, geht diese Mineralquelle zu Tag. Sie entspringt am Fuße des steilen Berges, der hier sein kahles Haupt über andere emporstreckt, und ergießt sich unmittelbar in den Fluß. Aus der 2 Zoll weiten Oeffnung quillt das Wasser, in Blasen wallend, reichlich hervor; seine Temperatur ist die der gewöhnlichen Brunnenquellen, und es setzt sogleich am Ausflusse häufigen Niederschlag von rothem Eisenoxid ab. Aus meiner chemischen Untersuchung ergab sich, daß es mit Kohlensäure gesättigtes Eisenoxid (Carbonas ferri) in ziemlicher Menge, nebst einem sehr geringen Antheil Thonerde, enthält. Die Kohlensäure ertheilt ihm den stechenden Geschmack und die Eigenschaft des Aufbrausens (beim Zusatze von Wein und Zucker), welche den Birresborn und ähnliche Mineralwasser characterisiren; doch wird das Angenehme desselben durch den faden Beigeschmack des Eisens geschwächt. Das Entweichen der gasartigen Säure, und das daraus erfolgende Niederfallen des Metalloxids, ist nicht wohl zu verhüten; daher hält sich das Wasser nur einige Tage lang im mineralischen Zustande und kann nicht weit verschickt werden. Es ist als Arzneimittel mit gutem Erfolge gebraucht worden; auch die Einwohner von Ralingen befinden sich bei stetem Genusse dieses Wassers sehr wohl.

Die Klosterglocke von Santa Clara.

Der Justiz-Hof von Catana in Sicilien hat sich vor Kurzem mit einem Prozesse beschäftigt, der mehrere interessante Züge darbietet.

In den meisten Städten Siciliens, wo die Räuber und Diebe zahlreich und verwegen sind, haben die Reichen, vorzüglich die Adligen, um ihre großen Geldsummen, die sie nicht unmittelbar nöthig haben, in Sicherheit zu bringen, die Gewohnheit, dieselben in einem Kloster niederzulegen. Der Graf C. . . . hatte auf diese Weise insgeheim einen großen Geldkasten nach dem Kloster von Santa Clara bringen lassen. Nichts destoweniger verbreitete sich das Gerücht davon in der Stadt, und eine Bande Räuber entschloß sich, sich dieses Schatzes zu bemeistern. Die Haupsache war, eine günstige Gelegenheit zu finden. Nachdem es lange angestanden hatte, bot sie sich endlich dar. Der Holzvorrath des Klosters war erschöpft und es mußte für neuen gesorgt werden. In diesem Falle wendet sich die Abtistinn an den Bischof, und einer von seinen Großvikarien besorgt selbst den Ankauf des Holzes und schickt es ins Kloster unter der Begleitung eines Fuhrmanns, der sein vollkommenes Vertrauen besitzt. Dieser Mann muß allein das Holz abladen und es in Ordnung legen unter den Augen der Zitellas, der Wärterinnen des Klosters.

Der Holzschober lag im Garten des Klosters, dessen Thüre man öffnen mußte. Während der Fuhrmann seinen Wagen ablud, bot ein Lastträger seine Hülfe an, indem er keinen andern Lohn forderte, als ein Glas Wein. Die Zitella, welche sich so schnell als möglich ihres Dienstes entledigen wollte, nahm unvorsichtiger Weise dieses Anerbieten an; sie that es gegen den ausdrücklichen Befehl, keinen Fremden einzulassen. Als die Arbeit vollbracht war, lief sie ins Kloster, um den Wein zu holen, den sie versprochen hatte. Bei ihrer Rückkehr war der Lastträger verschwunden, der Fuhrmann wußte nicht, was aus ihm geworden war; er sagte, er glaube, der Mann habe sich, müde des Wartens, fortgemacht. Die Zitella schöpfte einigen Verdacht, aber da sie den Holzschober wohl untersucht hatte, so schloß sie die Thüre des Gartens zu und trug die Schlüssel zur Abtistinn.

Nach dem Nachtessen schaute eine der Nonnen zum Fenster hinaus; da kam es ihr vor, als sähe sie einen Menschen, der sich unter die Bäume des Gartens hinschleiche. Sie zeigte es der Zitella an; aber diese, weil sie fürchtete, für ihre Nachläßigkeit gestraft zu werden, suchte die Klosterfrau zu beruhigen, und hütete sich, ihren Verdacht zu entdecken, weil sie dachte, wenn auch Jemand im Garten wäre, so würde das Kloster durch seine dicken Mauern und durch seine Gitterfenster geschützt. Indeß nahm sie sich vor, wohl auf der Hut zu sein, und als sie sich in ihre Zelle zurückgezogen hatte, stellte sie sich an das offene Fenster und lauerte auf. Nach ziemlich langer Zeit, als sie Nichts gewahrte, legte sie sich nieder, aber die Unruhe ließ sie nicht schlafen. Auf ein Mal war es ihr, als hörte sie ein Flüstern; sie lief an ihr Fenster und war entsetzlich erschrocken, als sie grade unter demselben 7 — 8 Menschen gewahrte, die leise mit einander sprachen. Sie horschte aufmerksam und vernahm das Gespräch, dessen Inhalt sich zum Theil um sie drehte. Sie war ganz entsetzt darüber zu hören, daß der falsche Lastträger, der ohne Zweifel den Augenblick benutzt hatte, wo die Klosterfrauen zu Nacht aßen, sich unter das Bett der Abtistinn versteckt hatte, die er erwürgen wollte, wenn sie den kleinsten Schrei von sich gäbe, um Spectakel zu machen. Um ihr Leben zu retten, hatte sie erklären müssen, wo der Geldkasten des Grafen aufbewahrt war, und ihm die Schlüssel des Klosters eingehändigt.

Die Zitella, die dringende Gefahr sehend, worin sich ihre Superiorinn befand, entschloß sich, die große Klosterglocke zu läuten: das gewöhnliche Signal in den Klöstern, um Lärm zu machen, ein Signal, welches ohne Fehl Hülfe herbeiziehen mußte. Als sie sich auf den Glockenthurm begab, hörte sie die Schelle der Abtistinn, und weil sie dachte, daß kein Augenblick mehr zu verlieren sei, um ihr das Leben zu retten, beschleunigte sie ihre Schritte. Nach Verlauf einiger Secunden erscholl die große Glocke. Als die Räuber, welche in dem Garten waren, sich bei diesem Klange entdeckt sahen, ergriffen sie eiligst die Flucht. Derjenige von ihnen, welcher die Schlüssel hatte, kann sie in der Bestürzung nicht finden, und sie sind gezwungen, sich in eine Ecke des Klosters zu verstecken. Bald kamen nun auch die Einwohner der Stadt in Menge an die Thore des Klosters. Als man hörte, um was es sich handle, untersuchte man das ganze Haus. In kurzer Zeit hatte man die Missethäter gefunden und man überlieferte sie der Gerechtigkeit.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 2. August. №. 10.

TREVIRIS.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz №. 112. und bei C. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre. —

Die Porta Martis, auch Porta nigra im Mittelalter genannt.

Von Gymnasialdirector Wyttenbach.

Je vous salue, ruines solitaires — murs silencieux! — Oui! tandisque vôtre aspect repousse d'un secret effroi les regards du vulgaire; mon coeur trouve à vous contempler le charme de mille sentimens et de mille pensées!

Volney (Les Ruines).

Wie manche alte Stadt der Erde vermag kein Zeugniß vergangener Größe mehr aufzuweisen! Bei vielen sind keine, wenn auch nur verfallene Spuren mehr zu sehen. Alles ist unter Erdhaufen vergraben; nicht bloß das Volk allein, sondern auch seine Häuser, Tempel, Thore und Palläste — Alles liegt in Todtenstille begraben. Nicht so ist es bei uns. Vieles blieb.

Mit Recht zieht das ernste, kolossale Marsthor, gleichsam die Propyläen unsrer alten Stadt, oder gewissermassen das Prätorianische Thor der durch Constantin den Großen befestigten Augusta Trevirorum, die Blicke vorzüglich auf sich. In allen Zeiten erregte diese ungeheure, regelmäßige Steinmasse das Erstaunen des Beschauers. Abraham Ortelius sagt davon in seinem antiquarischen Reiseberichte*): Eine bewundernswürdige Masse, wie in ganz Gallien, nach unsrer Ansicht, keine ähnliche mehr vorhanden ist. Der Schutz-Genius des Alterthums hat sie vor der zerstörenden Hand der Barbaren gerettet, um sie für eine Zeit zu sparen, die sie würdigen konnte.

Unser imposantes Gebäude zeigt Spuren, daß selbst zu Ende des weströmischen Reichs es noch nicht für durchaus vollendet gehalten wurde. Es war ein köstlicher Juwel, dessen Politur jede nachfolgende Hand noch zu erhöhen gedachte.

Was aber schon gethan war, das konnte in dieser Art nicht übertroffen werden; noch kann etwas über die Stärke gehen, mit welcher dieser Felsenbau aufgerichtet wurde:

Als ob (wie der Dichter sagt) der Mensch in seiner Kraft
Auch seine Felsen in dies Thal versucht' zu stellen!

Das Gebäude ist 115 Fuß lang, in dem mittlern oder Hauptheile 47, in den beiden hervorspringenden Seitentheilen 67 Fuß breit. Auf der Stadtseite treten diese Seitentheile in grader Linie um 4 Fuß; auf der Feldseite (oder der Hauptfronte des Thores) aber im halben Cirkel gegen 15 Fuß vor dem Hauptheile des Gebäudes hervor. Die ursprüngliche Höhe im Haupttheile beträgt 69 Fuß 11 Zoll; in dem Seitentheile der linken Stadtseite ist die Höhe im Ganzen 91 Fuß 1 Zoll *). Das dritte Stockwerk der rechten Stadtseite fehlt.

Auf den vier Seiten-Ansichten sind das Erdgeschoß und beide Stockwerke mit einer toskanischen Säulenordnung versehen, und zwar in der vordern und hintern Ansicht mit etwa um zwei Drittheil ihrer Stärke aus dem Gebäude hervorspringenden Säulen, in den beiden Quer-Ansichten aber mit Pilastern, deren Vorsprung nur 3 Zoll beträgt. Ihre Form ist rauh und einfach, wie es die ungeheure Größe und Festigkeit erheischt.

In das Innere des Gebäudes führen zwei nach der Feld- und Stadtseite gehende Doppelthore, die 14 Fuß weit, und in gegenwärtigem Zustande noch bis unter den Schlußstein 12 Fuß 3 Zoll hoch sind; aber ursprünglich, vor der Erhöhung des Bodens, wenigstens 5 Fuß höher waren.

In den Thorpfeilern der Feldseite sind Einschnitte oder Fugen ersichtlich, in denen sich Fallthore befunden haben mögen. Im Innern des Gebäudes waren, wie Spuren anzeigen, Gänge, die einen freien Durchgang in die Thürme und in die Mitte zuließen.

Das Ganze ist von großen weiß-grauen (mit der Zeit schwärzlich gewordenen) Sandstein-Blöcken aufgeführt. Diese sind mehrentheils 4 bis 5, zum Theil sogar 7 bis 9 Fuß lang, 2 bis 3 Fuß breit, und wurden ohne Mörtel so künstlich miteinander verbunden, daß sie bloß auf ihrer eigenen Kraft zu ruhen scheinen.

Es ist traurig und erfreulich zugleich zu sehen, wie spätere Barbaren an der in großer Form erbauten Masse genagt haben und zu zerstören suchten — und

*) Itinerarium per nonnullas Galliae Belgicae partes. Antv. 1584. pag. 62.

*) Nach Quednow's Messungen (Beschreibung der Alterthümer von Trier).

sie doch nicht zu Grunde richten konnten. Die Zusammenfügungen von Stein auf Stein hat dieses rohe Geschlecht überall durchlöchert, um die metallenen Pflöcke zu gewinnen, die, wie man vermuthete, die Quaderstücke von Felsen verbanden. Die ähnliche Erscheinung von Durchlöcherung findet sich auch an den Resten des herrlichen Colosseums zu Rom. — Die Buchstaben, welche man auf den Steinen mannichfaltig erblickt, mögen wohl Maurerzeichen sein. Sie gleichen übrigens denen, die man auf Grabschriften des 4ten Jahrhunderts manchmal findet, auf denen die Schrift so aussieht, als gehörte sie in die frühesten Zeiten der Römer. Der Benedictiner Joseph Fuchs hat eine solche bekannt gemacht *).

Leben hat sich im Laufe der Zeiten auf dem todten Gesteine erzeugt. Gras und Kraut und Gesträuch grünt und blüht überall.

Ein französischer Baumeister des 18ten Jahrhunderts hat in einem architektonischen Werke **) eine Abbildung der Porta mitgetheilt, und sagt von der Bauform: Ce batiment tient de la proportion pseudodiptere ***).

Die Meinungen über die Zeit der Entstehung dieses Gebäudes, so wie über den Zweck und Gebrauch desselben, waren von jeher sehr verschieden. Ganz bestimmt ausgesprochene gleichzeitige Quellen und Zeugnisse fehlen uns; es bleiben uns also nur Wahrscheinlichkeits-Gründe übrig, die ich nun zu erforschen suchen werde. Mögen sie der historischen Gewißheit so nahe als möglich kommen, und etwas dazu beitragen, das große Räthsel zu lösen. Hätte Ausonius, wie er in seiner Mosella versprach, in Alter und Muße der Belgischen Trierer Geschichte geschrieben; so würde manches Dunkle aufgehellt, und manches Zweifelhafte dieser Zeit gelös't sein.

Die älteste Meinung lesen wir in unseren ältesten Annalen des Mittelalters †). Es galt damals der allgemeine Glaube, daß nicht lange nach Trebeta, dem Sohne des Ninus und flüchtigen Stiefsohne der Semiramis, dem angeblichen Asiatischen Begründer der Stadt Trier, lange vor Erbauung Rom's, unsre Porta mit andern Monumenten von den belgischen Trierern erbaut worden sey. Zuerst (heißt es) führten sie gegen Norden aus Quadersteinen, mit großen Thürmen, ein durch seine Mächtigkeit bewundernswerthes Thor auf, und nannten es Mars-Thor, auch das schwarze Thor, dessen Steine nicht durch Cement, sondern mit Blei und Eisen verbunden wurden, u. s. w. —

*) In dem seltenen Werke: Alte Geschichte von Mainz. II. S. 163.

**) Jean Antoine Traité d'architecture. Trêves, 1768. 4°. — Dieser Antoine war, unter dem Churfürsten Johann Philipp, der Erbauer des neuen, in unsrer Zeit wieder niedergerissenen Schlosses zu Wittlich.

***) Vitruvius (De archit. L. III. 1.) sagt von dieser Form: »Ein Pseudodipteros (Falschdoppelflüglich) muß in der »Vorder- und Hinterfronte acht, und an den Seiten mit »Inbegriff der Ecksäulen, 15 Säulen haben. Die Mauern »der Zelle müssen vorn und hinten auf die vier mittleren »Säulen treffen; wodurch dann ein Raum von zwei Säu»lenweiten und der untern Säulendicke rings umher zwi»schen den Wänden und der äußern Säulenreihe entsteht.« — Nach (Rode's Uebers.) Ob und wie diese Vitruvische Erklärung auf unser Monument passe, mögen die Architekten ermitteln und uns ins Klare stellen. Lehrreich sind die Bemerkungen, welche mein literärischer Freund De Bioul in seiner ausgezeichneten französischen Uebersetzung (Bruxelles, 1816. in 4°.) zu dem 1. Kap. des 3. Buches des Vitruvius beifügte.

†) Gesta Trevirorum. Cap. 4. u. 23.

Dieser Ansicht, wodurch Zeiten und Völker so sehr vermischt werden, folgten noch lange buchstäblich, nach der Erscheinung der ältesten Gesta Trev., die Schriftsteller der folgenden Jahrhunderte. Hören wir zur Probe, was der Weihbischof Johannes Enen von Trier, den sein Zeitalter den ehrlichen Meister Johannes gutmüthig nannte, im Anfange des 16ten Jahrhunderts schrieb:

Und zu dem ersten buweten sy uß großen quadren steinen ein port mit starcken türmen wunderlich groß und köstlich, die nanten sy porta nigra (die schwartz port). Welche steine nitt mit mörter oder spise, sonder mitt yßeren clammer und bley zusamen gegossen und gefügt, welches sich auff den heutigen tag clärlich erzeyget, und nenten dieselbe port auch porta martis, dann sye hielten Martem fuer einen got des krieges, und wann sye den kriege verloren, kamen sy betrübt wider do hereyn, und darumb nanten sye die schwartz port umb des betrübnis willen, und wurt itz genant sant Symeonsport, und der groß plane daselbst hinauß nanten sye campum martis, wann daselbst öbten und brauchten sich dy ritter und lernten krieges handel treyben *).

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der gute, ehrliche Enen, Weihbischof und Doktor der Theologie, gab seinem im Deutschen geschriebenen Originale den Titel: Medulla Gestor. Trevir. Die erste Auflage ist im J. 1514 erschienen; eine zweite 1515; und die dritte in lateinischer Uebersetzung im J. 1517.

Wann und wie wurde der auf der Pyramide zu Igel gestandene Adler, oder wie Andere wollen, knieende Genius gestümmelt?

Von Appellationsrath Müller.

Obschon wir den Zeitpunkt und die Art, wann und wie diese Figur verletzt worden sey, bisher noch gar nicht bestimmen können, so sind wir doch im Stande, durch die Hülfe einiger Zeichnungen und Kupfer, welche dem Jahr 1675 vorhergehen, folgende Angabe zu widerlegen. Ein sonst geschätzter Geograph, Malte-Brun *), erzählt uns darüber Folgendes: Man weiß sogar, daß eine Französische Kononenkugel den Kopf dieses Adlers im J. 1675 während der Schlacht niederschmetterte, wo der Marchal v. Crequi in der Ebene von Trier geschlagen wurde. Was die Bedeutung dieses Monuments betrifft, so ist es wahrscheinlich, daß es ein Grabdenkmal ist." Wenn nun auch Brower **) sagt: „Oben auf der Spitze sitzt auf einer Kugel, die von Kreisen umgeben ist, der König der Vögel, ein Adler, dessen Brust, wie es scheint, einstens verschleiert war:" so äußert derselbe mit diesen Worten nur seine Ansicht über diese Figur, die er auch in der beigefügten Zeichnung schon als eine gestümmelte darstellt. Brower starb 1617. — Der im Jahr 1606 gestorbene Abt Johann Bertels ***) sagt: „Nach Art einer Pyramide steigt es (das Monument), allmählig schmäler werdend, in die Höhe; es endet mit

*) In seinem im Jahr 1829 zu Brüssel gedruckten Werke Précis de la geographie universelle; in der Livraison I. Tom. IV. Seite 94 und 95.

**) Annal. trevir. Tom. I. Seite 42 cap. 18.

***) Histor. Luxemburg. Seite 216.

dem Bilde eines Adlers, der auf einer großen Kugel sitzt und seine Flügel ausbreitet, dessen Kopf aber jetzt gestümmelt ist.“ Es hat sich demnach der bekannte Luxemburgische Geschichtschreiber Johann Bartholet †) mit Worten und Zeichnung zu viel erlaubt, er sagt: „Der Adler, welcher auf der Spitze dieses Denkmals mit ausgebreiteten Flügeln und mit einem Schleier auf der Brust angebracht ist, stellt das Symbol der Unsterblichkeit dar u. s. w.“ In der Zeichnung aber stellt er uns das Bild eines unverletzten Adlers dar. Lorent ††) glaubt, diese Steinfigur habe schon in frühesten Zeiten können gestümmelt worden seyn, er sagt: «Es ist sogar wahrscheinlich, daß diese Figur nur eine kurze Zeit ganz bestanden hat.» Vielleicht wurde sie durch einen Gewitterschlag gestümmelt? Vielleicht durch wiederholtes Schießen muthwilliger Bursche, welche sich diese Figur zum Ziele genommen hatten. Ich erlaube mir hier noch eine Nebenbemerkung: Im Jahr 1802 nahm ich mehrere damals oberhalb Bollendorf am linken Ufer der Sauer entdeckte Ueberbleibsel eines Römischen Grabmals, welches sehr ansehnlich zu seyn schien, in nähere Untersuchung; von sämmtlichen Bas-Reliefs ließ ich Zeichnungen aufnehmen, in deren Besitz ich aber nicht mehr bin. Ich weiß mich indessen wohl zu besinnen, daß man von diesen sämmtlichen Figuren ähnliche auf dem Denkmal zu Igel vorfindet. Daß übrigens jene Reste früher einem Grabmale angehört haben, daran zweifelte ich gar nicht; sie lagen theils im Flußbette, theils noch im Schooße der Erde, in einer kleinen Entfernung von jenem Grabsteine, wovon Brower a. a. O. †††) spricht.

Zusatz zu diesem Artikel.

Vorstehenden kleinen Aufsatz erhielt ich von dem würdigen Herrn Verfasser Ende Juni d. J. Er äußert darin die Vermuthung, daß die oben auf dem Denkmal angebrachte Figur wohl durch einen Blitz verstümmelt sein möchte. Den 13. Juli d. J. schlug wirklich der Blitz in die Kugel. Der Schlag kam von SO. und war so gewaltig, daß die abgeschmetterten Stücke bis auf die Landstraße hinstäubten. Ein alt Mütterchen, welches eben nicht weit davon stand, erzählt, wie der Regen schon eine gute Weile vorübergewesen und wie der schlängelnde Blitz, so setzt sie gutmüthig hinzu, schnell über die Erde weggekrochen wäre. Uebrigens hat nur die Mitte der Kugel gelitten; der vordere Theil derselben ist noch ganz schön erhalten, jedoch scheint er durch die Erschütterung um ein Kleines vorgerückt.

Ohne allen Zweifel hat die auf dem Denkmale stehende eiserne Stange den Blitz angelockt. Diese Stange gehört nicht ursprünglich, wie man wohl denken könnte, zum Ganzen, sondern sie wurde mit einem daran befestigten Blumenstrauße vor etwa acht Jahren, als man das Monument ausbesserte, von den Handwerksleuten, die ihre Arbeit vollendet hatten, in frohem Jubel aufgesteckt. Ein gewaltiger Genius scheint diesem unpassenden Schmucke gezürnt zu haben. Schon gleich den folgenden Tag wurde der Blumenstrauß durch einen Windstoß niedergeweht und nach acht Jahren schlägt ein Blitz an der Stange nieder. Die Stange ist zwar verschont, aber es wäre vielleicht gut, wenn man sie abnähme, um ferneres Unglück zu verhüten.

Laven.

---

†) Histoire du Duché de Luxembourg. Tom. I. Seite 367.
††) In seiner Abhandlung Cajus Igula, Seite 7.
†††) Tom. I. Seite 56.

König Frühling.

Von Lieutenant von Sallet.

Ein Baldachin aus lichtem Blau
Steht hoch und prächtig auf blühender Au,
Wie's königlichem Sitz gebührt,
Mit gold'ner Krone oben geziert
Und drunter ein König mächtig und reich,
Doch lieblich einem Kinde gleich,
Sitzt auf dem Thron, so schwellendweich,
Das ist ein duftiger Blüthenhügel;
Sein Scepter ein blühender Tulpenstengel.
Der König trägt, gleich einem Engel,
An seinen Schultern leichte Flügel.
Was wohl bedeutet das helle Gefieder? —
Er kommt gar schnell und froh geflogen,
Doch eben so flüchtig entweicht er wieder
Und ist in schönere Länder gezogen. —
Keine Krone trägt er auf seinem Haupt,
Die Kinderstirn drückt das Metall,
Hat die Locken mit Blüthen und Blättern umlaubt;
Sie grüßen ihn doch als König all'.
Der Baldachin ist der Himmel droben,
Die Sonne, die gold'ne Krone hoch oben,
Der König aber sich Frühling nennt;
Ein jeder wohl ihn liebt und kennt.
Auf seinen Wangen Morgenglut,
Ruft er jetzt aus mit frohem Muth:
(Wie Lerchenwirbel und Bienengesumm,
So lieblich leis schallt die Stimme ringsum)
»Auf, auf ihr Gesellen! vom Schlummer erwacht;
Schafft weiter an meiner Königspracht!«
Da nahen sich schwirrend und flatternd die schnellen,
Die lieblichen, leichtbeschwingten Gesellen.
Der König mit heiterer Freundlichkeit
Einem jeden seine Geschäfte verleiht.
»Auf ihr, beschwingt mit hellem Licht,
Schaut doch, die Sonne leuchtet nicht;
Hat wieder die ängstliche Mutter Natur
Den Wolkenschleier übergehangen?
Sie sorgt vor'm Staub sie zu schützen nur;
Nein, meine Krone soll offen prangen.
Hinauf und zieht mir weg den Schleier,
Daß sich ihr Glanz ergieße freier!
Das laß ich eine Krone sein!
Nicht, wie die ird'schen, kalt und schwer,
Sie strahlet Wonne und Gedeih'n
Mit glühendem goldighellen Schein
In meines Volkes Herzen hinein,
Und streuet reichlich um sich her
Auf Blumenhäupter, so hell und rein
Des Thaues Perlen und Edelgestein.
Ist sie verschwendrisch auch noch so sehr,
Wird doch von Edelsteinen nicht leer.
Hört an, ihr lebensmuth'gen Zecher,
Die Kron' ist auch zugleich ein Becher.
Die Allegorie find' ich nicht schlecht,
Der nur ist König zu nennen mit Recht,
Der über jedes Ding so waltet,
Daß es sich ihm zur Freude gestaltet;
Und dem die ganze Welt gefällt,
Der nur beherrscht die ganze Welt.
Der Preis gebührt dem frohen Zecher,
Drum sei vereinigt Kron' und Becher.
Auf! Lichtbeschwingte, fliegt zur Sonne
Und schüttelt sie, daß sie überkippe

Und aus dem fallenden Nectar Wonne
Die Blume mit verschämter Lippe
Und mit geheimer Wollust nippe.
Denn erst, wenn sie der Strahlentrank
Bis in die tiefste Brust durchdrang,
Wird sie sich süßer Gefühle bewußt,
Und ist geschickt zur Frühlingslust.
Die Blumen sind mir noch zu spröde
Und hüllen sich in den Kelch so blöde;
Ei, da, wo Götteranmuth spricht,
Braucht Schönheit einer Hülle nicht.
Die Grazien selber stehen ja
In unschuldvoller Nacktheit da.
Drum soll auch der Blumen üppige Pracht,
Vom eignen Reiz genug bewacht,
Preisgeben sich den trunknen Blicken,
Die sie anschaun mit keuschem Entzücken.
Das soll der Strahlennectar sie lehren,
Drum, Diener, eilt den Befehl zu gewähren.
Und ihr — spricht König Frühling weiter —
Gesellen zierlich, keck und heiter,
Die ihr euch wißt so schön zu schniegeln,
Beschwingt mit bunten Schmetterlingsflügeln,
Bringt frische Lüftchen, ihr leichten Herrn,
Zu allen Blumen nah und fern.
Entschmeichelt Maiglöckchen, Veilchen und Rosen
Süßathmende Düfte mit lustigem Kosen.
Wenn die Pracht der Glieder frei entsprossen,
Sei die schöne Seel' auch nicht eingeschlossen.
Die Düfte, die ihren Busen entflossen,
Tragt denn umher auf flatternden Schwingen,
Bis sie, rings durch den Aether ergossen,
Die ganze Welt mit Wonne durchdringen.
So bringt ihr erquickende, streichelnde Lüfte,
Und nehmet entzückende, schmeichelnde Düfte. — «

(Fortsetzung folgt.)

Arabische Erzählung.

Unter den Fürsten, welche einst über Arabien und Persien herrschten, nennt uns die Geschichte den Kalifen Yacuti-Ben-Laith, einen der blutgierigsten Tyrannen, die je die Annalen des Despotismus angefüllt haben. Der folgende Zug, welcher sich in den Noten eines seiner Minister, Giafar genannt, bezeichnet findet, läßt den Character dieses Prinzen erkennen. Wir hatten eben, sagt dieser Minister, einen glänzenden Sieg über die Waffen des Kaisers von Mogul davongetragen, als wir den Befehl erhielten, das königliche Zelt an dem Abhange eines Hügels, welcher von hohen Palmen umschattet war, aufzuschlagen.

Nachdem wir uns zu den Füßen des Sultans niedergeworfen hatten, standen wir auf, um uns von seiner Hoheit zu entfernen; aber er machte uns ein Zeichen zu bleiben und verharrte während einiger Augenblicke in einem tiefen ernsten Schweigen, dann gab er, gleichsam zu sich selbst gekommen, seinem Waffenträger den Befehl, gegen die östliche Seite der Stadt hin zu gehen, deren erhabene Thürme wir schon von ferne unterscheiden konnten. » Du wirst da, sprach der Sultan, einen Garten finden, welcher der Sorge eines Greises mit Namen Isaak anvertraut ist. Bemächtige dich dieses Menschen und führe ihn zu mir! « Kaum waren einige Stunden verflossen, als der Waffenträger einen betagten Greis herbeiführte, dessen zitternder Gang seine Angst verrieth. Der Tyrann befahl, den Körper Isaaks in zwei Theile zu hauen. Dieser Befehl wurde auf der Stelle vollzogen zu unserer größten Bestürzung. Yacuti richtete hierauf seine Blicke auf uns und sprach: » Ich sehe, daß ihr über die schnelle Hinrichtung eines Menschen, der unter der Last der Jahre gebeugt war und gegen den keine Anklage bestand, erstaunt seid. Ich will euch die Gründe angeben, die mich zu dieser Handlungsweise bewogen haben.

In meiner Jugend war ich arm, sehr arm, ich aß nur Brod im Schweiße meines Angesichts und fand dabei nicht immer Gelegenheit zur Arbeit. Meine unselige Lage wurde so groß, daß ich seit zwei Tagen aller Nahrung beraubt war; da gewahrte ich einen Garten, dessen Bäume mit den schönsten Früchten Persiens und Arabiens behangen waren: das Gitterthor stand offen, ich trat hinein und pflückte mir mehrere Granatäpfel. Bald fand ich mich an dem Rande einer klaren und spiegelhellen Quelle, ein Tischtuch von blendender Weiße, mit Speisen bedeckt, lag über dem nahen Rasen. Der Hunger, den ich litt, war so groß, daß ich das Brod und die Milch verschlang, die dies bescheidene Mahl ausmachten. Dann gab ich mich wieder daran, Früchte zu sammeln, als dieser Greis daherkam, sie mir aus den Händen riß und zu seiner Hülfe sechs Menschen herbeirief, die mit knotigen Prügeln bewaffnet waren. Sie fielen alle über mich her, überhäuften mich mit Schlägen, und ließen mich in einem so erbärmlichen leidenden Zustande zurück, daß ich mich kaum bis zu den Stufen einer nahen Moschee hinschleppen konnte. In dieser jämmerlichen Lage fand mich ein junger Metzger, der mit meinen Schmerzen Mitleiden hatte. Er ließ mich in sein Haus führen, pflegte mich mit Güte und Zärtlichkeit bis zu dem Augenblicke, wo meine Gesundheit ganz hergestellt war. Dann vertraute er mir die Hut seiner Heerden an, und gab mir so viel, daß ich gut auskommen konnte; aber ich verließ ihn bald und durch mein Talent allein habe ich mich bis zur höchsten Stufe der Macht emporgeschwungen.

Sieg des Lucullus.

Der Römische Consul Lucullus stand im Angesichte des Feindes, aber er wagte nicht die Schlacht, weil er sah, daß die Hälfte seiner Soldaten Mangel an Waffen und andern Kriegsvorräthen hatte und sehr entmuthigt schien. Plötzlich wehte ein heftiger Wind daher, der von der benachbarten Wiese eine ungeheuere Menge Blumen riß und sie auf die Helme der Römer trug. Die Blumen befestigten sich allda auf eine Weise, daß die Krieger sich ausnahmen, als wären sie mit Kränzen geschmückt. Dieses unerwartete und sonderbare Ereigniß wurde von Lucullus als eine glückliche Vorbedeutung ausgelegt. Er entflammte den Muth der Römer und diese warfen sich mit Ungestüm auf den Feind und trugen den Sieg davon.

Napoleon sagte eines Tages, von einem Manne redend, der sein ganzes Leben immer unglücklich war: » Ich glaube, wenn er auf den Rücken gefallen wäre, er hätte sich das Nasenbein zerbrochen. «

Um Mißverständnissen vorzubeugen, sehe ich mich zu der Anzeige veranlaßt, daß jedem Originalaufsatze, der in diesem Blatte erscheint, der Name des Verfassers beigefügt wird.

Die Redaction.

Ph. Leven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 6. August. N°. 11.

TREVIRIS.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz N°. 112. und bei E. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Die Porta Martis, auch Porta nigra im Mittelalter genannt.

Von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

Nebst dieser angeführten ältesten Sage, deren Behauptung an jeder kritischen Grundlage mangelt, und die erst im siebenzehnten Jahrhundert von tüchtigern Forschern, den gelehrten Jesuiten Brower, Wiltheim u. a. kritisch beleuchtet wurde, giebt es unter den neueren Forschern zwei Haupt-Hypothesen. Einige lassen zwar auch dieses Alterthum ein Werk aus den Zeiten der freien Trevirer in der Belgisch-Celtischen Periode, vor Ankunft der Römer sein; setzen es aber doch nicht gerade in so entfernte mythische Zeit, als die früheren Schriftsteller. Sie nennen es das älteste (Trevir'sche) dem Jupiter gewidmete Capitol: andere, einig in Rücksicht der Zeit, hielten dafür, es sey das Gebäude für die öffentlichen Versammlungen der Stände des alten Volkes gewesen. Der schon genannte De Bioul glaubt auch, dieses Monument in ein sehr hohes Alter hinaufrücken zu müssen, ohne doch sich näher darüber auszusprechen *). Andere setzen es in die Römische Periode. Diese aber trennen sich wieder in ihrer Meinung dadurch, daß einige es in den ersten Zeiten der Römischen Herrschaft, Andere aber in den letzten, nicht lange vor der Völkerwanderung, erbaut glauben **), und daß Einige es für einen Triumphbogen ansehen, Andere, und zwar die Mehrzahl, nur den Charakter einer eigentlichen Porta finden.

Alle diese Meinungen haben theils keine, theils aber geringere, theils endlich größere Grade der historischen Wahrscheinlichkeit. Wenn wir auch den früheren Schriftstellern in ihrer Ansicht nicht folgen können; so sage ich doch gerne mit Vitruvius *): „Ich weiß „allen Schriftstellern unendlichen Dank, welche von „Alters her weder Kopf noch Fleiß gespart haben, um, „der Eine in diesem, der Andere in jenem Fache, Ma„terialien zu bereiten. — — Auf dergleichen Männer „bauend, darf man weiter gehen, und neue Gedanken „wagen“ — —

Mannichfaltige und bedeutende Wahrscheinlichkeitsgründe bewegen mich, der ich auch früher das Thor vor die Zeit der Römer gesetzt hatte, nach näherer Forschung, jetzt anzunehmen, daß dies Gebäude ein Werk Römischer Kraft sey. Es ist nicht zu läugnen, daß es schon in seinem Beginnen als Stadtthor und zugleich als Befestigungspunkt **) gedient habe. Es war das Hauptthor gegen Germanien zu, woher die tapfersten Feinde in das Römische Gallien einfielen: in diesem Sinne war dieses Thor gleichsam die porta praetoria ***) der so oft bedrohten Augusta.

Millin, der berühmte französische Archäolog, beschreibt uns die porte d'Arroux und die porte Saint André als die schönsten alten Monumente der Stadt Autun (Bibracte der Gallier, Augustodunum der Römer). Die Beschreibung und Abbildungen haben,

*) In einem Briefe an mich, den ich in der Trier'schen Chronik, 1819. S. 129. bekannt machte, sagt dieser französische Uebersetzer Vitruv's: La porte noire que je crois être un édifice de la plus haute antiquité, des premiers temps de l'architecture — est un objet des plus intéressants pour l'histoire de cet art. —

Ob der gelehrte Mann noch jetzt der nämlichen Ansicht sein mag? Er versprach, eine Abhandlung über die Architektur des Gebäudes zu schreiben, und selbe mir mitzutheilen. Doch scheint es, als habe er die Arbeit aufgegeben.

**) Johannes Heis, ein ehemaliger Canonikus zu St. Simeon und Professor an der Universität zu Trier, hat gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts beide Haupt-Hypothesen zusammengefaßt, in seinem noch handschriftlichen Werke, das den Titel Simeonia führt, und bald prosaisch, bald poetisch bearbeitet ist. Die Hauptstellen sind:

Auctorem non quaero operis: Romana potestas.
Tantorum valuit saxorum attollere pondus.
— — — — —
— — — Trévir inclytus olim
Sed forsan tentavit opus. — —

*) Vorrede zum 7ten Buche, nach Rode's Uebers.

**) Porta mit einem propugnaculum, nach Vegetius.

***) Hyginus und Vegetius sagen uns, daß im Römischen Lager die porta praetoria stets gegen den Stand des Feindes gerichtet seyn müsse (semper hostem spectare debet). — So kommen auch schon turres in portis (zur Vertheidigung) in den Commentarien Cäsars vor. (De bello gall. VIII. 9.)

außer der Säulenordnung, mancherlei Aehnlichkeit mit unsrer **Porta Martis** *).

Diese Thore von Autun sind stets, ohne allen Zweifel, unter die Zahl Römischer Bauwerke begriffen worden. Selbst könnte man als höchst wahrscheinlich annehmen, daß Constantin der Große die Vaterstadt des Eumenius mit diesen Herrlichkeiten geziert habe. Dieser Redner giebt es zu verstehen in seiner Lobrede auf Constantin, wovon gleich die Rede seyn wird.

Die Meinung nun, daß auch unsre **Porta Martis** auf Veranstaltung Constantin's des Großen könnte erbauet worden seyn **), findet einen fast reinhistorischen Grund in der Rede des Eumenius an diesen Imperator, welche er im Jahr 310, bei Gelegenheit der Feier des fünften Jahres der Constantinischen Regierung ***), zu Trier in Beisein des jungen Kaisers hielt. Der Redner sucht den mächtigen Herrscher zu bewegen, auch seine Vaterstadt so herzustellen und zu verherrlichen, als es durch die kaiserliche Freigebigkeit in der sehr beglückten Stadt Trier geschehen sey und noch geschehe, deren gleichsam neuer Gründungstag durch seine Güte gefeiert werde, da sie in ihrer ganzen Mauer-Umgebung auf solche Art erneuert werde, daß sie, durch die Wohlthaten Constantin's herrlicher geworden, sich gewissermassen freue, vor einiger Zeit Verwüstungen erlitten zu haben. »Ich sehe (fährt der Red»ner fort) den großen Circus, der, wie ich glaube, »dem Römischen ähnlich ist; ich sehe Basiliken †) und »das **Forum** ††), wahrhaft königliche Werke, und den »Sitz der Gerechtigkeit, alle so hoch aufsteigend, daß »sie sich der Sterne und des Himmels würdig und Nach»barn zu seyn verheißen. Alles dies sind gewiß Wohl»thaten deiner Gegenwart, Imperator! Alle Orte, »die deine geheiligte Person am öftersten durch ihre »Gegenwart schmückt, gewinnen an Menschen, an Mau»ern und Geschenken. — — Daher genügt es meinen »Wünschen, daß du auch meine Vaterstadt sehen mögest— »weil sie wird hergestellt seyn, sobald du sie gesehen »hast *). (Fortsetzung folgt.)

*) Voyage dans les Départemens du Midi de la France T. I. p. 316.
Er sagt von der ersten: „Cette porte a neuf toises et „demie de largeur sur huit et demie de hauteur: elle „consiste en deux grandes arcades qui sont au mi„lieu, pour l'entrée et la sortie des voitures, et en deux „plus petites sur les cotés (diese fehlen an unserm Thore). „Un magnifique entablement couronne les quatre arcades; „audessus règne une espèce de galerie etc. etc. — — „Les petits pillers de d'ordre corinthien qui séparent ces „arcades, sont cannelés avec une grande propreté. Du „coté de la ville, les chapiteaux ne sont pas terminés. — „La solidité de la construction est aussi remar„quable que l'élégance de l'architecture: Les pierres „ne sont liées par aucun ciment; les joints „ne sont que des traits ou il est impossible „de faire pénétrer la lame d'un couteau; „et les voûtes, malgré le poids énorme de la „galerie qu'elles supportent, se soutiennent „par la seule coupe des pierres." — —

**) Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß in Hetzrodt's Nachrichten über die alten Trierer (Trier, 1817. S. 22) diese Meinung zuerst aufgestellt wurde, doch ohne diese Vermuthung, deren Gründe nur berührt werden, tiefer zu erforschen. In seiner ersten Auflage, die im J. 1809 französisch erschienen war (Notices sur les anciens Trévirois) hatte unser gelehrter Landsmann diese Ansicht noch nicht geäussert.

***) Quinquennalia genannt.

†) Unter diesen Basiliken war vermuthlich auch diejenige, aus welcher später unsre Domkirche entstanden ist. — Basilica — (sagt Rode zu seiner Uebers. des Vitruvius V. 1.) — ein königliches Gebäude, wahrscheinlich weil es mit königlicher Pracht erbaut war. — Basiliken waren öffentliche Gebäude, welche zugleich zu Gerichtshäusern und Kaufmannsbörsen dienten. Die Gestalt und Einrichtung derselben wichen sehr von denen ab, welche wir an den Tempeln der Alten sehen.

††) So hieß den Römern überhaupt ein jeder Markt, worauf man feil hatte; insbesondere aber ein großer Platz, der mit öffentlichen Gebäuden und Hallen geziert war, und dann diente, daß man daselbst allerlei feil hatte, Versammlungen anstellte, Gericht hielt, öffentliche Angelegenheiten verhandelte, auch Fechterspiele darauf gab. — Unser Wort Markt erschöpft also durchaus nicht die Bedeutung des Römischen Forum. — S. ebendaselbst die Note des Uebersetzers des Vitruvius.

*) Eumenii Panegyricus Constantino Augusto. Cap. XXII. Die wichtige Stelle beginnt mit den Worten: Sicut hic video hanc fortunatissimam civitatem (Trier nämlich, wo er diese Rede vortrug), cujus natalis dies tua pietate celebratur, ita cunctis moenibus resurgentem, ut se quodammodo gaudeat olim corruisse etc. etc. etc.
Trier hatte wahrscheinlich die ersten Mauern erhalten, nachdem es eine Colonia Augusta geworden war. Tacitus (Hist. IV. c. 62.) erzählt uns in der Geschichte des Batavischen Krieges: Die Legionen — lagern sich vor den Mauern der Treverer (ante moenia Trevirorum).
Wir wissen, daß Constantin in den Jahren 306, 307, 310, 311, 313, 314, 315, 316, dann 329 und 331, auf kürzere oder längere Zeit, in Trier seine Residenz hatte.

Gefundene Alterthümer.

Als man das von dem im J. 1790 verstorbenen Trierischen Weihbischof Hontheim bewohnte mit der Hausnummer 404 bezeichnete Haus unserer Stadt in diesem Jahre niederriß, fand man in den Fundamenten desselben in einer Tiefe von 15 Fuß außer vielem Wändeputz folgende Stücke:

1) Eine bronzene Figur, etwa 6 Zoll hoch. Auf dem Haupte eine Krone, der Körper von oben her halb entblößt, unter den Füßen Sandalen, die jede Zehe auf das Genaueste sehen lassen. Der linke Arm ist getrennt, aber noch vorhanden; der rechte fehlt ganz. Die Haltung ist edel, wie's einer Göttinn geziemt. Hinten bemerkt man eine Art von Bruch: vielleicht stand die Figur an eine Säule gelehnt. Das Ganze spricht für eine Venus Victrix. Die also genannte Göttinn trug bei den Alten, wie die Himmlische Venus, ein Diadem *), und ward meistens nackt oder doch fast nackt abgebildet. Man sieht sie gewöhnlich auf Medaillen, in der rechten Hand einen Helm, und in der Linken einen niederfallenden Schleier haltend **). Dies kann bei der Unsrigen recht wohl der Fall gewesen sein. Weil aber hier auf das Deutlichste das Diadem mit einer Krone vertauscht ist, so möchte man die Figur lieber für eine Kaiserinn, als Venus Victrix, halten: eine Vorstellung, die sich ebenfalls häufig auf Medaillen findet ***).

2) Ein Torso eines weiblichen Körpers, von Marmor, über einen Schuh lang, schön, wie der Leib einer Mediceischen Venus. Ueber die linke Schulter fällt eine reitzende, herrlich ausgearbeitete Locke.

3) Münzen von Trajan, Antoninus Pius, M. Aurelius, Constantinus, Valens, 15 an der Zahl.

Alle diese Stücke werden in dem hiesigen Museum verwahrt. Hr. Baumeister Benz hat sie zum Theil hingeschenkt. Laven.

*) Winkelmann's Geschichte der Kunst des Alterthums. S. 301.
**) Ueber die Attribute der Venus, v. C. Richter. S. 89.
***) C. Richter a. a. Ort.

Der Altarstein in Berdorf, (Canton Echternach).

Von Apotheker Brimmeyrheldenstein von Echternach.

Das Dörfchen liegt auf einer Anhöhe unweit der Preußischen Grenze, etwa eine Stunde oberhalb Echternach; an der erhabensten Stelle des Dorfes stand seine alte, eigenthümlich gebaute Kirche, die vor wenig Jahren abgebrochen und auf einem andern Platze neu errichtet wurde. Der antike Stein, wovon hier die Rede ist, diente dem Hauptaltar als Basis, und es gewährte einen ganz eigenthümlichen Anblick, daß über einem vorgeblich heidnischen Opferstein das h. Meßopfer verrichtet wurde: er hat in der neuen Kirche dieselbe Bestimmung erhalten. Der Stein ist würfelartig, 3 ½ Fuß hoch und etwas über 3 Fuß breit, zu vier Seiten mit Bildwerk in Basrelief verziert. Auf der gegen Ost gekehrten Seite das Bild der Juno, an ihrem Pfau erkennbar; gegen Süd eine weibliche Gestalt, die ein ovales Schild vor sich hält; — vermuthlich Pallas; an der Westseite Herkules mit Keul und Löwenfell; nördlich Apollo, die Leyer führend, den linken Fuß auf ein vierfüßiges Thierchen stützend. Die zwei männlichen Götterbilder sind vorzüglich gut ausgearbeitet und am besten erhalten. An den vier senkrechten Kanten läuft eine Verzierung von Laubwerk herab. In der Mitte der nach oben gekehrten Seite ist eine beckenförmige Vertiefung eingehauen, deren Bestimmung aus der des Ganzen entnommen werden muß. Der Stein selbst ruhete auf einer breiten Unterlage, worauf die nämlichen Figuren, verkleinert, abgebildet sind; sie nimmt in der neuen Kirche wieder dieselbe Stelle ein.

Ob das Ganze nun für einen wirklichen Opferaltar des Heidenthums, oder für das Piedestall einer umgestürzten Pyramide (wie der Geschichtschr. Bertholet meinte) zu halten sei, bleibt dem unbefangenen Forscher zu entscheiden. Bemerkenswerth ist immerhin der Umstand, daß die gegen Ost gekehrte Seite am meisten abgenützt, oder durch Einwirkung von Luft und Regen verwittert erscheint; da hingegen die westliche sich eben am besten erhalten hat.

Auf einem Seitenaltar der alten Kirche figurirte lange Zeit eine Jupiter-Statüe als Heiligenbild; sie ist vor etwa 50 Jahren weggekommen.

Der röthliche Sandstein, woraus das erwähnte Denkmal verfertigt ist, scheint aus den Mühlsteinbrüchen, unterhalb Berdorf, entnommen. Auch diese Felsenhöhlungen stehen seit manchen Jahrhunderten offen, und sind in jedem Bezuge sehenswerth.

König Frühling.

Von Friedrich von Sallet.

(Fortsetzung.)

Zum grünbeschwingten Geisterchor
Sich nun der König Frühling kehrt,
Und der vor Allen ragt hervor,
Wird mit des Königs Wort beehrt:
Du mit dem dunkeln Lockenhaar,
Den Blick so wild, doch leuchtend klar,
Auf dessen ernster Stirn' die Hoheit thront,
Auf dessen Mund die Anmuth lächelnd wohnt,
Vereine zum Werk deine dienenden Geister;
Du bleibst, wie immer, mein Baumeister.
Sollst mir erbau'n ehrwürdige Tempel;
Doch rath' ich dir nach gutem Exempel,
Nicht nach den dicken Steinkolossen,
Die breit sich heben himmelan;
Man sieht's den plumpen Kuffern gleich an;
Sie sind nicht gewachsen, sind nicht entsprossen,
Und mühsam nur aufeinander geschichtet,
Geschickt nur die Erde zum Stöhnen zu bringen.
Nein, frei und keck emporgerichtet,
Ein solcher Bau muß dir gelingen;
Die Säulen, grade hoch und schlank,
Wie ein Lichtstrahl, der vom Himmel drang,
Müssen mit den Bögen gen Himmel ragen,
Durch eig'ne Kraft emporgetragen,
Geflügelt leicht, doch ehrwürdig sehr,
Gebeten gleich, die empor sich schwingen.
Nur keine dicken Massen umher,
Die des Sinnes freien Aufschwung bezwingen;
Durchsichtig sei der ganze Bau,
Rings dringe zu das himmlische Blau,
Auf daß aus dem Zaubergebäu hervor
Die Seele frei schwebe zu Gott empor.
Voll Majestät sollst du Alles bereiten,
Doch sei ihr die Anmuth stets zur Seiten.
So leicht, wie aus Träumen zusammengewebt,
Sei der Tempel, daß der Sinn nicht bebt'
Zu denken, daß er in Lüften schwebt.
Die Bögen nur nicht gerundet zum Kreise,
Das ist engherziger Thoren Weise,
Die da meinen, es sei das Höchste der Welt
Das schöne runde Himmelszelt.
Der fromme Sinn dringt weiter nach oben,
Und über den Aether emporgehoben,
Strebt er nach eines Punktes Nähe,
Nach dem Herzen Gottes in endloser Höhe.
Drum sollen die Bögen, dies anzuzeigen,
Gebildet aus grünen, luftigen Zweigen,
Sich spitz nach oben zusammenneigen.
Willst du verzieren den hohen Bau,
Nur keck auf deine Grillen vertrau;
Denn wer in schöpferischer Brust
Des Götterfunkens der Kunst sich bewußt,
Mag er Grillen und Launen auch walten lassen,
Wird doch das Rechte stets erfassen.
Mit lieblichem Laubwerk reich umzogen
Auf andere Art sei jeder Bogen:
Bald Laubwerk, fest in sich gedrängt,
Doch bogenförmig nach aussen geschweift,
Wie's an den starken Eichen hängt.
Das deutet hohe Manneskraft,
Die, fest gekernt, nach aussen greift
Und ruhig stark an Thaten schafft. —
Des Haselstocks klein gezacktes Blatt,
Das deutet die Herzen so weichlich und matt,
Die alles gern thun, genießen und schmecken,
Der Seele Fühlhörner, wie die Schnecken,
In hundert Spitzen nach aussen strecken,
Doch weil sie die Kraft nicht beisammen halten,
Nichts recht genießen, nichts recht verwalten.
Des Nußbaumes Laubwerk, glatt und rund,
Thut nur durch Duft sein Dasein kund,
Rings abgeschlossen und in sich geschmiegt,
Von eignen Träumen leise gewiegt.
Das deutet ein sinnig stilles Gemüth,
Das die innere Welt der äußern entzieht. —
Des Ahornblatts weithinausstrebende Zungen,
Die deuten des Busens Flammengewalten,
Die nicht zu zähmen und nicht zu halten,
In starken Strömen hervorgedrungen.
Was das Leben an Schmerz, an Wonne verlieh'n,

Sie möchten es Alles in sich ziehn,
Und was den Busen so mächtig schwellt,
Sie möchten es kund thun der ganzen Welt.
Die Dichterseelen sinds, die entflammten,
Die seit der Wiege zum Unglück Verdammten;
Wie viel sie lebendige Kraft auch erhalten;
Wie reich sie begabt, doch sind sie krank:
Der übermächt'ge gewalt'ge Drang
Hat sie zerrissen und zerspalten. —
Dies Alles kannst du als Zierrath benutzen,
Nur mußt du mir reichlich und üppig putzen,
Und sieh nur auf lieblichen Farbenschein,
Daß die Sonnenstrahlen sanft schimmern hinein.
Nicht sollst du nach Abentheu'rlichkeit streben,
Doch kommt sie von selbst, ei behalte sie eben;
Also der König die Würden vertheilt;
Ein jeder froh zum Werke eilt.

(Der Schluß folgt.)

Das neutrale Wirthshaus.

Im Jahr 1831, als die Feindseligkeiten zwischen Holland und Belgien anfingen, hatten die beiden kriegführenden Heere nicht weit von einander ihre Läger aufgeschlagen; man hatte indessen die Grenzlinie nicht überschritten, und nach einem Monate Rast war noch nicht das kleinste Scharmützel vorgefallen. Die Soldaten fingen an Langweile zu spüren und suchten Zerstreuungen.

Da geschah Folgendes zu Erlon, einem Grenzorte. Ein Mensch, dessen Namen man nicht kennt, ein unternehmender Kopf, der zu etwas ganz Anderem, als zu einem Wirthe geschaffen war, ließ sich beikommen, ein Haus zwischen die beiden Läger zu bauen. Als Alles eingerichtet war, zog er in der Mitte des Saales, der als Gastzimmer dienen sollte, eine Linie, eine eingebildete Grenze, um die Soldaten der beiden Nationen von einander zu trennen. Man durfte das gemachte Zeichen nicht überschreiten, unter der Strafe, nie wieder das Wirthshaus betreten zu dürfen.

Die Sache ging, wie man sich's gedacht hatte. Die beiden Armeen kamen, um sich zu erquicken. Die Furcht, den einzigen Ort, wo sie einige frohe Augenblicke noch genießen konnten, bewirkte, daß die beiden Nationen das Verbot ehrten. Zwei Monate waren ungefähr verflossen, und man hatte weder von der einen, noch von der andern Seite Ursache, sich über Verletzung des Territoriums zu beklagen. Nur einige Säbelhiebe waren gewechselt worden, aber weit von dem Wirthshause, damit der Herr desselben nicht künftighin den Eintritt verwehre.

Aber eines Tages, an einem Tage des Unglücks und der Zerstörung, wurde die Gränze überschritten. Brabänter und Holländer spalteten sich die Köpfe mit geschwungenen Krügen und Bouteillen (sie hatten nichts Besseres, denn der Wirth hatte aus Vorsicht verboten, bewaffnet hereinzutreten). Schon liegt mehr, als ein Kämpfer, niedergestreckt auf dem Boden; der Wirth selbst, stark in die Schlägerei mit hineingezogen, verließ das Zimmer nicht ohne einige Beulen. Es war ihm unmöglich, die Ruhe herzustellen, ja nur einen der Kämpfer herauszubringen.

Die Ursache des Spectakels war die: Den Tag vorher hatte unser Held seine Aufwärterinn fortgeschickt und eine Andere in Dienst genommen, die der herkömmlichen Gebräuche unkundig, auf einen Tisch, der den Belgern zugehörte, ein Stück Holländischen Käse gesetzt hatte, was sich der Wirth nie erlaubte. Von Scherz und Spott darüber kam man bald zu Thätlichkeiten und man zerschlug sich die Köpfe, als gelte es den Ruhm beider Nationen.

Die Anführer der beiden Armeen hatten bald von dieser blutigen Fehde Nachricht erhalten und verboten den Soldaten den Besuch des Hauses, und da man ihren Befehl überschritt, wurde es später geschleift.

Der Maler Hogarth und seine Chaise.

Der Mensch hat Uebung nöthig, um sich an das Wohlleben und an das Glück zu gewöhnen; er vermag nicht gleich ganz die Bequemlichkeiten und Vortheile zu genießen, die er seinem Talente, seinen Anstrengungen, zuweilen auch dem Zufalle, der so mächtig in unser Leben eingreift, zu verdanken hat.

Das erste Mal, als der berühmte Hogarth, der Londoner Maler, eine eigene Chaise hatte, stieg er hinein, um dem Lord-Major einen Besuch zu machen. Während er fuhr, hatte er das schönste Wetter von der Welt, und er freute sich, in fliegender Eile die langen und schönen Straßen, die von einer geschäftigen Volksmenge angefüllt waren, zu durchfahren. Der Lord-Major nahm ihn freundlich und mit ausgezeichneter Höflichkeit auf, allein er verweilte sich bei ihm so lange, und die Unterhaltung riß beide so hin, daß die Nacht und mit ihr der Regen heran kam.

Als Hogarth zum Gehen aufbrach, begleitete man ihn bis vor das Rathhaus, aber durch eine andere Pforte, als die, wodurch er eingetreten war. Sobald er sich auf der Straße sah, suchte er nach einer Chaise, die sich eben da fände; aber es erging ihm, wie gewöhnlich, wenn man grade eine in Wien oder in London braucht, so hat man die größte Schwierigkeit, einen Fiacre oder ein Cabriolet zu finden. Alle die, woran man sich wendet, sind besetzt; die Kutscher antworten Einem zuletzt nicht mehr. Hogarth, ungeduldig, setzte sich nun zu Fuße in Bewegung, in dem schrecklichsten Regenwetter. Er kam zu Hause an, ganz durchnäßt, ganz triefend, zum größten Erstaunen seiner Gattinn, die ihm bei seinem Anblicke entgegen rief: „Was hast du mit deiner Chaise angefangen?" — „Meine Chaise? rief Hogarth, beim Teufel, die hatte ich vergessen!"

Haare und Nägel der Todten.

Es trifft sich zuweilen nach dem Tode, daß das Horn der Nägel und die Haare trotz der Auflösung des Körpers fortfahren zu wachsen. Man erzählt von einer Frau, deren Haare durch die Spalten ihres Sarges, 43 Jahre nach ihrer Beerdigung, hindurchwuchsen. Sie ließen sich leicht zerreiben und wurden zu Staub bei der geringsten Berührung. Im Mittelalter reichten solche Erscheinungen hin, um den Verstorbenen als einen Zauberer anzusehen. Man zog den Körper aus der Erde, verbrannte ihn und gab die Asche den Winden.

Um ferneren Nachfragen zu begegnen, zeigen wir hiemit an, daß deswegen letzthin die Nummern 1 und 10 dieser Wochenschrift zugleich ausgegeben wurden, weil wir die 9 Blätter des vorigen Monats nachzuliefern gedenken.

Den 5. August 1834. Die Redaction.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 9. August. **No. 12.**

TREVIRIS.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz No. 112. und bei E. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Auszug aus dem Zeitungsberichte der Königlichen Regierung zu Trier pro Juli 1834.

Durch die Güte der Königl. Regierung ist die Redaction in Stand gesetzt, mit diesen interessanten Auszügen monatlich fortfahren zu können.

I. Witterung und deren Einfluß auf die Bodenerzeugnisse.

Die im Monat Juni eingetretene trockene und warme Witterung war auch in dem verflossenen Monate andauernd und wurde nur durch häufige Gewitter mit Streichregen unterbrochen, welche die, nicht selten bis zu 25 und 26 Grad Reaum. erhitzte Temperatur abkühlten, und sich meist nach sonnenhellen, warmen Tagen zur Nachtzeit entluden, ohne, wie sonst gewöhnlich, anhaltendern Regen und Kälte zur Folge zu haben.

Diese Witterung, welche zwar für mehrere Gegenden Verheerungen mit sich brachte, war im Ganzen für alle Bodenerzeugnisse höchst ersprießlich.

Das Heu wurde in der ersten Hälfte des Monats trocken und in reichlicher Menge eingeerndtet, und ist von vorzüglicher Güte. Ebenso reichlich fiel allenthalben die Erndte der Winterfrüchte aus, welche selbst im Eifel-Gebirge 4 Wochen früher als gewöhnlich eintrat. Auch Gerste, Roggen, Mischelfrucht und Weitzen, welche der Reihe nach zum Schnitte kamen, erfreuen im Allgemeinen den Landwirth mit einer guten Erndte, und der Hafer, der seine völlige Reife schon erlangt hat, und an manchen Orten bereits geschnitten wird, verspricht nicht minder einen reichlichen Ertrag. Die Obstbäume unterliegen, ungeachtet Tausender von Stützen, fast der Last ihres Reichthums; der Gemüsegärtner sieht seinen Fleiß durch kräftige und zahlreiche Gewächse belohnt und überall steht eine gesegnete Kartoffel-Erndte zu erwarten. Den Wiesen und Kleefeldern, aus welchen die erste Schaar bereits eingescheuert ist, war der häufige und warme Regen sehr gedeihlich; auch der Tabak steht, da wo er gebaut wird, ausnehmend gut, und vor allem gewährt der Weinstock, auf den die Bewohner der Mosel und Saar ihre ganze Hoffnung setzen, die Aussicht auf eine reiche und werthvolle Lese. Die abwechselnd warme und nasse Witterung war für den Wachsthum der ohne Störung verblühten Trauben sehr erwünscht; in den bessern Lagen fangen dieselben bereits an in Wein zu treten, und in den besten hat man schon reife Beeren gefunden.

Die große Hitze verursachte zwar, daß ein Theil derselben abfiel; dies ist jedoch für die Qualität des Weines, weil die einzelnen Beeren zu einer um so vollkommenern Reife gedeihen, um so vortheilhafter, und daher für den Winzer, welcher nur von einem guten und preiswürdigen Gewächse Gewinn hoffen kann, und wegen der Fässer, welche noch der unverkaufte Ertrag der verflossenen Jahre füllt, leicht in Verlegenheit kommen dürfte, nicht unerwünscht.

II. Preise der Lebensmittel.

Die Preise der Feldfrüchte sind bei der ergiebigen Erndte tiefer gesunken, als es für das Bestehen des Landmannes zuträglich ist. Im Durchschnitte stellen sie sich folgendermassen:

	Rthlr.	Sgr.	Pf.
1) Weitzen per Scheffel	1	16	»
2) Roggen » »	1	4	4
3) Gerste » »	»	28	2
4) Hafer » »	»	21	»
5) Kartoffeln » »	»	8	»
6) Heu per Centner	»	20	2
7) Stroh » »	»	13	»

III. Gesundheits-Zustand.

a) Unter den Menschen. Vorherrschende Krankheiten wurden nirgends bemerkt. Im Kreise Berncastel haben sich die dort verschwunden gewesenen Pocken wieder bei einem Individuum gezeigt; das daselbst herrschende Nervenfieber scheint jedoch, nachdem fast alle davon heimgesuchte Personen wieder hergestellt sind, gänzlich zu verschwinden.

In mehreren Gemeinden des Kreises Saarburg herrschte unter den Kindern der sogenannte blaue Husten, und im Kreise Saarlouis kamen einzelne Ruhrkranke, jedoch ohne gefährlichen Charakter, vor.

In einer Gemeinde des Kreises Prüm brach das Nervenfieber aus und die Krätze hat hie und da noch nicht aufgehört.

Die Sterblichkeit war im Allgemeinen nur gering.

b) Unter den Hausthieren. Die im Kreise Berncastel vorgekommene Cachexia ossifraga unter dem Rindvieh und die Aethrarbräune unter den Schweinen

hat nachgelassen. In dem hochliegenden Theile des Wittlicher Kreises sind wegen Wassermangels und großer Trockenheit in einigen Orten Schweine gefallen und im Kreise Saarlouis standen mehrere Pferde an der sogenannten Tollkrankheit ab.

IV. Unglücksfälle.

Unglücksfälle waren leider im verflossenen Monat nicht selten, und neben dem Feuer haben Hagelschlag und Ueberschwemmungen nicht geringe Verheerungen verursacht. Im Kreise Saarbrücken fanden vier nicht bedeutende Feuersbrünste statt; in dem Kreise Saarlouis wurden 3 Häuser durch Brand zerstört und mehrere beschädigt; im Kreise Wittlich 2 Wohnhäuser und im Kreise Prüm ein Gebäude vom Blitz angezündet und in dem Kreise Merzig ein Wohnhaus, so wie im Landkreise Trier zwei Gebäude eingeäschert.

Im Kreise Berncastel verursachte ein mit Schlossen begleitetes Gewitter eine plötzliche Anschwellung des Thronbaches, der die Wiesen verheerte und richtete gleichzeitig durch Hagelschlag beträchtlichen Schaden auf den Ackerfeldern an.

Am 26. v. M. fiel in der Nähe der Stadt Saarburg ein Wolkenbruch, der den Leukbach in wenigen Minuten fast 10 Fuß hoch anschwellte, so daß dieser sich verheerend über die Stadt ergoß, alle Brücken wegriß, zwei Häuser gänzlich zerstörte, die anliegenden Gartenmauern einstürzte, das städtische Archiv vernichtete, und vielen Gebäuden durch das in Läden und Keller eindringende Wasser großen Schaden brachte — Es verlor glücklicherweise Niemand das Leben, indessen ist die Verheerung in der Stadt und den nahe gelegenen Ortschaften, wo zugleich Hagelschlag wüthete, sehr bedeutend.

Gleiches Unglück betraf am 28. die eine Stunde oberhalb Trier liegenden Orte Merzlich, Conz, Nascheid und Wasserliesch, im Landkreise Trier, und den südwestlichen Theil des Stadtkreises, doch ist der dadurch verursachte Schaden viel unbedeutender, als jener.

An verschiedenen Orten an der Mosel und Saar sind zusammen 8 Personen, meistens Knaben, beim Baden verunglückt; hierunter waren Knaben aus einer Vorstadt von Trier, deren zwei Gefährten durch einen herzueilenden Mann gerettet wurden, wobei der letztere die Freude hatte, seinen eigenen Stiefsohn, ohne es zu ahnen, dem Tode zu entreißen.

Ein Soldat des 30ten Infanterie-Regiments zu Saarlouis ward durch die Entschlossenheit des Artillerie-Lieutenants Starck vom Ertrinken gerettet.

Eine Frau suchte den Todt freiwillig, und ein Mann in einem Anfalle von Wahnsinn in Wasser; ein anderer stürzte, im trunkenen Zustande nach Hause gehend, in die Saar und ertrank.

Der katholische Pfarrer Birck zu Lockweiler, im Kreise Merzig, wurde auf der Jagd von einem Schlagflusse getroffen und im Walde todt gefunden.

Ein 4jähriger Knabe fiel in einen Mühlengraben, und wurde von dem Wasser unter das Mühlrad fortgerissen und erdrückt.

Ein 5jähriger Knabe ward durch das Umfallen eines Scheunenthores, an welchem er spielte, erschlagen, und ein 18 Monate altes Kind, mit welchem die Mutter neben einem Neubau vorbeiging, durch ein vom Gerüste herabfallendes Stück Holz getödtet.

Zu Zewen, im Landkreise Trier, ereignete sich am 27. v. M. der tragische Vorfall, daß der 20jährige Mathias Peters seinen 14jährigen Bruder aus religiöser Schwärmerei mit einem Rasiermesser das Halsgenick durchschnitt. Beide glaubten, nach der Aussage des unglücklichen Mörders durch diese That ein gottgefälliges Werk zu thun und hatten sich zu diesem Behufe mit Gebetbüchern, mit Lichtern und einem Crucifixe in den Wald begeben. Der Thäter betete bei seinem sterbenden Bruder, bis dieser kein Lebenszeichen mehr gab, gieng dann ruhig nach Hause und zeigte das Geschehene selbst an, worauf er sogleich zur gerichtlichen Haft gebracht ward.

V. Kirchen und Schulwesen.

Die Berichte über den Schulbesuch lauten im Allgemeinen günstig; einzelne Schulversäumnisse wurden gerichtlich bestraft. Wegen der Erndte wurden an vielen Orten die Schulen auf 14 Tage geschlossen.

In Trier wird eine städtische Gymnastische Uebungsanstalt für die Schüler des Gymnasiums und die andern höhern Schulen bald ins Leben treten, die erforderliche Aufsicht aber dabei angeordnet werden.

VI. Handel, Gewerbe und Communikation.

Nach den in den Moselgemeinden zum Verkaufe aufgehäuften Weinen ist noch immer nur wenig Nachfrage; hier und dort werden aus Noth um einen äußerst niedrigen Preis einzelne Fuder Weines verkauft.

Der in frühern Monaten lebhaftere Viehhandel ist in den meisten Kreisen in Stocken gerathen; Rindvieh wurde wenig gesucht und auf den abgehaltenen Viehmärkten herrschte geringer Verkehr, zumal da die Erndte den Landmann beschäftigte.

Der Fayance-Manufactur zu Wallerfangen und der Blechfabrik zu Dillingen, im Kreise Saarlouis, fehlte es nicht an Bestellungen, doch wirkte der daselbst herrschende Wassermangel störend ein.

Die übrigen gewerblichen Etablissements, so wie die Kohlengruben, beschäftigten die gewöhnliche Arbeiterzahl.

Die Porta Martis, auch Porta nigra im Mittelalter genannt.

Von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

Was in dieser Stelle rhetorischer Schmuck, und selbst Uebertriebenes in der figürlichen Darstellung sein mag, gehört diesem Zeitalter der Panegyriker an; hindert aber nicht, die nackte Wahrheit der angegebenen Thatsachen, die ja vor den Augen Aller sich ereigneten, anzunehmen.

Trier befand sich unter den sechszig angesehenen Städten Galliens *), die nach der Mitte des dritten Jahrhunderts, seit Kaiser Aurelian's Tode, durch Franken und Allemannen Zerstörungen erlitten hatten. Der ausgezeichnete Imperator Probus, des Gärtners an der Donau großer Sohn, befreite die Städte, und warf die Barbaren wieder über den Rhein, und errichtete dort Bollwerke gegen dergleichen Ueberfälle.

Aber die Germanen hatten die Stadt aller ihrer Mauern beraubt, und auch wohl manchen herrlichen Bau zerstört, wie aus Eumenius (im angeführten Panegyrikus) erhellt, wenn er sagt: Wie hätte die Stadt nicht fast zu Grunde gehen müssen, da so viele Mauerbrecher gegen sie losstürmten, und so viele Flammen in ihr wütheten? —

Die Stadtmauern waren zwar gestürzt — und vielleicht auch manches Andere, aber doch müssen noch herr-

*) Hist. Aug. in Probo. c. 13.

liche Bauwerke von den Städtehassenden Germanen verschont geblieben sein. Wie hätte sonst der spätere Ausonius von den Prachtwerken Trier's, die zu seiner Zeit noch bestanden, so schreiben können, wie wir in der Einleitung zu diesen Darstellungen gelesen haben? Er, der Erzieher Gratian's und sein Freund, einer der unterrichtetsten Männer seiner Zeit, weiß uns nicht mehr die Zeit der Erbauung und die Namen der Architekten von vorzüglichen, zu seiner Zeit noch vorhandenen Werken anzugeben; die also unstreitig in eine frühere Zeit gehören mußten. Von Allem aber, was Constantin aufführen ließ, hatte er gewiß noch die genaueste Kunde. Von diesen Bauten würde er gewiß nicht so zweifelnd gesprochen haben.

Bei der Zerstörung durch die Allemannische Conföderation war also unsre **Porta** noch nicht vorhanden, da die oben angeführte klassische Stelle bestimmt sagt, daß alle Stadtmauern unter Constantin seyen neu erbaut worden: also auch, wie wir schließen dürfen, dieses feste kolossale Thor, welches, als ein Ganzes mit der Mauerbefestigung, und als Hauptpunkt derselben *) in Zukunft desto sicherer den Anfällen der Feinde trotzen sollte. War früher auf dieser Stelle ein Thor gewesen, so mag es wohl auch mit den übrigen Mauern zu Grunde gegangen sein.

Was uns Eumenius sagt, ist um so wichtiger, da er als Augenzeuge spricht. — Dergleichen kolossale Werke, wie unsre **Porta**, die auf kräftigern Schutz des Landes berechnet waren, sind durch Constantin auch sonsten noch errichtet worden. Ausonius sagt in seiner Mosella:

Endlich Rivomagus sah ich im vorderen Lande der Belgen,
Sie, die gepriesene Burg des göttlichen Constantinus — — **)

(Fortsetzung folgt.)

---

*) In einer andern Abhandlung habe ich im Jahr 1833 den ganzen Umfang der Stadtmauern der Römischen **Augusta Trev.** zu bestimmen versucht. Diese Mauern hatten auf verschiedenen Punkten feste Thürme zur Stütze. Von einem solchen Thurme mögen vielleicht auch die Reste zeugen, die vor nicht langer Zeit auf der östlichen Höhe, da, wo Franz von Sickingen seine Schanzen gegen Trier errichtet hatte, zufällig aufgefunden wurden.

) V. 10. 11. — nach Böcking's Uebers. — Auch in Urkunden des Mittelalters heißt es: **Noviomagum Constantinianum castrum. —

Bekannt ist, daß die Baukunst in der noch spätern Zeit ihren großen Charakter, das Ungeheure nämlich und Mannichfaltige, nicht verlor, obgleich die übrigen schönen Künste sich durchaus verschlechtert hatten. Hier aus unsrer Landesgeschichte ein Beispiel aus dem sechsten Jahrhundert. Der Erzbischof Nicetius ließ eine große Burg erbauen (castellum), wovon die Ruine Bischofsstein an der Mosel vielleicht ein Ueberdleibsel ist. Diese Burg beschreibt **Vennntius Fortunntus** in seinen Gedichten. Er sagt uns:

»Den Berg umgiedt, Felder einschließend, »eine Mauer mit dreißig Thürmen, die sich »bis zur Mosel hinabzieht. Auf dem Gipsel des Berges strahlt das Schloß, ein andrer Berg, dem erstern aufgelastet. Drei »Stockwerke hoch schwebt es erhaben auf »marmornen Säulen, und schaut hinab auf »des Flusses Schiffe. — Der Thurm, welcher in »der Nähe auf der Gegenseite des Hügels steht, bewahrt »die Heiligthümer, und es ist der Waffenplatz der Männer. Dort ist auch die Balliste mit doppelter Wurfkraft, »welche selbst zurückschnellend den Tod bringt. Der sonst »sich schlängelnde Strom, in gerade Kanäle geleitet, giebt »dem Volke, die rasche Mühle treibend, Speise, und wo »sonst Gebüsche die nahen Berge bedeckten, giebt jetzt »der neugepflanzte Weinstock süße Trauben, und Obstgärten erheben sich blüthebuftend.« —

(**Carmen de Castello Nicetii Archiep. Trev. super Mosellam.**)

König Frühling.

Von Friedrich von Sallet.

(Schluß.)

Doch horcht, was das alte Quellmütterlein
In der Felsenkammer, so eng und klein,
Zum Töchterchen mit den Augen von Licht
Mit altlich heisrer Stimme spricht:
Lieb Töchterlein, die Alte sprach,
Gehst du herfür aus dem stillen Gemach,
Mußt du mir fein sittig fürder schreiten,
Die Blicke nicht rechts und links lassen gleiten.
Den Blick fein niederwärts magst du wallen,
Da kannst du nimmer stolpern noch fallen.
Verstecke dich in sittiger Scham,
Putz dich nicht mit Sonnendemantkram,
Das bringt erst Lust, doch später Gram.
Verirr' dich nicht aus dem engen Thal.
Gefahr droht draussen allzumal.
Nun Töchterchen, viel Heil und Glück,
Und komm mir so, wie du bist, zurück.
Zerstreut verspricht's das Töchterlein,
Doch heimlich schon glänzt ihrer Augen Schein,
Es pocht ihr und zittert in jedem Glied,
So mächtig sie's nach außen zieht.
Ist's Neugier nur, ist's schon himmlische Lust? —
Da draussen athmet freier die Brust.
Mit hüpfenden Füßen eilt sie hervor,
Die Lehr' gieng hinein, doch heraus auch zum Ohr;
Vom Frühling sie draussen empfangen ward,
Der predigt ihr auf ganz andere Art:
Gut, daß du kommst, du holdes Kind,
Ohn' dich war Alles traurig und matt;
So eile durch lachende Fluren geschwind
Und trinke dich an Wonne satt.
So reichlich die Sonne hat Edelgestein,
Sie sollen alle dein Halsschmuck sein.
Versteckte Schönheit ist halb nur schön,
Was schön soll heißen, das muß man sehn,
Das muß sich in Anmuth bewegen und dreh'n,
Bewegung nur macht Schönheit zum Reiz.
Wozu der ängstliche, spröde Geiz?
In hundert Windungen magst du fließen,
Viel tausend Blumen das Leben versüßen;
Noch ahnest du nicht, wie das wird enden;
Doch trau mir, Wonne und Lust wird's spenden." —
Die Quelle macht sich die Predigt zu Nutze,
Hüpft munter im schimmernden Demantputze,
Die Aeuglein blitzen zur Rechten, zur Linken,
Wo Blumen und Zweige verliebt ihr winken.
Um den graden Weg mag sie sich nicht kümmern,
Eilt hin, wo die lieblichsten Blumen schimmern;
Oft selbst springt sie mit Anmuth, keck,
In Gründe hinab, über Klippen weg.
Wohl weiß es die Schlaue, schwingt sie sich nieder,
Dann sieht man freier die schönen Glieder:
Bald schwatzt sie, als ob sie Stadtgeschichten
Und eitel Moden nur wollte berichten,
Doch wollt ihr auf's Schwatzen aufmerksam lauschen,
Hört ihr's, wie Seufzer dazwischen rauschen,

Denn seht nur, es hebt sich die weiße Brust,
Aushauchend süßer Sehnsucht Lust.
Oft braus't sie, als wär' sie im Zorne gar,
Weil die Uferblumen zu nah sich drängen,
Doch leuchten die Aeuglein freundlich klar,
Und die Wellen neckend die Blumen besprengen.
Sie hüpft zur Ebne mit lieblichem Blinken,
Da sieht sie von weitem den Strom ihr winken,
Der leuchtet entgegen so stark und schön,
Das Quellchen möchte vor Sehnsucht vergehn.
Doch sieh, nicht mehr so schelmisch schnelle,
Jetzt fließt sie schüchtern mit stiller Welle,
Und was ihr die Brust mit Sehnsucht füllt,
Das flieht sie, in holde Scheu gehüllt.
Sie naht sich dem Strom nur zögernd leise,
Verschämt macht sie Biegungen abwärts und Kreise.
Indeß der Strom das holde Kind
Mit allen Kräften lieb gewinnt,
Und, ganz vergessend die kühne Gewalt,
Mit Bitte, die sanft murmelnd schallt,
Demüthig seufzt: o komm geschwind! —
Doch trotz dem schüchternen Drehn und Winden
Muß jedes Gewässer abwärts fließen
Und in ein stärkeres sich ergießen.
Zuletzt eilt Quellchen mit geschwinden
Und hüpfenden Schritten zum Strome hin,
Versteckt mit liebend verschämtem Sinn
Das schöne Haupt an seiner Brust,
Er faßt und umpfängt sie mit Kraft und Lust,
Sie verliert Namen und Sein ihm zu lieb,
Er führt sie mit sich, der glückliche Dieb;
Indessen Quellmutter im Felskämmerlein
Sich wundert: Wo bleibt nur die Tochter mein? —
Doch Abend wird's; nach dem schönen Bemüh'n
Will jeder in üppigen Träumen erglühn.
Die goldne Krone vom Baldachin
Die Geister still herniederziehn,
Auf purpurnen Polstern im Osten sie hegend,
Und drüber zum Schutz einen Schleier legend,
Aus dunklem Blau mit Sternen geziert,
Daß die Sonnenkrone den Glanz nicht verliert.
Und König Frühling in holder Ruh
Ruft alle seine Gesellen herzu:
„Nun, süße Sängerinn Nachtigall,
Lab' uns durch deinen Zauberschall.
Herr Zephyr, mit leis berührender Hand
Begleit' auf der Zauberharfe gewandt
Der Säng'rinn süßen Schlummergesang.
Die Stengel und Blätter mit flüsterndem Klang,
Das soll die leis bebende Harfe sein.
Die Quelle stimme von fern mit ein,
Mit feierlich leisem Orgeltönen.
Ihr Bienen aber mit leisem Dröhnen,
Spielt mir das Scello mit sanftem Summen,
Der Käfer mag den Baß mir brummen.
Doch bitt' ich, begleitet mit leisem Schall,
Und horcht mir scharf auf die Nachtigall,
Damit man ihr Lied als stolz und frei,
Ob's hüpfend, schmelzend, lispelnd sei,
Mit ungetheiltem Klange hört.
Und wenn sie schwellend die Töne trägt,
Dann plötzlich ad libitum Triller schlägt,
Habt Acht, daß ihr ja den Tact nicht stört!" —
So angeordnet beginnt die Musik,
Bei des Liebessternes sanftleuchtendem Blick.
Fragt mich, was die Nachtigall gesungen,
Wie bald in weichen Wollustwogen
Das Lied lang tönend durch den Hain gezogen,
Bald sich in die Lüfte keck trillernd geschwungen,
Nicht gäben's würdig meine Verse wieder.
Ihr, die ihr ruht, zwanglos geschmiegt die Glieder,
Wie von 'nem Bräutigam vom Schlaf umfangen,
Wallend die schöne Brust, hochroth die Wangen,
Das Antlitz lächelnd, gleich dem Liebessterne,
Wenn er die feur'ge Sonne grüßt von ferne;
Indeß die Lippen schwellend sich bewegen,
Fast scheint's, daß sie zu süßem Kuß sich regen:
Ihr wißt es, was die Sängerinn jauchzt und klagt,
Da ihr es selbst im vollen Busen tragt;
Warum beschreiben, was ihr Singen spricht?
Ihr wißt's ja, und Andre faßen's nicht. —
Doch süßer Schlaf wallt schweigend nun hernieder,
Es werden leiser stets der Säng'rinn Lieder,
Der König Frühling schläft am Blüthenhügel,
Der Zephyr ruht im Grün mit müdem Flügel;
„Den ganzen Tag (so spricht er zu den Zweigen),
Wiegt ich euch heut, ihr mögt, um Dank zu zeigen,
Mich einzuwiegen nun euch selber neigen.
Die Blumen schwanken schon in süßem Traum,
Entströmend Düfte aus der Kelche Saum,
Und ahnen nicht, daß Bien' und Schmetterling
Entzückt und still an ihren Lippen hing.
Wie Fluthen, die zum Blumenstrande dringen,
Sich erst in hohen Sehnsuchtswogen schwingen,
Und, näher kommend, stets in kleinern Wellen
Und leiser stets an's liebe Ufer schwellen;
Bis sich ganz nah die letzte Welle bricht:
So weich und leis, ihr hört und seht es nicht: —
So endigt jetzt den zaubrisch süßen Schall
In einem leisen Ton die Nachtigall,
Kaum hörbar, halb verhallend schon in Träumen.
Schon tönt aus ihrer Brust tief innern Räumen,
Einschläfernd sie, der Träume Zauberchor,
In den ihr eignes Lied sich bald verlor. —
Still Alles rings, nichts wacht, als hoch die Sterne,
Nichts hört man, leise nur verschallt von ferne
Der Orgelton des Quells, der, weich beschwingt,
Voll Andacht auf zu heil'gen Sternen dringt.

Anzeigen und Bekanntmachungen.

[1] Ein Abdruck des an des Königs Majestät erstatteten Berichts der Haupt-Verwaltung der Staatsschulden über ihre Geschäftsführung für die 10jährige Periode vom 1. Januar 1823 bis Ende Dezember 1832 ist heute einem jeden der Königl. Landräthe des hiesigen Regierungs-Bezirks von uns übersandt worden, um solchen in ihren Geschäftslokalen zur allgemeinen Kenntnißnahme offen zu legen.

Indem wir dieses hiermit bekannt machen, bemerken wir zugleich, daß dem besagten Bericht ein Etat über die Verzinsung und Tilgung der Preußischen Staatsschuld am 1. Januar 1833 beiliegt, aus welchem hervorgeht, daß die gesammte Kapital-Schuld damals noch die Summe von 174,868,830 Rthlr. 10 Sgr. 6 Pf. betragen hat, und zu deren Verzinsung und Tilgung rc. rc. jährlich 8,766,072 Rthlr. 11 Sg. 3 Pf. bestimmt sind.

Trier, den 1. August 1833.

Königliche Regierung.
v. Gärtner.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 13. August. N°. 13.

TREVIRIS.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz N°. 112. und bei C. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Die Porta Martis, auch Porta nigra im Mittelalter genannt.

Von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

Dieses zu Neumagen an der Mosel erbaute Castell scheint ein eben so ungeheures Werk, wie unser Marsthor gewesen zu sein. Alle Reste dieses Constantinischen Baues sind jetzt gänzlich für uns verschwunden; doch zu den Zeiten Brower's und Freher's (im 17ten Jahrhundert) war von diesem Monumente noch Beträchtliches zu sehen. Der erste sagt, es sey von sehr gewaltigen Steinblöcken erbaut gewesen und habe vierzehn Thürme gehabt, die aber wenigstens zum Theil zum Ritterschlosse, das im Mittelalter in das Römische Castell erbaut wurde, gehört haben mögen. Die Bauverzierungen waren nach Dorischer Weise. Nicht unwichtig zu bemerken scheint mir ferner, daß die Form der oben im halben Cirkel gewölbten Fensterbögen an den Thürmen dieses Castells die nämliche war, wie wir sie noch an unserer Porta sehen *). Diese Construction der halbkreisförmigen Fensterbögen kommt erst in den Bauwerken der spätern Römischen Zeit vor, und geht unter dem Namen Romanischer Baustil bis zum 13ten Jahrhundert.

Das Zeugniß gleichzeitiger Münzen ist in der historischen Forschung von unbestrittener Wichtigkeit. Daher könnten vielleicht die bei uns häufig vorkommenden Constantinischen, zu Trier geprägten Münzen, die auf der einen Seite den Kopf Constantin's haben, mit der Umschrift Constantinus Aug., und auf der andern Seite eine massive Porta mit zwei Thürmen zeigen, mit den Worten Providentia Augg., als Gedächtnißmünze auf unser Monument bezogen werden. Hätte diese Vermuthung Grund, so könnte die Vollendung dieses Baues zwischen 314 und 322 gesetzt werden, da in dieser Zeit Constantin und Licinius die zwei einzigen Augusti waren. — Dies Gepräge ist von nachfolgenden Imperatoren mit veränderter Umschrift manchmal wiederholt worden.

*) Marq. Freher hat uns die Abbildung eines Thurmes mit solchen Fensterbögen erhalten in seinem höchst seltenen Commentar zu der Mosella des Ausonius.

Wenn auch Constantin Vertheidigungspunkte von der Rhein-Grenze ab, an der Mosel hinauf, anlegte; so vernachläßigt er doch nicht die eigentlichen Grenzvertheidigungs-Anstalten, wie ein ihm nicht freundlich gesinnter alter Schriftsteller *) bitter tadelt. Aber Constantin hat sich einer strafwürdigen Vernachläßigung, ja einer völligen Auflösung der umfassenden Grenzvertheidigungs-Anstalten nicht schuldig gemacht — und die Anklage des Tadlers bekräftigt sich nicht. Sie widerspricht andern Aussagen der Alten, den kriegerischen Verhältnissen zur Zeit Constantins, und den die Grenzvertheidigung betreffenden besonderen Gesetzen dieses Imperators. — Sein Bau der mächtigen Brücke zu Cöln am Rhein ist schon für sich ein kräftiger Gegenbeweis **).

Aber Constantin sah wohl vor, was Gallien von den Germanen noch zu ertragen haben würde; denn der Kampf dauerte fort, und diese Provinz bedurfte vorzüglich des Schutzes. Deßhalb legte er auch Befestigungspunkte an der Mosel an, welche später, vorzüglich unter Valentinian I., bis in's Land der Mediomatriker (dem heutigen Lothringen) an Flüssen und auf Höhen, immer mehr vervielfältigt wurden, nachdem der Grenzgott am Rhein sich nicht mehr sicher genug wußte, obgleich auch selbst noch Valentinian das Fortifications-Wesen am Rhein nicht aufgab, und sogar jenseit des Stromes Schanzen baute oder erneuerte.

Die neue und vollständigere Mauerbefestigung Trier's durch Constantin zeigte sich auch bald nachher wirksam im blutigen Kampfe zwischen Constantius, dem Sohne des großen Constantin, und Magnentius (im J. 353). Wir wissen aus diesem Kriege, daß Constantius die Allemannischen Fürsten durch Briefe selbst eingeladen hatte, in Gallien einzufallen, um seinem Gegner Abbruch zu thun. So geschah es auch. Der Deutsche Cnodomar schlug den

*) Zosimus Hist. L. 2. — Muchar (das Römische Norikum. I. S. 32. f.) hat diesen Punkt ausführlich und gründlich beleuchtet.

**) Diese Brücke wird uns als ein riesenhaftes Werk geschildert, welches noch zur Zeit des deutschen Kaisers Otto I. wenigstens zum Theil stand; aber damals abgebrochen wurde, um die massiven Steine zum Bau der Pantaleons-Kirche zu verwenden.

Decentius, welchen Magnentius zum Cäsar ernannt, und zum besondern Wächter über Gallien bestimmt hatte. Trier schloß hierauf dem geschlagenen Cäsar die Thore *). Auch während der Kämpfe Julian's am Rhein fielen Gallische Städte mehrmalen in die Gewalt der Germanen — doch von Trier ist nicht die Rede. Aber auch noch in spätern Vorfällen sehen wir unsre Stadt geschützt, bis endlich die allgemeine Völkerüberschwemmung der alten Welt ein Ende machte, und Trier eine Beute der Franken blieb — und zwar durch die Verrätherei eines durch den Kaiser Avitus beleidigten Ehemannes **).

Bemerkenswerth mag es noch sein, daß schon Constantius Chlorus, der Vater Constantin's, nach der Ueberwindung des Usurpators Alectus in Britannien (J. 296.), aus diesem Lande Baumeister und Arbeitsleute zur Hülfe bei dem Aufbau der vielen zerstörten Städte Galliens, und besonders der Belgischen Provinzen, mitgebracht hatte. Diese Leute mögen mit den in Gallien vorhandenen Collegien der Baukünstler (Bauzünften) seinem Sohne bei der Wiederherstellung Trier's vorzüglich förderlich gewesen sein. Als Gesetzgeber unterließ Constantin nicht, die Bau-Collegien durch Vorrechte zu ermuntern und zu begünstigen. Er bedurfte dieses Standes so sehr.

So war also die **Augusta Trevirorum** gewissermassen neu und mächtiger geworden, und Ausonius konnte in den letzten Decennien des 4ten Jahrhunderts ohne Uebertreibung sagen:

»Lob heischt Gallia längst, das Land, das so waffengewaltig,
»Und der Thron der Trevirischen Stadt, die, nahe dem Rhenus,
»Doch, wie mitten im Schooß des Friedens, in Sicherheit ruhet,
»Weil sie die Kräfte des Reichs ernährt, und kleidet, und waffnet.
»Ueber gedehneten Hügel dahin ziehn prangende Mauern;
»Ruhig im wogenden Strom vorbei fließt breit die Mosella,
»Allerlei Waaren herbei aus entlegenen Gegenden führend ***).«

Im Laufe des Mittelalters bekam die Römische **Porta** eine andere Bestimmung.

In einem der Seitenthürme des Thores wohnte in den letzten sieben Jahren seines Lebens (von 1028 bis 1035), als freiwilliger Rekluse, der fromme Simeon, ein griechischer Mönch, welcher den Erzbischof Poppo von Trier auf einer Wallfahrt in Palästina begleitet hatte †). Nach seinem Tode wurde Simeon vom Papste Benedikt IX. unter die Zahl der Heiligen versetzt, und der Erzbischof Poppo weihte das Gebäude, wo der Eremit gelebt hatte und begraben lag, zur Kirche ein, unter dem Namen des heiligen Simeon. Man bedeckte die Thore von beiden Seiten mit Erde; eine äussere Treppe führte zu dem obersten Theile des Gebäudes, zur eigentlichen Kirche, und aus dieser eine innere Treppe abwärts zu einer zweiten Kirche, die zu Grabstätten diente.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) **Amm. Marcell. L. XV. c. 6.** — Man vergleiche auch Zosimus im 2ten B. — **Juliani Caesares** — **Libanii orat. XII.**

) **Gesta Trev. c. 35. Der Ehemann hieß Lucius, und war einer der Trierischen Senatoren. Auch nachdem die Rheingrenze nicht mehr zu halten war, und deshalb die **Praefectura Praetorii Galliarum** (die oberste Behörde nach dem Kaiser) von Trier nach Arles im J. 418 durch ein Edikt des Honorius und Arcadius verlegt wurde, erlosch der Römer Herrschaft über Trier doch nicht ganz. Noch später, bis bald nach der Mitte des 5ten Jahrhunderts, hatte diese Stadt ihren Senat, und viele andere bedeutende Anstalten.

***) **Clarae urbes.** Nach Böckings Uebers. dieser Stelle.

†) **Gesta Trev. cap. 51.**

Kunst-Notizen

von **U. Krahe.**

Der heilige Sebastian, Oehlgemälde von etwa 5 Schuh Höhe und 4½ Breite.

Noch gewährt es mir Vergnügen, vor etwa 8 Jahren Veranlassung gewesen zu sein, daß der seit Kurzem verstorbene Herr **Job Hermes** in den Besitz dieses Bildes kam: bei dessen Lebzeiten es das einzige, seinen Speisesaal schmückende Kunstwerk war. Es hing in ziemlich guter Beleuchtung, und oft hat es mir und Andern einen schönen Kunstgenuß geschenkt; testamentarisch ist es dermalen Eigenthum der St. Laurentinskirche geworden, hat eine für die Struktur der Kirche möglich günstige Beleuchtung, und wird nächst dem Hochaltare an einem Neben-Altare linker Hand in einem verschlossenen Kasten aufbewahrt, wo ich es vor einigen Tagen angesehen habe.

Eine lebensgroße, bis unter die Kniee reichende, männlich schöne, doch jugendliche Gestalt, mit Stricken an einen Baum gebunden, sehnet sich, unter linderndem Zuspruche ihres schützenden Genius, mit verklärtem, nach der ewigen Heimath gerichteten Blicke, ihrer Auflösung entgegen.

Der Künstler wählte, poetisch angeregt, mit innigem Gefühl den Augenblick, wo Schergen und Zeugen sich bereits entfernt hatten: bald — bald ist jeder Erdenschmerz geendigt; der — wahrscheinlich knieende — Engel, einen der wenigen Pfeile, als Versuch zur Linderung mit Behutsamkeit berührend, lauscht auf die letzten Züge im Antlitze des Heiligen und erwartet in seeliger Geduld den Moment, wo er den geliebten Schützling in seine Heimath führen werde: im halb geschlossenen Auge des schönsten braun gelockten Kopfes eines Märtyrer's schwimmt eine, in das Vorgefühl der Wonne und das Nachgefühl des körperlichen Schmerzes verschmolzene Thräne: die Lippe des angenehm geformten Mundes hat ihre Röthe schon verloren, den korrekt geformten Händen ist das Blut schon entwichen, das Leben löset sich in den obern Theilen sichtbar auf, ohne den schönen Umrissen derselben und der Liebenswürdigkeit des schönen Jünglings im mindesten zu schaden.

Die Beleuchtung ist Sonnen Auf- oder Untergang mit scharfen Lichtern, welche jedoch — wohlberechnet — nicht den vom Laube dagegen gedeckten Kopf der Hauptfigur, sondern die untern Parthien mit ihrer Stärke treffen, und durch Reflexen des rothen Gewandes den Oberschenkel des Heiligen nebst dem Profil des sanften, blonden Engelskopfes sehr magisch koloriren.

Man dürfte die Hypothese wagen, daß dieses Bild eine Leistung von Guido Reni sei, in der keckern Manier des Pinsels gemalt, welcher er sich in spätern Arbeiten hingab; — dieses, sich seiner Zaubermacht in den himmelanstrebenden Blicken so bewußten Künstlers; wenn etwas schlankere Formen vorwalteten. Indessen trägt es offenbar den Charakter eines guten Meisters aus der bolognesischen Schule der Carracci's, und was auch immerhin spätere Restaurationen vielleicht daran gerettet oder verdorben haben mögen, so blieben die

Haupttheile doch scheinbar dabei geschont, und das Ganze ist ein viel zu schätzender Besitz für unsre Stadt.

Was den Tadel betrifft, welcher hier und da über die allzugroße Fülle der fleischigen Theile des Märtyrers ausgesprochen wird; so muß man bitten zu bemerken, daß es kein Verworfener sey, der gerichtet worden, nachdem er Monate, ja Jahre lang die gesetzlichen Untersuchungen, das Arresthaus, die Jury und den Urtheilspruch erlitten, sondern ein lebens- und geisteskräftiger Jüngling, ein Krieger, der des Glaubens und seiner Ueberzeugung wegen, aus einem vollen Leben mit raschen Schritten zum Tode geht, mithin nicht die äusserliche Gestalt eines armen Sünders an sich tragen kann.

Das Fest der heiligen Rosalie.

Jedes Land, jede Stadt ist stolz auf ihren besonderen Heiligen, den Schutzengel, den Mittler, der ihr Gebet zu Gott trägt und dessen Erfüllung zurückbringt. England schwingt sich in den Kampf mit dem heiligen Georg, und, umgeben von seinem Wassergürtel, trotzt es dem Drachen. Frankreich schreitet mit St. Denis Bilde auf seiner Oriflamme; im Norden empfängt St. Nicolaus die Gebete des fernen Moscoviters. Im Süden verehrt Neapel den heiligen Gennaro und erwartet jedes Jahr, daß das Blut seines Schutzherrn in dem Fläschchen koche, wann der Priester, den Arm weit erhebend, es dem niedern Volk als Pfand des Schutzes zeigt. Sicilien ist die Blumenkrone, mit der die heilige Rosalie ihr Haupt geschmückt hat und wann so viele Heiligen von großen Thaten und zahlreichen Wundern, so viele Legenden auf der bleichen Medaille des 19ten Jahrhunderts verlöschen, wann die Glasscheiben aller Kapellen fallen, wann die geschweiften Banner im Sturme politischer Leidenschaften reissen, ist es süß, wenn man sich im Juli, dem Festmonat St. Rosalia's, nach Sicilien einschifft, plötzlich in das dreizehnte Jahrhundert zu fallen, sich plötzlich in aller Glut des Mittelalters gebadet zu finden, in der Glut dieses naiven Glaubens, der Schreie der Bewunderung ausstößt vor einem gemalten Bilde, einer Statue von Holz oder Marmor, mit Gold und Silber bekleidet, das jungfräuliche Haupt mit einer Rosenkrone geschmückt, deren Duft bis zum Himmel steigt.

Die Philosophie ist Etwas, das seinen Werth hat; aber der Aberglaube, der von wenigem glücklich lebt, glücklich durch die Wunder, die er nicht gesehen hat, die man ihm erzählt und die er seinerseits vergrößert, dieser Aberglaube ist doch wohl auch eine gute Seite des menschlichen Geistes. Diese vertrauensvolle Stille gleicht der des Meeres, wenn es, bewegt von einem leichten Winde, keine ungestümen Anstrengungen macht, um aus seinen Grenzen herauszutreten.

Wie so schön ist dieses Fest! Wie vereinigt es zu einem Bunde die Gebräuche der alten Völker und die Sitten der neuern Zeiten! Wie wohl zeichnet es ein Bild des Tages auf einen antiken Hintergrund! Das Sicilien des Mittelalters und das des 19ten Jahrhunderts reichen sich da die Hand, und das von beiden, das aus seinem Grabe steigt, ist nicht minder lebendig, als das andre. Die Gegenwart scheint nur ein neuer Kettenring der Vergangenheit; Alles, was war, Alles, was ist, vereint sich in der Verehrung eines schützenden Namens und die Augen, der Geist bemerken und bewundern zugleich den Prunk der Zeit der Römertriumphe, die Begeisterung der Büßungsperiode, den geistlichen Luxus und die ascetische Freude eines Volkes, das versammelt ist zum Andenken des Tages, an dem seine Landsmänninn für dasselbe ihren Lobgesang in der Reihe der Engel singt.

Der König beider Sicilien ist von Neapel abgereist, um sich nach Palermo zu begeben, seine junge Gemahlinn, verehrt von ihren Unterthanen, bewundert von den Fremden, begleitet ihn auf dieser Reise; die glänzendsten Herren folgen ihrem Fürstenpaare zur Hauptstadt der alten Kornkammer Roms. Auch wir, obgleich von fern, wollen dieses hohe Gefolge begleiten und in Gedanken diesem antiken und modernen Feste beiwohnen; wir wollen Zug vor Zug, Stück vor Stück, diese Mosaik aller Zeiten, diese verschiedenen Abstufungen der Sitten studiren.

Laßt uns nicht gleich im Beginn vor dem Begriff des Leidens zurückschrecken, den man immer mit dem Wort Sommer verbindet, wenn man von einer vorgeblich der brennenden Sonnengewalt unterworfenen Insel spricht. Diese glühende Wirkung wird stets übertrieben. was man auch sagen möge, in Sicilien ist der Juli der zu einem Volksfest geeignetste Monat. Die Aerndte ist vollendet; die gelben Aehren sind gediehen, wie vor 2000 Jahren unter dem Schutz der Flava-Ceres; die Armuth ist also vor Noth geschützt, die Bäume bleiben nicht unfruchtbar; sich neigend und niedergebeugt liebkosen sie die Erde mit ihren Früchten; die Sonne glänzt nicht allein, um zu leuchten und zu wärmen; sie bringt hervor, sie nährt, sie säet Leben unter jede Rinde, auf jeden Stengel. So deckt sich die geschmückte Natur mit Schätzen, die kaum so lange warten, bis man sie sammelt, um von neuem zahlreicher aufzukeimen. Die Nächte sind der Schild von Stahl, gegen den die Sonne sich abmattet; ihre sternreiche Stille ergreift und hüllt die Menschen in eine Atmosphäre von Halbdunkel und süßen, tröstenden Gedanken.

Laßt uns denn versuchen, durch die Erinnerung an dieser fünftägigen großen Feierlichkeit als Zuschauer Theil zu nehmen, an diesem zugleich lärmenden und ernsten Pomp, wo die Künste, die Geschichte, das religiöse Gefühl, die Kirche, der Pallast, der freie Platz, das Meer sich vermengen, und belebt von Einer Seele, glänzend für Eine Sache, in gleichzeitiger Bewegung sind.

Fünf Tage fortwährender Bewegung! — Die Nachlässigkeit unsrer Neugier erschrickt über diese Zahl, aber der Antheil der guten Palermitaner läßt nicht nach; er ist, wie ihre Sonne, lebhaft und ohne Gewölk.

Wenn man die alten Gebräuche aufmerksam verfolgt und das unbemerkte Land zwischen den Erinnerungen unsrer Zeit und denen der ersten menschlichen Gesellschaften sähe, würde sich jener titanische Wagen von 100 Fuß Höhe von selbst erklären, jener Riese von Holz, den der erste Abend dieses Volksfestes aufgerichtet sieht, wie das Pferd von Troja, während die ganze Stadt sich plötzlich mit einer Masse von Lichtern erhellt, wie durch ein Lauffeuer. Das fortrollende Gebäude, würdig eines Triumphaters des kriegerischen Roms, mit 80 langsamschreitenden Ochsen bespannt, durchzieht die große Straße di Cassero. Auf seinem Gipfel, nahe dem Himmel, hält sich aufrecht und unbeweglich, in einer luftigen Stellung, die Bildsäule der Heiligen; darunter sind die Bilder der Engel gereiht, eine himmlische Miliz, welche Rosalie mit einer Strahlenkrone von Seligkeit umgiebt. Noch niedriger bewegen sich anmuthig schöne Kinder mit lachendem Antlitz und ausdrucksvollen Augen; ihre Hände tragen Fackeln und ihre jungen Gesichter neigen sich

zu dem Volk, als wollten sie seine Gebete hören und sie der Heiligen in die Sprache der Unschuld übersetzen. Die Ausrufungen diesee Kinder dringen in's Herz der Treuen und machen voe Andacht erbeben. Ganz unten am Wagen gruppirt sich ein zahlreiches, tönendes Orchester; die Flöten, Hoboen, Bässe und Hörner vereinen ihre bald kühnen, lebhaften, bald zärtlichen Töne; die Melodie umfaßt in ihren Accorden alle Gefühle des Volkes; Strophen von Lobgesängen wechseln ab.

Dieser Wagen bedarf keines Führers, die Ochsen, geschmückt mit Bändern, ziehen ihn von selbst, wie auf alten Bas-Reliefs die weißen Schwäne den Wagen der Venus, die Greife den der Aegyptischen Götter, der Pfau den der Juno und der gelehrige Tiger den des Bacchus. Eine gold- und silbergestickte Tuchbekleidung sinkt faltenreich vom Gipfel dieser von Licht, Heiligkeit und Harmonie erglänzenden Maschine herab, Blumen und Zweige, wie die Kinder Israels sie bei Christus Einzug in Sion vor ihn streuten, schmücken die Heilige, die Engel, die Kinder, das Orchester; es ist ein heiliger Hain, der sich fortbewegt. Die Stadt durchziehend, scheint dieser Wagen, den man aus dem Wagenplatz des Himmels hervorgegangen glaubt, diese ganze glühende, aufmerksame Bevölkerung von den Mauern und Fenstern in seine Seiten aufnehmen zu wollen, um sie in's himmlische Vaterland zu bringen.

Wenn er verschwunden ist, werden die Orte, wo das Volksgewühl war, zur Wüste; Jeder geht nach Haus, und sucht, die Augen erhebend, die Heilige in der Höhe der Glockenthürme. Aber eine andee Zerstreuung ruft gleich darauf das Volk herbei. Seht jene schönen Bäume, deren dunkle Massen mit einer taghellen Erleuchtung kämpfen, welche sich in tausendfarbigen Guirlanden um sie schlingt, ohne daß die düstre Dunkelheit sich von diesen Feuerschlangen verletzen läßt. Die Hand des Menschen ließ das Licht längs labyeinthisch sich kreuzenden Alleen laufen und sich schlängeln. Einige Scheitte, und man findet den ganzen Hain wieder, mit seinem Schweigen, seinen Düften und seinem Halbdunkel; einen Augenblick spätee tritt man zurück in die Mitte dieses Gebäudes von Bogengängen, Säulen und Portalen, deren schimmernden Schattenriß eine Lunte auf die Nacht gezeichnet hat. Welch balsamische Natur, durchsungen von der Nachtigall! Diese Baumgänge, diese Blumenplätze warten auf glückliche Spaziegänger. Stellen wir uns schweigend hin, einen ersten Blick dem Glanz der Verzierung schenkend und dann unser Herz den Freuden einer so frischen Natur öffnend, die von der Nachtluft noch verjüngt wied. Sind dies nicht Nymphen, jene Damen, welche voe uns herschreiten, den Boden wie leichte Vögel streifend? Ihr Anzug ist leicht und sorglos; unwillkührlich versetzt man sich bei ihrem Anblick in jene beseelte Zeit, wo es keinen Baum gab, dessen harte Hülle nicht den weißen Busen einer jungen Gottheit barg; diese schönen, braunen Köpfe, vergöttert vom Hauch der Liebe, scheinen die Aemiden des Zaubeehain's. In den Gärten des Südens haben die nächtlichen Feste keinen Zug Aehnlichkeit mit denen andrer Länder. Dort gibt sich die Nacht dazu hin, der Tag hat sie zum Bedürfniß gemacht. Man geht hin, um sich zu erholen; anderswo sucht man bei ihnen unter Frost und Lärm neue Ermüdung. Aber zu unserm Fest zueück, das sich den folgenden Tag weiter entwickelt, lebhafter anhebt.

(Fortsetzung folgt.)

Gastfreundschaft und Nüchternheit der Araber.

Als Volney, von Europa abgereist, um den Orient zu sehen, sich einige Manate in Cairo aufgehalten hatte, begab er sich nach Syrien, auf den Berg Libanon, blieb einige Zeit bei den Drusen, und nachdem er hinlänglich bei den Mönchen das Arabische gelernt hatte, schlug er den Weg ein mitten durch die Wüste, indem er sich mit Beiefen an die Stammhäupter versehen hatte.

Als er zu einem von denen kam, an welche er besonders empfohlen war, reichte er ein Paar Pistolen dessen Sohne, der dies Geschenk mit Erkenntlichkeit annahm.

Sobald das Stammhaupt den Brief, den ihm Volney reichte, gelesen hatte, nahm er ihm die beiden Hände, drückte sie und sagte: „Sei mir willkommen, du kannst bei uns so lange verweilen, als es dir gefällt. Schicke deine Begleitung zurück, wir werden dich bedienen. Betrachte dieses Zelt als dein eigen, meinen Sohn als deinen Bruder und alles Das, was hier ist, wie zu deinem Gebrauche bestimmt.

Volney trug kein Bedenken, sich dem Manne anzuvertrauen, der mit so viel freundlicher Offenherzigkeit zu ihm sprach. Er hatte nun gute Gelegenheit, zu sehen, mit welcher Treue die Araber die Gesetze der Gastfreundschaft beobachten. Sechs Wochen blieb er in der Mitte dieser wandernden Familie, alle ihre Beschäftigungen mitmachend und sich ganz nach ihrer Lebensweise richtend. Eines Tages fragte ihn das Stammhaupt, ob seine Nation weit von der Wüste entfernt wohne, und als Volney ihm die Entfernung so gut als möglich angegeben hatte, fragte jener ihn: „Aber warum bist du denn hieher gekommen? — Um die Erde zu sehen und Gottes Werke zu bewundern. — Deine Heimath, ist sie schön? — Sehr schön. — Aber gibt es auch Wasser in deinem Lande? — Im Ueberflusse; an einem Tage würdest du dessen mehrere Male finden. — Es gibt so viel Wasser! schrie der verwunderte Araber, es gibt so viel Wasser in deiner Heimath, und du verläßt sie! . .

Volney hätte gewünscht, noch einige Monate bei diesen guten Arabern bleiben zu können. Aber er wollte noch reisen und obendrein war es ihm unmöglich, sich wie sie, mit 3 oder 4 Datteln, und mit einer Hand voll Reis auf den ganzen Tag zu begnügen. Er hatte so viel Hunger und Durst zu leiden, daß er sich oft wie ohnmächtig fühlte. Volney nahm daher Abschied von seinen Gastwirthen und erhielt bei seiner Abreise tausend Beweise ihrer Freundschaft: der Vater und der Sohn begleiteten ihn noch eine lange Steecke Wegs, und verließen ihn nicht eher, als bis er versprochen hatte, wieder zu kommen. Aber sein Schicksal wollte es andees, und sie nahmen Abschied von einander auf ewig.

L o g o g r y p h.

Mit vier Zeichen komm' ich in die Welt,
Und immee koste ich dem Schöpfer Geld;
Doch diene ich zum Nutzen und zur Pracht.
Wird von den vieren eins hinweg gebracht,
Dann trete ich mit Dreien nur heraus, —
Bleibt jetzt des Räthsels Sinn wohl aus?

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 16. August. N°. 14.

TREVIRIS.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz N°. 112. und bei C. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Die Porta Martis, auch Porta nigra im Mittelalter genannt.

Von J. H. Wyttenbach.

(Schluß.)

Der Anbau der östlichen Seite, worin sich das Chor mit dem Hauptaltare der Kirche befand, steht noch neben dem ältern Denkmal, als Muster der Romanischen Bauart, die im eilften Jahrhundert noch im Gebrauche war *).

Im spätern Mittelalter diente doch noch einigemal dieses Gebäude als Befestigungspunkt in den kleinen Kriegen zwischen Geistlichkeit und der Bürgerschaft zu Trier. Im siebenzehnten Jahrhundert beabsichtigte gar der famöse Churfürst Philipp Christoph (von Sötern), die kirchliche Bestimmung in die ursprüngliche wieder völlig umzuwandeln.

Durch den Sturm der französischen Revolution ist in unsern Tagen die Kirche zum heil. Simeon verschwunden, und das antike Doppelthor, ist endlich im J. 1817 durch die Sorge der Königl. Preußischen Regierung wieder geöffnet worden, nachdem es fast acht hundert Jahre lang in Erd' und Schutt vergraben gelegen hatte.

Das ältere kolossale Gemäuer schließt die Reste der neuern Kirchenmauern noch in sich. Beide unterstützen sich gegenseitig, und das große Ganze kann auf den Geist dessen, der zwischen diesen gewaltigen Massen wandelt, seinen Eindruck nicht verfehlen. Ueberall sprechen die Zeugen einer untergegangenen Welt.

Sind wir im Innern durch die hohen Bogengänge zwischen den grauen Pilastern bis östlich zum ersten kleinen Gewölbe gekommen (das große Gewölbe der Hauptkirche ist leider in unsern Tagen, bei der Herstellung des Thores, zerstört worden); so erblicken wir, als Anfang eines Museums von Antiquitäten im antiken Gebäude, manche Fragmente alter Kunstwerke, in reinerm oder schlechterm Stile, so wie es die Zeit ihrer Entstehung erlauben konnte. Der Schutz-Genius des Ortes mag sich allerdings dieser Aufbewahrung freuen.

Wir erblicken hier verschiedene Capitäler, Stücke von Schäften und Basen von Säulen, freundliche Genien, Bruchstücke von Inschriften, Ornamente u. dergl. — Das Vorzüglichste aber ist emporgehoben über alles Andere. Der Blick fällt daher sogleich auf die herrlichen plastischen Gebilde in der Mitte, und kehrt immer gern zurück auf die kräftigen Gestalten.

Diese großen Quader aus Muschelkalk (Travertino), bis jetzt die Krone dieser Sammlung, nebst mehren andern ungeheuren architektonischen Fragmenten, wurden im Mai des J. 1825 innerhalb unserer Stadtmauern, nicht weit von der Moselbrücke, gefunden, wo sie etwa 20 Fuß tief in der Erde übereinander geschichtet begraben lagen. Dies konnte uns an die Zerstörungs-Epoche der Völkerwanderung lebhaft erinnern.

Der Hauptstein war ein Eckstein, und scheint ein Gefecht zwischen Römern und Germanen auf der einen Seite, und den Kampf von Gladiatoren auf der andern vorzustellen. Die Sculptur wird bewundert, und gehört gewiß in die schönere Kunstperiode der Römer. Dieser Stein machte wahrscheinlich einen Theil von einem umfassenden Kunstbau, welcher friesartig und ununterbrochen in einer Reihe von Vorstellungen an diesem Prachtgebäude fortlief.

Ferner sehen wir im Innern, auf einer andern Stelle, die merkwürdigen Meilensteine, welche im J. 1823 zwischen Bittburg und Prüm ausgegraben wurden. Sie waren nach ihren Inschriften unter den Regierungen Hadrian's und des Antoninus Pius, in den

*) Von der Stadtseite stand auf der rechten Seite bei der St. Simeonskirche eine Kapelle, die in's 13te Jahrhundert gehörte. Als sie im J. 1815 zur Herstellung der Porta abgebrochen wurde, fand man unter dem Altarsteine einen kleinen irdenen Topf, worin Reliquien in vielfarbige wohlerhaltene Seidenstoffe gewickelt, niedergelegt waren, nebst einer kleinen Urkunde auf Pergament mit Wachssiegel, folgenden Inhaltes:

Anno Domini millesimo CC octogesimo septimo feria sexta post octavam apostolorum petri et pauli consecratum est hoc altare in honore beati Joannis evangelistae et omnium sanctorum a domino petro Dei gratia Suddensi episcopo.

Dies ist die genaue Abschrift des Originals, nur daß ich die häufigen Abbreviaturen ergänzt habe. Das Wachs des kleinen Siegels hat sich so zusammengezogen, daß die Umschrift nicht zu lesen ist. Den Topf mit seinem ganzen Inhalte bekam ich auf der Stelle zur Aufbewahrung in der öffentlichen Bibliothek.

War dieser Bischof Petrus (Suddens'is) Weihbischof von Trier? Ein solcher war aber bis jetzt nicht bekannt.

Jahren 121 und 139 nach Chr. Geb., durch die öffentlichen Weg-Commissarien *) an der großen Straße durch die Eifel gesetzt worden. In der Nähe dieser Meilensteine befindet sich ein großer Travertinstein mit einem Feston geziert, und auf diesem ein anderer, der die Füße einer Gruppe von Soldaten scheint anzuzeigen. Diese beiden Stücke waren auch bei der Moselbrücke ausgegraben worden. Merkwürdig ist auch der Sandstein, worauf Schiffer und Knaben dargestellt sind. Er gehört zu den Ausgrabungen, die im Herbste 1825 im Beringe der ehemaligen Benedictiner-Abtei zu St. Marien bei Trier aus der Tiefe der Erde gemacht wurden. Auch dieser Stein, so wie andere schöne Fragmente von Basreliefs, sind Producte der früheren besseren Kunstperiode, und mögen wohl zu einem der prachtvollen Römischen Landhäuser, die einst, nach Ausonius, das schöne Thal an beiden Moselufern zierten, gehört haben. Sie könnten vielleicht auch, nach ihrer Construction, Zierden eines pyramidenförmigen Monuments gewesen sein, nach Art des berühmten zu Igel **).

Noch liegt in diesem Raume ein großer architektonischer Stein, wahrscheinlich der Vorsprungsstein einer Thüre mit schönen Verzierungen, welcher ebenfalls, wie die andern Travertinsteine, unweit der Moselbrücke war gefunden worden. In dieser Gegend standen, wie nicht zu zweifeln ist, zur Zeit der Römer große herrliche Bauwerke, der Kaiserpallast, ein Triumphbogen, Bäder u. dergl. Ausonius giebt uns darüber Andeutungen, und die noch im 17ten Jahrhundert bestandenen Reste beurkunden die Gewißheit.

Umsonst versprechen wir uns unzerstörbare Dauer dieses kolossalen Baues, sagte der gelehrte Pabebroch mit trübem Gefühle, als er im J. 1668 das in eine Kirche umgestaltete Monument betrachtete. Aber doch wird es noch lange den Blick der gebildeten Welt ergötzen können, wenn nur gesorgt wird, daß die Injurien des Wetters ferner nicht an seiner Zerstörung arbeiten können. Eine zweckmäßige Bedachung wäre vor Allem zu wünschen — und dann wäre der zweite Wunsch — die Einrichtung von geräumigen Sälen, worin auch die im Museum der Gesellschaft gemeinnütziger Forschungen jetzt noch aufgestellten Stein-Monumente neben den schon dort sich befindenden in ein großes Museum, wahrlich einzig in seiner Art, auf belehrende Weise vereinigt würden! —

O! möchten noch lange hier die belebten Steine sprechen — und möchten also noch lange nicht die Ahnungsworte Pabebroch's in Erfüllung gehen!

---

*) Die Römer nannten diese Beamten Curatores viarum.

**) Diese schönen Fragmente wurden gefunden, als der damalige General-Lieutenant von Ryssel einen neuen Garten anlegen ließ. Der Herr General, ein Freund der Kunst und Wissenschaft, ließ sie sorgfältig bewahren, und legte sie endlich in die öffentliche Sammlung nieder. Ein Nachbar desselben, der den löblichen Eifer zur Aufbewahrung dieser Reste und die Ergötzlichkeit der Kenner bei dem Beschauen dieser Antiken sah. erklärte, aber zu spät, daß auch er zu verschiedenen Zeiten in dem Theile des Klosters, der ihm gehöre, viele mächtige Steine mit Figuren (und wahrscheinlich auch Inschriften) ausgegraben habe, ohne die Vermuthung zu hegen, daß sie zu etwas Anderm dienen könnten, als zerschlagen zu werden!! — Diese Barbarei aus Unwissenheit findet sich leider noch zu oft, selbst bei Menschen, die (wie hier der Fall ist) sich Gebildete nennen. — —

Das Fest der heiligen Rosalie.

(Schluß.)

Das Pferderennen ist's, was die Neugierigen anzieht. Erwartet nicht, steife und abgewogne Jockey's zu sehn, die aus Mangel an genügender Schwere, Sand in ihren Taschen tragen, sich auf den Steigbügeln emporrichten, ihr Thier quälen, durch wildes Geschrei und die Stahlspitzen der Sporen vorwärts treiben, erwartet nicht ein ledernes Casquet in Gestalt einer Melone, und ein rundes, als Halsbinde endendes Wamms, ein armes Thier lenken zu sehen, dessen stolze Bewegungen dem Willen des Reiters unterthan sind. Nein, dieses Joch ist den Barberi nicht auferlegt. Kein Sattel, kein Gurt, der ihnen den Leib in zwei Hälften schneidet, kein Zaum, der die Harmonie ihres Kopfes verdirbt. Das Pferd ist ein Pferd, und kein Centauer. Frei, ebenso beseelt von Wetteifer, wie alle Gelehrten, alle Dichter, die um academische Preise streiten, schwingen sich 20 Barberi zur Porta-Felice, um den Raum der langen Straße von Toledo zu durchlaufen und ihren Lauf am Fuß des fürstlichen Pallastes zu vollenden. Dort hält der Sieger an, um den Preis seines Triumph's zu verlangen. Doch wonach meint ihr, daß sein Ehrgeitz strebt? Nicht danach, schnell in den warmen Stall zurückzukehren, wie die großen englischen Läufer, die den Preis oft der Geschicklichkeit des unansehnlichen Reiters verdanken, und die, gesenkten Hauptes gehend, sich nur nach Ruhe sehnen. Hier schreitet der Sieger auf seinem Wege zurück in der Mitte eines Volkes, das ihn erwartet, um ihm zuzujauchzen; stolz, durch seine eignen Kräfte diese Begeistrung verdient zu haben, richtet er sich auf, wie die Rosse der Paladine, rechts und links blickt er auf die Damen, die ihn mit Schnupftüchern, auf die Männer, die ihn mit Ausrufungen, auf die Kinder, die ihn mit Blumenkränzen begrüßen. So durchschreitet er noch einmal den Raum, den er durchflogen hat, diesmal so langsam, wie möglich, um so mehr Huldigungen zu ärndten. Hier allein kann man den Werth und die Geschicklichkeit eines Pferdes schätzen; in diesem Wettlauf zeichnet sich der Rücken dieser Pferde, wie in der Natur, und nimmt seine freie Gestalt an.

Wenn man die Ungeduld sieht, die auf allen Gesichtern herrscht, urtheilt man leicht, daß die Menge ein vielleicht noch merkwürdigeres Schauspiel erwartet, und daß die Reihe der Zaubereien noch nicht geendet ist. Den ganzen Tag schwatzt man von gestern, bespricht man den Wettlauf am Morgen, putzt man sich und so gehn einige Stunden hin. Endlich kommt der Abend. Er scheint ein von allen zugleich gehörtes Signal gegeben zu haben. Man sollte meinen, das Meer habe der Stadt zugerufen, zu seinem Gestade herabzusteigen, denn die ganze Stadt läuft zum Meere, als ob das Schiff der Argonauten oder die Flotte des Großvesirs, der Rhodus einnahm, oder Philipp's II unüberwindliche Armada von der Küste aus zu sehen sei. Die Menge nimmt in einem unermeßlichen Raume Platz, am Fuß der Wälle, wo sich der Pallast der Herren di Franci-Forte erhebt, und gruppirt sich um das alte, marmorne Amphitheater. Die erhabne königliche Familie zeigt sich vor ihrem edlen Gefolge. Ihr Anblick belebt die Volksfreude. Die junge Königinn glänzt mitten in dieser nächtlichen Pracht und das Volk hat einen Augenblick die Heilige vergessen, um seine Blicke auf sie zu wenden, die zum erstenmal mi-

ihrem Diadem und ihrer Anmuth bei der Feier des Festes erscheint.

Die wartende Menge athmet mit Wonne den leichten Abendwind; die laue Luft der Stadt ist erfrischt durch die des Meeres. Von fern haben alle diese Neugierigen, von Erwartung Gefesselten, das Ansehn eines durch geheime Kunst unbeweglich gewordnen Volks, welches hofft, auf den Wogen einen mächtigen Geisterbanner kommen zu sehn, der den Zauber löse. Es scheint in Wahrheit, daß eine Fee aus jedem Sandkorn einen Menschen habe hervorkommen lassen. Ueberall ist Erwartung, die Köpfe drängen sich überall zusammen auf Balcons, auf dem Platze, am Gestade. Das Meer ist mit Zuschauern bedeckt, deren Kähne mit ihren erscheinenden und verschwindenden Lichtern vor der Banchetta daherschwebend ein Heer von Irrlichtern mit strahlender Stirn darstellen: eine schöne Caravane von Phantomen! Weiter entfernt, wie um die Scene zu schließen, liegen erstaunt die fremden Schiffe. Welch merkwürdiges Schauspiel erwarten sie vor einem Volke, das ihnen an sich schon Schauspiel ist!

Der Fürst kommt an und zeigt sich auf dem Amphitheater. Tausend Zurufungen empfangen ihn von allen Seiten. Zugleich steigt plötzlich eine Rakete auf, aus dem Busen des Meeres emporgeschleudert. Das Wasser hat die Flammen ausgespieen. Eine andre Rakete steigt gegenüber auf, noch eine andre und noch eine, aus den entgegengesetzten Punkten des Horizonts, sich kreuzend wie zwei gothische Bögen, aber jede auf ihrer Seite niederfallend.

Kaum richten sich die Augen auf einen Punkt, so erhellt sich ein anderer und sendet einen flammenden Stab, der aufsteigend die Luft furcht. Ein Krachen läßt sich hören, als ob sich ein neuer Aetna unter den Füßen der Zuschauer öffnen wolle: es sind lärmende Schlangenschwärmer, die mit Macht zerplatzen, und als Regen von röthlichen Funken herabsprühn. Rings keine Nacht mehr! Dort eine Lichtbombe, der Vorläufer einer Sonne mit unzähligen Strahlen. Sie dreht sich in raschem Umschwung, bewegt von dem kühnen Prometheus, der ihr ganz nah steht. Jetzt ist sie verlöscht. — Die Finsterniß, nach und nach mit dem Abnehmen ihres Glanzes zurückkehrend, hat mit eins Meer und Erde wiedergewonnen.

Man wartet, man sieht sich an, wieder Raketen, in der Ferne geschleudert, die vom Abendwind weggehaucht ersterben, Sterne eines Augenblicks, welche hinabsinken, nachdem sie sich den ewigen Gestirnen genähert. Plötzlich erscheint der Himmel in Feuer, die fremden Seeleute, die sich der trinacrischen Stadt auf ihren Meeresrossen nähern, zweifeln zwischen Schreck und Fröhlichkeit. Sie glauben eine Stadt in Feuersbrunst zu sehn, sei es Festlichkeit, sei es Verheerung; die einen lassen in ihrem Laufe nach, die andern, Kühneren segeln mit Macht, um ihre Neugier zu befriedigen; bald zeigt sich der Grund dieser plötzlichen Helle. Zwei Thürme von verschiedner Bauart erheben sich im unendlichen Raum neben einander, zwischen sich einen breiten Streif des Horizontes lassend; jeder ihrer Steine leuchtet wie ein großer Diamant, würdig der Krone eines Riesen. Aus dem einen tritt ein Krieger, bedeckt von funkelnder Rüstung; sein Visir ist gesenkt, sein großer Schild bedeckt ihn fast ganz und gar. Aus dem andern Thurm stürzt ein Sarazen, den Turban vom Büschel überragt, mit krummem Säbel und flatterndem Gewand. Die beiden Krieger, geborne Feinde, der erste, Vertheidiger Siciliens und des christlichen Glaubens, der zweite, Parteigänger der Piratennester Asiens, nähern sich, messen sich mit den Augen, fordern sich heraus. Ihr Arm ist erhoben, ihre Waffen kreuzen sich, der Turban des Ungläubigen rollt auf die Erde. Sogleich, mit beiden Händen seinen schrecklichen Candjiar fassend, kriecht er unter den sicilischen Ritter, um ihm von der Seite den Todesstoß beizubringen; aber der treue Schild stumpft die Eisenspitze ab, und, durch die Brust gebohrt von einem schrecklichen Nachstoß, sinkt der Sarazen seinen verfluchten Arm bewegend und nach dem Thurm von Palermo drohend. Sein Fall ist das Signal zu dem seines Thurmes, welcher kracht, sich spaltet, tausend Kunstfeuern den Durchgang läßt und endlich zum weiten Brenn-Ofen wird, dessen Lärm 1000 Echos des Ufers vermehren. Man erkenne hierin die ritterliche Einbildungskraft, angeregt von den Bildern Arabiens und den Erinnerungen an die Normanen. Das Feuerwerk ist vorbei; die Rosse Trinacriens, deren Namen in der Liste der Triumphatoren eingeschrieben sind, schlafen ruhig auf ihren Lorbeern und ihrem frischen Stroh. Jetzt kommt endlich der Tag der Heiligen, wo die Kirche sich mit ihrem Glanze kleidet und die Gläubigen mit ihren tausend Stimmen von Bronze herbeiruft. Man nimmt die Bildsäule der Rosalie, diese ehrwürdige Bildsäule, die man voll Glaubensglut in großen Nöthen umhergetragen und immer wie eine Bundeslade bewährt gefunden hat. Diese Bildsäule, ein Symbol der Barmherzigkeit, an die sich alle Gebete richten, in die alle Hoffnungen gesetzt sind, erscheint als die letzte in der Prozession der Heiligen, die ihr vorangetragen werden. Wie schön ist dieser lange, fromme Zug, der die Stadt zur Stunde durchschreitet, wo die Erde entschlummert ist! Die Nacht hat durch Erleuchtungen einen feierlichen Character angenommen; der Himmel bleibt schwarz, während die Häuser, glänzend, zum Durchzug der Prozession geschmückt sind. Kreuze von Silber und Holz erheben sich über die fromme hingesunkne Menge. In zwei Reihen schreiten die geistlichen Brüder, unter den hohen Capuzen mit heiligen Strophen abwechselnd. Der Welt fremd geworden, zeigen sich diese Mönche noch einmal in ihr für Rosalie, die Patroninn aller; sie schreiten vorbei, Niemand sieht ihr Antlitz, erkennt ihre Züge. Alle diese schwarzen Körper, in der Dunkelheit unsichtbar, haben eine einzige Seele, den Glauben; alle diese Munde, die schon erstarrt sind, haben nur noch eine Stimme, das Gebet.

Während dieser Prozession werden die Einwohner des Himmels, St. Cosmus und St. Damian, Doctoren der Medecin, vom Volk herumgetragen und machen vagabondische Streifzüge durch die Menge, um für die allgemeine Gesundheit Sorge zu tragen. Dieser Aberglaube, wie tausend andre, ist der Stempel unwissender Menschen. Bringt die Civilisation herbei, wird das Volk darum glücklicher sein?

Endlich hört die Bewegung auf. Die letzte Stunde des Festes schlägt, die Bögen der Tempel hallen vom Vespergeläut. Lebt wohl Gesänge und Freuden, lebe wohl, du Pomp, in dem das wiederaufgestandne Alterthum seinen Platz einnahm! Die Lichter verlöschen, die Blumen welken, die Gesänge schweigen, und die Orgel, in Schweigen fallend, theilt die Ruhe der Heiligen, deren Bildsäule die Kirche wieder aufnimmt.

Zusatz.

Man schreibt von Neapel den 19. Juli:

„Das berühmte Fest der heiligen Rosalia konnte den

»11ten dieses zu Palermo nicht gefeiert werden und »wurde bis zum 26. ausgesetzt, weil den Tag vorher »das für das Fest bereitete künstliche Feuer in Folge »einer Unvorsichtigkeit losgebrannt war. Bei diesem »Ereignisse verloren 60 Arbeiter das Leben und 60 wur»den verwundet. Die ganze königliche Familie war zu »Palermo und tausende von Neapolitanern und Frem»den waren allda angekommen, um dem Feste beizu»wohnen.«

B e n t e k.

Sittengemälde aus dem Neger-Leben.

1.

Hört mich an, ich will Euch eine grausenhafte Geschichte erzählen. Bentek, der Starke unter den Starken, der muthigste Krieger, der reichste Soba der Elfenbein-Küste, der Herr des schönsten Kraals, des Kraals mit drei Palmen; Bentek hatte eine Haut glänzender und schwärzer, als der schwarze Kern des Ebenholzes. Er hatte hundert Halsschnüre; er hing an seine Hüften Sayas, die man bei allen Königen Congo's rühmte; seine Haare beschämten den Hals der Albatros; und wenn er lachte, glänzten seine Zähne weißer, als das Fleisch der Kokos-Nuß. Aber was noch mehr galt, als seine schöne Saya, was noch mehr glänzte in den Augen des Mächtigen, als seine hundert Halsschnüre von Gold, und sein Ring mit drei leuchtenden Edelsteinen, das war seine Negerinn, das war Narina, Narina, die Reizende, die Perle der Frauen! An ihren Lenden sah man, strahlend in zwei Farben, einen Tieger und zwei Löwen, rothgemalt; zwei weiße Schakale liefen über die schwarze Brust, ihre Arme waren umringelt von bläulichen Schlangen, und zwei Goldfäden, befestigt an zwei Elfenbein-Kügelchen, hingen schwebend an ihrer Nase. Auch war Narina die Königinn vom ganzen Kraal. Bentek, um sie zu kaufen, hatte dem benachbarten Könige drei Bogen gegeben, einen Säbel und zwanzig Pfeile von Ebenholz, und um sie zu kennen, drückte er ihr auf ihren fleischigen Arm sein unaustilgbares Siegel mit mächtiger Hand. Eines Abends schwelgten die Bangas in Freude. Nachdem sie lange unter den großen Kokos-Bäumen, den Balchika getanzt hatten, kehrte die stolze Negerinn allein am späten Abende zu dem Kraal mit den drei Palmen wieder, als Dominjo daherkommt, die Herrinn raubt, und sie einem Sclavenhändler verkauft.

2.

Den Morgen drauf geht Bentek allein aus seinem Zelte, und die beiden Arme gekreuzt und das Haupt niedergesenkt, schlägt er seine schwarzen und langen Nägel in sein Fleisch und sein Gebrüll durchschallt die nahen Thäler. Dann kommt er zurück, die Fäuste geballt, das Auge sprühend, und setzt sich auf seine Fersen an den Stamm eines Pisang-Baumes nieder. Und als der alte Job ihm mit trauriger Miene den warmen Reis, den dampfenden, reichte, ihm den zarten Palm-Kohl und die frischen Ananas reichte: nahm er, ohne sich zu erheben, seine schönste Trinkschaale, zerschmetterte sie an der Stirne des treuen Sclaven, und sagte: Ich werde nicht essen! Ich werde nicht essen, bevor du mir bringst die Augen des Dominjo, seine Zunge und seine zwei Arme, um sie vor meiner Pforte anzunageln. Und als der Diener, knieend, die Stirne gesenkt, ihm den heilsamen Trank der Kokos-Nuß reichte, stürzte Bentek mit einem Fußtritte den Trank um, daß er auf die Erde lief, und sagte ihm: Ich werde nicht trinken! Nein, ich werde nicht trinken, wenn du mir nicht den folgenden Neumond, anstatt der Milch der Kokos-Nuß, meine größte Trinkschaale bringst, voll von dem Blute des Dominjo.

3.

Während zwei ganzer Tage irrte der alte Job, ohne weder unter dem Pisang-Baume, noch unter dem Dache seines Herrn sich sehen zu lassen, allein, Tag und Nacht, durch Wälder und Berge. Während zweier Tage blieb Bentek außerhalb seines Zeltes, und die zwei Arme gekreuzt und das Haupt niedergesenkt, schlug er seine schwarzen und langen Nägel in sein Fleisch, und sein Gebrüll durchschallte die nahen Thäler. Dann kommt er zurück, die Fäuste geballt, das Auge sprühend, und setzt sich auf seine Fersen an den Stamm eines Pisang-Baumes nieder. Job kam den dritten Tag zurück von dem Gebirge außer Athem, Etwas tragend in seinem Schurze; gegen den Pisang-Baum richtete er seine Schritte, er läuft zu seinem Herrn und bietet ihm mit weniger traurigen Miene den warmen Reiß, den duftenden, dar, bietet ihm den zarten Palmkohl und die frischen Ananas: — Iß, Herr! Verzeih, wenn ich dich hab' warten lassen; ich bin ihm gefolgt zwei Tage ... ohne mich zu setzen: heute endlich hab' ich ihn gefunden, allein; er hatte den Weg nach den Drei-Zähnen genommen .... Ich griff nach ihm, wir haben uns geschlagen. — Ich sollte dir seine zwei Arme bringen: hier sind sie ... Iß, mein lieber Herr! Wir haben uns geschlagen. Du mußtest auch seine Zunge und seine zwei Augen haben! Seine Zunge ... hier ist sie! und hier sind seine zwei Augen! .... Iß, mein edler Herr! — Und der Soba aß. — Und Job sagte von neuem: Du hattest mir noch gesagt, daß du die Farbe seines Blutes sehen wolltest! — Hier trink', mein edler Herr! Anstatt der Milch aus der Kokos-Nuß, reichte Job seinem Soba die Schaale, voll des Blutes von Dominjo. Und der Soba, freudig, leerte sie mit einem Zuge, als tränke er die Milch der Kokos-Nuß.

Auflösung des Logogryphs in No. 13: H a n s.

Ph. Laven, Redacteur.

Anzeigen und Bekanntmachungen.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 20. August. **N°. 15.**

TREVIRIS.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz N°. 112. und bei C. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Die Reste der Römischen Thermen (Bäder).

Von J. H. Wyttenbach.

— Diese Gemäuer einer merkwürdigen Vorzeit sind grünbemooste, verfallene Ruinen. — Der Platz, wo diese Vorzeit sich einst belustigte, weis nichts mehr von ihr.
Walter Scott.

Der Trierische Arzt Simon Reichwein schrieb vor etwa dreihundert Jahren an Sebastian Münster: »Es ist diß ort (Trier) von Natur erschaffen zu grossem »lust, darzu berg und thal, wasser und flüßlin mit yn»geschlossen matten nit ein wenig dienen. Die berg »grünen von reben und die äcker seind fruchtbar vom »korn. Do findet man allerlei fisch und wildpret, und »was der mensch bedarff, und ist kein wunder, »daß die Römer vorzeiten do hin genistet »haben *).«

Wo aber die Römer sich niederließen, durften vier Dinge nicht lange fehlen: Theater, Circus, Amphitheater und Thermen. Dies kann von einer Stadt, wie Trier war, um so zuverläßiger behauptet werden, da sie schon frühe eine Augustische Colonie wurde, und später selbst in die Reihe der sechs ersten Städte des ungeheuren Römischen Reichs gehörte. Neben Roma, Constantinopolis, Antiochia, Carthago und Alexandria wird Treveris gepriesen **).

*) Cosmographei v. Seb. Münster. Basel, 1553. S. 593. Im Jahr 1544 ist die erste Ausgabe dieses immer noch merkwürdigen Buches erschienen. Auf seiner Charte, die er nennt Contrafetung der uralten statt Trier, sind noch die Ruinen bei der Moselbrücke, die vier alten kleinen Thürme bei dem Pallast, und die gewallig hohe Thurmspitze der Liebfrauen-Kirche bezeichnet.

**) Dies sagt uns Ausonius ausdrücklich in der zu Trier an seinen Zögling, den Kaiser Gratian, gehaltenen Rede; auch in seinen übrigen Gedichten spricht er manchmal davon. Wenn auch der geschichtlichen Wahrheit bei ihm immer etwas Dichtung beigemischt ist: so bleibt doch Ausonius uns für diesen Zeitraum ein brauchbarer Zeuge. Sein Freund Symmachus ertheilt ihm ein schönes Lob, wenn er ihm von Rom aus über seine Mosella schreibt: Ich würde dir keinesweges glauben, was du Großes in deiner Mosella erzählest, wenn ich nicht sicher wüßte, daß du nicht einmal im Gedichte lügest (ni certo scirem, quod nec in poemate mentiaris (Epist. 3, ad Ausonium).

Aber auch, ehe unsre Stadt zu einer der großen Metropole (Galliens nemlich, Spaniens und Britanniens) erhoben war, erfreueten sich ihre Bewohner jener genannten Anstalten der Volksbelustigungen. Diese waren endlich so sehr in den Charakter der Trierer übergegangen, daß sie auch, selbst nach mehrmaliger Zerrüttung in der Bewegung der Völkerwanderung, doch davon nicht lassen konnten. Das Belustigungsfieber scheint endlich bis zur Raserei gestiegen zu sein.

Hören wir, welch scharfes Gericht der gleichzeitige und in Trier damals wohnende Salvianus in seiner Strafrede, im Tone der alten Propheten, über die Trierer des fünften Jahrhunderts ergehen ließ. Er ruft ihnen zu *):

»Spiele im Circus also verlangt ihr Trevirer? »und zwar erobert, verwüstet, nach der Zerstörung, nach »Blutvergießen, nach Hinrichtungen, nach so viel Lei»den der umgestürzten Stadt! — Ich glaubte euch elend »genug nach den großen Unfällen; allein ich sehe euch »noch viel elender, da ihr Schauspiele wünschet. »Ich hielt nämlich dafür, daß ihr nur materiellen »Verlust erlitten hättet; aber ich wußte nicht, daß ihr »auch das richtige Gefühl und den Verstand einbüßen »würdet. — Theater verlangt ihr also und den Cir»cus von den Fürsten **)? Aber, ich bitte euch, in »welcher Lage des Volkes und der Stadt! — Einer »verbrannten, untergegangenen Stadt, eines gefangenen »und hingewürgten Volkes, das hinsterbend oder trau»ernd, in Betrübniß versunken, in Thränen erschöpft, »durch Verlust der Seinigen gebeugt ist — wo es zwei»felhaft wird, ob das Loos der Getödteten oder der »noch Lebenden trauriger sei? Denn so groß ist das »Elend der Uebriggebliebenen, daß es das unglückliche »Schicksal der Gestorbenen übersteigt. — Oeffentliche »Belustigungen verlangst du also, Trevir? wo »aber, sage mir, sollen sie gehalten werden? Auf Grä-

*) Salvianus Massiliensis. De gubernatione Dei (im 6ten Buche).

**) Dieses geschah wahrscheinlich im J. 420 oder 421, worauf der Marseiller Priester Salvianus anspielt, wenn er sagt: a principibus. Im ersten Jahre hatte der Kaiser Honorius den Constantius, Gemahl seiner Schwester Placidia, als Mitregenten angenommen, und im folgenden ist Constantius schon gestorben.

»bern und Asche? — Auf Gebeinen und dem Blute der »Erschlagenen? — Denn welcher Theil der Stadt wäre »davon frei? — Wo ist nicht vergossenes Blut, wo »liegen nicht Leichen und zerstümmelte Glieder der Ge»tödteten? — Allenthalben die Gestalt einer eroberten »Stadt; allenthalben der Schauder der Gefangenschaft; »allenthalben das Bild des Todes! — Es liegen die »Reste des sehr unglücklichen Volkes auf den Gräbern »ihrer Todten — und du verlangst Spiele im Cir»cus? — Vom Brande ist die Stadt geschwärzt, und »du prahlst mit festlichem Ansehen? — Alles jammert, »und du bist fröhlich? —— Wahrlich, mich wundert's »nicht, daß solches Unglück, wie es sich ereignete, dich »betroffen hat. Denn da drei Zerstörungen dich nicht »besserten, verdientest du, in der vierten unterzugehn!«

(Fortsetzung folgt.)

Aufgefundene Merkwürdigkeiten in Frankreich.

Zu Epône (im Departement der Seine-Oise) hat man ganz neuerlich eine interessante Entdeckung gemacht. Indem man ein Terrain untersuchte, wo sich viele Trümmer von Druidensteinen fanden, stießen der Baron von Vincent und der Herr Cassan, Unterpräfect des Bezirks von Nantes, auf ein Gallisches Beinhaus, von 27 Fuß Länge, 7 Fuß Breite und über 6 Fuß Tiefe. Es war bedeckt von 5 rohen, unbearbeiteten Steinen aus kalkartiger Kieselerde, von 7 Fuß Länge und 6 Fuß Dicke. Zwei lange Schichten von Skeletten, von einander getrennt durch eine Lage langer Steinplatten, füllten dieses Beinhaus an. Der Boden ist mit gleich langen Steinplatten gepflastert. Man fand mitten unter den Skeletten, deren Zahl sich über 64 beläuft, verschiedene Thierknochen, geschnittene Kieselsteine, die wahrscheinlich zu Zierathen dienten, und eine in der Hand geformte Vase von dickem Stoffe, schwerfälliger Form und blauer Farbe.

Vor nicht langer Zeit hat man zu Estreboeuf (im Departement der Somme), in einer Tiefe von 12 Fuß, eine Art Nachen gefunden, wie sie die Wilden in Amerika haben; er ist 22 Zoll breit und 20 Zoll tief. Dies Fahrzeug scheint bis zu den ersten Zeiten der Schiffskunst, oder wenigstens bis zum Einfalle der Normannen hinaufzugehen. Es ist gebildet aus einem einzigen Eichstamme. Gegen das eine Ende hin sieht man eine Art Höhlung, die zum Befestigen des Mastes diente. Dieses sonderbare Denkmal wurde aus dem Torfmoore herausgezogen, wo es so viele Jahrhunderte begraben lag, und angekauft von Herrn Boucher de Perthes, Präsidenten der Société royale d'Emulation zu Abbeville. Es liegt jetzt in dem Sitzungssaale der genannten Gesellschaft.

Als man im Anfang dieses Monats zu Aix auf dem Fischerplatze nach Wasser grub, entdeckte man einen sehr alten Brunnen, der, wie man sagt, dazu diente, die Pferde der Tempelritter zu tränken.

Stimmen aus der Luft.

Von Apotheker Brimmayr in Echternach.

Vox quoque per lucos vulgo exaudita silentes Ingens; Virgil, Georg. I.

Wie den meisten, unter dem Volke in Umlauf gehenden, Fabeln und Mährchen durchgehends wohl irgend ein Funke von Wahrheit zum Grunde liegt; wie einfache Naturereignisse nicht selten auf abergläubische, fabelhafte Art gedeutet werden, wie dies mit Cometen, dem Nordlicht, rc. der Fall ist; so möchte auch die alte Volkssage vom wilden Jäger, der als schreckliches Gespenst auf allen Bergen Deutschlands sein nächtliches Wesen treibt, desgleichen — vom Dianenreiten oder Herenflug, — nicht leeres Hirngespinst einfältiger Landleute sein, sondern in irgend einer natürlichen Erscheinung ihren Grund haben. Es gibt wirklich Natur-Phänomene von so wunderlicher Art, daß der gebildete Mensch Bedenken trägt, denselben unter den reellen Dingen einen Platz einzuräumen, besonders solche, die nur höchst selten, oder in weit entfernten Ländern vorkommen. Dasjenige, wovon hier die Rede ist, trägt allerdings den Character des Abentheuerlichen; doch gehört es weder zu den seltensten, noch ist es auf entfernte Gegenden beschränkt. Wir hatten Gelegenheit, selbes, an zwei von einander ziemlich entlegenen Orten des Ardennengebirges, wiederholt zu beobachten, und vermuthen, daß die nämliche Erfahrung auch hier in der Umgegend zu machen sei, oder etwa schon gemacht worden. Es war in verschiedenen Jahren, jedesmal nur im Monat August, von zehn bis zwölf Uhr Abends, bei ganz heiterm Wetter und vollkommen stiller Atmosphäre. Bei fortgesetzter Beobachtung überzeugten wir uns, daß beide letztgenannten Umstände durchaus erfordert sind, wenn das Phänomen statthaben soll.

Wir begaben uns zu dem Ende auf eine freie Anhöhe, wo wir die Berghöhen der nächsten Umgebung im Auge hatten, und wo das Gehör durch kein fremdes Geräusch gestört werden konnte. Wenn sich dann von nahe und von ferne kein irdischer Laut mehr vernehmen ließ, wenn alles Lebendige im Schatten der Nacht begraben lag, — erhob sich plötzlich von einem der umliegenden Berge ein lautes, buntes Getön, wie wenn mehrere Orgelpfeifen zugleich unharmonisch durcheinander stimmten, dauerte etwa eine Minute lang, indem es in die Höhe zu steigen schien, und verhallte allmälig ganz. Erst eine Viertelstunde nachher spielte die seltsame Musik von neuem, und dies wiederholte sich in langen Zwischenräumen, sowohl von der nämlichen Stelle aus, als auch von andern Seiten her, bisweilen abwechselnd, bisweilen von zwei Seiten zugleich. Hiebei fiel uns der Umstand besonders auf, daß wir das Pfeifen nie — als über unserm Haupte schwebend, sondern nur in gewisser Ferne, vernahmen, besonders, da wir uns einst eiligst nach der Anhöhe hin begaben, wo es am häufigsten zu ertönen pflegte, und der Quelle dennoch nicht näher kamen.

Wir hatten übrigens hinreichende Gründe (was auch Andere vor uns thaten) uns zu überzeugen, daß dies unheimliche Geschrei weder von Zugvögeln, noch sonst einer wilden Thiergattung herrühre; indem keines der einheimischen Thiere, (wie uns erfahrene Waidmänner versicherten) einen ähnlichen Schrei ausstößt, und wir auch beim klaren Mondschein wohl irgend eine Gestalt davon hätten sehen müssen; so auch, — daß es nicht der Wind selbst verursachte, noch daß er den Schall von ferne herüber führte, da, wie gesagt, die vollkommene Windstille hiebei als Hauptbedingung auftritt.

Was die physische Ursache des Phänomens betrifft, so waren unsere Kenntnisse zu beschränkt, als daß wir auf andere Accessorien, welche bei Untersuchungen der Art mit in Betracht kommen müssen, gehörig geachtet hätten; und wie hier etwa Temperatur, Electricität, chemische Beschaffenheit der Luft und des Bodens,*)

*) Die Ardennen sind reich an Eisenlagern; wer weiß, welche Metalle noch tief in ihrem Schoose ruhen?

sogar die Vegetation u. m. a. zusammenwirken, — möge der Scharfblick des Physikers ausmitteln.

Aehnliche Erscheinungen *) sind z. B. das sonderbare Flüstern und Summen, welches in den Schweizer- und Tyroler-Alpen vernommen wird; die sogenannte Teufelsstimme auf Ceylon, und das, in einigen Gegenden Deutschlands unter dem Namen Wehklage bekannte, Geheul in der Luft, welches letztere vielleicht mit dem hier Erwähnten Eins und Dasselbe ist.

*) Man verzeihe mir die Ausdrücke Erscheinung, Phänomen, wo von Dingen, die nicht durch den Gesichtssinn wahrgenommen werden, die Rede ist: denn es ist mir kein anderes Wort bekannt, welches das physische Vorkommen einer Sache so allgemein bezeichnete.

Die Farbe des Meeres.

Nimmt man in geringer Quantität Wasser aus dem Oceane und untersucht es, sei es in einer durchsichtigen Vase, sei es auf einem farbenlosen Grunde, so erscheint dasselbe hell und klar: wenn man es aber an den Stellen, wo das Meer eine große Tiefe hat, beobachtet, so scheint es im Allgemeinen azurblau, mehr oder weniger ins Dunkele gehend. Diese scheinbare Farbe, vergleichbar mit der Farbe der atmosphärischen Luft, wenn sie rein ist, und sogar mit der der hohen Berge, wenn man sie von ferne erblickt, rührt in gleicher Weise von der ungemein großen Brechbarkeit der violettenen, blauen und indigofarbenen Lichtstrahlen her, deren Mischung zusammen das Azurblau hervorbringt. Die Reisenden legen indeß in ihren Berichten dem Meere sehr verschiedene Farben bei. Die Farben wechseln nämlich nach den verschiedenen Gegenden des Meeres, die sie besucht haben; aber keine Thatsache zwingt uns anzunehmen, daß diese Farben dem Wasser selbst gehören, wenn es rein ist.

Im Gegentheile, alle diese Verschiedenheiten lassen sich erklären, entweder durch die Durchsichtigkeit der Fluth, wodurch man den Boden gewahrt, auf welchem sie ruht, oder durch die Vermischung des Gewässers aus verschiedenen Flüssen, oder am besten wohl durch das Dasein von Pflanzen oder Thieren, die man nicht mit bloßem Auge sehen kann. Die Wolken, welche auf dem Meere wiederscheinen, können ebenfalls den Anblick, welchen es bietet, verändern. Man bemerkt, daß das Blau in der Nähe der Küsten einen grünlichen Schein annimmt. Diese Farbenveränderung, welche zuweilen sehr schnell vor sich geht, halten die Schiffer sogar für ein Zeichen, daß sie nahe am Lande sind. Dies bemerkt man sehr deutlich, z. B. im Westen der Canarischen Inseln und der Azoren; man sieht es häufig in den Polargegenden.

Die herkömmlichen Benennungen: Schwarzes Meer, Weißes Meer, Rothes Meer, Gelbes Meer u. s. w. zeigen nicht an, wie man wohl denken könnte, daß die Gegenden des Oceans, die diese Namen tragen, immer durch besondere Farben sich auszeichnen. Mehrere dieser Beiwörter wurden aus Gründen gegeben, die der Farbe der Wasser fremd sind; andere von ihnen rühren daher, weil man streckenweise, sei's auf der Oberfläche des Meeres, oder im Schooße desselben, gewisse Körper wahrnimmt. So scheint z. B. das schwarze Meer also benannt zu sein, weil die Schifffahrt auf demselben gefährlich ist. Im bloßen Wiederspiele nannten die Morgenländer den Archipelagus das weiße Meer. Nach vielen Andern ist der Name Rothes Meer nur eine Uebersetzung von Meer von Edom oder der Edumeer, wie es die Hebräer nannten. In der Sprache der letztern nämlich bedeutet edom, roth. Gleichwohl sind die Naturforscher, trotz dieser Ableitung, mehr geneigt zu der Annahme, daß das rothe Meer entweder seinen Namen einer Polypenart verdankt, tubipora musica genannt, welche seine Felsen bedeckt, und welche, wie man weiß, eine schöne sehr lebhafte rothe Purpurfarbe hat, oder Myriarden von kleinen Schalthierchen, die man mit bloßen Augen nicht gewahrt und die schön roth sind. Von ihnen sieht man dieses Meer bedeckt auf Strecken mehrere Meilen lang. Diese letzte Erscheinung, daß kleine unsichtbare Thierchen das Meerwasser bedeckten, hat man oft in vielen andern Theilen des Oceans, die in heißen Breitegraden liegen, bemerkt, namentlich gegen den Monat März in den Umgebungen des Vorgebirges der guten Hoffnung, wo der Ocean alsdann einen rosenfarbenen Schein annimmt. Der nämliche Umstand findet sich bei der Einmündung des La-Plata-Stromes.

Der Admiral Byron berichtet, daß auf seiner Reise zwischen Rio Janeiro und St. Helena das Meer roth, wie Blut, erschien und daß es mit kleinen Schalthieren, die den Krebsen viel gleichen, bedeckt war. Man versichert, daß an der Küste von Chili und um Sumatra das Meer auf dieselbe Weise roth zu sein scheint, daß es aber diese Farbe einem Pflänzchen verdanke, welches auf der Oberfläche schwimmt und mit bloßem Auge nicht wahrgenommen wird. Ein sehr merkwürdiger Umstand ist ferner der, daß das Meer zuweilen in großen Streifen von mehreren Meilen Breite und mehreren Graden Länge gefärbt erscheint, abwechselnd in blauem, hellgrünem oder gelblichem Glanze. Scoresby in seinem Gemälde der nördlichen Gegenden hat häufig diese verschiedenartig gefärbten Streifen zwischen dem 74. und 80. Grade der nördlichen Breite bemerkt; am gewöhnlichsten liefen sie von Norden nach Süden oder von Nordost nach Südost. Der Uebergang von einer Farbe zur andern geschah allmählig, zuweilen aber auch plötzlich. In allen Fällen hat Scoresby erkannt, daß das grünliche oder gelbliche Wasser eine Menge von kleinen weißen Thierchen enthielt, wovon 64 auf einen Kubikzoll gehen konnten. Diese Thiere bilden die vorzüglichste Nahrung der Wallfische, die sich fast immer in den gelben Wassern aufhalten, wie es die Wallfischfänger recht wohl wissen.

Die Wasser der Flüsse, die sich ins Meer ergießen, durchlaufen oft eine große Strecke, bevor sie sich mit demselben vermischen; sie geben ihm eine scheinbar sehr hervorstechende Farbe, wie man das bei dem gelben Meere bemerkt, welches den Fluß desselben Namens aufnimmt. Dieser führt wahrscheinlich eine große Menge Schlamm mit sich.

Die Lavaströmungen, welche in das Meer fallen, bewirken, daß seine Fluthen ein gelbliches Grün und zuweilen ein sehr lebhaftes aurorafarbenes Roth annehmen, wie Bory von Saint Vincent nach Hubert, der oftmals Gelegenheit hatte, diese Erscheinung auf der Vereinigungs-Insel (ile de la Réunion) zu beobachten, berichtet.

Von all den Thatsachen, die wir eben angeführt haben, widerspricht keine der Behauptung, daß das Wasser des Meeres für sich als farbenlos angesehen werden kann, und daß die so verschiedenen Ansichten, unter denen es sich darbietet, immer durch Ursachen, die seiner eigentlichen Natur fremd sind, hervorgebracht werden.

Das Helena-Thal bei Baaden in Oestreich.

(Von Baron von Mortemart.)

Ich will eine Begebenheit beschreiben, von der ich Zeuge war; sie ist sehr einfach an sich; aber seit dem Tode des Kaisers auf St. Helena, hat sie einen Anstrich von Wunderbarkeit erhalten. Es war nach der Schlacht von Wagram.

Unter den merkwürdigen Orten, die wir damals in der Umgebung von Wien besuchten, verdient Baaden, ungefähr 4 Poststunden von der Hauptstadt Oestreichs und 31/2 von dem Kaiserlichen Schlosse Schönbrunn entfernt, eine vorzügliche Erwähnung.

Diese kleine Stadt ist berühmt durch ihre Schwefelbäder und durch die vielen schönen Punkte, wo man die herrlichsten Aussichten hat. Fast jeden Sommer verweilt der Hof mit den vornehmsten Gliedern des diplomatischen Corps einige Zeit in Baaden. Rund umgeben von Bergen und Felsen, deren angebaute Höhen vom Reichthume und der Ueppigkeit des Pflanzenlebens zeugen, findet man daselbst Ebenen, durchschnitten von fruchtbaren Hügeln, Wiesen, prangend mit tausend duftenden Blumen, frische Rasenplätze und reitzende Spaziergänge. Der Hintergrund dieser schönen Landschaft endigt sich mit langen Alleen grünender Bäume, welche das Gemälde beherrschen und in dem Nebel und der dämmernden Ferne weite Wälder von schimmerndem Erze zu sein scheinen.

Die schönste der Ebenen in diesen Umgebungen ist ohne Zweifel das Helena-Thal.

Man denke sich den größten Englischen Garten, welchen die Natur erschaffen kann, einsam, ohne Aufsicht, ohne Plan angelegt; man denke sich eine angenehm erfrischende Luft, die schönsten Grasplätze, von Natur sich schlängelnde Pfade, die sich bis zur Spitze eines grünenden Hügels in sanften Windungen hinaufziehen; einen Bach, hell wie Krystall, murmelnd seine Wasser mitten durch das Thal ergießend; Brücken, wie durch Zufall hier und dort angelegt; süße Wohlgerüche von duftenden Blumen, die die Lüfte durchwallen; und unter den Tritten Tausende von Orchis mit silbernen Blüthen, glänzende Tausendschön, buntgefleckte Sinngrün, vermischt mit azurblättrigen Vergißmeinnicht.

Wahrlich, dieses Helena-Thal ist ein wonniger Ort!.... Alle die hohen Häupter haben es besucht; alle die Bewunderer einer schönen Natur wollten es sehen, alle gefühlvollen Herzen wollten seine balsamischen Düfte einathmen, seine verborgensten Pfade verfolgen, daselbst einige schüchterne Blumen, Kinder der Einsamkeit, pflücken und sich auf die Ruinen dieses alten Schlosses setzen, gebaut auf der Höhe dieser Felsen, die das flache Thal beherrschen; denn für den Menschen, der denkt und empfindet, ist hier ringsum Alles Poesie.

Wenn man diese Orte verläßt, schlägt man gewöhnlich den kleinen Weg ein, welcher nach Baaden zurückführt. Dann kommt man bei dem herrlichen Pallaste vorbei, den der Erzherzog Carl hat bauen lassen nach dem Plane des Pallastes von Nassau, um seiner Gemahlinn ein genaues Abbild desjenigen Aufenthaltes zu geben, wo sie erzogen worden war. Man hatte Napoleon von St. Helena gesprochen; man hatte ihm dieses reitzende Thal und alle seine Umgebungen gerühmt. Er war schon einmal dadurch gekommen, aber zu eilig, um sich dessen zu erinnern.

Es war im Monat Oktober 1809; der Kaiser sollte in Kurzem Oestreich verlassen, denn Alles deutete den nahen Friedensschluß an.

Eines Tages wollte er dieses Thal sehen, aber nur dieses Thal, früh Morgens beim Aufgang der Sonne, und ohne Gefolge.

Der Himmel war an diesem Tage heiter und klar; er schien sich den ersten Blicken des Besiegers von Aegypten wie ein strahlender Orientalischer Saphir darstellen zu wollen. An dem Horizonte sah man einen schwachen leuchtenden Punkt sich bilden, größer werden, verlöschen, und seine unzähligen Strahlen bald wie Feuergarben ausbreiten, bald wie lange, vergoldete Lanzen und blitzende Schwerdter!.... Napoleon lachte bei diesen Spielen des Lichts, als wären sie ein Feuerwerk, gegeben zu Ehren des Siegers.

Er bestieg den Euphrates *), dessen Gang und schöne Haltung ihm vor allen gefiel; bald war er an dem Punkte, den er besuchen wollte. Schweigend bewunderte er da die ganze schöne Aussicht, ritt den kleinen Pfad hinauf, besuchte die Ruinen, und blieb einige Momente unbeweglich stehen, um das Melancholische der Landschaft zu bewundern, die sich wie ein Gemälde vor ihm ausbreitete.

Es war eben Herbst, eine Zeit, wo die Seele sich gerne wehmüthigen Eindrücken hingibt, wo mit dem Ende der schönen Tage Alles zu Ende zu gehen scheint; wo man die Wälder in traurigfalbem Kleide erblickt, die bei jedem Athemzuge eines ihrer Blätter fallen lassen, das sich löst und verwelkt und farbenlos herunterfällt, um gleichsam das letzte Lebewohl zu sagen....

Der Kaiser sprach nichts.

Nach langem Stillschweigen, während welchem er in seine Gedanken vertieft zu sein schien, spornte er plötzlich seinen Euphrates, und dieser muthige Läufer hatte bald die Entfernung zurückgelegt, die ihn von Schönbrunn trennte.

Indem der Kaiser durch seine Gemächer ging, traf er viele Menschen da. Er redete kein Wort. Man bemerkte, daß er nachdenkend war, in sich gekehrt und übel gestimmt. Bevor er in sein Kabinet trat, fand er den Prinzen von Neufchatel: ,,Wissen Sie, sagte er zu ihm, ohne sich aufzuhalten, in Ihrem Helena-Thal herrscht eine bewunderungswürdige Stille, man könnte versucht werden, da seine Tage zu beschließen!"

Kein Mensch achtete damals auf diese Worte des Kaisers: und ich würde sie jetzt auch nicht erwähnt haben, wenn sie nicht auf ganz besondere Weise in Bezug ständen mit dem Ende seiner Tage in einem andern St. Helena-Thale!

*) Eines von Napoleons Lieblingsrossen.

Ph. Laven, Redacteur.

Anzeigen und Bekanntmachungen.

[9] **Bekanntmachung,**
die Eröffnung der niedern Jagd betreffend.

Die Eröffnung der niedern Jagd wird im hiesigen Regierungsbezirk, in den landräthlichen Kreisen Trier, Berncastel, Saarburg, Merzig, Ottweiler, Saarlouis und Saarbrücken auf den 20. August, und in den Kreisen Bittburg, Prüm, Daun und Wittlich auf den 1. Septbr. d. J. hierdurch festgesetzt.

Trier, den 8. August 1834.

Königliche Regierung,
v. Gärtner.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 23. August. №. 16.

TREVIRIS.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz №. 112. und bei C. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Die Reste der Römischen Thermen (Bäder).

Von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

Alle Gebäude für öffentliche Vergnügungen lagen bei uns nicht ferne von einander. Mit großer Leichtigkeit konnten daher die schaulustigen Trierer die Belustigungen in den Thermen, und die Spektakel des Amphitheaters, der Naumachie und des Circus besuchen. Zur Zeit des Salvianus hörten indessen die öffentlichen Spiele zu Trier auf, nach der vierten Zerstörung der Stadt; obgleich die unglücklichen Bewohner dergleichen von ihren Fürsten noch immer eifrig begehrten. Der nämliche Schriftsteller erzählt: auch zu Mainz hätten sie aufgehört wegen völliger Zerstörung der Stadt, und zu Cöln, weil die Stadt angefüllt mit Feinden sei.

Die erste Anlage von Thermen wird wohl schon bald nach der Eroberung des Landes geschehen sein. Die alten Schriftsteller sagen uns, die Bäder — ein der Haupttheile der Thermen — seien von den frühesten Zeiten her im Römischen Staat, der Gesundheit und des Vergnügens wegen, eingeführt worden. Auch selbst in den Dörfern gab es öffentliche und besondere Bäder.

In dem Römischen Trier waren ausser den Thermen, deren Reste wir noch bewundern, noch andere Bäder, von welchen aber keine Spur mehr zu sehen ist. Nach Ausonius in seiner Mosella *), und Wiltheim **) fanden sich dergleichen in der Nähe der Moselbrücke, und nach Reiffenberg ***) in dem Umfange des ehemaligen Capuciner-Klosters, jetzigen Viehmarktes.

Durch den Allemannischen Einfall (von welchem bei dem Marsthore gesprochen wurde) hatten mehre der älteren Bauwerke gelitten, und die Mauerbefestigung der Stadt war zerstört worden; aber von Constantin dem Großen wurde, ausser der Aufführung ganz neuer Gebäude, vorzüglich die Herstellung und Ergänzung halb zerstörter Bauten angeordnet †).

Eine solche Ergänzung des früher Zerrütteten — und auch Vergrößerung — scheint auch bei den Thermen in den Zeiten Constantin's geschehen zu sein, und selbst nach Constantin ist Manches zugekommen.

Das Materiale an diesem Gebäude besteht aus Kalk-Bruchsteinen und großen Ziegeln abwechselnd, ausser an den großen schönen Bögen, die nur Ziegeln haben. In den unteren Theilen des Gemäuers sind in der Regel drei Lagen Bruchsteine mit eben so vielen Ziegeln; gegen die Mitte sehen wir gewöhnlich zwei Lagen Bruchsteine und drei Lagen Ziegel, auch manchmal nur zwei; in der Höhe aber öfter nur eine Lage Ziegeln — alle mit dicken Mörtelfugen verbunden. Dies war, wo man nicht, irgend eines besondern Zweckes wegen, mit großen Quadern bauete, in dieser und der folgenden Zeit die gewöhnliche Bauart. Die ältesten Mauern von London, deren Erbauung man dem Kaiser Constantin dem Großen zuschreibt, waren von der nemlichen Construction *). Auch die Thermen Julian's zu Paris waren auf diese Weise, Bruchsteine mit Ziegeln abwechselnd, erbaut.

Die Thermen der Römer entstanden aus den Gymnasien der Griechen, worin sowohl für die Bildung des Geistes als für Körperübungen gesorgt war. Hier hatten Redner, Philosophen, Dichter und andere Gebildete eigene Versammlungssäle, Bibliotheken, Hallen, schattige Spaziergänge. Hier waren Theater für scenische Spiele, und Plätze, wo man Uebungen anstellte — im Ringen, im Ballspiele, im Werfen des Discus, und Teiche zum Schwimmen. Die darin vorhandenen Bäder von mancherlei Art blieben aber den Römern das Vornehmste in der Anlage dieser Gebäude; so wie es in den Griechischen Gymnasien die Körper-

---

*) V. 337.

**) In seiner Handschrift.

***) Notae et addit. ad Brow. Annal. Trev. (Handschrift). Diese Entdeckung geschah im J. 1701.

†) Aus einer der Constitutionen dieses Imperators (Cod. Theod. L. XV. tit. 1.) lernen wir auf das Bestimmteste, daß er mit Eifer sorgte, öffentliche Gebäude, die gelitten hatten, solid herzustellen, weniger ganz neue aufführen zu lassen; doch waren in letzterer Hinsicht einige Bauwerke, besonders aber militairische (opera militaria), ausgenommen. Wir dürfen daher die früher angeführte Stelle des Redners Eumenius nicht gerade so verstehen, als wenn Constantin alle dort gepriesenen Gebäude ganz neu habe aufführen lassen. Ganz neu wurden aber gewiß die Stadtmauern erbauet — und also auch wohl die Porta Martis — als Werke zur Vertheidigung.

*) Angleterre ancienne, traduit de l'Anglais de Jos. Strutt. Paris, 1789. p. 36.

übungen waren. Es bestanden daher die Thermen aus großen Reihen verschiedener Gebäude.

Es war da Alles, was das Leben freut und angenehm macht, beisammen. Wir können uns wenig von diesem Leben vorstellen, weil uns diese Gattung Genuß ganz entrückt ist.

Die Römischen Thermen (nicht bloß als Bäder genommen) waren von sehr großem Umfange. Der Historiker Ammianus sagt: »Ihr Umfang ist bewundernswerth *).« Daher können wir annehmen, daß auch der ganze Umfang der Römischen Thermen zu Trier, von welchen nur ein Theil der eigentlichen Bäder zu Tage gefördert ist, unstreitig sehr bedeutend gewesen sein müsse. Noch manche Spuren liegen in der Erde vergraben. Von der dazu gehörigen Wasserleitung werde ich bei dem Amphitheater reden.

Diese Badeanstalten lagen immer an der südlichen Seite der Thermen, und hatten gewöhnlich die Form von vier Halbcirkeln. Zwei derselben haben sich noch deutlich genug an unserm Gebäude erhalten. Die nördlich liegenden Theile der Theile Thermen waren zum Aufenthalte der Gelehrten und Künstler aller Art bestimmt. Hier herrschte, ausser dem Spektakel des Theaters, gewöhnlich Stille; hier befanden sich schattige Plätze, Gallerien oder Portikus, die auf alle Jahreszeiten berechnet waren. Sogar gab es unterirdische, um bei schwülen Sommertagen Kühlung zu genießen.

Es wäre sehr überflüssig, an diesem Orte ein Weiteres über die verschiedenen Arten der Bäder anführen zu wollen; da hierüber schon so Vieles bei Alten und Neuen zu lesen ist **).

Nicht immer wurden diese Reste für das angesehen, was sie doch sind. Unsere älteren Alterthumsforscher hielten dafür, daß hier entweder ein Tempel (Pantheon) oder die Wohnung irgend eines vornehmen Militair-Beamten, oder auch eines der Stadtthore in der Zeit der Römer gewesen sei — freilich ohne alle Gründe.

*) Admiranda est earum amplitudo. (Hist. XVI. 6.)

**) Ausser den Alten (Vitruvius, Plinius u. Seneca) kann man vergleichen: Bellor. ad vestig. vet. Rom. tab. VII. — Yaneirol de thermis et balneis. — Pitisci Lexic. antiq. Rom. n. v. Balneum. — Wichelhausen üb. d. Bäder des Alterthums, insonderheit der alten Römer. — Einiges über die Badeanstalten der Römer ꝛc. von K. Minola, (Vaterländische Chronik der Rhein-Provinzen, herausgegeben von Brower. 10tes Heft, folg.) — u. A. Leroy (Clef du Cabinet des Souverains. An. 8. No. 1245.) — —

Topographisch-historische Kunde über das Schloß Monaise.

Von M. F. J. Müller.

Das Schloß Monaise, an dem linken Ufer der Mosel, ungefähr 6000 Schritte südwärts von der Moselbrücke entfernt, steht vielleicht auf dem schönsten Punkte unserer Thalumgebungen. Früher sahen wir an dieser Stelle eine alte, minder ansehnliche Burg und einen Hof, der Abtei Echternach gehörig (nicht aber der Abtei Himmerod, wie die Trierische Kronik vom Monat Dezember 1825, Seite 289, sagte). Sieben und fünfzig Jahre mögen es nun wohl sein, da kaufte der Trierische Domprobst Herr Philipp Franz Wilderich Nepomuk Graf von Walderdorf zu Molsberg und Isenburg, von der genannten Abtei Echternach, die beschriebene Burg, bis dahin immer mit dem Namen Niederkerich bezeichnet, nebst allen dazu gehörigen Gütern und Gerechtsamen, für den Preis von 10,000 Reichsthaler, und baute demnach an diese Stelle jenes Schloß, dessen wir noch dermalen ansichtig sind, nebst andern Umgebungen, Gärten und Gebüschen, und nannte diese neue Anlage Monaise. Der Herr Domprobst kam in der Folge als erwählter Fürst-Bischof nach Speier; seine Entfernung von Trier, wie auch die Zeitumstände, stimmten ihn, dieses Gut zu verkaufen; und nun kamen Schloß und Güter in die Hände der Frau Eleonora Wittwe von Blockhausen, welche hieselbst ihre letzten Tage verlebte (siehe die Trierische Kronik vom Monat Juli 1822, Seite 84 u. ff.). Nach dem Tode dieser edeln Dame kam Monaise durch Kauf an den Banquier Valentin Leonardy in Trier. — Wie tief diese ganze Anlage am 28. Hornung 1784 in den Fluthen der Mosel gestanden habe, dieses kann man nach einem Merkmal bemessen, welches an der Ecke der dortigen Stallungen gezeichnet ist.

Niederkerich in der früheren Zeit.

Im Jahr 1587 haben Bernard von Metzenhausen und dessen Gemahlinn Regina von Hagen, den Hof Niederkerich, auf eine Zeit von 27 Jahren, und gegen einen jährlichen Pacht von 22 Malter Korn in Bestand gegeben.

Im Jahr 1592 machte der genannte Bernard von Metzenhausen mit dem Domprobst zu Trier, Arnold Grafen von Manderscheid, einen, jedoch unbedeutenden Gütertausch einiger zu dem Hof Niederkerich gehöriger Grundstücke.

Im Jahre 1634 verkaufte die Gemeinde Zewen dem Herrn Johann Wilhelm von Metzenhausen das Recht zu der zwischen Oberkerich und Niederkerich an dem Ufer der Mosel gelegenen Wiese.

Im Jahr 1636 gestattete die Gemeinde Euren dem genannten Wilhelm von Metzenhausen in ihren Gemeindewaldungen das Recht der Holzung und Mastung, als eine Erkenntlichkeit für die vielen Wohlthaten, welche derselbe dieser Gemeinde bewiesen hatte.

Im Jahr 1641 verkaufte Johann Arnold Graf von Manderscheidt-Blankenheim und Gerolstein, dem Abt Peter Fisch zu Echternach, den Hof zu Niederkerich, mit allen dazu gehörigen Gütern und Gerechtsamen für 1200 Speziesthaler. Im nemlichen Jahr verkaufte Peter Ernest von Metzenhausen der genannten Abtei seine Gerechtsame zu Niederkerich, auf Wiederkauf. Im folgenden Jahr 1642 aber wurde dieser Kauf für immer und ewig geschlossen.

Manderscheid und Metzenhausen scheinen übrigens zu Niederkerich einige Grundgüter theilweise besessen zu haben; Metzenhausen war indessen hier die eigentliche Herrschaft. Es ist mir endlich wie ein Traum, ob nicht zu Niederkerich nebst der alten Burg bis zum Jahr 1779 auch noch ein abgesondertes Hofhaus bestanden habe? Indessen ist es mir wahrscheinlicher, daß diese Nebenbauten nur Scheune und Stallungen gewesen sind. Nach diesem nun für die Abtei Echternach gesicherten Kauf machte dieselbe noch nach und nach verschiedene Acquisitionen von Grundgütern auf dem Flur von Niederkerich, so wie auf jenem von Euren; so kaufte z. B. dieselbe im Jahr 1643 eine der Abtei Wadgassen zugehörige Flur von 40 Morgen. Dieser Kaufakt thut Meldung von einer Genehmigung des Pabstes und des Stadthalters zu Trier.

Aus einem im Jahr 1584 in Gegenwart von 14 Scheffen der Gemeinden Zewen und Euren zu Niederkerich stattgehabten Weisthum habe ich Folgendes ent-

nommen, viele damalige geäußerte minder interessante Erklärungen übergehend:

1) Daß der Amtmann von Pfalzel die Scheffen zu setzen habe, und sollen alle dieselben dem Hofe Niederkerich geschworen sein.

2) Solle alle drei Jahr am ersten Dienstag nach Pauli-Bekehrung daselbst ein Jahrgeding gehalten werden.

3) Erklären die Scheffen die Grenzen des Bannes und der Jurisdiction des Hofes Niederkerich.

4) Erklären die Scheffen die Herrn von Metzenhausen als Grundherrn des Hofes zu Niederkerich, mit aller Nutzbarkeit, Gericht und Gerechtigkeit, Weidgang, Laaghalm samt aller anderer des Hofs Herrlichkeit, soweit der Bezirk und das Gebiet dieses Hofes gehet, bis in die halbe Mosel, ausserhalb was über Hals und Bauch zu richten ist, und das Hochgericht angeht.

5) Item was im Niederkericher Gerichts- und Hofbezirk gelegen ist, solle sich auch da vertheidigen, ausgenommen blutige Wunden, Hilfsgeschrei, so das Gericht angeht.

6) Der Hofmann zu Niederkerich sey Maier dieses Gerichts; wer dessen Befehl nicht nachkommt, den haben sie zu der Buse hingewiesen, wie im Hof Euren und Zewen im Gebrauche war.

7) Item weisen die Scheffen dem Hofmann zu Niederkerich den Vorschnitt in der Erndtezeit. Der Hofmann soll an beide Gemeinen gesinnen, vor welchem Niemand schneiden soll.

8) Von den kleinen Bußen sollen dem Herrn zwei Theile, und den Gerichten ein Theil gedeihen; eine solche Buß solle seyn sechszig Schilling, jeden Schilling ad zwei alter Trierischer oder Rader-Heller.

9) Item erkennen die Scheffen Niederkerich für einen Hof, der einen sondern Bezirk und Weidgang hat, sambt seinem Recht und Gerechtigkeit und Herrlichkeit, so den Herrn von Metzenhausen alleinig zustehet ꝛc.

Die Tafelrunde.

Der Ursprung des Ritterthums liegt hinter einem so dichten Schleier, daß es bis jetzt den Geschichtsforschern, die sich damit beschäftigt haben, noch nicht gelungen ist, denselben zu heben. Jeder stellt uns seine Meinung als gewiß vor, und dennoch befinden sich unter diesen Meinungen fortwährend solche, die mit einander streiten und sich gebieterisch verdrängen. Einige kühnere Schriftsteller haben sogar behauptet, das Ritterthum sei anfänglich nur eine aus dem Gehirne der Romanschreiber und Dichter entsprungene Fiction gewesen. Wollte man ihrem Systeme folgen, so hätten später nach diesen Gebräuchen, Sitten und Gewohnheiten die Fürsten und Krieger, verblendet durch diese glänzenden Erdichtungen, ihre Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche gestaltet. Aber die geistreichen Vertheidiger dieser Meinung hätten bedenken müssen, daß die großen Vergelter der Bedrückungen sich erst erheben, erst ein heiliges Bündniß schließen konnten, als zahllose Gewaltthaten zu bestrafen waren.

Es muß also im Mittelalter gewesen seyn, in jener Zeit, in welcher ganz Europa dem Mißbrauche und der rohen Gewalt unterworfen war, daß sich, beim Hilferuf der unterdrückten Unglücklichen, einige Männer mit edler und starker Seele als Beschützer der Schwachen aufwarfen und das Schwert ergriffen, um sie zu schützen. Hatten sie aber einmal diese Bahn der Selbstaufopferung betreten, so durften sie sich nicht darauf beschränken, einige Ungerechtigkeiten, die man nur selten vor ihren Augen zu begehen gewagt haben würde, zu bestrafen. Der Unterdrücker mußte allenthalben ein rächendes Schwert, der Unterdrückte allenthalben einen Beschützer finden. Dieses ist, nach unserer Ansicht, der wahrscheinlichste Ursprung des Ritterthums, und der irrenden Ritterschaft.

Man hat den Mauren, den Arabern, den Bewohnern Skandinavien's sogar die Ehre der Errichtung des Ritterthums zugeschrieben; jede dieser Ansichten hat ganze Haufen von Schriften veranlaßt. Es scheint uns jedoch, als hätte eine sehr einfache Bemerkung die Verfasser derselben bei ihren zahllosen und mühsamen Untersuchungen leiten müssen. Müßte das Ritterthum nicht bei denjenigen Völkern, die uns zuerst mit der Geschichte desselben bekannt gemacht haben, entstanden sein? Die Schriftsteller, selten im Stande, uns ein sicheres Urtheil über die Meinung der Masse aus der Zeit, in der sie schrieben, beizubringen, weil sie zu häufig ihre besondere Meinung an die Stelle der allgemeinen setzten, können uns wenigstens durch die Wahl ihres Stoffes zeigen, nach welchem Ziele die Blicke ihrer Zeitgenossen hingerichtet waren. Dieser Bemerkung zu Folge scheint im Westen von Europa die Errichtung des Ritterthums ihren Ursprung gehabt zu haben: denn die ältesten Romane des Ritterthums, die von Karl dem Großen, waren in romanischer Sprache geschrieben worden. Unter den verschiedenen Ritterorden ist der der Tafel-Runde der berühmteste, wegen der Heldenthaten der dazu gehörenden Ritter.

Einem kleinen Fürsten Englands, mit Namen Arthus oder Arthur, der um das VI. Jahrhundert lebte, und der, wie die Romanschreiber seiner Nation angeben, einen Theil Frankreichs erobert hatte, verdankt man die Errichtung dieser runden Tafel: ein Sitz an dieser Tafel war für die erlauchtesten Krieger jener Zeit eine der ehrenvollsten Auszeichnungen.

König Arthus hielt zu Cramalot seinen Hof; hier vereinigte dieser Fürst, dessen fast fabelhaftes Dasein oft sogar bestritten worden ist, an der berühmten Tafel die auserwähltesten Helden von Europa.

Das, was in alten Chroniken, in Sagen von Feen und Zaubern über den Ursprung der Tafelrunde gefunden wird, ist ungefähr Folgendes.

Joseph von Arimathia, ein jüdischer Edelmann, wie ihn die alten Chronikschreiber nennen, war angefüllt mit Liebe für Jesus Christus, und kaufte von Simon den heiligen Kelch, der, am Tage des Abendmahls, die Lippen des Gottmenschen und seiner Jünger berühret hatte. Ein solcher Beweis von Verehrung Jesu Christi mußte auf Joseph nothwendig den Haß derjenigen hinleiten, die Jesum gekreuzigt hatten; auch wurde er deshalb in einen feuchten Kerker geworfen und verurtheilt, darin Hungers zu sterben. Er war alda während beinahe fünfzig Jahren, bis zur Eroberung Jerusalem's durch Titus, vergessen geblieben. Jetzt wirft sich der Sohn Josephs dem Kaiser zu Füßen und bittet ihn, den Befehl zu ertheilen, daß man Forschungen anstelle, um das Schicksal seines unglücklichen Vaters zu erfahren. Ein Priester entdeckt den Ort, wo er lebendig begraben worden war. Man eilt dahin, um ihm wenigstens die Ehre des Begräbnißes zu Theil werden zu lassen. Man öffnet den Kerker: Joseph, der gar nicht gealtert war, fragt, warum man ihn drei Tage lang vergessen habe, und er kann seinen Sohn, den er jung und in der Blüthe seiner Jahre

verlassen hatte, in dem siebenzigjährigen Greise, der ihn in seine Arme drückt, nicht wiedererkennen. Der köstliche Schatz, den er bewahret hatte, der heilige Kelch, hatte ihn vor dem Tode beschützt, hatte ihm den Lauf der Jahre gehemmt. Titus, so fugen die Legenden naiv hinzu, belehrt durch dieses Wunder, ließ sich von Joseph taufen, und ließ, um ihn zu rächen, die Stadt seiner Verfolger gänzlich zerstören. Joseph, der seine Freiheit wieder erlangt hatte, wollte das jährliche Andenken des Abendmahls feiern. Er versammelte daher jedes Jahr neun und vierzig Gäste um eine runde Tafel, woran funfzig Plätze bezeichnet waren. Der eine davon, der leer gelassen war, erinnerte an die Stelle, wo Christus gesessen hatte. Hier versammelten sich die gläubigen Christen, und der heilige Kelch, der den Namen St. Greal erhalten hatte, gieng von Hand zu Hand, zur Ehre des Erlösers der Menschen. Aber die Zeit war vorangeschritten, Jahrhunderte hatten sich aufgehäuft, Joseph war zurückgekehrt zu seinem göttlichen Lehrer, die Tafel, der Kelch waren verschwunden.

Eines Tages kündigte der weise Zauberer Merlin, der Freund und Beschützer des Königs Arthus, demselben an, die berühmte Tafel, und der St. Greal seyen noch irgendwo vorhanden, und ihm, dem Könige, sey die Ehre und das Glück aufbewahrt, die mit dem Besitze derselben verbunden seien. Schon ist die Tafel durch seine Zaubermacht nach Eramalot gebracht, aber der Kelch muß aufgesucht werden. Eine höhere Gewalt verbietet ihm die Entdeckung des Ortes, wo er verborgen ist. Nun versammelt Arthus die beruhmtesten Ritter der Christenheit um die Tafel, und alle setzen sich als Ziel ihrer abentheuerlichen Unternehmungen die Eroberung des heiligen Greal.

Diese Ritter zerstreuten sich über den ganzen Erdball, allenthalben den Gegenstand ihrer Verehrung suchend, nebenher befreiten sie auf ihren Zügen Jungfrauen, warfen Ritter aus dem Sattel, spalteten Riesen von einander, bestraften die Unterdrücker und Räuber.

Ihr Wahlspruch war: Mein Gott, mein König und meine Dame, und immer blieben sie diesem treu; sie erfüllten die Erde mit den Sagen von ihren Thaten und von ihrer Liebe. Auf diese Weise haben sich die Namen des schönen Lanzelot und des tapfern Tristan, der schönen Yseult und der zärtlichen Genovefa bis zu uns erhalten.

Die Tafel wird noch jezt in England aufbewahrt. Den Englischen Schriftstellern zu Folge wurde das Schloß Winchester von König Arthus im Jahr 528 erbaut, und die runde Tafel gleichzeitig allda aufgestellt. Dieß ergiebt sich aus den alten Balladen und Chroniken des Landes. König Stephan hat später das Schloß erneuert und die Tafel wieder hergestellt, wodurch beide Gegenstände zwar minder alt, und deshalb weniger werth sind, ohne jedoch aufzuhören, der Neugierde der Reisenden werth zu sein. Auf der Tafel stehen noch die Namen der Ritter. Der König Arthus sitzt oben an. Dann kommen sein Schwager Loth der Kühne und Loth's fünf Söhne, die Neffen Arthurs, nämlich: Gauvain, Gaurik, Galleret, Agravain, Mordrek; dann Lak, Sakremor, Palamedes aus Afrika, Ywain von Galles, Morhoult, Meliadus der Alte, Kardok, Brelins ohn' Erbarmen, Bertilak, Blomberis, Ban von Beneist, Boort, Klodian, und die übrigen Ritter, namentlich Perzeval, Tristan und Lanzelot, welche berühmt sind durch ihre Heldenthaten und ihre Liebesabentheuer, deren Andenken in Sagen und Romanen der Zeit aufbewahrt und gefeiert wurden.

Was den heiligen Greal betrifft, so ist unbekannt, was aus ihm geworden ist. Man zeigt zwar in Genua einen prachtvollen, aus einem einzigen Smaragd gebildeten Kelch, der unter dem Namen Sacro Catino bekannt ist, und von dem behauptet wird, daß es derjenige sey, aus welchem Jesus Christus mit seinen Schülern getrunken hat. Aber es wird auch angegeben, daß dieser Becher unter den Geschenken, welche die Königinn von Saba dem Salomon gemacht hat, befindlich gewesen sey. Wir überlassen es dem Belieben unserer Leser dieser oder jener Ansicht zu folgen.

Den 15. dieses zeigte sich ein sonderbares Phänomen in der Gegend von Molair. Bauersleute verrichteten ruhig das Geschäft ihrer Ernte. Auf einmal schrieen sie voll Entsetzen. Ein Schober Heu war eben in die Lüfte gerissen worden und fuhr sieben bis acht hundert Meter über ihren Häuptern hinweg. Das Heu drehte sich pfeilschnell in der Luft herum; anfangs fest aneinander, nachher sich voneinander lösend senkte es sich langsam herunter und krönte die Spitze der Bäume und fiel auf eine Strecke von 200 Meter auf die benachbarte Wiese. Ungefähr 1000 Pfund Heu waren emporgerissen worden. Nachdem der Wirbelwind eine viertel Stunde gewüthet hatte, nahm er seine Richtung nach einem Baumschlage, drehte sich da mit heftigem Gesause in dem Blätterwerke und verschwand.

Der Lieutenant J. Marnier.

In der Schlacht von Uclez in Spanien den 13. Jan. 1809 stürzte sich Marnier, damals Lieutenant einer der Compagnien vom 24. Linien-Regimente auf den Feind, der die Flucht ergriff. Marnier machte den Colonel der Wallonischen Garden gefangen, bemächtigte sich seines Pferdes, schwang sich auf dasselbe, durchsprengte die ganze feindliche Colonne und gelangte allein bis zur Spitze der Colonne hin, wo er den General, der die Spanier befehligte, aufforderte, sich zu ergeben. Dieser, ganz verwundert über die Kühnheit des jungen Offiziers, reichte ihm seinen Degen, und begleitet von seinem Adjutanten, folgte er dem Lieutenant Marnier, der beide vor den Marschall, den Herzog von Bellino, führte, der damals dies Corps der Französischen Armee befehligte.

Auf die Nachricht von diesem Zuge von Unerschrockenheit wurde Julius Marnier zum Capitain ernannt.

Durch mehrere ohne Namensunterschriften der Verfasser erhaltene Schreiben, sehe ich mich veranlaßt, hiermit anzuzeigen, daß ich keine anonyme Aufsätze, weß Inhalts sie auch sein mögen, aufnehmen werde. Ich verweise deswegen auf die in No. 10 unseres Blattes gemachte Anzeige.

Die Redaction.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 27. August. №. 17.

TREVIRIS.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz №. 112. und bei C. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Die Reste der Römischen Thermen (Bäder).

Von J. H. Wyttenbach.

(Schluß.)

Der schon früher angeführte Marquard Freher war der Erste, der hier Thermen vermuthete — und dieselbe Ansicht hatte auch im 17ten Jahrhundert Wilhelm Wiltheim *). Der Architekt Peyre hat gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts die Vermuthung jener Männer mit vollwichtigen Gründen bestätigt **), und in unseren neuesten Tagen wurde durch die Arbeiten, welche die Königl. Preuß. Regierung veranstalten ließ, die ursprüngliche Bestimmung dieses Gebäudes ausser allen Zweifel gesetzt ***).

Verschiedene Schicksale hatte dieses Gemäuer im Mittelalter erlitten. Schon frühe wurde hier eine Kirche und ein Stadtthor erbaut. Zwei Münzen des Erzbischof's Ludolph, die einzig ächten, welche von diesem bekannt sind (von 994 bis 1008), haben im Revers deutlich die Umschrift Alba Porta und das Bild einer Kirche und eines Thores mit zwei Thürmchen zu den Seiten †). Wenigstens damals stand schon die Kirche zur h. Dreifaltigkeit genannt, und auch das neue Stadtthor, mit der Benennung weißen Thores im Gegensatze des schwarzen. Nachher wurde in der Volkssprache jene Benennung in Altthor umgewandelt, wahrscheinlich im Gegensatze des Neuthors, das erst unter Johann I. gegen das Ende des 12ten oder im Anfange des 13ten Jahrhunderts entstand *), nachdem auf dieser Seite die Stadt sich immer mehr zurückgezogen hatte, und gewiß mehr als die Hälfte kleiner an Umfange geworden war, als die Römische Treviris.

Im 16ten Jahrhundert wurde die Kirche, während der Streitigkeiten der Trevirer mit dem Erzbischofe, von der Bürgerschaft niedergerissen **), und auf den Ruinen Vertheidigungspunkte angebracht. Im J. 1646 wurden von französischen Ingenieuren, nach dem Willen des Churfürsten Philipp Christoph, um die Stadt in Gehorsam zu halten, in diesem Gemäuer und auf zwei andern Punkten förmliche Befestigungen aufgeführt. Durch diese kriegerischen Anstalten mußte manches Alte zertrümmert werden. Diese Zerstörungen mehrten sich in den unaufhörlichen Kriegen unter Ludwig XIV., in welcher Zeit das Monument vom Amphitheater aus durch feindliche Kugeln öfter zu leiden hatte.

Selbst in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts wurde die bis dahin noch bestandene Höhe dieser Ruinen, so wie auch jener des Amphitheaters vermindert, da man von Seiten des Stadtbauamtes angefangen hatte, von den Ueberresten Material zum benachbarten Wegbau zu verwenden! Doch that der edle Weihbischof von Hontheim damals noch zur rechten Zeit Einhalt diesem Vandalismus. Dieser ausgezeichnete Gelehrte unsers Landes konnte daher wohl mit gerechtem Unwillen sagen: »Große Unbill erlitten diese Trümmer vom Zahn »der Zeit; größere von der Kriege Wuth; die größte »von der Sorglosigkeit und Rohheit unge»gildeter Menschen, selbst in diesen unseren »kultivirteren Zeiten ***)!«

*) In seiner Handschrift: Hist. Luxemb. antiq. disquis. —

**) Er sagt: „Une des portes de la ville est pratiquée dans „les ruines d'un édifice antique qui paroît avoir été un „palais de thermes: ces vestiges présentent encore „une grande partie du plan, et indiquent le caractère „que portoit ce monument. — La disposition du plan de „ce monument, le genre de construction, des aqueducs, „multipliés dans la hauteur du soubassement, les con„duites de grès qui traversent les voûtes de plusieures „pièces, en sont des preuves non équivoques.“ — Im aug. W. S. 550. — Peyre hat zugleich einen Plan des Gebäudes aufgenommen.

***) Wenn von Gelehrten jetzt die Behauptung, nach der Construktion des Gemäuers, aufgestellt wird, daß in diesen inneren Resten ein Theater gewesen sei; so möchte dies wohl möglich sein; denn diese Ansicht widerspricht durchaus nicht dem allgemeinen Begriffe der Thermen, wie ich schon gesagt habe. Aber daß auch hier Bäder waren, ist gewiß.

†) Neller de Burdecan. Trev. p. 48, u. die Trierischen Münzen von Bohl, S. 11.

*) Die Sculptur auf dem Neuthore gehört in diese Zeit. Wir sehen in der Mitte Christus in der Stellung eines Segnenden, zur Rechten den h. Petrus, zur Linken den h. Eucharius. Unten stand in großen vergoldeten bronzenen Buchstaben: Sancta Treviris. Oben um die Figuren: Trevericam plebem Dominus benedicat et urbem. Diese Buchstaben sind in neuer Zeit entwendet worden: nur Einen habe ich retten können. Diese Bildung auf dem Neuthore zeigt auch das älteste Stadtsiegel des Mittelalters.

**) Der Weihungs-Name der Kirche ging hierauf auf die den Jesuiten übergegebene Kirche über.

***) — Magnam stragem ejusmodi lapidibus temporum eda-

Das Altthor besteht nicht mehr. In den Jahren 1816 und 1817 wurde die Erde, worin die Ruinen in ihren unteren Theilen begraben lagen, auf Kosten des Staates hinweggeräumt, und am 29. October 1817 ward das durch die Aufgrabung unzugänglich gewordene Altthor geschlossen. Da konnte man deutlich bemerken, daß in dieser Gegend der Stadt die Oberfläche der Erde um 10 bis 12 Schuh höher liegt, als zur Zeit der Römer.

Manches in diesem Beringe bis dahin in Schutt Vergrabene wurde zur Anschauung gebracht. Es zeigten sich Ueberreste von kalten und warmen Badeeinrichtungen mit gut erhaltener Bekleidung, aus Kalk, feingeriebenem Ziegelmehl und kleinen Ziegelstücken bestehend. Das kleinste der warmen Bäder hatte 12 F. Länge und 7 F. Breite. Das entdeckte größte hatte 24 F. Länge und 17½ F. Breite. In einem der Bäder waren noch die steinernen Sitze an den Mauern erhalten. Es zeigte sich eine fast noch brauchbare Feuerungsanstalt, und mehre andere Vorrichtungen der Art, wenn schon nicht so erhalten, doch noch vollkommen erkennbar. Münzen, verschiedenartige Marmor-Fragmente, Reste von Granitsäulen, bronzerne Figuren, schöne Basreliefs in Sandstein, Trümmer von Bildsäulen, Wandbekleidungen von Granit, u. dergl. wurden gefunden. — Aber leider ging Manches für die Oeffentlichkeit wieder verloren; denn Einiges ist bald nachher theils durch die Unbilden des Wetters zerfallen, theils durch rohe, auch wohl gewinnsüchtige Menschen geraubt worden. Dem letztern Unfug ist nun eine Schranke gesetzt, da ein beständiger Wächter zum Schutz in der Nähe eine Wohnung hat.

Ueberhaupt hatte Trier von jeher das Schicksal, daß manche köstliche Ueberreste für die vaterländische Geschichte nach anderen Orten auswandern mußten. Ich will hier nur anführen, daß Carl der Große viele Marmor-Werke und Arbeiten von Mosaik von Trier nach seinem geliebten Aachen geschafft habe *). Dazu haben wohl auch die Thermen das Ihrige geliefert. — —

Es stehen noch, trotz aller Zertrümmerung in verschiedenen Zeiten, große Ueberreste des starken Gemäuers — aber eben deshalb, weil es so mächtig war. Die an den schön gewölbten Bögen in der neusten Zeit angebrachte Restauration muß von bedeutender Wirkung für die längere Dauer des Monuments sein.

Diese Ruinen zeigen nichts Finsteres. Die Natur hat sie heiter, mehr wie die Anderen, mit Blumen, Moos und Gräsern geziert, und so wieder ein buntes Leben auf dem todten Steine geweckt.

Besteigt man die noch zugängliche Wendeltreppe eines der Thürme, so entfaltet sich ein schöner Anblick auf der Höhe. Vor uns liegen

— Thal und Berge,
Und Wald und Feld und Fluth,
Tempel und Thürme.

---

citas intulit; majorem bellorum furor; maximam incuria et barbaries indoctorum hominum, etiam in ipso hoc nostro cultiori aevo. — —

*) Qui Carolus multum marmor et museum plurimum de Treberis ad palatium Aquis vexit Gesta Trev. Cap. 40.

Der damalige Erzbischof von Trier, Richbod, ein literärischer Freund des großen Kaisers, mag wohl durch seine Gefälligkeit, wie auch Pabst Hadrian von Rom aus gethan hatte, zu diesem ewigen Exilium unserer Schätze beigetragen haben. — Waren vielleicht unter diesen Geschenken von Trier jene herrlichen Granitsäulen, die in unseren Tagen von Aachen nach Paris auswanderten, um das dortige Museum zu zieren? —

Autographische Schreiben merkwürdiger Männer und Frauen.

Mitgetheilt aus den Sammlungen, die in der Trierischen Bibliothek niedergelegt sind.

2) Brief des Dichters G. A. Bürger an den Buchhändler Dieterich in Göttingen.

Apenrode, den 14. Februar 1782.

Hier, mein holdseliger Herr Bruder, erfolgt nicht nur der Almanac des Muses, sondern auch das Schlittenzeug. Einige Mottenlöchlein ausgenommen, ist es wirklich noch in ganz ansehnlichem Stande. Ein Kopfbusch fehlt und ist nirgends zu finden, wie wohl ich mich zu erinnern glaubte, daß er da gewesen sei. Es scheint so eingerichtet zu sein, daß auf ein Pferd ein Sattel gelegt werden muß. Dann werden nemlich vor einen Rennschlitten die Pferde hintereinander gespannt und auf einem sitzt der Vorreiter. Es ist die Frage also, ob du es brauchen kannst, wenn nemlich deine Pferde neben einander vor einen Schlitten gespannt werden und nicht von dem Pfade abgefahren werden sollte. Es steht dir frei, ob du es behalten willst oder nicht. Mir kostet es, wo ich mich recht erinnere, 2 Louisd'or. Profit will ich nicht an dir machen, wiewol das Werk nicht unter 5 Louisd'or angeschafft und die Mottenlöchlein ausgenommen (die man doch im Gebrauch wohl nicht gewahr wird), noch ganz wohl behalten ist. Honoris causa brauchst du dich nicht zu zwingen, es zu behalten, wenn dir es sonst nicht ansteht. Wir sind ja, meine ich, eben von keinen sonderlichen Compliments unter einander.

Uebrigens befinde ich mich sehr schissern. Die verdammten Verkältungen!

Die Meinigen grüßen dich und die Deinigen herzlich.
Lebewohl.

Dein Getreuer, G. A. Bürger.

Der rollende Stein.

Spanische Novelle.

Ich hatte die Denkmäler von Taragona, die Ueberreste des Cirkus, welchen Augustus gebaut hatte, die Wasserleitung, die noch sehr gut erhaltenen Ruinen eines kleinen Amphitheaters, welches nur mehr zu Kämpfen von Hähnen oder von Wachteln dient, besucht. Vor mir ging der Mönch, den ich als Führer bei mir hatte, als ich nach meinem Gasthause zurückkehrte. Ich rollte zwischen meinen Fingern die Cigarre, deren wohlthuender Duft mir den Rest des Weges versüßen sollte.

Ihr glaubt, Herr, sagte mein Begleiter zu mir, daß Ihr das Rauchen versteht, und der Dampf des Tabaks kommt Euch kaum zwischen die Zähne; kaum berührt er Euere Lippen; sie können ihn nicht schmecken, sie geben ihn von sich, bevor sie die Wohlgerüche daraus genossen haben. Indem er dies sagte, nahm er mit Wohlbehagen einen ganzen Zug Dampf in den Mund; er ließ ihn in das Innere seiner breiten Brust eindringen und gab ihn erst nach einigen Minuten zurück. So muß man rauchen, fuhr er fort; übrigens hat jeder seine eigene Manier. Man gebe mir ein Volk, an der Art, wie es raucht, will ich seinen Character beurtheilen. Betrachtet ein Mal den flamändischen Bauer: Er verschließt sich in eine schwarzgeräucherte Tabakstube, hüllt sich in dicke Rauchwolken, zu denen noch die Aus-

dünstungen des Faro kommen. Kann wohl sein Geist anders, als so schwerfällig sein, wie die Atmosphäre, die ihn umgibt? Die Franzosen, in allem leichtfertig, naschen nur am Tabaksdampfe: sie berühren nur Alles oberflächlich, ohne ins Innere einzudringen.

So uns unterhaltend, gingen wir voran. Indessen fing die Unterhaltung an zu stocken, und meine Cigarre war am Ende, als wir uns in der Nähe eines großen Gebäudes befanden, dessen Aeußeres zwar kein hohes Alter verrieth, aber doch durch seine schwerfällige Bauart, in der Mitte der Spanischen Wohnungen, etwas Fremdartiges an sich hatte. Ich fragte meinen Führer, was das sei. Das da? sagte er zu mir, das ist das Haus des Pontius Pilatus.*) Ich habe es noch nicht gesehen, sagte ich zu ihm. Wie! Ihr wollt, daß ich Euch in das Haus des Pilatus führen soll? antwortete er mit ängstlichem Tone. Aber schon war ich über die letzte Stufe der Schwelle getreten. Er folgte mir zitternd.

Kaum hatte ich einige Schritte hineingethan, als ein Stein über meinen Fuß rollte: ich fiel und schlug mit dem Gesichte auf die Steinplatten. Ganz von Blute triefend, erhob ich mich. Ich wandte mich gegen meinen Führer: Er hatte sich auf die Erde hingestreckt. Ich glaubte, es wäre ihm ein Unfall, ähnlich dem meinigen, begegnet; er wäre gefallen und hätte sich vielleicht noch gefährlicher verwundet, als ich. Ich näherte mich ihm, um ihn aufzuheben; allein er bestand darauf, auf dem Bauche liegen zu bleiben. Der rollende Stein! Der rollende Stein! schrie er mir zu. Ich konnte ihn nicht bewegen, sich aufzurichten. Indem er sich auf dem Bauche und auf den Händen immer rücklings schob, und sein Paternoster murmelte, gewann er die Thüre. Hier rief er voll Freude: Heilige Maria, habe Dank, heiliger Zebedäus, habe Dank!

Als wir draußen waren, fragte ich ihn um die Ursache seiner Angst. Wie? Aber das ist ja der rollende Stein, und wir können uns Glück wünschen, daß wir so gut weggekommen sind, das ist eine alte Geschichte; lassen wir uns da an der Mauer in die Sonne setzen, sagte er, indem er seine breite Capuze über die Augen zog. Wir wollen unsere Cigarren anfangen und dann will ich Euch Das erzählen.

Einige Jahre vor der Geburt unseres Herrn .... (Hier machte der Erzähler über seine Augen, seinen Mund und seine Brust das Zeichen des Kreuzes, und blies mir einen ordentlichen Mund voll Tabaksdampf ins Gesicht), war Pontius Pilatus nach Taragona geschickt worden, um Spanien im Namen der Römer zu verwalten. Er hatte das Haus gebaut, was Ihr seht. Er weihte daselbst seinen falschen Göttern eine Kapelle; aber aus Eitelkeit ließ er sich als Herkules vorstellen. Seine Statue war es, die man auf den Altar setzte.

In der Folge wurde Pontius Pilatus zur Verwaltung Judäas berufen, und als das heiligste Sühnopfer vollbracht war, als die Sonne sich verbarg, als die Erde bebte, wurde das Bild dieses Menschen, welcher einen Gottesmord nicht hatte verhindern wollen, der damit sich begnügt hatte, sich seine Hände zu waschen, ohne dem Verbrechen Einhalt zu thun, umgestürzt; nachher, durch den Zorn des Himmels in Bewegung gesetzt, fing der Marmor an, sich um sich selbst zu rollen, bald in dieser, bald in jener Richtung, Alles zermalmend, was sich ihm entgegenstellte. Zwei Jahre nach dem Tode des Herrn, kam der heilige Zebedäus nach Spanien, um daselbst den ersten Grund des Glaubens zu legen, und das Weihwasser reinigte das Haus des Pilatus. Die Statue hörte auf zu rollen. Weil sie aber durch einen geschickten Künstler gemacht war, und es Schade gewesen wäre, sie ganz zu vernichten, änderte man blos ihren Kopf, die Keule des Herkules verwandelte man in ein Kreuz von Schilfrohr; man machte daraus einen heiligen Johannes den Täufer. Die also geheiligte Statue blieb sieben Jahrhunderte lang in Frieden und Ruhe bis zur Ankunft der Mauren in Spanien.

In dieser Zeit lebte zu Taragona ein junges Mädchen, Namens Elvira, weit und breit berühmt durch ihre Schönheit, aber auch nicht weniger durch ihren aufrichtigen frommen Sinn. Alle jungen Herrn am Hofe Roderichs hatten um ihre Liebe gebuhlt. Einer der muthigsten Ritter unter ihnen, Gottfried, hatte sie zu verdienen gewußt. Bald sollte sie ihm geeint werden, als der Verrath des Grafen Julian und des Himmels Rache so viel Mühsal über unser unglückliches Spanien brachten. Nachdem Gottfried, als ein braver Ritter, für den Glauben und für die Freiheit in den Gefilden von Xeres gefochten hatte, floh er mit Pelagius in die Gebirge Asturiens; aber bald führte ihn seine Liebe in unsere Mauern zurück. Er kam, um seine Angebetete zu erhalten.

Unterdessen hatte sich Almareb-Iben Magumet, der Maurische Anführer, Taragona's bemächtigt. Elvira hatte sich vergebens bemüht, den Blicken des Siegers zu entgehen; der Ruf von ihrer Schönheit war bis zu ihm gedrungen; er hatte gewünscht, sie zu sehen. Hingerissen von ihren Reitzen, hatte er sie zur Ehe begehrt. Aber treu ihrer ersten Liebe, hatte die Verlobte Gottfrieds die Wünsche ihres neuen Bewerbers verworfen. Dieser, wüthend darüber, daß er sich verschmäht sah, schwur, Das mit Gewalt erlangen zu wollen, was man seinen Bitten verweigert hatte. Unter diesen Umständen kam Gottfried an. Nur einige Augenblicke und er lag zu den Füßen Elvira's. Theilen Sie noch die Liebe eines Geächteten? sagte er zu ihr; ich kann Ihnen keinen Pallast, keine Schätze mehr bieten, ich kann Ihnen nichts geben, als einen Zufluchtsort in den Bergen, als den Schutz einer einsamen Hütte. Aber ich liebe Sie, Elvira, so innig, als man lieben kann. Lassen wir forteilen, antwortete ihm das junge Mädchen, als, um sie zu rauben, die Soldaten des Almareb sich in das Haus stürzten.

Gottfried war bewaffnet. Mehr, wie einer, fühlte die Schärfe seiner Klinge; die Andern ergriffen die Flucht, er führte seine Geliebte mit sich fort, aber diese wünschte, daß, bevor sie ihm folge, die Kirche ihren Bund segne. Sie traten in diese Kapelle, damals dem heiligen Johannes dem Täufer geheiligt. Es war die einzige, welche der Dienst des Mahummed nicht entweiht hatte.

Der Priester kam sie zu einigen, als Almareb selber, gefolgt von einer Schaar Krieger, in den heiligen Ort einstürmte. Gottfried, seine Gattin hinter sich verbergend, stellte sich in die Ecke einer Mauer; er zog seinen langen und blitzenden Degen. Die, welche zuerst gegen ihn vordrangen, bezahlten mit ihrem Leben ihre tempelschänderische Verwegenheit. Indessen der Kampf war nicht gleich. Allein gegen eine so große Schaar, mußte er am Ende unterliegen.

Von seiner Seite umarmte der Geistliche, der das Paar eben getraut hatte, den Altar, und betete zum heiligen Johannes, ihm zu Hülfe zu kommen; aber die

*) Eine Sage berichtet, daß Pontius Pilatus, bevor er nach Judäa geschickt wurde, in Spanien das Amt eines Proconsul versehen hatte, und daß er zu Taragona das Haus, welches heut zu Tage seinen Namen trägt, erbauen ließ.

Statue blieb unbewegt. Von heiliger Wuth ergriffen, rief er aus gegen ihn: Nein du bist nicht der heilige Johannes; du zeigst dich nur immer als Das, was du gewesen bist; du bist immer Pilatus; denn du siehst einen Frevel begeh'n, ohne ihn zu hindern. Indem er Das sagte, schwang er sich wie in Wahnsinn auf den Marmor, faßte ihn mit übernatürlicher Kraft und erschütterte ihn; die Statue fiel mit ihm auf den Altar und zerschmetterte ihn im Falle; aber auch das Haupt und das Kreuz des heiligen Johannes trennten sich vom Körper des Pilatus, welcher, sich selbst überlassen, und nicht mehr durch den heiligen Zauber des geweihten Hauptes zurückgehalten, anfing zu springen, zu poltern und zu rollen, wie er es in alten Zeiten gethan hatte, Alles niederwerfend, was ihm begegnete. In wenig Augenblicken lag auf dem Boden der Kapelle eine ungeheure Menge von zerschmetterten Gliedern, von blutigem Unrath, von Stücken zerbrochener Cürasse.

Gottfried, seine Elvire in den Armen tragend, befand sich unter der geringen Zahl Derjenigen, die diesem Orte der Zerstörung entrannen. Seit diesem Momente rollt der Stein immer fort. Er rollt und wird rollen bis an's Ende der Tage. Diejenigen, welche ihn gesehen haben, sagen, daß die Reibung seit eilf Jahrhunderten seinen Umfang ungemein vermindert habe; er ist jetzt nicht viel dicker, als der Kopf; indessen richtet er noch vieles Unglück an. Es sind jetzt einige Tage, da gaben sich zwei Liebende an diesem Orte ein Rendez-Vous und sie wurden durch denselben zermalmt. Man hat ihre Körper wiedergefunden. Seht nun, Herr, wie glücklich wir waren, mit einer kleinen Quetschung davon gekommen zu sein. Ihr kehrt doch nicht mehr in das Haus des Pilatus zurück?

Das Schloß Courance.

Zur Zeit der Bartholomäusnacht diente das Schloß Courance einigen Flüchtlingen, die dem Dolche ihrer Mörder entronnen waren, zum Gefängnisse. Als diese Unglücklichen durch die Burg flohen, wurden sie von dem Ritter von Achon festgehalten, der sie einsetzen ließ. Ein Inquisitor, Namens Demochares *), bemächtigte sich ihrer, um sie zur Entsagung ihrer Religion zu bewegen.

Diese Eingekerkerten waren der junge d'Aubigné, ein Kind von 9—10 Jahren, welcher nachher durch seine Tapferkeit, seine Charakterstärke, seine ausgezeichneten Talente und seine literarischen Werke so berühmt wurde; sein Lehrer, Matthäus Beroaldus, ein geschätzter Gelehrter und Neffe des berüchtigten Vatable, einige Verwandten des Letztern und einige Bedienten. Sie wurden insgesammt in ein Gefängniß geworfen und von ihrem Inquisitor mit der Folter bestraft. Der kleine d'Aubigné weinte, nicht weil er seine Freiheit verlor, sondern weil man ihm seinen kleinen Degen und einen mit Silber besetzten Gürtel nahm. Sein weißes Atlaskleid und sein gefälliges Benehmen machten, daß einige Offiziere ihn bemerkten; sie führten ihn in die Stube des Ritters von Achon. Da sagte man dem Knaben, daß er und Alle, die bei ihm seien, zum Feuertode verurtheilt würden, wenn sie nicht ihre Religion änderten. Der kleine d'Aubigné antwortete mit Festigkeit, der Abscheu, den er vor einer andern Religion, als der seinigen, habe, mindere die Angst vor den Martern des Todes.

*) Er war Glaubens-Inquisitor in Frankreich, Doctor der Sorbonne, Spion gegen die Calvinisten. Er nannte sich gemeinlich Mouchi. Von diesem Namen leitet es sich her, daß man Diejenigen, die ein Geschäft aus der Angeberei machen, bei den Franzosen Mouches oder Mouchards nennt.

In diesem Zimmer, wo man den Beschluß faßte, das Kind und sein Gefolge den Flammen Preis zu geben, hingen zwei Violinen, worauf man den Einwohnern des Schlosses zum Tanze spielte. Der Ritter von Achon befahl dem jungen Gefangenen, einen lustigen Tanz aufzuführen; er gehorchte und tanzte mit solcher Anmuth, daß alle Anwesenden ihm Beifall klatschten und ihm die größten Schmeicheleien sagten. Aber der Folterknecht erwartete ihn in dem Kerker, um ihm die Vorbereitungen zur Folter zu zeigen. Man führte ihn auf der Stelle an den Schreckensort; er fand daselbst seinen Lehrer, und alle Anderen entschlossen, muthig auch das Aergste zu ertragen.

Zwei Stunden nachher, als man den Kerker geschlossen hatte, öffneten sich die Thüren desselben. Ein Offizier von den Soldaten des Ritters von Achon trat herein, er war beauftragt mit der Bewachung der Gefangenen. Die Artigkeit und das treuherzige Aussehen des jungen d'Aubigné hatte ihn eingenommen; er näherte sich ihm, umarmte ihn, dann wandte er sich zu seinem Lehrer. „Beroald“, sagte er, „ich werde sterben oder ich werde euch aus Liebe zu diesem Kinde Alle retten; haltet euch bereit zum Entfliehen, wenn ich euch es sage; indeß müßt ihr mir 60 Thaler schaffen, um zwei Menschen zu bestechen, ohne die ich Nichts unternehmen kann.“ Man zögerte nicht, diese Summe in den Schuhsohlen zu finden, wo diese Unglücklichen ihr Geld verborgen hatten.

Um Mitternacht wurden die Thüren des Kerkers wieder geöffnet, der Offizier trat herein, begleitet von zwei Menschen, und indem er sich an Beroaldus wandte, sagte er zu ihm: „Sie haben gesagt, daß der Vater des Kleinen das Commando in Orleans habe; sorgen sie dafür, daß ich in seine Dienste treten kann. Man versprach es ihm und außerdem noch eine gute Belohnung. Hierauf rieth er den Gefangenen, sich einander die Hand zu geben, er ergriff die des d'Aubigné und führte sie heimlich bei einer Wache vorbei, dann in eine Scheune, wo sie sich unter ihre Carosse versteckten; von da gingen sie durch Getreidefelder bis zur großen Straße von Montargis, wo sie Alle gesund und wohl ankamen.

Die Herzoginn von Ferrara, die Tochter Ludwig's **XII.**, nahm diese Unglücklichen mit vieler Freundlichkeit auf; sie ließ den jungen d'Aubigné sich auf ein Sopha neben sie setzen, und freute sich, drei Stunden lang mit dem Kinde zu unterhalten. Diese Prinzessinn ließ die Truppe bis Gien geleiten, wo sie einen Monat sich aufhielten, endlich kamen sie nach Orleans, wo der Vater d'Aubigné entzückt war, sein Söhnchen, das so vielen Gefahren entronnen war, wiederzusehen.

Ph. Laven, Redacteur.

[11] Polizei-Verwaltung der Stadt und des Stadtkreises Trier.

Die, Allerhöchster Bestimmung zufolge, von der landräthlichen Verwaltung getrennte obere Leitung der Polizei der Stadt und des Stadtkreises Trier ist dem Bürgermeister Schommer von Berncastel interimistisch übertragen, derselbe auch am 20. d. M. in sein neues Amt eingeführt worden.

In Folge dieser Anordnung gehen daher alle polizeilichen Angelegenheiten, namentlich alle Gegenstände der Sicherheits-, Ordnungs-, Feuer-, Paß-, Fremden-, Medizinal-, Münz-, Maaß- und Gewichts-, Markt- und Straßen-Polizei auf die demselben übertragene Verwaltung, welche: „Königliche Polizei-Verwaltung der Stadt und des Stadtkreises Trier“ genannt werden wird, über. Trier, den 22. August 1834.

Königliche Regierung, Abthl. des Innern.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 30. August. N°. 18.

TREVIRIS.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz N°. 112. und bei C. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Die Ueberreste des Amphitheaters.

Von J. H. Wyttenbach.

— Nur in Fragmenten vermögen wir die alten Geschichten zu lesen. Wie Manches bleibt für uns Hieroglyphe!

Worte eines geistreichen Mannes.

Als der junge Vandalenfürst Crock mit seinem Volke zu Kriegsthaten gegen Gallien ausziehen wollte, sprach, wie uns erzählt wird, seine Mutter zu ihm: „Willst du Neues vollbringen, und dir einen Namen „erwerben, so zerstöre du Alles, was Andere aufgebaut „haben, und tödte jedes Volk, das du überwunden hast. „Größeres und Herrlicheres, wodurch du deinen Namen „erheben könntest, vermagst du nicht zu thun *).“

Dieses echt Vandalischen Unterrichtes eingedenk, zog Crock mit Vandalen, Sueven und Alanen zum Rhein, und gab das Signal zu dem nun nicht mehr stille stehenden großen Völkersturme, der bald den Occident der Römischen Welt zertrümmern sollte. Es war eine der Zeiten, wo ein gigantisches Schicksal über die Erde zog **).

Bei Mainz überschritt er den Rhein, nahm die alte Römische Festung, und zerstörte sie nebst anderen Römischen Städten. Von da stürmte er mit seinen wilden Horden nach Metz, trat auch hier Alles unter die Füße — und nun erst kehrte er sich gegen Trier. Aber die Einwohner hatten Zeit gehabt, sich zur kräftigen Gegenwehr vorzubereiten. Es wird uns nämlich berichtet: ein bedeutender Theil derselben habe im Amphitheater, das sie befestigt hatten *), so tapfer gefochten, daß die Vandalen ihr Vorhaben aufgaben, obgleich jetzt abermals Manches mag verwüstet worden sein. Die Feinde setzten ihren verheerenden Zug in's Innere von Gallien fort, und die Trierer konnten sich Glück wünschen, der vollen Wuth dieser Barbaren entgangen zu sein. Dies geschah am Ende des Jahres 406.

Gerade ein Jahrhundert früher (306) waren die Franken der erste Feind, gegen den Constantin, damals noch Cäser, bei seiner Rückkehr aus Britannien nach dem Tode seines Vaters, kämpfen mußte. Sie hatten, den Mittelrhein überschreitend, ihren Zug die Mosel hinauf genommen, um Trier anzufallen, als er sich ihnen sogleich entgegenwarf, viele Gefangene machte, unter denen sich auch ihre beiden Fürsten Ascarich und Ragais befanden. Diese warf er den wilden Thieren in diesem Amphitheater zu Trier vor, um durch so grausame Bestrafung der Häupter das Volk selbst zu schrecken. Das Nämliche geschah am nämlichen Orte, im J. 313 gefangenen Brukterern, deren Zahl aber so groß war, daß die wüthenden Bestien, wie ein Panegyriker der Zeit sagt, über der Arbeit ermüdeten. Viele dieser Unglücklichen mußten unter sich als Gladiatoren kämpfen — und diese dem Tode Geopferten beschleunigten (wie wir auch in einer der Lobreden an Constantin lesen) wetteifernd ihren Tod, um durch Abkürzung ihrer Qualen die Anschauungslust der Feinde zu verkümmern **).

*) Gesta Trev. cap. 35. u. a. ältere Schriftsteller. — Der Charakter der Vandalen, wie er gewöhnlich angenommen wird, ist durch diese Worte, die der Rabenmutter in den Mund gelegt werden, gut bezeichnet.

**) Man denke nur außer Crock an die vielen anderen Stürmer jener Zeit, besonders an Attila, der sich selbst die Geißel Gottes nannte. Der Comes Marcellinus bezeichnet ihn durch die wenigen Worte: Jener fürchterliche Attila, Europa's Verwaiser (Terribilis ille Attila, Europae orbator) und Jornandes sagt von ihm: Ein zur Verwirrung der Völker dieser Erde geborner Mann, aller Länder Schrecken. (Vir in confusionem gentium natus in mundo, terrarum omnium metus). —

*) In arena civitatis, i. e. in amphitheatro, quam munierant. Gesta Trev. — Der Kirchenvater Hieronymus schreibt in einer Epistel an Gerontius, daß damals mehre Städte Galliens, die er nennt, von den Vandalen seien genommen und zerstört worden: — Trier aber wird von von ihm nicht genannt.

**) Man lese über diese unmenschlichen Ereignisse Eumenii Panegyr. c. 10. 11. 12. Von dem schmeichelnden Lobredner wird deshalb der junge Imperator (imperator adolescens, wie er genannt wird, obgleich er im J. 306 das 33te Jahr erreicht hatte) sehr hoch gepriesen. — Der unbekannte Verfasser einer andern Lobrede an Constantin erhebt eben so (c. 22.) diese unmenschliche Sitte des jungen schönen Kaisers über Alles. — Ein dritter Lobredner (Nazarii Panegyr. Constantino Aug.) vergleicht in seiner rhetorischen Manier den jungen Constantin mit dem jungen Herkules, und führt auch jene blutigen Auftritte, die er famosa supplicia nennt, lobend an. — End-

Kämpfe der Gladiatoren und Thiergefechte waren freilich die dem Römischen Charakter und Geschmack besonders angemessenen Schauspiele. Diese blutige Schaulust stieg schon früh bis zur Wuth, wie uns edle Römer mit Abscheu dafür berichten *).

Ueber die ursprüngliche Bestimmung dieser architektonischen Reste konnte nie ein Zweifel obwalten. Dieser Punkt der Forschung fällt daher weg; aber es wird nicht unschicklich sein, hier über die Einrichtung der Römischen Amphitheater **) Einiges im Allgemeinen folgen zu lassen.

Ihre Form war elliptisch; in der Mitte befand sich ein freier ovaler Platz für die Thierkämpfe und Fechterspiele, der von den, stufenweise sich über einander erhebenden, Sitzen für die Zuschauer ringsum umgeben ward. Die Außenseite hatte mehre Reihen von Arkaden über einander, bald mit Wandsäulen, bald mit Pilastern verziert. Die Arkaden in dem untern Stockwerke waren die Zugänge in das Innere des Amphitheaters. Durch sie gelangte man zuvörderst in einen unter dem Rundgebäude ringsumlaufenden Hallengang, von dem man auf vielen Treppen aufwärts stieg, um zu den verschiedenen Reihen der Sitze zu gelangen, die in dem Innern, nach der Arena zu, sich befanden. Ueber dem untersten Hallengange befand sich ein zweiter, von dem aus man auf die untersten Sitze durch Arkaden kam. Ueber diesem befand sich ein dritter und darüber an manchen Amphitheatern (z. B. am Colosseum zu Rom) noch ein vierter, aus denen, ebenfalls durch Arkaden, der Ausgang auf die obern und obersten Sitze bereitet ward. Ganz oben lief eine offene Gallerie ringsum. Auf diese Weise war, wie Sickler bemerkt, für die höchstmögliche Bequemlichkeit in der Besitznehmung der Sitze für alle Classen des Volks vollständig gesorgt ***). Der genannte Schriftsteller vergleicht hierauf das Colosseum zu Rom mit dem Amphitheater zu Verona und Pola (in Istrien) hinsichtlich der Arkaden, Stockwerke und Verzierungen. (Fortsetzung folgt.)

lich lesen wir bei dem Römischen Historiker Eutropius Brev. hist. Rom. X. 3.), daß diese Zerfleischungen ein herrliches Schauspiel (magnificum spectaculum) gewesen seien.

*) Seneca macht davon eine gräßliche, herzzerreissende Schilderung (epist. 7.). —

**) Der Name ist griechisch, und bedeutet einen ringsum laufenden Schauplatz; aber die Sache entstand bei den Römern. Den Griechen wie allen übrigen Völkern der Vorwelt waren Gebäude dieser Art völlig unbekannt. — Oft wird Amphitheater mit Circus verwechselt; aber mit diesem Worte werden die Anlagen bezeichnet, welche für die öffentlichen, zu Ehren der Götter veranstalteten Spiele, besonders für Wagen- und Pferderennen bestimmt waren. Der Römische Circus zu Trier war auf der großen Ebene des h. Kreuzberges, wovon aber jetzt leider nichts mehr sichtbar ist. —

Was Sickler in der Allg. Encyclop. der Wissensch. u. Künste (Th. III. Leipz) über die Einrichtung im Allgemeinen gesagt hat, ist von mir dankbar benutzt worden, da dieser vielerfahrne Gelehrte Gelegenheit hatte, die noch vollständigeren Reste der Amphitheater Italiens zu studiren.

***) Arena heißt gewöhnlich bei den Römern der Kampfplatz des Amphitheaters, weil er mit Sand bedeckt war. Sickler nennt ihn Area. Bei Römischen Schriftstellern wird er auch manchmal mit dem Worte Cavea bezeichnet. So nannte man den untern Theil des Amphitheaters (auch des Theaters überhaupt) ima cavea; die mittleren Sitze — media cavea, und die oberste Gallerie, wo die dienende Classe der Gesellschaft stand — summa cavea: daher betitelt auch Seneca die gemeinen Pöbelausdrücke als Worte der Zuschauer der obersten Gallerie (Verba ad summam caveam spectantia). Die Franzosen nennen diesen Theil: le paradis; daher nennen sie auch gleichfalls gemeine Ausdrücke: termes du paradis. —

Die Zeichnung unsers Amphitheaters aus dem Mittelalter, welche ich vor vielen Jahren in der Geschichte von Trier bekannt machte, ist zwar ursprünglich schlecht und selbst fehlerhaft gewesen; giebt uns aber doch noch einen allgemeinen Anblick des im 13ten Jahrhunderts Bestandenen. Der Zeichner mag manche verkehrte Zugabe, als dazu gehörend, sich gedacht haben. —

Der Flächeninhalt und die Bevölkerung der Königl. Preuß. Rheinprovinz.

Von Regierungs-Secretär Schlickeisen.

In den bisher erschienenen Schriften ist eine große Verschiedenheit in den Angaben des Flächeninhalts der Rheinprovinz, sowohl im Ganzen als auch hinsichtlich der Regierungsbezirke und Kreise derselben, wahrzunehmen. Das Königl. statistische Büreau zu Berlin hat die Oberfläche der Provinz nach den besten bekannten Charten, im Jahre 1818 zu 446,43 und im Jahre 1833 zu 479,99 geographischen Quadratmeilen berechnet; eine Zusammenstellung der von den Königlichen Rheinischen Regierungen, in den verschiedenen statistisch-topographischen Beschreibungen ihrer Verwaltungsbezirke, angegebenen Größen der letztern giebt aber andere Zahlen und wieder abweichend hierin ist die Angabe in den im Jahre 1829 erschienenen Beiträgen zur Statistik der K. Pr. Rheinlande, von 459,83 Preußischen Quadratmeilen. Der letzteren Berechnung liegen für einzelne Theile der Provinz in der neuern Zeit bewirkte Vermessungen, für andere Ermittelungen nach vorhandenen Charten, sodann Zusammenstellungen von Vermessungen verschiedener Gemeinden aus dem vorigen Jahrhunderte und endlich Schätzungen zum Grunde. Es ist einleuchtend, daß aus so verschiedenartigen Elementen eine genaue Angabe nicht erwartet werden konnte; man mußte indessen damit sich so lange begnügen, bis die, zum Zwecke der Errichtung eines Grundsteuer-Katasters, unternommene Parzellar-Vermessung zu Ende gekommen.

Gegenwärtig liegen die Ergebnisse dieser Vermessung durch die von dem Königl. Finanz-Ministerium, in den Amtsblättern bekannt gemachten Uebersichten vor. Zwar enthalten diese nur die Größe der Regierungsbezirke und nicht zugleich die der Kreise, indessen haben die Königl. Regierungen zu Aachen und Düsseldorf in dem Amtsblatte, und die Königl. Regierung zu Trier in dem Anhange zu der, nach einem Auftrage derselben von mir bearbeiteten topographischen Beschreibung des Bezirks, nicht nur diese Angaben, sondern auch die sonstigen Ergebnisse des Katasters für ihre Bezirke zur öffentlichen Kenntniß gebracht, und es läßt sich erwarten, daß auch die Königl. Regierungen zu Coblenz und Cöln ähnliche Uebersichten veröffentlichen werden.

Die Größe der Provinz und ihrer Regierungsbezirke ist bisher, bald in Preußischen, bald in geographischen Quadratmeilen angegeben; beide Flächenmaaße weichen indessen von einander ab, wie die folgende Darstellung ihrer Grundverhältnisse ergiebt. Die Beilage zur Maaß- und Gewichtsordnung vom 16. Mai 1816 hat die Länge der Preußischen Meile zu 2000 Ruthen festgesetzt, welche 24000 Preußischen oder Rheinländischen Fuß gleich kommen; die geographische Meile, ein Fünfzehntheil des mittlern Meridiangrades, ist, nach den bis jetzt bekannten Gradmessungen, 23601,47773 Preuß. Fuß oder 1966,78981 Ruthen lang, also 398,52225 Fuß, ungefähr 170 Schritt, kleiner als die Preußische. So

unbedeutend dieser Unterschied bei Angabe der Entfernungen ist, weshalb auch derselbe im gemeinen Leben nicht beachtet wird, so erheblich ist er bei Flächenberechnungen. Die Preußische Quadratmeile enthält nämlich 4 Millionen Quadratruthen, welche 22222,222 Morgen ausmachen, die geographische dagegen nur 3868262,4 Q. Ruthen oder 21490,346 Morgen, mithin 731,826 Morgen weniger, welcher Unterschied aber 3,406 Prozent beträgt.

Es ist deshalb wichtig, bei Berechnung des Flächeninhaltes Preußischer Landestheile diesen Unterschied nicht zu vernachlässigen, am zweckmäßigsten aber ist es, nach dem Vorgange des Königl. statistischen Bureau's, nach geographischen Quadratmeilen zu rechnen. Dies geschieht auch in dem vorliegenden Aufsatze.

Die Katastral-Vermessung ergiebt, daß die Provinz 10241189 Morgen einnimmt, welche Fläche 476,545 geographischen Quadratmeilen gleich ist.

Die Größe der Regierungs-Bezirke aber ist

Aachen	1623452	Morgen	oder	75,543	geogr. Q.-M.
Coblenz	2355694	»	»	109,616	» »
Cöln	1555327	»	»	72,373	» »
Düsseldorf	2112974	»	»	98,322	» »
Trier	2593742	»	»	120,604	» »

Nach den zu Ende des Jahres 1832 angestellten Zählungen wurde die Rheinprovinz, das in denselben befindliche aktive Militair nicht mitgerechnet, von 2239201 Menschen bewohnt *).

Es kommen hiernach 4699 Menschen auf die geographische Quadratmeile, und es waren für jeden Menschen im Durchschnitt 4,6 Morgen vorhanden.

Die Volkszahl der Regierungsbezirke war:

Aachen	352,972	Seelen.
Coblenz	417,333	»
Cöln	392,315	»
Düsseldorf	700,028	»
Trier	376,553	»

und es kommen

im Reg.-Bez.	Menschen auf 1 geogr. Q.-M.	Morgen auf einen Menschen.
Aachen	4672	4,6
Coblenz	3807	5,6
Cöln	5421	3,9
Düsseldorf	7119	3,0
Trier	3120	6,9.

Dem Geschlechte nach wurden in der Provinz gezählt Personen

männlichen Geschlechts 1,111,838,
weiblichen Geschlechts 1,127,363;

nach dem Religionsverhältnisse aber,

1,710,943 Katholiken,
503,631 Evangelische,
1,464 Mennoniten,
23,163 Juden.

Es betragen demnach die Katholiken 77/100, die Evangelischen 22/100 und die Juden 1/100 der Volkszahl. Die Vertheilung derselben in den Regierungsbezirken ergiebt folgende Uebersicht:

	Katholiken.	Evangelische.	Mennonit.	Juden.
Aachen	340,746	10,102	3	2,121
Coblenz	277,299	132,889	321	6,824
Cöln	335,866	52,195	6	4,248
Düsseldorf	424,133	268,777	878	6,240
Trier	332,899	39,658	256	3,730

*) Amtsbl. der K. Regierung zu Trier von 1833 S. 402.

Endlich ist die Reihefolge der Regierungsbezirke der Provinz

I. Nach der Bodenfläche.

1) Trier	zu	120,694	geogr.	Quadratmeilen.
2) Coblenz	»	109,616	»	»
3) Düsseldorf	»	98,322	»	»
4) Aachen	»	75,543	»	»
5) Cöln	»	72,373	»	»

II. Nach der Volkszahl.

1) Düsseldorf	mit	700,028	Menschen.
2) Coblenz	»	417,333	»
3) Cöln	»	392,315	»
4) Trier	»	376,553	»
5) Aachen	»	352,972	»

III. Nach der Bevölkerung.

1) Düsseldorf	mit	7119	Menschen	auf	1	Q.-Meil.
2) Cöln	»	5421	»	»	»	»
3) Aachen	»	4672	»	»	»	»
4) Coblenz	»	3807	»	»	»	»
4) Trier	»	3120	»	»	»	»

Drei Politiker in der Schenke.

Von U. Krahe.

Anton Wyttenbach, der jüngere Sohn des Gymnasial-Directors dahier, versuchte sich in diesem kleinen Oehlgemälde als Genre-Maler.

Um ein Tischchen gruppirt er drei männliche Figuren, verschiedenen Alters, in etwa viertel Lebensgröße bis zum Knie reichend, mit einer solchen Wahrheit der Bedeutung, daß es zur Verständigung des Beschauers der obigen Benennung Nichts bedarf.

Der junge Künstler, berufen übrigens zum ernstern Styl der Malerkunst, hat hier, wie es scheint, aus Gefälligkeit für den Geschmack an der neuern Manier, seine Kannengießer nicht aus den gebildetern, sondern aus jenen Ständen sich gewählt, welche einige Charikatur, und ausser dem geistigen Antheil am politischen Ereignisse, auch Mithandlung der sichtbaren Extremitäten zulassen.

Von Wichtigkeit muß der Artikel des Zeitungsblattes sein, denn der Effekt, welchen der Vorleser auf das Kleeblatt macht, ist Wahrheit bis zum Lachen.

Hat Herr Wyttenbach nebst dem Verdienste eines guten Kolorits, korrekter Zeichnung, hinlänglicher Ausführung, verbunden mit Sinn für Charakteristik auch jenes der gänzlich eignen Erfindung hier bewiesen; so steht zu erwarten, daß er sich einst als Künstler Ruf und Beifall erwerben werde.

Das Bildchen ist bestimmt zur diesjährigen Ausstellung in Berlin. — Möge es zur Ermunterung eines sich offenbarenden Talentes Würdigung und einen kunstliebenden Gewinner finden!

Die Sandwichs-Inseln.

In der Zeit, wo der Capitain Cook die Sandwichs-Inseln entdeckte, fanden sie sich unter der Herrschaft des scheuslichsten Aberglaubens. Dreizehn bis vierzehn Jahre nachher, d. h. um das Jahr 1790, befestigte dort Vancouver die Macht des Königs Tamehameha. Verschiedene Vorfälle, wie Cook's Tod, der Meuchelmord des Lieutenants Hergest, die verrätherische Weise, wie man sich eines Amerikanischen Schiffes bemächtigte, machten die Kauffahrteischiffe behutsam in den Verbindungen, in denen sie mit diesen Wilden standen, die von so außerordentlicher Rohheit zu sein schienen; aber seitdem man wußte, daß die Urheber dieser Gewaltthaten

durch Tamehameha gestraft worden waren, und als sein Charakter besser bekannt war durch die Reisen des Vancouver und anderer Seefahrer, so wollten alle Schiffe, die den stillen Ocean befuhren, diese Insel besuchen. Später bildete sich daselbst ein Markt zum Verkauf der inländischen Productionen; die Einheimischen lernten gegen Spanische Piaster und Europäische Kleidungsstücke die Erzeugnisse ihres Bodens und ihres Kunstfleißes austauschen, und verschiedene Fremde entschlossen sich, auf Veranlassung des Königs, auf den Inseln sich niederzulassen. Die Stammhäupter der Insulaner fingen an, indem sie ihrem Souverain nachahmten, sich nach Europäischer Weise zu kleiden. Auf der Insel Owyhee wurde zur Vertheidigung der Hauptstadt Honororu ein Fort angelegt, und eine gewisse Zahl aus den Einheimischen wurde zum Gebrauche von Feuerwaffen eingeübt. Der Hafen des Monarchen war bald angefüllt mit Schiffen aller Nationen, und jetzt hat diese Stadt das Ansehen einer Europäischen Colonie.

Die Entdeckung des Sandelholzes auf den Gebirgen ward ein neuer bedeutender Zweig des Handels. Mehrere Abentheurer, die von den vereinigten Staaten herüberkamen, ließen sich auf diesen Inseln nieder, um es von den Einheimischen zu kaufen. China bot ihnen in nicht weiter Entfernung einen herrlichen Markt für den Absatz ihrer Waare dar; die Erzeugnisse dieses Landes wurden dagegen eingetauscht und nach den Sandwichs-Inseln gebracht; auf diese Weise wurde der Grund zu einem Handel gelegt, der seit dieser Zeit währt. Nachdem Tamehameha sein Land durch die Weisheit seiner Maasregeln aus der Barbarei hervorgehen gesehen hatte; nachdem er ihm mehrere andere große Vortheile zugesichert hatte, starb er im Mai 1819. Er war der Peter der Große der Sandwichs-Inseln und sein Verlust wurde von seinen Unterthanen lebhaft gefühlt.

Sein Sohn Rio-Rio vollendete die größte Neuerung, die in dem Lande noch vorgenommen wurde; er befahl die Zerstörung aller Götzenbilder und erklärte die Christliche Religion als Staats-Religion. Außerdem schaffte er mehrere verderbliche und tyrannische Gebräuche ab; er war es auch, der den Frauen mit den Männern dieselbe Gleichheit vor den Gesetzen verschaffte.

In diesem Zeitraume, d. i. gegen das Jahr 1820, waren noch keine Missionäre in die Sandwichs-Inseln gedrungen; aber es kamen deren jetzt mehrere von den vereinigten Staaten und sie machten sogleich den Anfang mit ihrem heiligen Geschäfte. Die Gemahlinn des alten Königs war die erste, die die Christliche Religion annahm, indem schon im Jahre 1819 der Regent Bohi und eine andere hohe Person der Insel Owyhee durch den Prediger der Urania, eines durch den Capitain Freycinet befehligten Schiffes, getauft worden waren.

Rio-Rio war so eingenommen von den neuen Ideen, die er durch die Verbindungen mit den Missionären empfangen hatte, daß er sich entschloß, selbst nach Europa zu kommen, um allda ein Land zu besuchen, was so schöne Waaren und eine so duldsame Moral hatte. Man weiß, daß er mit der Königinn, seiner Gemahlinn, in London starb und daß ihre Körper durch den Capitain Byron nach den Sandwichs-Inseln gebracht wurden.

Der Großkanzler der Ehrenlegion.

Nach einer Vertheilung von Ehrenkreuzen, ich weiß nicht mehr grade in Folge welchen Feldzugs, erfuhr Napoleon, daß mehrere dieser Decorationen nicht nach Verdienst ausgetheilt worden waren. Auf der Stelle befahl er dem Großkanzler (damals der Graf von Lacepede) Diejenigen, welche sie erhalten hatten, zur Zurückgabe derselben zu zwingen. Vergebens stellte dieser dem Kaiser vor, wie schwer es sey, den Generälen die Leichtfertigkeit ihrer Berichte zu beweisen. Ferner sprach er von dem Schmerze, welchen Die empfinden würden, die schon als Soldaten der Ehrenlegion begrüßt wären. Aber Napoleon blieb standhaft bei seinem Befehle. „Wohlan, Sire, sagte Lacepede, ich fordere von Euer Majestät für sie Das, was ich an ihrer Stelle selbst fodern würde.“

— Und Das wäre? antwortete der Kaiser.

— Eben so gut, Sire, den Befehl zu geben, sie erschießen zu lassen.

Napoleon verstand ihn und gab nach. Die Kreuze wurden nicht zurückgenommen.

Politische Sitten in Canada.

Die Frauen haben in Canada eben so gut, wie die Männer, bei den Wahlen das Recht ihre Stimme zu geben. Bei den letzten Wahlen, wo der Colonel Baley für die Gesetzgebung ernannt wurde, waren nicht weniger als 35 Damen, die sich zu den Gerichten hinbegaben, um zu seinen Gunsten ihre Stimmen niederzulegen. Diese Damen waren theils Witwen, theils Mädchen. Man bemerkte, daß darunter nur Eine verheirathete Frau war; sie hatte sich wahrscheinlich durch die Andern bestimmen lassen. Indessen trifft es sich häufig, daß die Frau auf die eine und der Mann auf die andere Seite stimmt. Im Monat Mai 1832 stritt man sich bei der Wahl des Montreal, welches ungefähr einen Monat dauerte, und während dieses Zeitraumes stimmten 225 Frauen. Der eine der Candidaten war ein Irländer; 95 Damen gaben ihm ihre Stimme. Der Andere war M. Stanley Bagg, ein Bürger aus den vereinigten Staaten und naturalisirt in Canada; 104 Damen stimmten zu seinen Gunsten. Die andern 26 Damen machten keinen Gebrauch von ihren politischen Rechten. Mehrere Damen nahmen in dieser Angelegenheit die entgegengesetzte Parthie ihrer Männer; diese letztern nahmen das auch gar nicht übel.

Ph. Faver, Redacteur.

Die resp. Herrn Abonnenten werden gebeten, den Betrag für das erste Halbjahr gütigst entrichten zu wollen.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 5. September **N°. 19.**

TREVIRIS.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz N°. 112. und bei C. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Die Ueberreste des Amphitheaters.

Von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

Sickler spricht auch von der innern Einrichtung, und zwar vorerst von der Beschaffenheit des innern freien Kampf- oder Fechtplatzes, der Arena (Area), da er allerdings der Hauptpunkt war. Dieser Platz war frei, und der Boden gewöhnlich festgestampft und mit Sand bedeckt. In unserm Amphitheater ist der Boden Schieferfelsen; daher war hier das Feststampfen der Erde nicht nöthig, aber wohl mußte der Boden wagerecht bearbeitet werden. Rings umher unter den Stufen des Kampfplatzes zieht sich noch sichtbar ein in den Schiefer eingehauener kleiner Graben, dessen Wasser in eine Oeffnung unter dem südlichen Haupteingange des Gebäudes fiel, und von dort durch einen Kanal weiter geleitet wurde und noch jetzt wird. Zu Verona war etwas Aehnliches. In dem dasigen Amphitheater findet sich nämlich — aber in der Mitte — eine brunnenartige Oeffnung, die unter dem Fußboden des Kampfplatzes von einem gemauerten Kanal umgeben ist, der sich von da aus auf vier Seiten, unter die Area und die Grundmauern der Sitzstufen hinwegzieht, und daselbst mit anderen Kanälen in Verbindung steht, die unter den Stufen ringsumher geführt sind. Höchst wahrscheinlich dienten jene Kanäle zur Ableitung des Regenwassers; denn daß hiedurch das Wasser zu Naumachien (Wassergefechten) auf den Kampfplatze gebraucht worden wäre, ist nicht anzunehmen, besonders nicht in unserm Amphitheater, das für ein solches Schauspiel einen viel zu beschränkten Umfang hatte, und weil, der Sage nach und nach Steinschriften, die man vor etwa dreißig Jahren auffand, eine Naumachie ganz in der Nähe zwischen dem Amphitheater und dem Circus sich befand. Der Platz hat noch ziemlich seine Form, auch noch einiges Gemäuer. Ueber die Wasserleitung, wovon vielleicht auch ein Theil nach dem Amphitheater, und von hier aus in die Naumachie sich hinzog, werde ich weiter unten zu sprechen haben.

Von Außen her führten bei allen Amphitheatern einige Zugänge in die Arena, durch welche die Gladiatoren eintraten, so wie die wilden Kampfthiere, die aus ihren Behältern unter den Sitzen losgelassen wurden. Wir sehen in der Arena zu Trier noch etwa sieben mit Quadersteinen eingefaßte Thüröffnungen zu den Höhlen der wilden Thiere; einige andere werden vielleicht in der noch nicht ganz ausgeräumten Erde gegen den nördlichen Eingang verborgen liegen.

Der Bau um die Arena, der die Grundlage der Sitzstufen war, bestand aus drei Abtheilungen durch zwei Gänge von einander getrennt. Auf die äußerste Abtheilung folgten die oben schon erwähnten Umgangshallen und alsdann die Arkaden. Die innerste Abtheilung war eine massive Mauer, welche das Podium trug oder die Einfassungsmauer zur Sicherheit der Zuschauer auf den untersten Sitzen. In unseren Resten ist diese Mauer im Durchschnitte noch 7 Fuß hoch. Gitter (Cancelli) umgaben den Stand des Podiums, zur größeren Schutzwehr gegen die wilden Thiere. Auf diesen Sitzen nahmen die vornehmsten Staatsbeamten ihren Platz; hier war auch der abgesonderte Sitz für die Römischen Imperatoren — bei uns wahrscheinlich in der Gegend des überwölbten Einganges, den man in der Volkssprache Kas-Keller nennt. Ueber diese sonderbare Benennung ist schon manches gefabelt worden.

Die verschiedenen Sitzstufen mußten, nach ihren verschiedenen Stockwerken, wie in den Theatern, durch Gänge von einander abgesondert sein, um bei dem Aus- und Eingehen den nöthigen Platz zu verschaffen. Davon ist in unserm Amphitheater durchaus nichts übrig geblieben: auch in allen andern sieht man, wie Sickler bemerkt, nur einzelne Bruchstücke. Auch sagt er: da, wo die Sitzstufen sich noch erhalten zeigen im Colosseum, sieht man, daß sie 2 F. breit gewesen, und hinten mit einer kleinen, 3 F. hohen Anlehne versehen waren, worauf der Platz für die Füße der höher liegenden Sitzstufe folgte. Einige Sitzstufen fand man noch bei den Ausgrabungen unsers Amphitheaters, welche durch die Königl. Regierung in den Jahren 1816 und 1817 veranstaltet wurden.

Um bei schlechtem Wetter, oder bei großer Sonnenhitze, einigen Schutz von oben zu haben, ward, wie bei den Theatern, über das ganze Gebäude, so weit als die Zuschauer saßen, ein Tuch gespannt, das sogenannte Velarium. In der Mitte über der Arena schwebte nämlich ein von Tauen verfertigter Ring, der durch tauähnliche Stricke in Metallringen, die an Segelstangen auf der obersten Mauer des Gebäudes eingefügt, befe-

stigt waren, schwebend erhalten wurde, und durch eine Maschinerie auf und abgesenkt werden konnte. Ueber die Stricke und deren Netzwerk hin waren die schützenden Tücher gebreitet, bis zu dem oben erwähnten Ringe. In dem Colosseum zu Rom bemerkt man noch jetzt die Löcher in dem Kranze der obersten Mauer, wodurch die Hölzer gesteckt waren, die, den Segelstangen gleich, das Velarium trugen *).

Unser Amphitheater hatte zwei Haupteingänge auf der Süd- und Nordseite. Der erste ist schon früher (im J. 1816) ausgegraben worden, und der zweite seit den letzten Jahren; so daß jetzt die ganze elliptische Form deutlich dasteht. Die Königl. Regierung hatte diese Arbeiten mit bedeutenden Kosten unternehmen lassen, da sie manche Ankäufe deshalb machen mußte.

Die große Achse der Ellipse liegt ziemlich genau im Meridian **), und ist, bis an die Ringmauer genommen, 219½ Fuß lang. Die Länge ihrer kleinen Achse beträgt 155 F. — Daher ist der Flächeninhalt der Arena 1 Magdeb. Morgen 5½ □R., wobei jedoch zu bemerken ist, daß am Rande der oben berührte schmale Wasserkanal hier mitgerechnet ist. Der nördliche Eingang ist 193 F. lang: seine Breite 18 F. 3 Z. Die Seiten des südlichen Eingangs sind auf eine Strecke von 114½ F. parallel, und seine Weite beträgt 17 F. 3 Z.; dann aber erweitert er sich bedeutend und läuft noch auf eine Strecke von 90 F. fort ***).

Auf jeder Außenseite der Mauer der doppelten, früher mit großen Quadern überwölbten Seitengänge der südlichen und nördlichen Haupteingänge sind, jetzt vorzüglich nur noch auf der Südseite sichtbar, Ruinen von halbrunden Thürmen, deren Zweck wir wohl nicht mehr ausmitteln können. Könnten sie vielleicht, wenigstens zum Theil, Reste der Befestigungen sein, welche die Römischen Trevirer im Anfange des fünften Jahrhunderts gegen die Vandalen errichteten?

Das äußere Baumaterial an den Resten des Amphitheaters besteht bloß aus Bruchsteinen aus jüngerem Flötzkalk würfelförmig bearbeitet, und in gleichem Mauerwerk, welches auch in seinen Ruinen einen schönen Anblick gewährt †). Es wäre zu wünschen, daß auch hier ein Wächter, wie bei den Bädern, gesetzt würde; da wir mit Bedauern sehen, daß die Steine des noch bestehenden netten netzförmigen Gemäuers hier und da durch neuere Vandalische Hände aus ihren Fugen gerissen werden! — —

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Man vergl. Lipsius de Amphith. — Maffei de Amph. — Durand d'Architect. — Clerisseau Antiq. de France. — Stieglitz, Archäol. d. Bauk. d. Gr. u. Röm. II. — Fernow, Röm. Studien II. u. a. m.

**) Thom. Sanderad Müller's fünf für die Weltlage von Trier, nach astronomischen Gründen berechnete, gnomonische Tafeln. Trier, 1802. S. 40. f.

***) Diese Ausmessungen verdanke ich der Gefälligkeit des Herrn Druckenmüller, Lehrers der Mathematik an unserm Gymnasium.

Sickler giebt folgende Ausmessungen des Colosseums zu Rom an: Der Umfang des ganzen Gebäudes beträgt gegen 2013 F.; die äußere Höhe gegen 193 F.; die Arena oder Area hat im innern Umkreise gegen 916 F.; in ihrem längsten Durchmesser gegen 350 F. und in ihrem kürzesten Durchmesser 223 F. — Dieses Amphitheater soll, nach Zeugnissen Römischer Schriftsteller, 85.000 Zuschauer auf den Sitzen bequem haben fassen können.

†) Von der netzförmigen Art des Mauerwerks (opus reticulatum) und dem gleichen Mauerwerk (isodomum) spricht Vitruv ausführlich (II. 8.). Beides findet sich an unserm Amphitheater. Vitruv behauptet, und selbst auch Plinius (XXXVI. 51.) daß das netzförmige Mauerwerk nicht dauerhaft sei; es haben sich aber gleichwohl (wie sowohl Rode, der deutsche Uebersetzer Vitruv's, als auch De Bioul, der französische, in ihren Noten bemerken) ganze Gebäude, welche völlig so gemauert sind, erhalten: wie unter andern die sogenannte Villa des Mäcenas zu Tivoli, der Rest von dem Tempel des Hercules daselbst, die Ueberbleibsel von der Villa des Lucullus zu Frascati, und große Stücke Mauern von der Villa des Domitian zu Castel Gandolfo. De Bioul setzt hinzu: J'ai trouvé par toute l'Italie, des ruines d'opus reticulatum: j'en ai vu sur-tout dans l'ancienne Campanie, et dans une infinité d'autres endroits du royaume de Naples. Auch in anderen Ländern ausser Italien befinden sich viele Ueberbleibsel von dieser Art Mauerwerk.

Auch unser Amphitheater würde gewiß noch ziemlich gut, in seiner ganzen Form erhalten, dastehen, wenn nicht Unwissenheit und Frevel Hand daran gelegt hätten! —

Miscellaneen *)

aus der Cölner Handschrift des Otto Hoch.

Mitgetheilt

von J. H. Wyttenbach.

Das Erdbeben zu Lissabon und am Niederrhein.

Als am 1. November 1755 ein fürchterliches Erdbeben die schöne Stadt Lissabon verwüstete, spürte man auch am Rhein einige, obgleich leichte Stöße. Alsobald verbreitete sich in Cöln, man wußte nicht durch welchen falschen Propheten, das böse Gerücht, ein ähnliches Schicksal, wie zu Lissabon, stünde auch, gegen das Ende des Jahres, der Stadt Cöln bevor. Drei Erdstöße, die ziemlich bedeutend waren, doch ohne Schaden zuzufügen, und am 27. December gegen Mitternacht begannen, schienen das Gerede zu vergewissern, und steigerten den Schrecken auf den höchsten Punkt. Jeder glaubte, den jüngsten Tag zu erleben. Alle Bewohner verließen ihre Häuser, und flüchteten sich in die Kirchen, diese für den sichersten Schutzort haltend. Die sogenannten Kappesbauern aber durchzogen in Processionen mit Gebeten und Jammertönen die Stadt. Nachdem sich indessen der Schrecken gemildert hatte, und die Prophezeiung nicht eingetroffen war: erfüllte plötzlich eine neue Furcht die Cölner; denn am 18. Febr. 1756 empfanden wir den vierten Erdstoß, der ziemlich stark und gefährlich war; am 20. den fünften; am 2. April den sechsten; am 3. Juni den siebenten; am 2. October den achten, und am 19. November den neunten. —

Die Bewohner Cöln's waren jetzt so fromm geworden, daß die Stadt wahrhaft Sancta Colonia genannt werden konnte.

Einige Worte über Verhorst, Weihbischof von Trier.

Joh. Peter Verhorst, diese Zierde der Bischöfe, war zu Cöln, den 22. Febr. 1657 gebohren. Sein Vater war Bürgermeister; seine Mutter aus dem Geschlechte Franken-Sierodorpff. — Gegen das Jahr 1688 wurde er vom Erzbischof von Trier, Johann Hugo (von Orsbeck) zum Weihbischof, General-Vicar und Official bestimmt. Er ließ sich sein Amt mit wahrem

*) Fortsetzung der in N°. 7. begonnenen Mittheilungen aus derselben Handschrift.

evangelischen Eifer angelegen sein. Die Amtsgeschäfte theilte er mit dem Studium. In der Fastenzeit, und an den höheren Festtagen des Jahres predigte er regelmäßig in der Domkirche, stets in großer Versammlung des Volkes. Ausser der Muttersprache, konnte er mit Leichtigkeit sich der Lateinischen, Französischen und Italienischen Sprache bedienen. Auch des Griechischen und Hebräischen war er nicht unkundig. Sein Gedächtniß stand ihm so zu Gebote, daß er den ganzen Psalter David's wörtlich hersagen konnte. Auf seinen Visitationen durch die Diöces war er schon am frühen Morgen im Beichtstuhle, predigte dann dem Volke, oder hielt Catechese den Kindern — alles dies ausser der Ertheilung des Sacraments der Firmung. — Man fand ihn oft Nachts auf harter Erde schlafend. — Von Rom aus hatte man ihm die Stelle eines **Auditor in Rota Romana** angetragen; er aber schlug das Anerbieten aus.

Er starb plötzlich, durch einen Schlagfluß getroffen, und zwar am Altare, nach genossener Eucharistie unter den Gestalten des Brodes; so daß er sich noch selbst das **Viaticum** gereicht hatte. Dies geschah am 12. Juli 1708, im 51ten Jahre seines Alters.

Seine Trauerrede hielt der Jesuit Hermann Mylius, auch ein Cölner. Begraben wurde er zu St. Simeon.

Seine Zeitgenossen setzten ihm auf den Grab-Marmor die schönen Worte: **Sacerdos vere magnus!**—

Ein Schiffbruch in der Südsee.

Seit drei Tagen war jede Küste unsichtbar geworden und nach meinem Urtheile fanden wir uns ungefähr in gleicher Entfernung von Liou-Tcheou und von Japan, d. i. 29 Grad nördlicher Breite. Es war (der Tag ist mir noch genau im Gedächtnisse) der 9. October 1830. Am Morgen schien die Sonne aus einem Purpurmantel hervorzugehen. Der Wind wehte noch von Südost, aber sanft, ungewiß, als wehe er nur zum Scherze Der Himmel war blau und heiter, von dieser Seite breiteten sich graue, schwarze, silberne, perlfarbige Massen nach und nach über den matten Azur des Himmels aus. Dieser Wolkenschleier glich einem Vorhange, der sich bei dem Zischen des Machinisten auf die Bühne herabläßt. Diese dunkeln Gewölke gingen in ihrem Zuge gegen den Wind; mächtiger als er, waren sie bestimmt ihn zu besiegen. Sonderbare und plötzlich hervorbrechende Lichtschimmer durchzuckten diese finster heranziehenden Gestalten des Himmels; man sah beinahe mit bloßem Auge, wie sie ihre verschiedenen Elemente, all ihre Kraft zusammenhäuften, um hier und da in dieser weiten Atmosphäre die Schwefel- und electrischen Atome aufzusuchen, die nachher in Donner losbrechen, um alle Dünste zu vereinigen, die nachher zu Regen sich gestalten sollten.

Zum bevorstehenden Sturme fehlten keine der Vorzeichen, die die Natur gibt. Die Seeleute, für die der Anblick des Himmels und der Wasser so viele Offenbarungen enthält; die Reisenden selbst, die mit den Vorzeichen eines Orkans beinahe immer vertraut werden, fanden ohne Zweifel in ihrer Erinnerung ähnliche Luftsymtome. Aber sogar Denen, die keine Erfahrung in diesem Punkt gehabt hätten, wären die Erscheinungen des electrischen Fluidums, das Schauern der Haut, die innersten Schwingungen auch der feinsten Fiebern hinreichend gewesen, ihnen einen furchtbaren und gefahrvollen Sturm vorherzusagen. Die eingeschüchterten Vögel flohen vor seiner Wuth hinweg. Tchaou-Tsing täuschte sich nicht darüber; er sah, daß es sich um unser aller Leben handle, der alte ergraute Steuermann! „Taï-foung!“ schrie er mit einer Stimme, daß ich ihn nicht erkannte. Das Wort betonte er so wunderlich, daß auch nicht ein Matrose im ganzen Schiff' sich darüber täuschte. Man hörte es auf dem ganzen Verdecke; man hörte es in den Zimmern, in den Küchen; es drang bis zum untersten Schiffsraume. Bei diesem Ruf regte sich Alles. „Taï-foung!“ wiederholte der Schiffs-Capitain, und Alle schüttelten zugleich, nach der Seite, woher der Orkan kam, gewendet, unwillkührlich die Köpfe und alle Lippen wurden blaß vor Entsetzen und öffneten sich, um zu murmeln: Taï-foung! Taï-foung *)!

Der Taï-foung kam über uns heran; er wurde angekündigt durch ein fürchterliches, unstetes Gemurmel, durch ein dumpfes Getön, welches weder vom Winde, noch von der Meersfluth herkam; er spielte schon in den Segeln, die er hernach Fetzen nach Fetzen verschlingen wollte; er erhob die langen Flechten unserer Chinesischen Seeleute, deren Gesichter er in Kurzem zerschlagen wird; er kam daher, in seinen mächtigen Flügeln eine unbekannte Zukunft hüllend, den Tod in offener See, den Schiffbruch an einer Küste oder, wenn's gut ging, den Verlust unserer Schätze im verschlingenden Wassergrabe.

In solchen Gefahren sieht man, was das Oberhaupt eines Schiffes vermag, der Capitain, auf dem Meere der erste Herr nach Gott. Es ist ihm gegönnt, wenn er die Ruhe liebt, sich in einer Hangematte zu wiegen, während der günstigen Zeit, wenn das Fahrzeug über die stille Oberfläche des Meeres hingleitet, mit seinen blähenden Segeln, auf sicherer Fahrt. Ja, dann kann er das Hintertheil verlassen, sich seinen Offizieren anvertrauen, aber in dem Augenblicke, wo es den Sturm mit den Elementen gilt, muß er, der General der Armee, Posten fassen, seinem Feinde zuvorkommen, mit ihm ringen, ihn niederwerfen. Das ist ein herrlicher, ein edler Kampf, glaubt mir! Stehend auf dem Hinterverdecke, baarhaupt, das Sprachrohr in der Hand, umleuchtet von Blitzen, durchnäßt von den Wassern des Himmels und des Meers, nahe beim Steuerruder angebunden mit einem Tau, wenn die Fluth über das Schiff hergähnt, sich erhebend, wenn die Woge vorbei ist, um seine Befehle zu geben, verantwortlich für das Leben aller dieser Menschen, für die Zukunft der Familien, die sie erwarten, kann wohl ein Schiffscapitain stolz sein auf die Majestät seines Amtes. Da ist's nöthig, daß er Vertrauen auf sich faßt, daß er ein Mann voll Kraft und Heldenmuth sei, sei es auch nur während des Sturmes. Da ist es nöthig, daß er der Bravste in der Mitte der Braven sei. Wenn er wankt, so ist Alles verloren. Wer würde aber zittern, so lange der Schiffscapitain sein Haupt ruhig emporträgt? Wer würde nicht von Muth beseelt sein, so lange der Capitain noch Vertrauen hat? Wer könnte verzweifeln, so lange der Capitain noch hofft?

Tchaou-Tsing, ich wiederhol' es, war ein guter Seemann; der Orkan lehrte mich ihn noch besser kennen: ein Muth, stark wie Stahl, jeder Gefahr trotzend, war sein Eigenthum. Die erste Bewegung seines Schiffsvolks war Angst und Schrecken; einige seiner Matrosen warfen sich auf das Verdeck mit dem Bauche hin. Er

*) Dies zusammengesetzte Chinesische Wort besteht aus taï, groß, und foung, Wind, und bedeutet so viel, als Sturm, Orkan.

lief auf sie zu, die Peitsche in der Hand, bezeichnete den Zaghaftesten die Höhe des Mastes, zwang sie hinaufzusteigen, und die Segel zusammenzuziehen. Seine kurzen, bündigen Befehle wurden alsbald mit dem tiefsten Stillschweigen vollzogen. Die Rahen wurden geschlichtet, nur einige Untersegel blieben stehen.

Der Taï-foung brach bald mit der schrecklichsten Gewalt los; dieser Wolkenschleier, aufgehängt an dem weiten drohenden Horizonte, hatte sich wie zu einem hohen Dome gebildet, und der Wind blies beständig von Südost in die Rahen und ins Tauwerk. Es ist selten, daß die Gefahren, die man selbst bestanden hat, so gewaltig scheinen, als diejenigen, deren Beschreibung uns zukommt. Ohne jedoch etwas zu übertreiben, glaube ich behaupten zu können, daß nie ein ähnlicher Orkan diese Meeresfluthen peitschte. Wenn ich hundert Jahre lebe, so wird mir die Erinnerung daran so frisch bleiben, so gegenwärtig, wie am Tage, wo der Orkan wüthete. Der Himmel wurde schwarz, wie eine Kohle, so schwarz, daß ich mich wunderte, die hellen Regentropfen fallen zu sehen. Die Wolken gingen so niedrig, daß sie die Masten mit dickem Nebel bedeckten; sie wirbelten mit so reißender Gewalt, bildeten über uns ein aufgehängtes Meer, so brausend, so wirr, so hin und her fluthend, daß ich meine Besinnung verlor, daß ich betäubt, außer mir, nicht wußte, wo ich war, und was um mich vorging. Kein Wunder übrigens war's, von sich zu kommen, wenn man bei jeder schäumenden Woge sich auf den Bauch legen mußte, an einen Ring von Eisen, an ein Tau, an ein Rahmholz des Schiffs sich klammern mußte.

Eine Stunde nach den ersten Windstößen des Orkans bot das Chinesische Fahrzeug einen Anblick der Trauer und der Zerstörung dar. Unter der Gewalt des Windes hatten die beiden Masten gekracht; der einzige, welcher noch stand, ein kleiner Mast, woran die Flagge hing, oben auf dem Hinterverdecke, wurde nach dem Befehl des Capitains niedergehauen. Bei jeder Minute schlug das Meer über das kahle Verdeck, indem es, wie ein Mauerbrecher gegen ein Bollwerk, andrang, mit dem festen Willen, diese Planken zu durchbrechen und das Schiff zu versenken. Mehrere Kabinette, die am Hinterverdecke übereinander angebracht waren, hielten nicht lange aus. In einem Momente erschütterte das Meer diesen kleinen Anhang des Schiffs gewaltig, riß ihn hinweg, wie mit Zangen, und warf ihn halb zertrümmert in die Mitte des Wirbels. Zwei Schiffsjungen und fünf Reisende fanden sich in demselben eingeschlossen; ich stützte mich daran, als er wich und verschwand. Ein Tau rettete mich.

Welche Lage, durch den schrecklichsten Sturm nur das Brett eines Schiffs unter seinen Füßen zu haben, eines schwachen, zerbrechlichen Schiffes, halb schon zerstört und bereit sich voneinander zu lösen! So zu sterben, entfernt von den Seinen, ohne eines Freundes Hand drücken zu können, ohne sich ein Lebewohl zu sagen in dem Augenblicke der langen Reise; unbekannt zu Grunde zu gehen, auf einem Chinesischen Transportschiffe, worauf Niemand sich mehr um Einen kümmern wird; eine Familie in Europa zurückzulassen, schwebend zwischen der Angst des Todes und der Hoffnung des Wiedersehns, o es war für mich ein schrecklicher, ein herzzerreißender Gedanke! In diesem Momente, in dieser feierlichen Minute hatte ich Furcht.

(Fortsetzung folg.)

Der Speculant wider Willen.

Der Graf von Flamarens hatte sich, nachdem er mit Ehren seine militärische Laufbahn vollendet, in seine Provinz zurückgezogen, wo er, in ehrenvoller Wohlhäbigkeit, die Würde seines Namens aufrecht erhielt. Ein Prozeß, der ihm sehr wichtig war, zwang ihn, eine Reise nach Paris zu machen. Er nahm seine Pferde mit, und legte seinen Weg sehr langsam zurück. Als er durch den Wald von Fontainebleau kam, sah er viele Leute zu Pferd, die einen Kreuzweg einschlugen und dasselbe Reiseziel zu haben schienen, wie er. Die Neugierde bewog ihn, ihnen zu folgen, er kümmerte sich wenig darum, ob er ein Stück Wegs umging. Nachdem er einige Zeit vorangeritten war, kam er an einen großen runden Platz, den man das Hirschgehölz nannte und wo er mehrere Menschen traf. Sie waren insgesammt schlecht gekleidet, waren abgestiegen und hatten ihre Pferde an die Baumäste gebunden. Der erste Gedanke, worauf er fiel, war, daß er sich in der Mitte einer Räuberbande befände, und da ihm die Flucht unmöglich schien, weil er durch die einzige Allee, die ihm zum Entfliehen offen stand, noch viele Leute herankommen sah; so hielt er es für das beste Mittel, sich aus der Affaire herauszuziehen, wenn er es machte, wie die Andern, und so von ihrer Gesellschaft zu sein schiene. Er stieg daher auch ab und band sein Pferd an einen Baum; aber seine Unruhe stieg, als er sah, wie Aller Augen sich auf ihn hefteten. Nach und nach fing man an, Gruppen zu bilden, miteinander zu flüstern, ohne daß man jedoch ihn aus dem Gesichte zu verlieren schien. Endlich trennte sich jemand von der Gesellschaft, kam gerade auf ihn zu und fragte ihn etwas verlegen, welcher Beweggrund ihn hieher führe. Der Graf, der auf seinem ersten Gedanken beharrte, antwortete ihm mit ziemlich festem Tone: „Wahrscheinlich, mein Herr, derselbe, der Sie hieher geführt hat.“ Der Abgesandte zog sich zurück, trat wieder in den Zirkel; das Geflüster fing von Neuem mit mehr Thätigkeit an. Man kam zu Herrn von Flamarens zurück, man bot ihm 200 Louisd'or, wenn er sich zurückziehen wolle. Sehr verwundert über ein so unvorgesehenes Anerbieten, fing er an, sein Abentheuer sehr amüsant zu finden, ohne jedoch etwas davon zu begreifen. Er antwortete auf's grade Wohl, das sei nicht genug. Man geht zurück, man kommt wieder, man dringt in ihn; man bietet ihm zuletzt 500 Louisd'or an, die man ihm baar auszahlt. Von alle dem begreift er Nichts; aber er nimmt das Geld, was man ihm anbietet, besteigt sein Pferd und reitet ab, nachdem diese Herren ihm alle mögliche Höflichkeit erwiesen hatten und sehr überrascht waren, ihn mit so vieler Freude seinen Rückweg antreten zu sehen. Zu Melun angekommen, zieht er über die Gesellschaft, die er getroffen hatte, Erkundigungen ein, und durch die einzelnen Aufschlüsse, die man ihm gibt, erfährt er, daß der Zufall ihn in das Hirschgehölz in einem Augenblicke gebracht hatte, wo man eben einen ansehnlichen Theil der Waldung versteigern wollte. Es war ihm nun nicht schwer hieraus zu schließen, daß alle die Leute, die er gesehen hatte, wegen der Aussteigerung in Gesellschaft getreten waren. Sie hatten ihn für einen lästigen Mitsteigerer gehalten und waren froh gewesen, ihn zu diesem Preise auf gute Weise los zu werden.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 6. September N°. 20.

TREVIRIS.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz N°. 112. und bei C. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Die Ueberreste des Amphitheaters.

Von J. H. Wyttenbach.

(Schluß.)

Wie alle Herrlichkeit so verwüstet liegt! — Und was waren diese Gebäude, selbst in ihrer Vollkommenheit, gegen das ungeheure Leben darin!

Das Alter des Amphitheaters zu Trier läßt sich nicht genau bestimmen, so lange wir nicht eine Inschrift finden, die uns darüber volles Licht verbreiten kann. Einiges Licht giebt uns indessen eine dem Jupiter und der Juno für das Heil des Imperators Trajan gewidmete, und an diesem Orte im J. 1780 entdeckte Steinschrift. Zur Zeit dieses Kaisers bestand also schon, wie angenommen werden könnte, das Amphitheater. Der Inhalt des Votivsteins lautete im Originale:

I. O. M.
ET. IVNONI. REGINAE.
PRO. SALVTE. IMPERA
TORIS. TRAIANI. AVG.
LICINIVS. 7. X LEG. VI. TRA
IANI. EX. VOTO. POSVIT. *).

Dieser Licinius, Centurio der zehnten Cohorte in der sechsten Legion, war vielleicht ein Trevirer. Die Legion heißt die sechste, und zwar Trajan's. Man kennt aus Tacitus und Dio Cassius zwei sechste Legionen — Victrix und Ferrata; aber man findet auch d n Namen einer sechsten Gallischen Legion auf Inschriften. Eine Legio VI. Trajani ist mir aber sonst noch nirgend vorgekommen; doch eine von den genannten mag den besondern Namen später, unter Trajan, erhalten haben. Wir wissen, daß die zwei ersten, wegen des Batavischen Kriegs, im J. 71 in unsre Gegend versetzt wurden. Eine Legio I. Trajana hatte, nach Ptolomäus, zu Coblenz am Rhein ihr Hauptquartier.

*) Es verdient bemerkt zu werden, daß in Gruter's Sammlung (Corp. inscript. I. p. VII.) ein Votivstein angeführt wird, welcher zu Rom, gleichfalls bei einem Amphitheater, war gefunden worden, auf welchem die obere Formel die nämliche war: J. o. m. et Junoni reginae pro salute M. Aurelii Antonini (statt bei uns Trajani).

Einzelne Bruchstücke von Legionssteinen wurden auch bei den Ausgrabungen unsrer Zeit aufgefunden, worunter eine Leg. Trajani IV., nach den Abbreviaturen zu urtheilen, schien gewesen zu sein.

Es wird hier nicht am unrechten Orte sein, noch von andern Inschriften zu sprechen, die theils in früherer, theils in neuerer Zeit bei diesen alten Resten entdeckt wurden.

In den Jahren 1802 und 1803 wurden mehre dem Mars gewidmete Säulen ausgegraben. Eine mit der Inschrift:

MARTI. VICT.

Auf einer andern las man folgende Worte:

MARTI.
ET. IVLIO. OPTIMO.

Es ist zu beklagen, daß diese drei Steine sich verloren haben; aber ich hatte glücklicher Weise die Inschriften aufbewahrt. —

An den Seitenmauern unsers Neuthors befanden sich bis in die neuesten Zeiten einige Steinfragmente mit Basreliefs, die von da in die Sammlung im Marsthor kamen. Eines dieser Fragmente, der Eckstein eines Basreliefs, scheint, auf der einen Seite, die Mythe des Perseus und der Andromeda, und auf der andern eine Amazone mit der Streitart (bipennis) und einem Schilde vorgestellt zu haben *). Auf einem andern Steine ist ein Triton und eine Chimära dargestellt. Beide Steine waren, wie frühere Zeugnisse versichern, ursprünglich eine Zierde des Amphitheaters, von wo sie wegwanderten, als der Erzbischof Johann I., im J. 1211, die damals noch bedeutenden Reste des Amphitheaters dem Kloster Hemmerod schenkte. In der darüber ausgestellten Urkunde **) heißt es: In Erwägung, daß diese Mauern geringen oder keinen Nutzen in Zukunft dem Gemeinwesen bringen werden, so wie sie schon Jahrhunderte lang unnütz waren; so schenken wir diese Ruinen und Mauern dem rc. rc., damit sie dem besagten Kloster zu beliebigem Gebrauche dienen können.— Durch diese sonderbare Schenkung des Erzbischofs, der nur Steine, als solche, zu schätzen wußte, wurde das Gemäuer zu einer immer größern Ruine — und doch

*) War dieses vielleicht das Monument einer tapfern Kämpferin? Es ist erwiesen, daß in spätern Zeiten der Römer auch Frauen auf der Arena erschienen, und nicht allein gegen Männer, sondern auch gegen wilde Thiere kämpften, wie dieses auf vielen alten Münzen und anderen Monumenten zu sehen ist, und auch durch verschiedene Stellen der alten Schriftsteller bestätigt wird.

**) Honth. Hist. Trev. dip. I. p. 649. sq.

müssen wir noch den Klostergeistlichen danken, daß sie nicht Alles niedergerissen haben. — O! wie viel leichter ist es, niederzureißen, als aufzubauen!

Im Jahre 1818 wurde im Podium des Amphitheaters eine schon viel besprochene Inschrift gefunden, die auf den Ort selbst sich bezieht, und daher für unsre Geschichte höchst merkwürdig ist. Die in einzelnen Buchstaben zum Theil verstümmelte Steinschrift hatte ich im April 1819 in der Trierischen Chronik zuerst abdrucken lassen. Es dauerte nicht lange, so versuchten mehre ausgezeichnete Gelehrte Erklärungen zur Entzifferung derselben *).

Schließen will ich diese Forschungen mit einigen Worten über die Wasserleitung, wovon ein Theil wahrscheinlich zum Amphitheater, und ein anderer, der beträchtlichere, nach den Thermen geführt war.

Wasserbaukunst war ein wesentlicher Theil von Römischer Architektur.

Von den Orientalen werden zwar in der ältesten Zeit manche große Wasserleitungen angeführt, aber die Römer haben in diesem Punkt bald alle andere Völker hinter sich gelassen — vorzüglich seit der Regierung des Augustus. Solche Bauwerke gehörten, nach den Zeugnissen der Alten **), nebst den Heerstraßen, zu den bewunderswürdigsten Werken, worin sich die Größe des Römischen Reichs am sichtbarsten offenbarte.

Die Wasserleitung, von welcher hier die Rede ist, beginnt oberhalb des Dorfes Waldrach an der Ruwer, und ist großen Theils, wo sie unter der Erde fortläuft, noch wohl erhalten. In den Thälern aber, wo sie über

*) Nämlich: Eichstädt in Jena, Heinrich in Bonn, Böttiger in Dresden (nur handschriftlich), und endlich Lehne in Mainz. — Es waren vorzüglich die Worte: **Genio Arenariorum Consistentium Col. Aug. Trev.**, welche Schwierigkeiten gaben. Ich hebe hier vorzüglich nur die Erklärungen aus, die Professor Heinrich, und Stadtbibliothekar Lehne bekannt gemacht haben. Der erste übersetzt die Worte: Dem Genius der Kämpfer, die auf der Arena des alten Triers den Kampf tapfer bestanden. (Eichstädt nimmt ein in Trier bestandenes Collegium der Gladiatoren an.) Der Andre: Dem Schutzgeiste der, in der Augustischen Pflanzstadt der Trevirer bestehenden Gesellschaft der Sandgräber. Arenarier, sagt Lehne, waren Theilnehmer an den Sandgruben, welche sowohl Sand als Kalk und Bruchsteine zu den Bauwerken lieferten. Diese bildeten ein Collegium in den großen Städten.

In der letzten Erklärung wird also das Wort **Arenarii** in seiner natürlichen Bedeutung genommen; in der ersten in figürlicher, da man die Fechter wohl **Arenarii** nennen konnte, weil sie auf dem Sandboden (Arena) kämpften. Auch das Wort **consistentium** wurde von beiden Gelehrten verschieden genommen. Der erste bezieht es auf den festen Stand der Kämpfer; der andre auf den Begriff des in Trier bestehenden Collegiums, und führt mehre Inschriften an, in welchen es in dieser Bedeutung ohne allen Zweifel vorkommt. (S. Quednow's Beschreib. der Alterth. Trier's [II. S. 38.] hinsichtlich der ersten, und Brewer's Vaterländische Chronik [Köln, 9s Heft, 1825] S. 499 ff.) hinsichtlich der zweiten Entzifferung.

Wenn ich nicht irre, so hat der berühmte Archäolog Böttiger die Inschrift auf das Andenken christlicher Märtyrer, die in der Trierischen Arena geblutet hätten, bezogen. Aber wie reimt sich das, schon mit den ersten Worten: **IN H. D. D.** (in honorem domus divinae (zur Ehre des göttlichen [d. i. kaiserlichen] Hauses)? —

) **Dionys. Halic. (L. 3.) — **Frontinus** (De Aquaed. art. 119.) — **Plinius** (Hist. nat. XXXVI. 24.) — Ueber die Leitung des Wassers vergl. **Vitruvius** (VIII. 7.) Nach diesem leitete man das Wasser auf dreierlei Art: entweder in einem Gerinne durch gemauerte Wasserläufe, oder in bleiernen oder in irdenen Röhren.

massive Bogenstellungen fortlief, ist fast gar nichts übrig geblieben. Nur bei dem Grünhause (zwischen den Dörfern Casel und Ruwer) haben sich im Thale noch Ueberbleibsel von den Pfeilern einer solchen Bogenstellung gefunden. Hier fanden sich in unsrer Zeit, neben der Wasserleitung, Reste eines Römischen Bauwerkes, entweder eines Wasserbehältnisses (castellum nach Vitruv), oder der Wohnung eines Aufsehers der Wasserleitung. Auch zeigen die noch in einigen Thälern zwischen Casel und Waldrach befindlichen großen Quader deutlich, daß daselbst das Wasser ebenfalls auf Kanälen über Bogenstellungen fortgeleitet worden. Hinter dem Dorfe Ruwer und zwischen Kürenz und dem Amphitheater ist die Wasserleitung zwar von Außen zerstört; doch kann man auf verschiedenen Punkten die Richtung, in welcher sie fortlief, ziemlich bestimmt verfolgen.

Die Construktion der Wasserleitung ist an den bekannten Stellen ganz die nämliche. Der Kanal ist zwischen 3—4 F. breit, und vom Boden bis zum Schlußsteine des Gewölbes 5 F. 10 Z. hoch *). Die Seitenmauern bestehen aus Bruchsteinen, in sehr festen, beinah unzerstörbaren Mörtel gelegt. Die äußere Fläche des Cements scheint wie abgeschliffen, und nimmt, bei der ausserordentlichen Härte der Masse, Politur an. Das Gewölbe ist im halben Cirkel 1 F. stark, von keilförmig behauenen Kalksteinen ungleicher Breite in Mörtel gelegt, wie in den Seitenmauern. -- Wie lange werden aber noch die bis jetzt bekannten Reste, da sie größentheils durch Grundstucke ziehen, von den Besitzern verschont werden? Es ist schon Manches zu anderen Zwecken verwendet worden. Daher ist es doppelt nöthig, das in unseren Tagen noch Bestehende, wenigstens durch Wort und Schrift, der Nachwelt aufzubewahren. Dies ist die Pflicht einer Generation an die andre.

Es bleibt daher wahr: Eine Zeit darf von der andern nicht abgerissen gedacht werden. Es giebt keine todte Vergangenheit; denn das gegenwärtige Leben soll sich an die Vergangenheit anschmiegen, und es ist nicht zu läugnen, daß sich das Leben dadurch am sichersten erweitre, wenn man zugleich in der jetzigen Zeit und in der Vorzeit lebt. „Alles hält, alles verschnürzt sich — schließen wir mit einem geistreichen Schriftsteller. — Jedes Jahrhundert ist der Erzeuger eines andern Jahrhunderts."

*) Brewer sagt in der **Proparasceve** seiner **Annal. Trev.**: Das Gewölbe dieses Aqueductes war so hoch und breit, daß zwei Menschen darin aufrecht stehen, und neben einander darin gehen konnten. Das Innere war glatt, wie Marmor. — Der Arm der Wasserleitung, der zu den Thermen ging, ist zu den Zeiten des Kurfürsten Philipp Christoph, im 17ten Jahrhundert, gefunden worden. Dieser Fürst ließ ihn eröffnen, um sich von seinem Dasein zu überzeugen. Aber die Kenntniß der Lage desselben hat sich, wie es scheint, wieder verloren. —

Miscellaneen

aus der Cölner Handschrift des Otto Hoch.

Mitgetheilt

von J. H. Wyttenbach.

Der Erzbischof Franz Georg von Trier.

Franz Georg, Graf von Schönborn, Erzbischof und Kurfürst von Trier, des Domstifts zu Cöln Scholastikus und Kapitular, stirbt in Ehrenbreitstein in diesem J. 1756, am 18. Januar, 74 J. alt, und im 27ten der Regierung.

Dieser große Erzbischof war gleich bei dem Anfange seiner Regierung bedacht, alle Noth und Ange-

legenheiten seines Landes selbst zu wissen. Um dies zu erfahren, mußte Alles durch seine Hände gehen, was bei seinem Hofrath, der Kammer und den übrigen geistlichen und weltlichen Gerichten geschlichtet wurde. War ihm der Tag nicht lang genug, so wurde die Nacht zu Hülfe genommen. Diese beschwerliche Bemühung dauerte bis in die letzten Tage seines Lebens. Man bewunderte ihn allgemein wegen seiner weisen und klugen Regierung. Hinsichtlich seiner tiefen Einsicht in Staatssachen war er einer der größten Fürsten Europa's *). Seine Thätigkeit war unermüdet. Er hat eine Menge Diaria domestica eigenhändig geschrieben, die einige Volumina ausmachten, worin er das, was in der Welt Merkwürdiges sich ereignete, aufzeichnete, und was in seinem Kurfürstenthume zu ändern, oder als nützlich erprobt zu lassen sei **).

Zehn Tage vor seinem Tode hat er ein Sendschreiben an alle Gemeinden ergehen lassen, worin er seine Unterthanen um Verzeihung bat, wenn er sie etwa, ohne sein Wissen, in seiner Regierung sollte beleidigt haben.

Zur bessern Verpflegung armer Weltgeistlichen vermachte er ein Kapital von 60,000 Thlr.; der Domkirche zu Speier eines von 40,000.

Den 1. Januar 1756 wurde Franz Georg von einem anhaltenden Fieber mit einem starken Erbrechen ergriffen. Die Krankheit nahm immer zu. Die Gefahr des Todes wurde ihm von seinem Beichtvater, einem Kapuziner, angedeutet. Er dankte dem Beichtvater, mit dem heroischen Zusatz: ich fürchte nicht zu sterben.

Seinem Nachfolger, Johann Philipp von Walderdorf, übergab er sein Testament, mit der Bitte, seine getreuen Diener und Beamten, wie auch sämmtliche Unterthanen in Schutz nehmen zu wollen. Nachdem er diese Bitte ausgesprochen hatte, entblößte er sein Haupt, und begehrte von seinem Nachfolger mit gefaltenen Händen den Erzbischöflichen Segen, dessen Hände er kurz zuvor mit der Salbung des h. Oels selbst geheiligt hatte.

*) Sein großer Zeitgenosse, Friedrich II. von Preußen, hat dieses Urtheil bestätigt.

**) Wo sind jetzt diese herrlichen Manuscripte? — — Es muß uns übrigens freuen, sehr viele eigenhändige, und höchst interessante Briefe dieses ausgezeichneten Fürsten gerettet zu haben.

Ein Schiffbruch in der Südsee.

(Fortsetzung.)

Ich lehnte mich an das Parkholz und sah um mich; Nichts hatte sich geändert: immer dasselbe Meer, weißschäumend, hoch, unbarmherzig, tiefwallend, das arme Schiff herumdrehend, indem es mit ihm spielte, wie ein Starker, der über den Todeskampf eines Schwachen lacht; immer dieselben dumpfen, düstern, fluthenden, in tausend Farben leuchtenden Gewitterwolken; immer derselbe wüthende, pfeifende, rasende Sturmwind, immer derselbe niederströmende Platzregen, dieselben leuchtenden Blitze, dasselbe Rollen des Donners. Hingelehnt auf das Verdeck, sah ich dort oben seltsame und schrecklich drohende Zeichen, einen unvermeidlichen Tod, geschrieben an diesem unerbittlichen, nächtlich finstern Himmel.

Der Zufall wollte, daß ich mitten unter diesen furchtbaren Erscheinungen meinen Blick auf das Hintertheil lenkte, wo sich Tchaou-Tsing befand. Sein Anblick beruhigte mich, wie niedergeschlagen ich auch war. Ich fand ihn so ruhig, so ernst mitten in dieser Gefahr, daß ich anfing, meine Schwäche zu bemitleiden. Galt es nicht so gut sein Leben, als das meine? Dieser Mann hatte auch eine Familie, die ihn im Hafen erwartete; Eltern, Freunde, die die Tage seiner Abwesenheit zählten; Frau und Kinder, deren Schutz er war! Von dem Augenblicke an, als solche Gedanken mich ergriffen, war meine Angst besiegt: ich war zwar nicht mehr beruhigt, aber mehr gefaßt. Der Himmel kam mir zu Hülfe. Denn wir waren noch nicht am Ende unseres Leidens.

Seit neun Stunden dauerte der Orkan, immer wüthender, immer schrecklicher. Von Südost hatte sich der Wind nach und nach nach Süden gewandt. Man hätte sagen sollen, diese Wasser wollten in die Lüfte emporsteigen, so war alles Gleichgewicht vernichtet; dieses ganze Meerbassin thürmte über seine Fläche hinaus zum Himmel schäumende Wasserkegel. In dieser ewigen Aufeinanderfolge von Bergen und Thälern, schien das Schiff bald zu schlafen, wie der Eisvogel auf der Spitze der Woge; bald hinabgestürzt in den hohlen Raum zwischen zweien Wallungen, hätte man sagen sollen, es versinke und verliere sich.

Nichts verschlimmerte sich, und das war viel. Ohne Masten, ohne Segel, entflohen wir diesem Aufruhre der Elemente, und wer weiß, ob sie uns dadurch, daß sie uns so fürchterlich drängen, vielleicht bald aus ihrem Beringe hinaustreiben; vielleicht finden wir in ein, zwei, drei Stunden einen Himmel, der heiterer ist, und Wasser, welche weniger wüthend sind. Das waren meine Träume, als ein Schrei des Entsetzens aus dem innern Schiffsraume drang: ich verstand nicht die genaue Bedeutung dieses Ausrufs; aber den Sinn deutete ich mir; ich hatte mich nicht getäuscht: er hieß: „Wir sind verloren!" Bald zogen sich wirklich fünf bis sechs Matrosen durch eine schmale Oeffnung herauf, stürmten gegen das Schiffs-Kastell an und sprachen lebhaft mit Tchaou-Tsing. Diesmal überzog eine Art Schrecken sein kaltes ruhiges Gesicht; aber es war nur die Erscheinung einer Secunde. Dann wurde es ruhiger, als je. Indem er an mich heran kam, sagte er auf ziemlich gut Englisch: „Mein Herr, wenn Sie jetzt arbeiten wollen, die Gelegenheit ist da. Es gibt keine nutzlosen Hände am Borde eines Schiffs, wenn es gilt, die Pumpen in Bewegung zu setzen."

Dies Wort klärte mich auf; ich erfuhr das Entsetzliche unserer Lage ganz. O! welche Thätigkeit zeigte sich in diesem Momente bei den Leuten, die bis dahin unthätig mit übereinandergeschlagenen Armen das Meer ansahen und erwarteten, es möge sich gegen oder für sie erklären! Eine lange Kette von Seeleuten reihte sich auf dem Verdecke und man suchte um die Wette mit Pumpen und Eimern des Wassers los zu werden, welches in den untersten Schiffsraum durch viele Oeffnungen hereinstürzte. Wie die Andern, stand ich am Werk und suchte mich gleichsam in meiner Arbeit zu verlieren, zu ermüden, um meinen gedankenschweren Kopf zu vergessen. Ich hatte eine Kraft, eine Stärke! Wahrlich, man weiß nicht, was die Muskeln eines Menschen in ähnlichen Gelegenheiten vermögen!

So pumpten wir die ganze Nacht, aber gegen den Tag sanken unsre Arme. Acht Stunden unausgesetzter Thätigkeit, acht Stunden ohne Schlaf, war Alles, was wir leisten konnten. Aber es war bei Weitem nicht hinreichend. Wir schienen nur gearbeitet zu haben, um zu der Berechnung noch eine kurze Zeit zu gewinnen, daß das Schiff bald sinke und wir mit ihm. Bei einem solchen Winde und bei einem so stürmischen Meere war an die Boote nicht zu denken; Meer und Wind hätten uns bei dem ersten Anblick versenkt.

Das Schiffsvolk sah daher, daß die letzte Stunde

gekommen sei. Der Capitain schrie, man sollte die Pumpen in Bewegung setzen; sie hörten nicht mehr; der Capitain gerieth in Wuth, zeigte die Faust, stürzte sich mit einem langen Riemen auf sie hin; statt ihm, wie gewöhnlich, zu gehorchen, murrten sie und nahmen eine so drohende Miene an, daß Tchaou-Tsing nicht weiter sie drängte. Er kehrte auf das Hintertheil zurück, finster, schweigend, weniger niedergeschlagen durch das Schicksal, das ihn erwartete, als durch diesen ungewohnten Ungehorsam. Seine Matrosen indeß, einzig ihren letzten Eingebungen folgend, gruppirten sich um ein kleines Götzenbild, welches auf dem Vordertheile des Schiffes angebracht war, eine Art von Chinesischer Meergöttinn, die Beschützerinn der Seeleute. Als sie sich Alle niedergekniet hatten, begann einer von ihnen eine Litaney, die die Andern mit gewissen Antworten unterbrachen. Dann verbrannten sie unter der Nase der Göttinn zwei oder drei Bündel vergoldeten Papiers, tödteten zu ihrer Ehre ein Huhn und warfen seine Eingeweide, sein Haupt und seine Füße ins Meer.

Während dieses Opfer vorne auf dem Schiffscastell dargebracht wurde, bemerkte ich, daß allmählig die Wasserlinie am Schiffe sank. Mochte es sich zur Rechten oder zur Linken neigen, die schwankende Wassermasse fiel immer auf eine Seite, und wir hatten die größte Noth, uns aufrecht zu erhalten. Voll Lebenskraft, voll Gesundheit, voll Jugend sahen wir, wie sich nach und nach alle Vorzeichen eines nahen Endes gegen uns erklärten: wir folgten mit langsamem Schritte unserem nahen Todeskampfe.

Es war grade der 10. October gegen Mittag. Der dichte Nebel, der uns bis dahin eingehüllt hatte, verschwand, von den Sonnenstrahlen durchbrochen. Ein heller Lichtglanz, aus dem Schooße einer Silberwolke hervorgehend, klärte den Horizont, und sie wirkte so magisch, als wenn man einen Schleier vor uns weggenommen hätte. Ein Land lag da, einige Stunden entfernt, und wir hatten es nicht gesehen, ein ebenes Land, ohne Zweifel bewohnt, denn man gewahrte einige Spuren von Ackerbau.

Aber Land sehen, das war nicht Alles. Halb in den Grund gebohrt, ohne Segel, ohne Masten, ohne Steuerruder, wie an dem Ufer landen? Diese Gedanken ergriffen mich mächtig, und ich schaute mich um nach meinem unerschrockenen Capitain. Tchaou-Tsing hatte Alles gefühlt, Alles erwogen, wie ich, das Landen, die Schwierigkeit, gesund und wohlerhalten am Ufer anzukommen. Bei den ersten Hoffnungsstrahlen war das Schiffsvolk zu den Pumpen zurückgekehrt; sie arbeiteten da mit einer wahnsinnigen Wuth. Als das Meer, der Wind ruhig waren, hielten wir uns mit 4 Fuß Bord über dem Wasser. Grade auf die Küste hingetrieben, unterschieden wir ihre schon beblätterten Lustwäldchen, ihre zerstreuten Wohnungen, ihre kleinen Häfen, die mit Fischernachen bevölkert waren. Dank einigen zusammengebundenen Bohlen; Tchaou-Tsing hatte daraus ein Steuerruder zu machen gewußt, welches an einem kleinen Mastbaume auf dem Hinterverdecke sich bewegte. Darauf wurde eine Bucht, eine halbe Meile von uns entfernt, sichtbar; sie lag still und geschützt gegen die Brandung durch ein langes Vorgebirge; wir steuerten darauf zu, wir hofften den Boden zu umarmen, den wir verloren glaubten. Grausame Täuschung des Schicksals! Horch! ein schrecklicher, zerreißender Ton hallte in unsern Ohren, in unsern Eingeweiden, in unsern Knochen wieder, ein dumpfes, langanhaltendes Krachen, ein neues Todtengeläute für uns, als wir zum Leben erstanden waren! (Schluß folgt.)

Die Musikkranke.

Der Italienische Arzt Broferio hat vor Kurzem eine interessante Beobachtung gemacht. Sie betrifft nämlich die außerordentliche Wirkung, die die Musik auf eine junge Frau von 28 Jahren hervorbrachte. Diese Frau war geboren und erzogen in einem kleinen Piemontesischen Städtchen, seit 7 Jahren verheirathet und noch ohne Kinder. Ihre Gesichtsfarbe war blühend, ihr Bau stark. Im October vorigen Jahres besuchte sie einen Ball, der in Folge eines örtlichen Festes in diesem Städchen gegeben wurde. Das Orchester war auserlesen und rauschend; es war das erste Mal in ihrem Leben, daß sie ein solches hörte. Ausnahmsweise dauerte das Fest, wie auch der Ball, 3 Tage. Die Frau tanzte ohne Unterlaß mit einer Art Enthusiasmus; sie hatte nie eine so ergreifende Musik gehört, nie mit solcher Lust getanzt. Nach dem Feste fuhr sie fort, den Ton der Musik, der sie so zum Tanze hingerissen hatte, zu hören: sie mochte essen, gehen oder sich niederlegen, dieser melodische Ton war so in ihrem Kopfe, daß sie nicht einmal schlafen konnte. Der Stücke, welche man gespielt hatte, waren viele, jedes von ihnen durchklang ihr, der Reihe nach, den Kopf, so wie man sie grade gespielt hatte.

Die Schlaflosigkeit, welche diesen Zustand begleitete, fing an ihre Verdauung zu stören, so wie alle anderen Lebensverrichtungen. Mehrere unterrichtete Aerzte wurden herbeigerufen; kein Mittel vermochte die Töne aufhören zu machen, die sie hörte. Kurz, je mehr die Störung ihrer Verdauungswerkzeuge, ihre Schwäche, und der nächtliche Schweiß zunahm, desto lauter tönten die musikalischen Klänge in ihrem Kopf. Der Doctor Broferio, der drei Mal zur Berathung gerufen wurde, fand ihren Puls immer lebhaft und unregelmäßig, wie man das bemerkt bei einem plötzlichen Schrecken. Das arme Weib verfiel in die äußerste Nervenschwäche und starb nach 6 Monaten, ohne daß während dieser ganzen Zeit die Töne nur eine Minute aufgehört hätten, sie zu quälen. Im Gegentheile, sie wurden in dem Maaße peinlicher, als ihr Zustand sich verschlimmerte.

Um die Gesellschaft zu ergötzen, hatte die erste Violine sich erlaubt, mehrere kreischende, unharmonische Töne hören zu lassen; diese Töne wiederholten sich auf dieselbe Weise in dem Kopfe der Kranken, und je mehr ihre Krankheit sich vergrößerte, desto mehr wiederholten sich diese Mißlaute; es kam so weit, daß die Arme, sich den Kopf zwischen den beiden Händen haltend, ausrief: O, was für ein falscher Ton!

Man begreift leicht, daß eine Macht, die so stark auf das Gehör einwirkt, eine stete Wiederholung derselben Eindrücke auf lange Zeit hervorbringen kann; aber es ist unbegreiflich, wie dieser Eindruck, statt sich zu vermindern, immer zunahm, so zwar, daß er eine Zehrung zur Folge hatte: eine Beobachtung, die wohl noch nie gemacht wurde.

Zu dieser Bemerkung über die Gewalt der Eindrücke, die auf die Gefühlswerkzeuge ausgeübt wird, wollen wir noch hinzufügen, daß Mademoiselle Clairon, welche die Ursache war, daß sich ein junger Mensch mit einem Pistole erschossen hatte, seitdem jede Nacht um 1 Uhr den Schuß hörte. Der Knall erschreckte sie, sie mochte auf einem Balle, im Schlafe, auf der Reise, in einer Herberge, mitten unter einer rauschenden Musik, in einem Posthofe oder in dem Saale eines Pallastes sein.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 10. September. N°. 21.

TREVIRIS.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz N°. 112. und bei C. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Auszug aus dem Zeitungsberichte der Königlichen Regierung zu Trier pro August 1834.

I. Witterung und deren Einfluß auf die Bodenerzeugnisse.

Auch in dem Monate August waren Wärme und Trockenheit der vorherrschende Charakter der Witterung; der Regen, welcher, mit Sonnenschein wechselnd, in den letzten Tagen eingetreten ist, hat die Besorgniß vor einer, besonders dem Gedeihen der Kartoffeln, nachtheiligen Dürre beseitigt, und war um so erwünschter, als auch die Trauben desselben bedurften. Wenn diese fruchtbare Witterung noch fortwährend bis zum Ende des Monats September anhält, so wird dieses Jahr auch für den Weinproducenten ein Jahr des Segens werden. — Die Hafererndte liefert die erfreulichsten Resultate; auch der zweite Schnitt des Heues ist befriedigend. — Ein am 27. stattgefundener heftiger Sturmwind hat an vielen Orten den Obstbäumen bedeutenden Schaden zugefügt und die überreiche Schaar von Aepfeln theilweise abgeschlagen, welche jedoch bereits so gezeitiget sind, daß sie ohne Nachtheil zum Obstweine verwendet werden können; der Ertrag dieses Productes wird ungeachtet des gesunkenen Preises doch sehr bedeutend sein, und bietet für manche Gemeinde eine erhebliche Erwerbsquelle dar.

II. Preise der Lebensmittel.

Die Durchschnittspreise der Früchte können im Allgemeinen denen des vorigen Monates gleichstehend angenommen werden; da der Körnerertrag des Roggen und Weizens nicht so ergiebig ist, als man beim Beginn der Erndte hoffte; so steht zu erwarten, daß die Preise sich auf einem angemessenen Standpunkte erhalten werden.

III. Gesundheits-Zustand.

In der Bürgermeisterei Lieser, Kreises Berncastel, sind von neuem mehrere Fälle eines bösartigen Nervenfiebers vorgekommen und einige Personen ein Opfer dieser Krankheit geworden. — Auch in diesem Monate sind im Kreise Saarlouis einige Individuen an der Ruhr und in mehreren Gemeinden des Kreises Prüm viele Kinder am Stickhusten erkrankt. — Im übrigen war der Gesundheits-Zustand ausgezeichnet gut, und die Sterblichkeit nur sehr gering.

Ansteckende Viehkrankheiten sind nicht vorgekommen; das plötzliche Sterben mehrerer Stücke Rindvieh zu Fraulautern, im Kreise Saarlouis, erregte die Besorgniß des Milzbrandes, bei der Section der Cadaver zeigten sich jedoch keine so bestimmte Symtome, daß eine Absperrung nothwendig geworden wäre.

IV. Unglücksfälle.

Am 2. August wurden mehrere Ortschaften im Kreise Wittlich zunächst der Mosel von einem heftigen Hagelschlage heimgesucht, und durch denselben ein Theil der Feldfluren und der Weinberge verwüstet; in dem Dorfe Pohlbach riß die angeschwollene Fluth des im gewöhnlichen Zustande unbedeutenden Baches ein Haus mit sich fort und beschädigte noch einige andere Gebäude. — Am 23. Morgens 2 Uhr wurden 3 Häuser in dem Weiler Ueberscheid, desselben Kreises, durch den Blitz eingeäschert. Im Kreise Saarbrücken sind 4 Häuser und im Kreise Saarlouis die zu dem ehemaligen Klostergebäude in Fraulautern gehörigen Stallungen ein Raub der Flammen geworden; beim Löschen dieses Brandes wurden drei Männer beschädigt. — Auch in diesem Monate haben mehrere Personen den Tod im Wasser gefunden; ein 10jähriger Knabe, welcher sich mit seinem 14jährigen Bruder an einer verbotenen Stelle in der Mosel badete und dem Ertrinken nahe war, wurde durch die Entschlossenheit der Ehefrau des Taglöhners Bewanger aus dem zur hiesigen Stadt gehörigen Vororte Medart, welche eiligst in den Strom sprang, und des Schwimmens unkundig, bis an den Mund in das Wasser drang, von dem Tode errettet; der ältere Bruder wurde das Opfer seiner Unvorsichtigkeit. — Ein Taglöhner im Kreise Berncastel, Familienvater von 6 Kindern, hatte sich dermaßen mit Brandwein berauscht, daß er an der Stelle, wo er niedergesunken, todt gefunden wurde. — Durch den Einsturz einer Steingrube zu Echtershausen, im Kreise Bitburg, wurde ein Arbeiter lebensgefährlich beschädigt. — Ein eilfmonatliches Kind zu Saarlouis fiel aus der Wiege in einen bei derselben stehenden, mit Wasser gefüllten Eimer, und wurde von der momentan abwesend gewesenen Mutter todt gefunden.

V. Gemeinde-Angelegenheiten.

Der Communalhaushalt befindet sich im Allgemeinen

im geregelten Gange; die in Ausführung begriffenen Gemeindebauten haben guten Fortgang; durch die an vielen Orten stattgefundenen Gewitter sind manche Communalwege sehr beschädigt worden, auf deren Ausbesserung nach Kräften Bedacht genommen wird.

VI. Kirchen- und Schulwesen.

Die zu Ottweiler neu erbaute katholische Kirche ist ihrer Vollendung nahe; die Kirchenbaue zu Irsch und Mehring, im Landkreise Trier, gehen erfreulich voran; ebenso die Neubauten der Schulen zu Rascheid, Oberemmel und Mettnich, in demselben Kreise, und zu Wehlen, im Kreise Berncastel; der Neubau von zwei doppelten Schulhäusern zu Völklingen und eines Schulhauses zu Eiweiler, im Kreise Saarbrücken, ist vollendet.

VII. Handel, Gewerbe und Communikation.

Im Handel ist wenig Leben; auch der Absatz an Vieh hat sich vermindert; die Preise stehen bedeutend geringer, als im vorigen Jahre. Mit der Weincrescenz des vorigen Jahres werden nur höchst wenige Geschäfte gemacht, der geringe Wein hat gar keinen Handelspreis. — Die gewerblichen Anstalten sind in geregeltem Betriebe; die Steinkohlengruben beschäftigen nach wie vor ihre Arbeiter.

Die antiken Reste der Moselbrücke.

Von J. H. Wyttenbach.

— Ruina indiciis potens. —
Venantius.

Unter unseren alten historischen Monumenten nimmt diese Brücke, hinsichtlich des Alters, unstreitig den bedeutendsten Rang ein.

Nachdem Octavianus sich der Republik bemeistert hatte und als Augustus der Beherrscher der Römischen Welt geworden war, vertraute er mehrmals das Commando in Gallien dem M. Vipsanius Agrippa, einem Manne, dem, nebst großen Feldherrn-Talenten, eben so ausgezeichnete Gaben des Staatsmannes eigen waren. Gallien war die Provinz, welche eine vorzügliche Sorgfalt erheischte.

Agrippa wird uns als der beständige Besorger der Wasser- und Wegbauwerke unter Augustus *) genannt. Auch ist es bekannt, daß, vorzüglich in Gallien, viele Brücken, Wasserleitungen und Heerstraßen durch ihn entstanden sind. Wir lesen bei Strabo **) von August's kluger Vorsicht, daß er, an der Donau wie am Rhein, einen umfassenden Straßenbau verordnet habe. Diese thätige Sorgfalt für die Heerstraßen wird auch theils durch Steinschriften, theils durch viele Münzen beurkundet.

Es beginnt für dergleichen Werke eine neue Epoche, die Alles weit hinter sich läßt, was die Römische Welt bisher gesehen hatte. Zuverlässig waren, behauptet Muchar ***), die öffentlichen Landstraßen das größte unter allen Werken der Römer. — Sie wurden allerdings mit erstaunungswürdiger Arbeit und unglaublichen Kosten angelegt, und erstreckten sich bis an alle

---

*) Curator perpetuus aquarum et viarum. Zu den Wegen gehorten die Brücken, als ein vorzüglicher Theil derselben. In der Abhandlung u. d. Titel: Historisch-antiquarische Forschung über das Alter der Moselbrücke zu Trier, 1826, habe ich in einigen Punkten ausführlicher gesprochen; aber Einiges auch hier mehr ausgeführt, als es da geschehen war.

**) Geogr. L. IV.

***) Das Röm. Norik. I. S. 224.

Grenzen des Reichs. Sie zeichneten sich durch ansehnliche Breite, meist schnurgerade Richtung, innere gewaltige Festigkeit aus, auf einem zwei, auch dreifachen Schichtengrunde von Quaderstücken, oder andern in Gyps oder Kalk eingemergelten Steinen. Manche gingen durch Berge, welche durchstochen worden waren, oder sie führten vermittelst Brucken über Flüsse. Zu diesen ungeheueren Werken verwendete man die Soldaten, auch die Bewohner der Provinzen — zu den schwersten Arbeiten aber die Sklaven und alle zu öffentlichen Arbeiten verurtheilte Verbrecher *)

Agrippa war der zweite Römer, der, schon ehe Octavian ein Augustus geworden war, über den Rhein ging, wahrscheinlich von den Ubiern gerufen, die sich der suevischen Uebermacht nicht mehr erwehren konnten.

Er führte sie über den Rhein, wo sie unter seiner Leitung den Grund zur Stadt Cöln legten. Es war natürlich, daß Agrippa endlich, als er abermals die besondere Verwaltung dieser Provinz erhalten hatte, für seine Schützlinge besondere Sorge tragen, und sie deshalb, zur bessern Sicherung, mit dem Innern des Rheinlandes verbinden mußte, vorzüglich mit Trier, als dem gewöhnlichen Hauptquartier der gegen die Deutschen operirenden Legionen. Daher wurde von Agrippa, wie wir aus einer merkwürdigen Steinschrift, die zu Marmagen früher war gefunden worden, lernen **), die große Heerstraße von Trier nach Cöln angelegt. Auch die berühmte Wasserleitung, von welcher die Schriftsteller des Mittelalters fabelten, als sei sie ein Wein-Kanal von Trier aus für die Cölner gewesen, hatte den Agrippa zum wahrscheinlichen Urheber; wenn er auch ein Werk von solcher Ausdehnung nicht vollendete. Dieser große Kanal stand mit der Straße durch die Eifel in der engsten Verbindung. Es sind aber zwei Hauptkanäle, die der Straße folgten, oder sich nicht weit von ihr entfernten ***).

So wie diese große Heerstraße mit ihren Verbindungswegen nach allen Seiten die Verknüpfung Trier's mit Cöln und überhaupt mit dem Niederrhein erhalten sollte; so war einer der Zwecke jener Kanäle, die sogenannten Römischen Mansionen und Mutationen längs der Straße mit hinlänglichem Wasser zu versorgen. (Forts. folgt.)

---

*) Diese hießen: ad opus damnati, ad munitiones viarum condemnati. — Vergl. Suet in Calig. 27. in Nerone 31.

**) Die Inschrift ist schon mannigfaltig abgedruckt worden (z. B. von Brower, Schannat, Hontheim, Hübsch, Hetzrodt, Minola, und in meiner oben genannten Abh.)

***) Schon Brower und Masenius sagen, daß sie wenigstens zwei Kanäle vermutheten, wo Andere nur einen suchten. Diese umsichtigen Männer scheinen auf die Urfl (Orfa) als die gemeinschaftliche Quelle beider, theils nach Cöln, theils in's Thal von Trier, zu deuten. Weiteres darüber schrieben Minola und Hetzrodt in ihren schon angeführten Werken, auch Bärsch in den Anmerkungen zur Uebersetzung von Schannat's Eiflia illustrata.

Miscellaneen

aus der Cölner Handschrift des Otto Hoch.

Mitgetheilt
von J. H. Wyttenbach.

Clemens August, Erzbischof von Cöln, wird vom Papste selbst zum Erzbischof geweiht.

Der Papst Benedikt XIII. verrichtete im J. 1727, am 9. November, einen sehr merkwürdigen Akt, indem er den Kurfürsten von Cöln, Clemens August (von

Baiern) in eigner Person zum Erzbischof weihete. Da aber zwischen dem Kurfürsten und dem Cardinals-Collegium, des Ceremoniels wegen, kein Vergleich konnte getroffen werden; so geschah diese Ceremonie nicht in Rom. Die Stadt Viterbo wurde dazu erwählt. Dem Papste wollten zwar Einige diese Reise widerrathen; er gab aber zur Antwort: Hat ja doch auch Calixtus II. sich nach Monte-Cassino verfüget, um den Abt des dasigen Klosters zu weihen! — In der Kirche de nostra Donna della querica zu Viterbo wurde, unter Assistirung von drei Erzbischöfen, der feierliche Actus vollzogen.

Clemens August bedachte diese Assistenten mit kostbaren Geschenken. Auch selbst Seiner Päpstl. H. überreichte er ein goldenes Crucifix — sechs goldene Leuchter, sehr reich mit Juwelen besetzt — einen Rosenkranz von Orientalischen Perlen, wobei das Pater noster von lauter Smaragden in Gold eingefaßt, und die Medaille gleichfalls von Gold — ein Kreuz von Diamanten — und zur Ersetzung der Reisekosten einen Wechselbrief von 24,000 Thalern.

Clemens August, Erzbischof von Cöln, suchte es also Carl, dem großen Kaiser, gleich zu thun!

Ein Schiffbruch in der Südsee.

(Schluß.)

Das Schiff scheiterte eben auf einer Korallenbank, eine Meile vom Gestade. Durch die wüthende Meerfluth, die gegen diese Klippe anschlug, war dies Stück Holz, welches ohne das schon so viel gelitten hatte, von einander geborsten. Man mußte die Rettung beschleunigen. Von allen Schaluppen war nur eine mehr übrig, die andern waren durch den Sturm weggerissen worden. Man suchte sie zu trennen, sie emporzuheben, und sie flott zu machen; kaum setzt sie sich in Bewegung, als das Schiff an unserer Seite versank und Alles mit hineinzog, Menschen, Schiffsgeräthschaften, Waarenladungen.

Da mußte Jeder an seine eigene Wohlfahrt denken. Unter den Chinesischen Matrosen gab es einige, die auf Schiffstrümmer daherritten, indem sie in ihrer Herzensangst nach den Schifferkähnen hinwinkten; Andere wagten es die Entfernung, die uns vom Lande trennte, schwimmend zurückzulegen. Als guter Schwimmer ergriff ich dies letzte Mittel. Durch die Wogen auf diese Klippe geworfen, war es nicht leicht, sich von den Spitzen des Felsens los zu machen, der bald überfluthet ward, bald über die Wasser emporragte. In dem Augenblicke, wo ich glaubte, mich über dem Wasser halten zu können, ließ das Meer mich sinken und ich fiel auf diese zackigen Korallen, die mir die Brust zerrissen. Endlich gewann ich halb schwimmend halb gehend den Boden einer unter dem Wasser fortgehenden Felsenreihe und ich nahm schwimmend meine Richtung gegen das Ufer. Unglücklicher Weise hatte ich meine Kräfte in diesem ersten Kampfe aufgerieben; meine Arme, meine Füße, mein Körper blutete und das Salzwasser machte diese Wunden brennend schmerzhaft. Gleichwohl strebt' ich voran, noch 50 Toisen, und ich erreichte das ebene Sandufer. Aber dieses lange Trauerspiel hätte sich auf diese Weise zu einfach aufgelößt. Mein Unglücksstern wollte, daß in dem Augenblicke, wo ich landen sollte, einer der Seeleute, der, an meiner Seite schwimmend, nicht mehr Kraft genug fühlte, sich aufrecht zu erhalten, eines meiner Beine ergriff und mich hinab in die Tiefe zog. Das war ein schrecklicher Moment. Ich hatte noch Kaltblütigkeit genug, um die Gefahr einzusehen; aber nicht Kraft genug, um sie zu bekämpfen. Plötzlich befangen in einer Art von Gefühllosigkeit, ließ ich mich mit dem hartnäckigen Chinesen forttreiben, ohne die Möglichkeit zu vermuthen, mich vertheidigen zu können. Was seit diesem unaussprechlichen Augenblicke bis zu der Stunde vorging, wo ich an dem Gestade schwer aufathmend, gerettet von einer Todesohnmacht wieder zu mir kam; diese Angst, dieses Pfeifen in den Ohren, dieser lange Schlummer ohne Traum, alles Dieses bildet eine Folge von Eindrücken, die keine menschlichen Worte beschreiben können. Ich war in diesem Momente, glaube ich, dem Tode so nahe, als es nur möglich ist.

Als ich zur Besinnung kam, standen mehrere Matrosen um mich her auf dem Strande: Tchaou-Tsing, gerettet, stand ebenfalls da und schien den Befehl über die Schiffbrüchigen wieder übernommen zu haben. Die Sorgfalt, die man mir angedeihen ließ, rührte offenbar von seiner wohlwollenden Dazwischenkunft her. Man hatte mich nackt ausgezogen und bürstete mir alle Glieder, um einige Wärme in meine Haut zu bringen. In dem Maaße, als das Leben mir von Neuem zuströmte, fühlte ich, wie alle meine Adern ein Kitzeln, eine unaussprechlich wohlthuende Empfindung durchlief.

Indessen waren bei dem Anblicke unseres Unglücks Fischer, Landleute aus der Nähe herbeigeeilt. Wir wußten nicht, an welchem Orte wir uns fanden: Tchaou-Tsing glaubte sich ganz bestimmt auf der Insel Kiousou; er hatte sich nicht getäuscht. Die Eingebornen sagten uns, daß wir kaum 6 Meilen von Naugasaki uns befänden. So hatte der von Süden her brausende Sturm uns in grader Richtung fortgetrieben. Wenn der Nebel und die hohen Berge, welche die Holländische Factorey beherrschen, nicht verdeckt hätte, so hätten wir das Schiff besser lenken können und wären auf der Rhede gestrandet: der Himmel hatte es anders gewollt.

Drei Tage der Täuschung.

Wir sind alle mehr oder weniger Sclaven des Vorurtheils unserer ersten Gewohnheiten. Mein Freund Herbert ist ein schlagendes Beispiel für meine Behauptung. Obschon er wirklich liebenswürdig und geistreich ist, obschon er die größtmögliche Sehnsucht hat, in den Ehestand zu treten, obschon er alle nöthigen Vorzüge besitzt, um bei diesem löblichen Entschlusse sein Glück zu machen, so ist er doch zu einem Alter von 35 Jahren gekommen, ohne seinem Ziele näher zu sein, als am Tage seiner Geburt. Denn wenn Herbert seit seinem Eintritt in die Welt sich durch seine Liebe zum schönen Geschlechte auszeichnete, so verband er mit dieser Leidenschaft eine andere, die nicht weniger stark ist, nämlich die für die Musik, für die Malerei und für andere Modekünste. Er bildet sich ein, daß er mit einer Frau, welche schöne Eigenschaften und Reitze sie auch übrigens besitzen möge, nicht glücklich sein könne, wenn sie nicht wenigstens vollkommen den größten Theil der anmuthreichen Künste besäße.

Diese Laune meines Freundes hat einen so lächerlichen Grad erreicht, daß er jedes Mal, wenn er einer weiblichen Schönheit vorgestellt wird, mit einer unglaublichen Hartnäckigkeit eine ganze Litanei Fragen von sich gibt, von denen hier nur einige:

Singt sie und spielt sie gut auf dem Clavier oder auf der Harfe? Hat sie zum Lehrer Crivelli, Moscheles

oder Bochsa gehabt? Kann sie in Oel oder Aquarell malen? Kann sie mit Fertigkeit Französisch, Italienisch, Deutsch sprechen? u. s. w.“ Kurz, dies System hat sich mit solcher Gewalt meines guten Herbert bemächtigt und ihn so unausstehlich gemacht, daß er trotz seines wohlbekannten Verlangens, sich zu heirathen, so weit gekommen ist, daß alle Damen seiner Bekanntschaft ihn mit der größten Kälte behandelten.

Am Ende des Frühlings von 1827 befand sich Herbert sehr mißmuthig und unwohl. Die heiratsfähigen Mädchen in London, dazu zwei oder drei abschlägige Antworten, die kurz nacheinander gefolgt waren, hatten seine Hoffnungen bedeutend vermindert und sein heißes Verlangen abgekühlt.

Die lange Weile und der Eckel am Leben, der ihn drückte, bestimmten ihn nach dem Bade von Ems zu reisen. Das fröhliche Beieinandersein, die aufheiternden Gespräche, die allda an der Tafel herrschten, trugen dazu bei, ihn mit dem schönen Geschlechte auszusöhnen, und waren Ursache, daß er sein Heiraths-Projekt mit mehr Feuer, als je, wieder ergriff. Aber der Geschmack meines Freundes war gar zu fein, als daß er sich bei einer Tafel d'Hote auf dem Continente hätte gefallen können.

Durch einen glücklichen Zufall begegnete Herbert dem Baron von T . . ., welchen er früher in England kennen gelernt hatte. Derselbe stand in genauer Bekanntschaft mit mehreren der ersten Familien im Herzogthum Nassau. Im Laufe der Unterhaltung erwähnte der Baron einer Wittwe, Frau von Steinbron, die in der Nachbarschaft von Ems wohnte; er rühmte ihre Jugend, ihren Geist und ihre Schönheit. Ihre Eltern hatten sie früher mit einem betagten Manne verheirathet; dieser war bald darauf gestorben und hinterließ ihr ein ansehnliches Vermögen. Die Art, wie sich der Baron über diese Dame ausdrückte, nahm Herbert so für sie ein, daß er ihn nicht verlassen wollte, ohne der liebenswürdigen Wittwe vorgestellt zu sein.

Den Morgen des folgenden Tages begaben sich daher der Baron und Herbert nach dem Schlosse von Steinbron. Die schöne Eigenthümerinn war da, und empfing mit ausnehmender Freundlichkeit den Baron, der ihr seinen Freund in den schmeichelhaftesten Ausdrucken vorstellte.

Wie sehr auch Herbert gewohnt war, reitzende Frauen zu sehen, so hatte er doch bis jetzt sich noch nie von einer so plötzlichen Bewunderung ergriffen gefühlt, und noch nie war er so wenig zur Kritik aufgelegt. Alles athmete bei Frau von Steinbron Jugend und Schönheit. Ihre dunkelbraunen Haare stimmten so wohl mit der glänzend weißen Farbe ihres Gesichts überein, und Geist und Gefühl malten sich in ihrem schönen schwarzen Auge. Dazu denke man noch, daß in der Art, wie sie die beiden Fremden empfing, etwas Eigenes und Auffallendes lag, was vielleicht viel dazu beitrug, einen so tiefen Eindruck auf Herbert zu machen. Frau von Steinbron lag ausgestreckt auf einem kostbaren Ruhebette, dessen Vorhänge zurückgeschoben waren, und welches von all den herrlichen Möbeln umgeben war, die nur Pracht und Reichthum hervorzubringen vermögen. Sie hatte sich bei dem Eintreten der beiden Freunde nur zur Hälfte erhoben und sich alsbald wieder in ihre frühere Lage gelegt, die sie auch beibehielt, solange der Besuch dauerte. Es entspann sich eine lebhafte Unterhaltung: man sprach abwechselnd von der Geschichte, der Literatur und den verschiedenen Städten Deutschlands.

Die liebenswürdige Wittwe zeigte ohne allen Schein von Gezwungenheit so viel Kenntniß und so viel Urtheil, daß Herbert in Wahrheit überrascht war, wie eine so junge Frau so viele Gelehrsamkeit besitzen konnte. Frau von Steinbron war zum Theil in Frankreich erzogen worden und hatte viele Reisen in Italien gemacht; die Sprachen beider Länder waren ihr daher vollkommen geläufig. Herbert war bis zu dem Grade entzückt, daß er beinahe seine alten Ansichten und Vorurtheile vergessen hätte. Eine leicht hingeworfene Bemerkung über die Schönheit der Umgebungen Nassau's machte, daß man auf die Malerei und das Zeichnen zu sprechen kam, und Frau von Steinbron bekannte ihre vollkommene Unwissenheit in diesen Künsten; indessen die Begeisterung Herberts war so gestiegen, daß dies freimüthige Bekenntniß wenig Eindruck auf ihn machte. Wie lange auch dieser erste Besuch dauerte, so wollte doch mein Freund das Schloß nicht eher verlassen, als bis er von der Dame die Erlaubniß erhalten hatte, zurückkommen zu dürfen. Endlich ging er mit dem Baron weg, verliebt bis zur äußersten Haarspitze. Während des ganzen noch übrigen Tages quälte er den armen Baron mit Ergüssen der gluhendsten und leidenschaftlichsten Bewunderung für die liebenswürdige Josephine von Steinbron und mit unzähligen Fragen, die der Baron ihm nicht beantworten konnte. Die Zeit, die bis zum Morgen des andern Tages verfloß, schien meinem enthusiastischen Freunde sehr lang. Sobald die Stunde ihm geeignet schien, beeilte er sich nach dem Schlosse hin; diesmal, ohne den Baron um seine Begleitung zu bitten. Zu seiner großen Freude wurde er zugelassen, er fand Frau von Steinbron allein, in demselben Saale, wie das erste Mal, ausgestreckt auf ihrem Ruhebette, beinahe in derselben Lage, wie den Tag vorher. Sie nahm ihn ohne Förmlichkeit auf: ihre leichten und anmuthigen Manieren hatten so viel Zauber und ihre Unterhaltung war so verführerisch, daß es in weniger als einer Stunde Herbert vorkam, als kenne er sie schon Jahre lang. Man ging von Neuem alle die Gegenstände durch, die fähig sind, den Geist anzusprechen, und wenn Herbert früher bezaubert war, so war er jetzt im höchsten Grade entzückt. Ein kleiner Vorfall störte indeß die Glückseligkeit, worin er sich befand; die Unterhaltung nämlich kam nach und nach auf den Zustand der Künste in Europa; das war der alte Lieblingsgegenstand meines Herbert, und er trieb ihn an, von der Musik zu sprechen. Er zweifelte im Geringsten nicht, daß Frau von Steinbron eine Virtuosinn sei, und da er einen eigenen Tact darin hatte, um im Gespräche von allgemeinen Sätzen zu besondern überzugehen, sobald es sich von einer seiner Lieblingsideen handelte, so wandte er sich mit folgenden Worten an die schöne Wittwe.

Herbert. Was für große Componisten hat nicht Deutschland hervorgebracht! Haydn, Mozart, Winter, Weber.

Fr. v. Steinbron. Ihr Ruhm ist gewiß sehr wohl verdient.

H. Ich bin entzückt, daß Sie ihre Verdienste zu schätzen wissen. Gibt es wohl etwas Göttlicheres, als die Clemenza di Tito und il Ratto di Proserpina? Sie singen, ich bin dessen gewiß, das herrliche Duett Deh prendi un dolce amplesso?

Fr. v. St. Ich glaube es gehört zu haben, aber wirklich erinnere ich mich desselben nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 13. September. N. 22.

TREVIRIS.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz N°. 112. und bei C. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Die antiken Reste der Moselbrücke.

Von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

Die Mansionen an den Römischen Heerstraßen (auch Stationen, und früher Castra genannt) waren offene Orte an der Straße oder nicht weit davon, die mehre sehr beträchtliche Gebäude für die Truppen und ihre Befehlshaber hatten, worunter auch wohl sehr elegante Gebäude mögen gewesen sein, um die reisenden höheren Beamten, auch wohl den Imperator aufzunehmen, wenn er diesen Theil des Reichs besuchte. Dadurch können auch die sehr schönen Mosaikböden erklärt werden, die unweit Bittburg unlängst entdeckt wurden *). Diese Mansionen enthielten zugleich Magazine für die Truppen (Horrea), und auch Cassen, wo öfters beträchtliche Summen sich befanden **). Die Mutationen waren zwischen den Mansionen angelegt. Man wechselte hier die Pferde zum Reiten und Fahren, wie an unseren Poststationen. Es waren also Posthäuser, wobei aber keine Herberge war, und man also nicht übernachten konnte. In einer Strecke von einer Tagreise waren oft acht, nie weniger als fünf Mutationen: in den Haupt-Mutationen (die auch civitates hießen), mußten 40 Pferde und eben so viele Knechte sein; in den geringern wenigstens 20 in Bereitschaft stehen. Diese Anstalten waren eigentlich nur zum Gebrauche des Staatsdienstes ***). Die höchste und ehrenvollste Stelle bei allen diesen Institutionen hatten die Beamten, die man später kaiserliche Agenten nannte. Sie hatten eine große Gewalt in ihren Händen.

Auf den Römischen Reisecharten (Itinerarien) werden zwischen Trier und Cöln auf dieser Straße sechs Mansionen bezeichnet, wovon die erste Beda vicus (Bittburg) war, und die letzte Tolbiacum (das heutige Zülpich *).

Diese Institutionen sollten hier im Lande, vorzüglich zur Befestigung der für die Römer so wichtigen Rheingrenze dienen. Dadurch wurden alle militairisch befestigten und besetzten Punkte, alle Städte, Mansionen oder Stationen mit den gleichwichtigen Stellen im Innern der Provinzen, und alle daselbst vertheilten Militairgewalten mit dem Herzen des Staatskolosses,

*) Die Alten nannten die kleinen farbigen Steine der gewöhnlichen Mosaik Tesselae — und die ganze Mosaik opus tessellatum. Diese Art muß von einer andern Art Mosaik unterschieden werden, welche pavimentum sectile genannt wurde, in welcher ganze Steine nach verschiedenen Figuren bearbeitet waren. Eine Urne, ein Blumenstrauß, ein Stern u. s. w. waren nur von einem einzigen Steine zusammengesetzt. Suetonius sagt von Julius Cäsar, um einen Begriff von seinem Aufwand zu geben, selbst im Feldlager, daß er auf seinen Zügen Alles mitgeführt habe, was nothwendig war, um an Ort und Stelle, wo er sich aufhielt, Mosaikböden zu bilden: in expeditionibus tessellata et sectilia pavimenta circumtulisse. — — Dergleichen Fußboden waren also eine große Liebhaberei der vornehmeren Römer.

**) Noch heißt in England ein Landedelsitz Mansion.

***) Um Mißbrauch zu verhüten, mußte der Reisende mit einem Kaiserlichen Reisediploma (Postpaß) versehen sein.

*) Die Länge der Hauptstraßen wurde nach Römischem Maße genau gemessen, und die Distanzen wurden nach Römischen Meilen auf eigenen Meilensäulen (Columnae milliariae), welche auf der ganzen Länge der Wege bis an die Reichsgrenzen aufgestellt waren, verzeichnet; daher auch Lapis für ein Milliare, eine Meile, gesetzt wurde. Nach gleichem Maße wurden auch die Distanzen der Orte von einander gemessen. Um die Länge zu bestimmen, hatten die Römer in der Regel den geometrischen Fuß. Das Fußmaß wurde aber erst unter Kaiser Vespasian ganz berichtigt und festgesetzt, und blieb unveränderet bis in die Zeiten des K. Septimius Severus. Nachher bis auf Theodosius den Großen schienen die Römischen Metatoren ein wiewohl unbeträchtlich kleineres Längenmaß angewendet zu haben, weswegen auch zuweilen 27½ Römische Meilen auf 5 deutsche Meilen gerechnet werden. Am gewöhnlichsten wurden die Entfernungen der Ortschaften (Mansionen), an den Heerstraßen nach dem Schrittenmaße, nach Milliaria passuum angegeben. Die Römer hatten aber ein doppeltes Schrittmaß: den einfachen Schritt zu drei Fuß, und den Doppelschritt zu fünf Fuß. Eine gewöhnliche Römische Meile (Milliare) enthielt 1000 Doppelschritte (Passus), folglich 5000 geometrische Fuß. In sehr bergigten Gegenden wurde wohl auch nur das kleinere Schrittmaß angewendet. Nach diesen Angaben machten also, der Regel nach, fünf alte Römische Meilen — eine Deutsche Meile, oder 5 Deutsche — 25 Römische. — Auch nach Gallischen Meilen wird oft in den alten Reisecharten, wo von Straßen in Gallien die Rede ist, gerechnet; aber diese Meile (Leuca, Leuga) betrug 1,500 Schritte, also 7 500 Römische Fuß. — Vergl. das klassische Werk: Histoire des grands chemins de l'empire Romain, par Bergier (I. p. 360. sqq.) und Hetzrodt's Nachrichten über die alten Trierer. S. 107. f.

mit Italien, in steter und schnell beweglicher Verbindung erhalten — alles zur sicheren Bewahrung der Eroberungen.

Ich kehre wieder zu meinem eigentlichen Gegenstande zurück. Die Inschrift, von welcher oben die Rede war, giebt den Agrippa als den Urheber der großen Heerstraße an. Da nun die große Wasserleitung mit eben dieser Straße, wie ich schon bemerkt habe, in der engsten Verbindung stand; so ist kaum zu zweifeln, wie der vielerfahrne Minola schließt, daß der Plan zu beiden von Agrippa entworfen, und wenigstens zum Theil ausgeführt wurde. Wenn daher irgendwo behauptet wird: Agrippa legte, als er zum zweitenmal Präfekt in Gallien war, das große Werk an — und der Kaiser Claudius brachte es zu Stande, so liegt darin kein Widerspruch. Dies könnte wohl gewesen sein bei einem so großen Werke, das sobald nicht vollendet sein konnte. Sind ja noch, wie uns entdeckte Meilensteine bezeugen, die Kaiser Hadrian und Antoninus Pius mit Verbesserungen an der Straße beschäftigt gewesen.

Auf der Inschrift wird das zweite Consulat Agrippa's bezeichnet: dies wäre das J. Rom's 726, und also das J. 28 vor der christlichen Zeitrechnung. Es ist dasselbe Jahr, in welchem Augustus, zur regelmäßigeren Verwaltung, vorzüglich in militairischer Hinsicht, Gallien in vier große Provinzen abtheilte, ausser den zwei Germanien an der Rheingrenze.

Der Bau unsrer Brücke möchte nun wohl auch, wie ich in meiner früheren Abhandlung zu beweisen suchte, in die Zeit jenes Straßenbaues, als ein Haupttheil desselben, und von wo aus die Straße über das Gebirge begann, mit höchster Wahrscheinlichkeit gesetzt werden können, und Agrippa, der so passend, wie es von Trajan in einer Steinschrift heißt, ein Brückenbauer (Pontifex) genannt werden kann, als Urheber derselben angenommen werden dürfen, und die Brücke zu Trier, von welcher schon Tacitus *) spricht, war wohl dieselbe, deren Bau ich dem Agrippa zuschreibe, und deren kolossale Reste wir noch bewundern müssen.

An dem Aufstande der Batavier hatten die Trevirer großen Antheil genommen. In diesem Kampfe waren vorerst die Römischen Feldherren unglücklich, bis Cerialis das Commando der Legionen bekam. Dieser schlug den Trevirer Valentinus bei Riol an der Mosel (Rigodulum), und am andern Tage hielt Cerialis seinen Einzug in Trier. Die Verbündeten ziehen hierauf von allen Seiten ihre Truppen zusammen, um, da sie den Römischen Feldherrn, nach ihrem Wunsche, nicht in ihr Interesse ziehen konnten, ihm eine Schlacht zu liefern, und Trier wieder zu befreien. »Ein Theil der Verbündeten (sagt Tacitus) that von dem Gebirge, ein »andrer zwischen der Heerstraße und der Mosel, so »unerwartet den Angriff, daß Cerialis, der die Nacht »außer dem Lager zubrachte, im Bette zugleich die »Schlacht und die Besiegung der Seinigen vernahm. »Schon ist das Lager der Legionen durchbrochen, die »Reiterei im Weichen, — und die Moselbrücke, »welche das Jenseitige mit der Colonie (der »Trevirer) verknüpft *), ist vom Feinde besetzt. »Cerialis, in mißlicher Lage unerschrocken, mit eigener »Hand die Fliehenden aufhaltend, ohne Körperbedeckung mitten im Pfeilregen vordringend, nahm durch »glückliche Kühnheit und schnellen Beistand der Tapfersten die Brücke wieder, und besetzte sie mit auserlesener Mannschaft.« — Doch mißlich wurde der »Kampf abermals — und Tacitus erzählt ferner: »Tutor »und Classikus (Trevirische Anführer) und Civilis »(der Bataver), jeder an seiner Stelle, befeuerten die »Schlacht, indem sie die Gallier für Freiheit, die Bataver für Ruhm, die Germanen (Bundesgenossen) zur Beute »anreitzten. Und Alles begünstigte den Feind, bis die »einundzwanzigste Legion **) in offenerem Raume »als die übrigen zusammengerollt, die Anstürmenden »aufhielt, dann fortdrängte. — — Das feindliche Lager »wurde eingenommen und zerstört.« Civilis mit den übrigen Feldherren zog sich hierauf auf der großen Heerstraße durch die Eifel nach Tolbiacum in der Gegend von Cöln zurück ***). (Schluß folgt.)

*) Hist. IV. 77. Die Darstellung des Batavischen Krieges von diesem großen Historiker ist für die Römische Geschichte unsers Landes höchst interessant. Tacitus konnte dieses Land gut kennen, da, wenn nicht auch er selbst, doch sein Vater kaiserlicher Prokurator der Belgischen Provinz war, und beide einige Zeit im Lande gewohnt hatten. Daher auch seine genaue Kenntniß des benachbarten eigentlichen Germaniens.

*) Medius Mosellae pons, qui ulteriora coloniae adnectit. etc.

**) Legio rapax genannt.

***) Hist. IV. 77. 78. 79. nach Gutmann's Uebers.

Drei Tage der Täuschung.

(Schluß.)

Herbert. Sie erinnern Sich nicht! O Sie scherzen bloß. Aber es ist unmöglich, daß Sie das Duett Ah! Perdonna! vergessen haben. Entschuldigen Sie, aber ich bin gewiß, daß Sie diesen schönen Gesang mit der größten Vollkommenheit singen.

Fr. v. Steinbron (lachend). Mäßigen Sie, ich bitte, mein Herr, Ihre Hoffnung und Ihren Enthusiasmus, und verzeihen Sie mir gefälligst großmüthig, wenn ich Ihnen versichere, daß ich auch nicht Eine Note kenne, und daß ich weder singen, noch irgend ein Instrument spielen kann.

Ich muß bekennen, daß dies Geständniß bei meinem Freunde ein langes Stillschweigen hervorbrachte, daß es bedeutend seine glühende Begeisterung abkühlte; denn es war sein ganzer Muth und ein anhaltendes Freudengelächter der jungen hübschen Witwe dazu nöthig, ihm die frühere Ruhe und das frühere Glück seiner Seele zurückzugeben. Indessen, als die Stunde kam, sich wegzubegeben, war Herbert wieder ganz liebetrunken, und obschon ich nicht mit Bestimmtheit angeben kann, in welcher Lage sich das Herz der Dame befand, so ist es doch gewiß, daß Herbert, durch die Art, wie er empfangen worden war, kühn gemacht, sich die Freiheit nahm, nach einem so langen Besuche ihre weiße Hand mit Wärme zu drücken und um die Erlaubniß zu bitten, den andern Tag Morgens zurückkommen zu dürfen. Es ist eben so gewiß, daß diese Bitte ihm mit schamhaft glühender Wange und mit einem begleitenden Seufzer zugestanden wurde.

Es wäre vergeblich, wenn wir Das beschreiben wollten, was Herbert während der Nacht, die auf diesen Tag folgte, sich Alles dachte; er war beinahe wahnsinnig, er hatte endlich Diejenige gefunden, die er seit fast 15 Jahren suchte, Diejenige, auf die er alle seine Hoffnungen von Glück setzte. Der Morgen des dritten Tages kam endlich heran, und Herbert, dessen Herz voll zärtlicher Ungeduld pochte, floh zum Schlosse der schönen Witwe hin. Er verbarg seine Neigung mit großer Sorgfalt dem Baron, denn er

war entschlossen, ohne Umstände, ohne Verzug Frau v. Steinbron eine förmliche Erklärung zu machen.

Die Luft, die er einathmete, war so schwer, so drückend. Als er in den Saal trat, fand er die reizende Dame, wie gewöhnlich, auf ihrem Ruhebette, das Haupt gestützt auf ihre zwei Hände, und ihre Arme ausgestreckt auf einem Polster. Sie schien nachdenkend und niedergeschlagen: aber in ihren Augen malte sich die tiefste Empfindung. Ihre schönen Arme und ihre niedlichen Hände, deren Weiße, deren Umrisse einem Canova hätten zum Muster dienen können, erfüllten Herbert mit Bewunderung. Man sah deutlich, daß Frau v. Steinbron sich eben ernsten Gedanken überlassen hatte, ihre Manieren, wie liebenswürdig sie auch waren, verriethen etwas Kummer und Verlegenheit. Es währte einige Zeit, bevor die Unterhaltung ihre gewöhnliche Lebhaftigkeit gewinnen konnte; Herbert nämlich, der von seiner Seite mit dem Entschlusse, den er gefaßt hatte, beschäftigt war, drückte sich verworren und zögernd aus. Nachdem endlich Frau v. Steinbron ihm ihr Verlangen an Tag gelegt hatte, einmal nach England zu reisen, segnete Herbert in seinem Innern seinen Glücksstern, daß ihm eine für seinen Entschluß so günstige Gelegenheit dargeboten würde. Er fing an Vieles von den Gesellschaften und den Vergnügungen in Großbritannien zu sprechen und wollte eben auf eine Frage der Dame antworten, als der Ton einer Klarinette, die die Melodie eines wohlbekannten Nationaltanzes spielte, sich hören ließ und seine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Es war an einem Freitage und sei es, daß er von seinem bösen Genius oder durch einen andern übelwollenden Geist inspirirt war, sei es, daß er durch den Anblick des niedlichen Füßchens, welches unter dem Kleide der Frau v. Steinbron hervorguckte, verwirrt wurde, genug, Herbert schrie plötzlich: „O wie ist die Melodie so einladend zum Tanze und gibt es wohl etwas Reitzenderes, als eine schöne Frau tanzen zu sehen? Ich bin gewiß, daß Sie wüthend auf's Tanzen sind?

Frau v. Steinbron senkte ihre schönen Augen, wurde blaß, wie ein Marmorbild, und antwortete bewegt, indem sie eine Thräne fallen ließ: „Ich habe es recht geliebt; aber ach! ich bin in der That sehr unglücklich!"

Bei diesen Worten trat Herbert mit der zärtlichsten Miene aus Ruhebett und hoffte irgend ein interessantes Bekenntniß oder die Geschichte eines vergangenen traurigen Vorfalls zu erfahren. Welches Glück für ihn, mit so viel Vertrauen beehrt zu werden! Die reitzende Witwe schien ihm verführerischer, als je, und er war ganz Auge, ganz Ohr. „Hören Sie, mein lieber Freund, fuhr Frau v. Steinbron fort, ich habe viel gelitten: ich hatte vor drei Jahren das Unglück zu fallen; mein rechtes Bein wurde schrecklich zerstümmelt, man war gezwungen, es abzunehmen, und ich habe, ach! an seiner Stelle nur ein Bein von Holz!"

Wenn der Blitz plötzlich in Herbert eingeschlagen hätte, er wäre nicht schrecklicher niedergeschmettert worden, als es bei diesen Worten geschah. Ein langes Stillschweigen von mehreren Minuten folgte darauf; endlich sprang er von seinem Sitze auf, lief hinaus und heulte voll Entsetzen: „Ein Bein von Holz! ein Bein von Holz!" Er eilte so schnell als möglich in seinen Gasthof. In weniger als einer halben Stunde war seine Rechnung bezahlt, sein Felleisen gepackt, und ausgestreckt in seinem Reisewagen ging's nach England zu, indem er in seinem Herzen den Baron von T.... und sein unglückliches Schicksal verwünschte. Auf dem Wege nach Köln sparte er keine Flüche gegen die Postpferde und die Postillons.

Ein Beispiel von Beharrlichkeit, aus der Geschichte genommen.

Vor Kurzem starb zu Paris ein Schweizer, Namens Tchudy. Er stammte in grader Linie von einem Tchudy, der im Dienste Franz I. war. Die Geschichte der Beziehungen, worin die Familie Tchudy mit dem Französischen Hofe stand, ist nicht ohne Interesse.

Der ritterliche Geist von Franz I. wurde so verherrlicht, daß der Ruf davon bis in die Schweizergebirge drang, was für die damalige Zeit etwas Außerordentliches war. Ein Schweizer, Namens Tchudy, von Gewerbe ein Kriegsmann, wurde für den ritterlichen König von solcher Begeisterung ergriffen, daß er, als der Feldzug nach Italien beschossen war, nach Paris kam, und Franz I. dreihundert Thaler in Gold und ein Regiment Lanzknechte anbot, die er zu der Französischen Armee bei ihrem Einmarsch in Italien stoßen lassen wolle. Das Anerbieten wurde angenommen, die Königinn Mutter schrieb in Abwesenheit des Königs ein schönes Danksageschreiben an Tchudy, und nach der Eroberung von Mailand schrieb der König selbst an seinen tapfern Tchudy, um ihm seine Erkenntlichkeit zu zeigen für die Hülfe, die er in den tapfern Lanzknechten gefunden hatte.

Nach den Festen, die Franz I. gab, um den Sieg auf eine würdige Art zu feiern, stellte Tchudy Sr. Majestät vor, daß er durch die Aufopferung der dreihundert Thaler in Gold und durch die Bildung des Regiments Lanzknechte sein Vermögen eingebüßt habe, und er bat den König von Frankreich, ihm eine Unterstützung angedeihen zu lassen. Franz I., der wirklich die Ergebenheit und den Muth des guten Schweizers schätzte, schenkte ihm als Majorat für seine männlichen Nachkommen, nach der Ordnung der Erstgeburt, eine ansehnliche Domaine, vier Meilen von Mailand gelegen. Tchudy setzte sich in den Besitz seiner Domaine, indem er sich glücklich schätzte, einem so großmüthigen Herrn gedient zu haben. Er fand, daß das Italienische Klima wohl eben so angenehm sei, als das Schweizerische, ja, daß die herrlichen Ebenen noch reitzender seien, als die traurigen Gebirge. Alles ging auf's Beste, aber ach, da begannen von Neuem die Feindseligkeiten. Karl V. ist Sieger, Franz I. sitzt im Gefängniß; der Herzog von Mailand zieht wieder in seine Hauptstadt ein und in den Besitz seiner Domaine; die Lanzknechte Tchudy's thun Wunder der Tapferkeit, aber sie werden geschlagen. Einige davon kehren zu ihren Bergen zurück, und ihr unglücklicher Anführer, ohne Geld und ohne Lanzknechte, reis't mit Mühe nach Paris, wo er sich der Regentinn, der Königinn Mutter, zu Füßen wirft, um seine Thränen mit denen von ganz Frankreich zu vermischen und einige Unterstützung in seiner unglücklichen Lage zu begehren.

Die Finanzen waren in einem Zustande, der kaum den dringendsten Bedürfnissen abhalf, Tchudy wurde unterstützt, aber es reichte nicht hin; man konnte ihm weder die dreihundert Thaler in Gold, die er hingegeben hatte, noch die Kosten, die er sich zur Stellung der Lanzknechte gemacht hatte, zurückbezahlen.

Tchudy starb und hinterließ seinen Kindern die Schuldforderung an den Französischen Hof oder seine

Rechte an die Domaine, welche vier Meilen von Mailand lag, als Erbtheil.

Als sein Sohn großjährig geworden war, brachte er bei dem König von Frankreich, der in sein Reich wieder eingesetzt war, die Schuldforderung seines Vaters Tschudy in Anregung. Es wurde ihm geantwortet, daß der Schatz sie nicht bezahlen könne und daß es, da durch den Krieg die Domaine verloren gegangen wäre, welche der Krieg gegeben hätte, es unmöglich sei, die Familie Tschudy in deren Besitz zu setzen. Dem Könige von Frankreich, der damal herrschte, folgte ein anderer König von Frankreich, dem Tschudy, der die Schuldforderung machte, folgte ein anderer Tschudy, der die Schuldforderung macht, und so fort bei jeder neuen Herrschaft und bei jeder neuen Generation der Tschudy; jeder auf seinem Sterbebette war äußerst bemüht, dem Aeltesten der Familie die Schuldforderung an den Hof von Frankreich oder seine Rechte auf die Domaine in Italien zu vermachen. Diese unglückliche Familie, die vor Hunger starb, nannte sich gleichwohl reich, aber in partibus.

Unter jeder der langen Regierungen Ludwig's XIII. und Ludwig's XV. gab es zwei Generationen Tschudy, die alle von dreißig Jahr zu dreißig Jahr ihre Schuldforderung vorbrachten; sie bekamen immer dieselbe Antwort, die sie unter den vorigen Regierungen bekommen hatten: Frankreich kann die Familie Tschudy nicht in den Genuß der Domaine in Italien setzen, weil es das Mailändische nicht besitzt.

Unter Ludwig XVI. dieselbe Forderung, dieselbe Antwort.

Die constituirende Versammlung in der Revolutionszeit erhielt eine Bittschrift über denselben Gegenstand. Die Bittschrift war begleitet, wie die früheren Gesuche, mit der Copie der Urkunden; die Versammlung ging zur Tagesordnung über.

Die gesetzgebende Versammlung bestand nicht lange genug, daß der Tschudy der damaligen Zeit sein Gesuch konnte von Stappel laufen lassen; er war eben zur Zeit des National-Convents bereit, es zu thun; aber dieser hörte nicht auf seine Bitte. Doch, welches Glück! Welche günstige Vorbedeutung! Eine Französische Armee dringt in Italien ein, die Piemonteser werden geschlagen, die Truppen aller kleinen Fürsten Italiens ergreifen die Flucht, die Oestreicher werden zurückgeworfen: ach! daß du nicht mehr da warst, großer Tschudy Franz des Ersten, mit deinen Lanzknechten; was für eine schöne Gelegenheit, deine Domaine wieder zu erobern! Mailand ist genommen, es gehört den Franzosen, ein Tschudy kommt an, bezeichnet die Ländereien, die Häuser, Schlösser, u. s. w., die ihm zugehören sowohl durch das Recht der Geburt, als auch durch das Recht der Eroberung. Der Stammbaum der Tschudy liegt vor dem Obergeneral der Französischen Armee aufgeschlagen; der gegenwärtige Tschudy ist sicher in grader Linie der Abkömmling des Tschudy, der unter Franz I. sein Vermögen eingebüßt hatte.

Die Französische Republick ist an Ort und Stelle und vertritt den König von Frankreich, wie der gegenwärtige Tschudy den Tschudy aus dem 16ten Jahrhundert vertritt. Es handelt sich darum, endlich eine alte Schuld abzutragen. „Setzet mich, sagte Tschudy, rein und nett in den Besitz meiner Domaine, worüber ihr jetzt verfügen könnt, und ich gebe Euch eine Quittung über alles Das, was ich zu fordern habe, die Interessen seit 300 Jahren mit eingerechnet." Der Obergeneral der Französischen Armee, auf die Nachricht, daß eine Oestreichische Armee in Italien einrückt, steigt zu Pferd und läßt unsern armen Schweizer mit aufgesperrtem Munde zurück; die Cisalpinische Republik wurde gebildet, und die Domaine Tschudy ist wieder für den Abkömmling der 10 Lanzknecht-Generationen verloren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literärische Notiz.

Die öffentliche Bibliothek von Trier hat in diesen Tagen durch die Großmuth der Königl. Record Commission in London (Commission der Archive Großbritanniens) die von ihr bis jetzt herausgegebenen und auf Königliche Kosten prachtvoll gedruckten Werke, bestehend in 74 Bänden in gr. fol., als Geschenk erhalten. Diese sehr bedeutenden Werke sind nicht im Buchhandel; sondern werden nach Belieben an öffentliche Bibliotheken verschenkt. Sie enthalten einen großen Schatz von diplomatisch-historischen Aktenstücken. In jedem Band ist folgende gedruckte Anzeige in Engländischer Sprache beigefügt: Record Commission. This Book is to be perpetually preserved in the public Library of the City of Treves. May 1834.

C. P. Cooper, Secr. Com. Pub. Acc.

Ph. Laven, Redacteur.

Anzeigen und Bekanntmachungen.

[14] **Aufforderung.**

Die Direction des öffentlichen Schatzes zu Brüssel hat ein Brevet zur Pensionsberechtigung für einen ehemaligen Feldhüter, Namens Carl Bisdorf, geboren den 26. Mai 1777, angeblich zu Beuren wohnhaft, hieher mitgetheilt.

Da der gegenwärtige Wohnort dieses Bisdorf unbekannt ist; so wird derselbe hiermit eingeladen, sich zur Empfangnahme dieses Berechtigungsscheines bei dem Königlichen Landrath Ponger hierselbst zu melden.

Trier, den 9. September 1834.

Königliche Regierung, Abth. des Innern.

[15] In der Blattau'schen Buchdruckerei ist erschienen und daselbst zu haben: Der Dom zu Trier oder Statuta des vormaligen erzbischöflichen Domkapitels. In Umschlag geheftet, Preis 20 Sgr.

[16] Am 17. des nächstkünftigen Monats October, Nachmittags zwei Uhr, lassen die Consorten Bergh, Conrath und Schröder, aus Neuerburg, Kreis Bitburg, in der Wohnung des Mitconsorten Carl Joseph Conrath zu Neuerburg, die ihnen zugehörige Woll-Spinn-Maschine, bestehend in einer Kratzmaschine oder Carderie, Schrubbelmaschine oder Drousette, einer groben Spinnmühle mit 40 Spindeln und zwei feinen Spinnmühlen, jede mit 60 Spindeln, nebst einer Maschine, um die Carderie und Drousette mit Pferden betreiben zu können, so wie alle nöthigen Anlagen, welche zu einer Maschine gehören, unter annehmbaren Conditionen an den Letztbietenden auf Borg versteigern; auch kann dieselbe vor diesem Tage aus freier Hand angekauft werden.

Das Ganze ist in einem guten, starken und dauerhaften Zustande, besonders an Gehölz und Eisenwerk.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 17. September. N°. 23.

TREVIRIS.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz N°. 112. und bei C. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Die antiken Reste der Moselbrücke.

Von J. H. Wyttenbach.

(Schluß.)

Nicht immer ist von unseren Alterthumsforschern diese Brücke für ein Römerwerk gehalten worden. Noch neuere Schriftsteller setzen sie vor die Zeiten der Römischen Herrschaft. Hetzrodt (i. a. W.) sagt: sie war gewiß ein Gallisches Werk. Theodor v. Haupt folgt dieser Ansicht, und setzt den durchaus unhaltbaren Grund hinzu: Schon Cäsar spricht von einer, zu seiner Zeit vorgefundenen Brücke*)?! Auch ich, gestützt auf die Ansicht Hontheims, hatte in früheren Jahren dem Vorrömischen Ursprunge gehuldigt; aber die Entdeckung einer bisher unbekannten Stelle Brower's lenkte meine Gedanken in eine andre Zeit, und von der Zeit ab, von welcher die wirkliche Geschichte unsers Landes uns nichts zu sagen hat. In der Originalhandschrift seiner Annalen, die ein glücklicher Zufall in meine Hände brachte, worin viele Stellen enthalten sind, welche in den gedruckten Annalen fehlen, da das Werk große Mißhandlungen durch die Censoren erdulden mußte, heißt es nämlich: Dieses Werk (die Brücke) ist in die Zeiten des blühenden Römischen Reichs zu setzen**). Die Gipfel der Brückenpfeiler waren, nach diesem Schriftsteller, mit Bildsäulen verziert gewesen. Auch der schon genannte Ortelius, Brower's Zeitgenosse, hielt die Brücke, welche damals noch sehr erhalten dastand, ohne Bedenken für ein Römerwerk***). Das 16te und 17te Jahrhundert hatte tüchtige Forscher in unsrer vaterländischen Geschichte.

Nur Theile der ältesten, stolzen und kräftigen Construktion an den Fundamenten und Pfeilern haben sich erhalten. In den Französischen Kriegen unter Ludwig XIV. im J. 1689 sollte die ganze Brücke, welche die Barbaren des Mittelalters verschont hatten, gesprengt werden; doch wurde das Zerstörungswerk an den gewaltigen Massen nicht völlig zu Ende gebracht*).

Die antiken, noch erhaltenen Basaltblöcke dieser historisch-merkwürdigen Brücke, meistens 6—9 Fuß lang, 3 F. breit und 3 F. hoch, sind ohne Mörtel aufeinander gethürmt, und bilden die Fundamente und großentheils die Pfeiler**): die Bögen aber wurden, unter dem Kurfürsten Franz Ludwig, vom Jahre 1717 bis 1720, ganz aus Sandstein wieder hergestellt. — Die alte Römerbrücke zu Ariminum (Rimini) hatte manche Aehnlichkeit mit dem alten Bau unsrer Brücke***).

Diese Brücke stand in der Römischen Zeit, wie ich in einer andern Abhandlung zu erörtern suchte †), etwa gegen die Mitte der alten Stadt, die sich südwestlich fast bis nach St. Mathias ausbreitete. — —

Wir wandeln nur auf Ruinen der alte Größe. Dies hat schon der geistreiche Conrad Celtes, einer der merkwürdigsten Männer in der Literaturgeschichte des 15ten Jahrhunderts, als er im J. 1498 unsre Augusta besuchte, in Klagetönen an die Trierer besungen, wenn er ausruft ††):

Wie hoher Glanz der Fürsten sank erloschen,
In euren grauen, ruhmbekränzten Mauern,
Trevir'sche Männer, die der sanften
Mosella Silberfluten trinken †††)!
Das alte Rom, in seinem tiefen Sturze,
In seinen Trümmern, wähnt' ich, hier zu schauen,
In diesen Thoren, Bögen, Hallen,
In alter Könige Pallästen.
Zerfallend stehn sie in grünen Saaten;
Hoch auf der Mauern stolzen Zinnen ragen

*) Panorama von Trier. 1822. S. 131. — Aber Cäsar spricht nirgends von einer Moselbrücke: nur Florus spricht von einer Schiffbrücke Cäsars über die Mosel. — Man vergl. meine Abh. S. 13.

**) Ad romani florentis imperii tempora relegandum opus. — Wie ist es zu begreifen, daß eine so unverfängliche, rein historische Aeusserung für den Druck unterdrückt werden konnte! — — Einige Erklärungen darüber habe ich S. 15 meiner Abh., und im 13ten Theil der Leipz. Encycl. im Art. Brower gegeben.

***) Itinerar. p. 36.

*) In meiner Geschichte von Trier (Th. IV. S. 236. ff.) habe ich von diesen abscheulichen Zerstörungen ausführlicher gesprochen.

**) S. Steininger's Bemerkungen über die Materialien unsrer Röm. Denkm. (Treviris N°. 6.)

***) Andr. Palladio Archit. L. 3. c. 10. — Bergier. II. p. 737.

†) Neue Beiträge zur antiken Epigraphik. 1833.

††) A. d. L. übers. v. Th. v. Haupt.

†††) Celtes sagt eigentlich: Viri Trevirenses! Mosellae Qui gelidum bibitis liquorem.

Gesträuche; wilde Blumen blühen
Auf der Gewölbe kühnen Höhen.
Ich sah der Götter herrliche Gebilde,
Mit frommen Worten heiliger Gelübde
In Straßen, achtlos, ungeehret
Im Staub, auf Marmortrümmern ruhen;
Sah Gräber, Leichensteine, Griechenschriften,
Von treuer Hand, Geschiedenen geweihet,
In Gärten, weinumlaubten Mauern,
In öde Winkel nun verbannet.
Was widersteht der Macht des Zeitenstromes?
Sie stürzte selbst Heraklås Riesensäulen,
Begräbt auf ew'ger Bahn der Sphären
In Trümmer uns und unsre Werke!

So klagte Celtes vor Jahrhunderten über die Ruinen der alten Treviris. — Wie vieles ist seit jener Zeit wieder Ruine geworden, oder gar verschwunden! — Menschen anderer Zeiten werden auch auf unseren Ruinen wandeln!

Die Schicksale des Klosters St. German,

summarisch dargestellt

von **M. F. J. Müller.**

In einer Entfernung von ungefähr 3500 gemeinen Schritten südwärts von unserem Neuthore, oberhalb der Vorstadt St. Medard, auf einem etwas erhabenen Punkte, sehen wir eine einzelne Wohnung, welche nach der Volkssprache Zum Hund heißt; in Dokumenten des Mittelalters aber mit den Worten ad Undas bezeichnet wird: hier stand in früheren Zeiten das Jungfrauenkloster St. German. Der Trierische Erzbischof Heinrich von Vinstingen (1286) fand Beweggründe, dieses Kloster in die Stadt zu versetzen; übergab denselben zu ihrer Wohnung ein in der Neustraße gelegenes Haus und zu ihrem Gottesdienste eine Kirche, welche bis in die neueste Zeit das Kloster St. German genannt wurde. Diese geistlichen Jungfrauen erhielten sich hier bis in die andere Hälfte des XV. Jahrhunderts; da war derselben Zustand so kummervoll, daß sie weder in der Kirche den Dienst geziemend abwarten, noch in ökonomischer Hinsicht länger mehr bestehen konnten, denn ihre jährlichen Einkünfte haben keine drei Mark überstiegen; nebstdem drohten die Kirchen- und Klosterbauten eine Ruine zu werden. Der Erzbischof Johann von Baden wurde daher bewogen, diese geistliche Gemeinde aufzulösen und dieses Kloster der Abtei St. Matheis einzuverleiben, unter der Verbindlichkeit, Kirche und Kloster in gehörigen Stand zu setzen, den Gottesdienst geziemend fortzusetzen; dann denen noch übrigen zwei Klosterjungfrauen Katharina de Lunich, und Katharina de Hosy, einen bestimmten jährlichen Unterhalt zuzusichern *). Durch Urkunde vom 18. August 1477, die noch nicht abgedruckt ist, willigten die genannten beiden Klosterjungfrauen förmlich in ihre Sekularisation, so wie in die Uebergabe ihres Klosters ein. Die in diesem Dokument stipulirte Unterhalts-Artikel möchten noch heutzutage für zwei Fräulein jährlich vollkommen zureichend sein:

1) Zehn Malter Korn. 2) Anderthalb Fuder Wein, so wie ihn das Convent trinkt **). 3) Sechs Viernzell Erbis. 4) Drei Viernzell Salz. 5) Vier Sester Butter. 6) Vier Sester Oligs. 7) Ein Floß Holz. 8) Eine Batsch Kohlen. 9) Ein Schwein von 4 Gulden. 10) Ein Rindt von 4 Gulden. 11) Zwei Brüling. 12) Zwei Hämmel. 13) Tausend Eyer. 14) Fünf und zwanzig Stockfisch. 15) Vier Hundert Häring. 16) Ein Gulden für Käß. 17) Ein Gulden für Gelücht. 18) Die Hühner, welche in der Kirche St. German geopfert werden. 19) Zu allen Fronfasten drei Gulden, macht jährlich zwölf Gulden. 20) Der lebenslängliche Genuß eines vor dem Neuthor gelegenen Gartens, so wie 21) eines in der Neustraße gelegenen Hauses. — Nach dem Tode einer dieser Jungfrauen soll die Ueberlebende noch zwei Drittheile dieser jährlichen Rente zu genießen haben.

In der Folge that sich ein Mann hervor, der kurfürstliche Kanzler Ludolf, dessen Namen wir Trierer noch heutzutage verehren. Dieser veranlaßte durch seine patriotischen und löblichen Bemühungen die Errichtung eines Lehrinstituts in diesem Kloster; die Lehrer waren Weltgeistliche und führten ein gemeinschaftliches Leben; ihr Wandel war so unbescholten, daß man sie die goldenen Priester (Sacerdotes aurei) nannte: so tadellos, sage ich, waren diese Männer, daß einige ihrer Mißgönner (deren erfreut sich ja jeder Rechtschaffene!) denselben nichts anderes nachzusagen wußten, als sie Cuculligera (Kukullenträger) zu nennen, wegen einer züchtigen Kopfbedeckung, welche sie beim Ausgehen trugen *). Sie lehrten hier einige neunzig Jahre die Grammatik, Philosophie und Theologie. Wir zollen diesen Ehrenmännern unseren wärmsten Dank für ihre rastlosen Bemühungen in der Erziehung der Jugend; denn bis dahin bestanden zu Trier noch vorzüglich die Schulen der Stifter und Klöster, ungeachtet der früheren Stiftung unserer Universität, welche nach den Ansichten des genannten Kanzlers Ludolf, damals noch in ihrer Kindheit, derlei Mithelfer nicht verschmähen durfte. Indessen entstand zwischen der Trierischen Universität und den goldenen Priestern eine Spannung, wozu ein Kurfürstliches, zu Gunsten der letztern, in den Jahren 1499 und 1502 erlassenes Dekret **) das Seinige beigetragen haben mag. In einem Schreiben des Erzbischofs Jakob II. vom 14. März 1504 kommt folgende, deutlich sprechende Stelle vor ***): »Uns langt an, daß ihr »unser Mittel, so wir unser ganzen Universitäten hiebe»vor überschickt haben, züschen üch (d. h. zwischen euch) »und den Brüderen zu Sant German nit achtend, auch »die obgemelte Brüder mit ihren Studenten, in publi»cis actibus, nit wült leiden, das uns fast befremdt ꝛc.« In der Folge verdrängten die nach Trier gekommenen Jesuiten die in der Fahrgasse, dem heutigen Gymnasium, wohnenden Minoriten aus diesem Kloster, welches sie seit mehr als drei Jahrhunderten bewohnt hatten, und diese erhielten dagegen, nebst wenigen andern Begünstigungen, das Kloster St. German in der Neugasse. Wenn ich vielleicht das Wort: Verdrängten, zu rasch gewählt zu haben scheinen sollte, so will ich diesen Ausdruck durch folgendes Anekdötchen einiger-

---

*) Siehe die Urkunde vom 20. März 1476 nach der damals bei den Trierern üblichen Zeitrechnung datirt, d. i. 1477, bei Hontheim Histor. trevir. diplom. Tom. II. Seite 461. u. ff.

**) Der Convents-Tischwein in dem Kloster St. Matheis war gewöhnlich ein Produkt aus dem Thiergarten oder aus dem Schammet, oder den Weingärten zu Langsur, wie man mir sagte. Von dem in den Klöstern Benediktinerordens wohlgekannten Gratias-Wein ist aber hier keine Rede.

*) So wie dieselbe durch unseren Provinzial-Kirchenrath v. J. 1549, doch nur den Mönchen, vorgeschrieben war: siehe Hontheim a. a. O Tom. II. Seite 748

**) Siehe Meelbaum in seiner sylva academica, Seite 178.

***) Hontheim a. a. O. Tom. II. 568.

maßen rechtfertigen, welches ich in einer gleichzeitigen Handschrift gelesen habe: Einst hatte der Weihbischof Gregor Virneburg die sämmtlichen Mitglieder des Minoritenklosters zur Tafel geladen; gegen Abend, als sie nach Hause gekommen waren, fanden sie die Thore ihres Klosters geschlossen, und hörten von innen eine laute Stimme, sie möchten von nun an in dem Kloster St. German Obdach suchen. Der Verfasser dieser Handschrift schließt mit den Worten: mit Speck fängt man Mäuse. Wer dieses Verfahren angeordnet habe, darüber gibt der Verfasser dieser Handschrift keine Kunde. Man betrachte übrigens dieses Verfahren von einer Seite, wie man will, so erscheint dasselbe kleinlich.

Aus mehreren Umständen wird es mir wahrscheinlich, daß die Minoriten ihre alte Wohnung ungern verlassen haben; so zwanglos auch immer die Dokumente erscheinen mögen, welche uns Hontheim a. a. O. Tom. S. 20. u. 21 vorlegt.

Auch die goldenen Priester verließen nun ihre Wohnung, nicht ohne Leidwesen des Trierischen Publikums, besonders der Eltern, welchen sehr daran gelegen war, daß ihnen aus diesen Schulen Kinder zurückgegeben wurden, welche des Namens goldene Kinder würdig waren. Ich hatte das vor der Abreise dieser würdigen Männer geschriebene Inventarium ihrer Hinterlassenschaft vor Augen; dasselbe bewies Sparsamkeit und Zufriedenheit. Ihre Bibliothek zählte nur 260 Bände, damals freilich noch meistens Handschriften.

Im Jahr 1765 wurde die alte Kirche St. German niedergerissen, neu aufgebaut, vergrößert und von dem Weihbischof Johann Nikolas von Hontheim am 11. September 1768 feierlich eingeweihen. Den anstoßenden Klosterbau hatte man schon im Jahr 1738 begonnen, wegen Geldmangel wurde derselbe indessen langsam betrieben und nur erst im Jahr 1756 vollendet; die Baukosten dieses Klosters beliefen sich auf 18,299 Reichsthaler. — Im Jahr 1802 wurde dieses Kloster von der Französischen Regierung als Nationalgut in Beschlag genommen; die Kirche aber im Jahr 1803 den Pfarrgenossen von St. Gervasius zu ihrem Gottesdienste übergeben, welche dermalen bald Gervasius, bald aber noch, wie früher, German genannt wird. Wird man in der Zukunft in Trierischen Schriften das Wort Germaner lesen, so werden damit immer unsere Minoriten bezeichnet. — Man vergleiche übrigens noch des Hrn Direct. Wyttenbach Geschichte von Trier, IV. Abth. III. Abschn. S. 161 u. ff. und IV. Absch. S. 62 u. ff.

Ein Beispiel von Beharrlichkeit, aus der Geschichte genommen.

(Schluß.)

Der Tchudy, der im Jahr 1795 Bonaparte mit seinen Schuldforderungen anging, starb, und hinterließ einen Sohn mit der einzigen Erbschaft, die er von seinen Vorfahren erhalten hatte, nämlich mit den Ansprüchen auf die Domaine, vier Meilen von Mailand; das ist derjenige Tchudy, der kürzlich in der größten Armuth zu Paris starb. Seine Erbschaft bestand, wie wir gesagt haben, aus einem Stammbaume, woraus klar und deutlich hervorging, daß seit Franz I. die männliche Linie in der Familie nicht erloschen war, und aus der schriftlichen Urkunde, die von dem Könige von Frankreich im Anfang des 16. Jahrhunderts unterzeichnet war. Er lebte elend und verlassen, als er hörte, daß Italien von Neuem in der Gewalt Frankreichs sei, daß man damit umgehe, ein Königreich daraus zu bilden, und daß der Kaiser der Franzosen zu gleicher Zeit König von Italien werde. Sapperment! dachte der arme Tchudy bei sich, dies Mal kann es glücken; man hat immer die Bitte um die Domaine bei Mailand verworfen, weil man, wie man sagte, die Provinz nicht besäße, und weil durch den Krieg verloren gegaugen wäre, was der Krieg gewonnen hätte; aber dies Mal ist die Eroberung gemacht, man ist im Besitz, der Kaiser der Franzosen ist im Besitz von Italien, welches Franz I. nicht behalten konnte, trotz der Hülfe unserer Lanzknechte, das Land liegt noch heutiges Tages vier Meilen von Mailand, wie es lag vor der Schlacht von Pavia. Ich bin in grader Linie der Abkömmling Dessen, dem dieses Land zur Bezahlung seiner Vorschüsse gegeben wurde, es liegt kein guter Grund vor, sich mir zu widersetzen, der Tag der Gerechtigkeit ist endlich gekommen, ich bin ein gemachter Mann. Tchudy reist im Jahre 1810 nach Paris; durch die Vermittlung des Gesandten der Schweiz reicht er die Bittschrift in Bezug auf seine Domaine bei Mailand bei der Französischen Regierung ein; diese weist die Bittschrift mit den Worten ab, sie müßte an die Regierung des Königreichs von Italien adressirt werden. Tchudy veranstaltet eine Kollecte bei allen Bekannten, und erhält mit Mühe Das, was ihm unumgänglich nöthig ist, um sich nach Mailand zu begeben. Der Italienische Minister weist ihn wieder mit den Worten ab, die Schuld sei eine Französische und die Französische Regierung müße sie tilgen; ferner, die zurückverlangte Domaine gehöre seit Jahrhunderten Privatleuten und man könne diese nicht aus dem Besitze verdrängen.

Tchudy kehrt zu Fuß nach Paris zurück; im Schweiße seines Angesichts trägt er seine köstliche Blechbüchse, welche seine Urkunden enthält; in Paris kömmt er an in dem Zustande der tiefsten Armuth. Sein Gesandter unterstützt ihn, ein Sachverständiger übernimmt die Redaction einer Denkschrift fur die Schuldforderung. Tchudy zu befriedigen, ist nicht schwer. — Wenn es sich darum handelt, sagte er, Einen aus seinem Besitze zu verdrängen, um mich in den Genuß meiner Domaine bei Mailand zu setzen, so gebe man mir eine andere, sei es in Westphalen, sei es in den Ponthinischen Sümpfen, das gilt mir gleich, wenn ich nur ein Majorat habe. Wenn der große Kaiser mir diese Gerechtigkeit, die er mir schuldig ist, widerfahren läßt, so werde ich ihm auch, wie meine Vorfahren Franz I., mit einem Regimente Lanzknechte dienen.

Diese Denkschrift wurde nach allen Ministerien gesandt und zog die Neugierde Aller auf sich. Tchudy, der nicht unterließ seine Sache zu betreiben, interessirte überall durch seine Gutmüthigkeit und durch das Eigenthümliche in seinen Manieren.

Ein Chef im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten machte für ihn einen Bericht, der zwar nicht die Einsetzung in die Domaine bei Mailand oder die Abtretung eines eben so viel geltenden Majorats bezweckte, sondern nur eine Pension von 600 Fr. und eine Unterstützung von 1000 Fr., um den Bittsteller in den Stand zu setzen, sich zu kleiden und bis zu dem Augenblicke zu leben, wo die Pension ihm ausgezahlt würde. Der Minister nahm das Ansuchen des Berichtes an ...., der arme Teufel lebte ruhig mit seiner Pension und stand auf dem Punkte, eine gute Heirath zu thun, um die männliche Stammlinie der Tchudy fortzupflanzen, als durch Vergleich vom 15. November 1815 festgesetzt wurde, daß die Französische

Regierung keine Pensionen mehr an Fremde bezahle. Von diesem Schlage wurde Thudy gewaltig getroffen, er wurde ernsthaft krank; gleichwohl hoffte er, die Urkunde von Franz I. und seinen Stammbaum in der Hand, die Bourbonen würden seine Schuld anerkennen. Er erhielt wirklich eine schwache Unterstützung und heirathete sich; aber seine Hoffnung, einen männlichen Erben für die Domaine bei Mailand zu erhalten, schlug fehl.

Die Vacanz.

Die Vacanz ist da! fliegt's mit einem Zauberschlage durch alle Herzen der Knaben und Jünglinge. Die Vacanz! Jeder lächelt bei diesem Feste der Kindheit. Selbst das reifere Alter, wenn auch nicht drückende Geschäfte ihm Ruhe und Muße rauben, fühlt sich von einem Wonnegefühl getragen: die Erinnerung an diese Feierstunden reißt es zu dem Freudengeschrei der Jugend hin.

Die Vacanz ist die große Erhohlungszeit, wo man alle Mühe vergißt, es sind die geheiligten Tage eines harmlosen Schlendrians, es ist die allgemeine Freudenepoche des Wiederseh'ns zwischen Kindern und Eltern!

Jedes Alter, jeder Stand hat seine Feierzeit. Der Jäger hat seine Jagd, die nervenschwache sentimentale Dame ihre Badesaison, die Dilettanten ihr Theater, die Schüler ihre Vacanz.

Vorzüglich in den Schulsälen hallt das frohe Wort wieder! Hier, wo man vereint auf den Bänken saß, hier greift dieser Zauberklang mit gewaltigerer Macht in alle jugendlichen Herzen ein, der Eine ermuntert den Andern zum Freudejauchzen, zu begeisternden Vacanzliedern. Virgil und Eutropius liegen ruhig auf der Bank und horchen. — Die Vacanz, die Vacanz! Schon einen halben Monat, einen Monat vorher steht das große Wort mit großen Buchstaben auf allen Bänken, auf allen Tischen, in allen Büchern, auf allen Mauern geschrieben, gemalt, gekritzelt, eingegraben in allen Herzen.

O seht, wie freudig sie den Reisestab ergreifen, wie sie eilig die Ranzen schnallen, wie munter sie von dannen zieh'n! Die Landstraßen, die einsamen Pfade der Wälder, der Thäler sind voll von wandernden Musensöhnen; auf den Fluthen der Mosel, zwischen den traubenbehangenen Weinbergen, treibt mancher fröhliche Kahn der Heimath zu! Ihr Dörfer und Städtchen öffnet eure Arme, eure Kinder fliegen euch zu! Die Vacanz ist da! Haltet euch bereit, ihr Väter, das Söhnchen stürzt in eure Arme, voll Freude, aber auch voll — Schulden, es reicht euch seine Zeugnisse, aber auch seine — Rechnungen, haltet eure Herzen bereit, aber auch eure — Beutel!

Wohlan, mein Jüngling, der du die Schule verläßt, nimm Abschied von diesen Sälen, wo du in die Vorhallen der Wissenschaften und Künste eingeführt wurdest, nimm Abschied von deinen Jugendfreunden, nimm Abschied von deinen Lehrern! Strebe in die Welt hinaus; dir selbst überlassen, wirf dich in's Gewühl des Lebens! Werde, was du willst, vergiß nie die Lehren wohlmeinender Menschen!

Die Armen, deren Actenstöße sie im einsamen Zimmer halten, hören auch den Freudenruf: Die Vacanz ist da! — Aber sie hören ihn bloß, ohne ihn zu genießen. Mit ihnen gibt es noch drei Verhältnisse des Lebens, wo in ewiger Kette ein Tag dem andern seine Arbeiten überliefert, diese drei sind: eine Hausmutter, ein Galeerensclave, ein — Zeitungsredacteur.

Der Cid von Corneille.

Nie hat ein Theaterstück einen so großen Erfolg gehabt, als der Cid. Ich erinnere mich, sagt Fontenelle, in meinem Leben einen Kriegsmann und einen Mathematiker gesehen zu haben, welche beide von allen Schauspielen der Welt, keines kannten, als den Cid. Die ungeheure Unwissenheit, worin sie lebten, hatte nicht verhindern können, daß der Name des Cid zu ihnen gedrungen war. Corneille hatte in seiner Studierstube dieses Stück in alle Europäische Sprachen übersetzt, ausgenommen die Sklavonische und die Türkische. Man ließ es die Kinder auswendig lernen; und in mehreren Provinzen Frankreichs war das Sprüchwort aufgekommen: Das ist schön, wie der Cid. Der Cardinal Richelieu wünschte als Verfasser dieses Stückes zu gelten; Corneille, der mehr den Ruhm, als das Geld liebte, wollte damit durchaus nicht übereinstimmen. Der gewaltige Minister ließ daher das Schauspiel durch die Akademie untersuchen. Alle Kritiken, die man über den Cid machte, sagten aus, daß alle Regeln des Theaters darin verletzt seien. Die spätern Vertheidiger Corneille's waren derselben Meinung: aber sie zogen daraus einen unwiderleglichen Beweis wider ihre Gegner. Dies Stück, trotz allen seinen großen Fehlern, sagten sie, herrscht auf unsern Theatern seit mehr als einem Jahrhundert; daraus folgt, daß Schönheiten darin sind, die Alles übertreffen, was bisher erschienen ist.

Als Corneille seine Horatier herausgab, verbreitete sich ein Gerücht, daß man auch über dieses Stück eine Kritik abfassen wolle. Horatius, der Vater der Horatier, sagte der Dichter, wurde von den Duumvirn zum Tode verurtheilt, aber vom Volke losgesprochen.

Wunderbare Heilmethode.

Den 2. Februar 1786 wurde eine seltsame Heilmethode ausgeübt zu Chateaudun an der Person des hochwürdigsten Vaters Victor Bernard, Exquardians des Franziskaner-Klosters.

Diesen Mann sah man an dem angegebenen Tage für todt an. Indeß sein Arzt konnte sich nicht überzeugen, daß das Leben ganz von ihm gewichen sei, er rieb die Schläfe des Kranken mit wohlriechenden Wassern und gab ihm einige Tropfen Spanischen Wein ein. Da machte zum größten Erstaunen der Anwesenden der Ordensgeistliche einige Bewegung und gab einige Laute von sich; aber er blieb lange in einer Art von Lethargie. Den Nachmittag desselben Tages führte der Arzt in die Krankenstube, wo der Vater Bernard lag, zwei Personen, welche die Violine spielten und verschiedene Melodieen ausführten. Ein Einwohner der Stadt und ein Franziskaner-Mönch, der 72 Jahre alt war, fingen vor dem Bette nach dem Klange der Instrumente an zu tanzen. Der Hund des Arztes tanzte in einer Ecke. Diese Musik und der Anblick des sonderbaren Ballets erweckten den Todtgeglaubten und brachten ihn zum Lachen. Von diesem Augenblicke an stellte sich seine Gesundheit wieder her und in kurzer Zeit war er im Stande, dem Volke seine vollkommene Genesung selbst anzuzeigen.

Ph. Laven, Redacteur.

[17] Auf den Antrag der Kreis- u. Orts-Behörde ist der auf den 15. d. M. angesetzte Jahrmarkt zu Ottweiler, für dieses Jahr, auf den 22. d. M., den Tag nach dem Einsegnungsfeste der dasigen neuen katholischen Kirche, verlegt worden; welches hierdurch zur öffentlichen Kenntniß gebracht wird.

Trier, den 10. Sept. 1834

Königl. Regierung; Abth. des Innern.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 20. September. **N° 24.**

TREVIRIS.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz N°. 112. und bei C. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Das Monument zu Igel.

Von J. H. Wyttenbach.

Barbara pyramidum sileat miracula Memphis.
MARTIALIS.

Ein höchst merkwürdiges, in seiner Art einziges Monument ist die sogenannte Pyramide, oder auch, wie Göthe sagt, der architektonisch-plastisch-verzierte Obelisk zu Igel. Jahrhunderte haben allerdings auch an diesen Steinen genagt und Manches verwischt; aber auch Menschen haben beigetragen, wenigstens einiger Zierden die schöne Pyramide zu berauben, und so das öffentliche Denkmal, mit Hintansetzung aller Achtung für Mausoleen, zu verstümmeln *).

Etwa zwei Stunden von der ehemaligen **Augusta Trevirorum** entfernt, im heutigen Dorfe Igel, zur Seite der großen Heerstraße nach Rheims (**Durocortorum** der Römer) und von da in's Innere von Gallien, unfern der Mosel, und wo weiter hinab sich der Blick in das schöne Thal senkt, wo die Saar fluthet, und bei dem Dorfe Conz **) sich mit der Mosel vereinigt, hatte man die vielbesprochene, auch jetzt noch ansehnliche sogenannte Pyramide von Igel aufgeführt.

Die schönen Reste dieses Denkmals haben von jeher allerlei Fragen und Meinungen über die Bedeutung desselben, und über die Zeit seines Ursprungs veranlaßt. Es sind schon so viele, mehr oder minder treffende Erklärungen, und mehr oder minder glückliche Hypothesen über dieses Monument vorgetragen worden, daß man furchten müßte, ungestraft kaum mehr auftreten zu dürfen. — Doch, da bis zur Vollendung bisher noch keine der ältern und neuern Forschungen gediehen ist; so mag es noch immer erlaubt sein, es zu wagen, auch sein Scherflein beitragen zu wollen: obgleich die zum Theil ausgelöschte Inschrift und die zum Theil verwischten oder nur halb erkennbaren Bilder von jeher die Oedipen zur Verzweiflung gebracht haben.

Einige Schriftsteller lassen dieses Monument die Vermählung des Constantius mit der Helena verherrlichen; Andere schließen aus dem Namen Igel, es sei zum Andenken der Geburt des Kaisers Caligula gesetzt worden; Andere nehmen die Apotheose einer Person aus dem kaiserlichen Hause an. Die Mehrzahl aber hält es, die Inschrift und Bilder zu Rathe ziehend, entweder für das Sepulcral-Monument der Secundinen, oder doch wenigstens für ein den Häuptern dieser Familie errichtetes dankbares Denkmal *).

Die Inscription dieses bilderreichen Alterthums **)

---

*) Solcher Verstümmlungen wird beschuldigt der unter Carl V. und Philipp II. berühmte Gouverneur des Herzogthums Luxemburg, (vom J. 1545 bis zu seinem Tode 1604) Peter Ernst Graf von Mansfeld. Es wird seiner übertriebenen Liebhaberei sogar nachgesagt, daß, so wie er die Bildwerke einer fast ähnlichen Pyramide zu Arlon (Orolaunum) nach Luxemburg in seine Gärten hatte bringen lassen, er auch beabsichtigt habe, nachdem er schon einzelne Basreliefs, wenigstens einen Stein mit dem Bilde einer Nymphe, hatte ausbrechen lassen, selbst das ganze Igeler Monument dahin zu verpflanzen!! — Hätten die gelehrten Wiltheime uns nicht einige Nachrichten und Abbildungen von diesen aufgehäuften Schätzen, die leider alle, nach dem Tode des Grafen, verschwunden sind, in ihren Schriften aufbewahrt — so wüßte die Nachwelt auch nicht das Geringste von der Pracht, die er einstens dort versammelt hatte. — Eine solche Liebhaberei mag auch Vandalismus heißen. — Jedem Orte gehört das Seine! —

**) In diese schöne Gegend wird ein Sommerpallast der Imperatoren gesetzt.

*) In sehr vielen Werken ist davon die Rede. Ich will hier nur die Namen der vielen Schriftsteller anführen, welche, jeder auf seine Weise, von dem Igeler Monument gesprochen und zum Theile auch Abbildungen gegeben haben. Es sind folgende: Friedrich Schwarz (in einer noch ungedruckten Handschr. des 14. Jahrh. Zwischen den Geschichten von Reliquien der Heiligen kömmt er plötzlich auf das Igeler Monument, weil er gerne von der h. Helena sprechen wollte), dann Ortelius, Apianus, Pyrckheimer, Braun, Herold, Campius, Brower, Freher, Mercator, die beiden Wiltheime, Bertel, Bertholet, Gruter, Muratori, Lorent, Hontheim, Neller, Pocock, Conrad, Pars, Peyre, Hetzrodt, Storck, Quednow, Haupt, Göthe, Raymond, Müller, Neurohr, Boos und Osterwald.

Auch ich hatte früher schon in meiner Geschichte von Trier, hierauf in der Trier'schen Chronik, 1821, endlich im Texte zu den großen Abbildungen von Rambeur meine Ansicht über die Inschrift und die Bildwerke des Monuments darzustellen versucht.

**) Häufig sind schon angeblich verbesserte Lesearten der Inscription durch verschiedene der eben genannten Schriftsteller versucht worden. Eine den gegenwärtigen Zustand genau vorstellende, und selbe mit der von Ortelius im

spricht offenbar von der Secundinischen Familie, wie man sich leicht überzeugen kann. Diese scheint bedeutend gewesen zu sein, insofern Reichthum und äusseres Ansehen bedeutend machen können. Auch war dieses Geschlecht sehr verbreitet. Viele Steinschriften in den Mansfeldischen Gärten zu Lutzemburg sprachen von der Secundinischen Familie. Auch am Niederrhein bei Xanten wurden Votivsteine entdeckt, von den Secundinen sprechend. Selbst aus dem alten Vindelicien (einem Theile der Donauländer) hat uns **Welser** eine solche merkwürdige Inschrift aufbewahrt. Zu Arlon fand man früher eine ähnliche, die, nach der Angabe des Consulat's in's Jahr 152 nach Chr. gehörte. — In den Inscriptionen bei **Muratori** finden wir einen **Tib. Cl. Secundinus**, welcher Tribun der **Leg. II. Trajana** war, und zugleich Procurator des Lugdunensischen Galliens. — Auch in den spätern Jahrhunderten blühte noch diese Familie; denn ihr Name findet sich noch im J. 511 nach Chr. in den Consularbüchern eingeschrieben. Auch ein Dichter Secundinus in Gallien, Freund des Sidonius Apollinaris, gehört zu diese Zeit. — Als Industrie-Zweig kömmt die Töpfer-Fabrik (von **terra sigillata**) eines Secundinus vor. — Bei uns mögen noch manche Stein-Denkmale dieser Familie in der Erde verborgen liegen. Im J. 1826 fand man im Saarburger Kreise die zuletzt entdeckte Steinschrift, nämlich einen kolossalen Stein (jetzt im Museum der Gesellsch. gemeinnütziger Forschungen) mit folgenden Worten:

D. M.
POPPIVS. SECVNDINVS.
SIBI. ET. FILIIS.
FECIT.

Die Secundinische Familie scheint zu Trier das gewesen zu sein, was die Balbische im Römischen Spanien, die Paulinische in Bordeaux, und die Saturninische in Lyon war — reiche Kaufleute, und zugleich kaiserliche Commissarien für das Postwesen, und Armee-Intendanten.

(Fortsetzung folgt.)

16. Jahrhundert vergleichende, hatte mir der hiesige Privatlehrer Herr Fischer mit großer Gefälligkeit mitgetheilt. Sie wurde, in großem Maaßstabe, im Werke des Malers Ramboux abgedruckt.

Einige Notizen aus ungedruckten Papieren über Spangenberg, den berühmten Trierischen Minister verschiedener Kurfürsten von Trier.

Von J. H. Wyttenbach.

Georg Spangenberg war den 15. April 1695 zu Tannenberg, in der Grafschaft Hohenstein, geboren. Sein Vater war Lutherischer Pfarrer an diesem Orte. Seinen Sohn Georg hatte er, da er ihn zum Studieren tauglich hielt, schon im Voraus zu seinem Nachfolger bestimmt.

Georg absolvirte das Gymnasium zu Ilefeld, und widmete sich dem theologischen Studium auf der Universität zu Jena unter den berühmten Professoren Buddeus und Walch. Um sich einen bessern Unterhalt zu verschaffen, den sein Vater, der eine zahlreiche Familie hatte, ihm nicht geben konnte, übernahm er die Correktur der Werke des Buddeus in der Buchdruckerei des Thomas Fritsch.

Um seine Studien so vollständig als möglich zu machen, lernte er gründlich, nebst den gelehrten Sprachen, auch einige Orientalische; wodurch er die Leichtigkeit bekam, öfters in seinem Leben das alte Testament in der Syrischen, das Neue und die Griechischen Kirchenväter in der Griechischen Sprache zu lesen. Diese letzte Lektüre mit dem Studium der Kirchengeschichte soll ihm, wie er später versicherte, Religions-Skrupel, hinsichtlich der Kirche, worin er geboren war, gegeben haben.

Zu diesen Studien gesellte er auch das Rechtsstudium und die mathematischen Disciplinen. Um das Doktorat in der Philosophie zu erhalten, schrieb er eine Dissertation — **De pondere planetarum.**

Im Jahre 1724 wurde Spangenberg Cabinets-Sekretair des regierenden Herzogs von Sachsen-Meiningen — und einige Jahre nachher trat er, in der nämlichen Eigenschaft, in die Dienste des ausgezeichneten Kurfürsten von Trier, Franz Georg. Hier ging er zur Katholischen Kirche über. Nach diesem Uebergange schrieb er, gleichsam als Apologie seines Schrittes, ein gelehrtes Werk *), das im J. 1733 ohne Namen des Verfassers erschien.

Er war bald so sehr für seine neue Kirche eingenommen, daß er selbst dem Proselytismus eifrig ergeben schien; indem er junge Leute beiderlei Geschlechts aus protestantischen guten, aber verarmten Familien für diese Kirche zu gewinnen sich sehr angelegen sein ließ. Aus dieser Absicht ließ er sogar eine gewisse Anzahl Fräulein in dem adeligen Frauenstifte zu Boppard auf seine Kosten erziehen. Diese wurden, nach vollendeter Erziehung, von ihm anständig versorgt. Er pflegte sie seine Kinder zu nennen, da aus seiner Ehe ihm keine geworden waren.

Spangenberg, der zum Geheimen Rath war erhoben worden, besaß das volle Zutrauen des Kurfürsten, welcher ihm deshalb einen großen Theil der Staatsgeschäfte übergab. Bei den Wahlen der Kaiser Carl **VI.** und Franz **I.** war er sein Gesandter zu Frankfurt. — Bei diesem Wahlgeschäfte gab der Artikel **XIV.** der Capitulation, hinsichtlich der Rechte der Deutschen Kirche, welchen Artikel der Römische Hof aus allen Kräften zu unterdrücken suchte, dem Spangenberg die Veranlassung, unsern Hontheim zu bewegen, ein Werk zu schreiben, das die Klagen der Deutschen Kirche enthalten, und die Rechte derselben gegen die Curie zu Rom vertheidigen sollte. Darin lag der Grund zum Buche, betitelt **Febronius.**

Im Jahr 1747 verlor Spangenberg, durch zu große Anstrengung in den mannigfaltigsten Geschäften, fast gänzlich sein Gedächtniß; doch erhielt er es wieder, nachdem er sich während zwei Monaten aller Geschäfte, aller Lectüre, und aller nur etwas anstrengenden Gespräche enthalten hatte.

Nach dem Tode des Kurf. Franz Georg bat Spangenberg den Nachfolger Joh. Philipp, von den Geschäften losgebunden zu werden. Der Kurfürst gestattete es ihm endlich, doch sich vorbehaltend, ihn an den Hof zu berufen, wenn er seines Rathes bedürfe.

Nach dem Tode seiner Gattin, zog sich Spangenberg nach Sayn zurück, und lebte in der dasigen Abtei, besonders in der ihm wohlthuenden Gesellschaft eines unterrichteten und frommen Geistlichen.

Kaiser Joseph **II.** zog ihn einstweilen im J. 1766 aus dieser ihm so süßen Eingezogenheit, ihn bittend, das schwierige Geschäft eines Mit-Commissarius bei der lärmmachenden Visitation des Kaiserl. und Reichs-Kam-

*) U. d. T. **Compendium antiquitatum ecclesiasticarum ex scriptoribus apologeticis, eorundemque commentatoribus compositum. Accedunt C. S. Schurtzfleischii controversiae et quaestiones insigniores antiquitatis ecclesiast. ex libro ejus msto nunc primum edito.**

mergerichtes zu Wetzlar zu übernehmen. Spangenberg gehorchte, that was er konnte; fand aber die Sache so in Verwirrung und so durch Intriguen verdorben, daß das Uebel nicht von Grund aus geheilt werden konnte.

Der Kaiser belohnte ihn mit dem Charakter eines Kais. Geh. Rathes, und durch eine Pension von 4000 Gulden.

Nach dem Tode Joh. Philipps ladete Clemens Wenceslaus ihn ein, doch wieder Theil an den Staatsgeschäften nehmen zu wollen, und ernannte ihn zum ersten Conferenz-Minister. Oft holte er den Rath dieses seines Ministers ein — aber er befolgte ihn nicht immer.

Im J. 1775 ertheilte Joseph II. ihm noch einen Beweis seines Wohlwollens, ihn zu dem Range eines Barons erhebend.

Aber seit 1776 verlor er nach und nach den Gebrauch des Gesichts und Gehörs — und so verlebte der sonst so thätige Mann den Rest seiner Tage in seinem Hause im Thale Ehrenbreitstein traurig genug; nur mit einigen Freunden, so gut es gehen wollte, sich unterhaltend. — Hier starb er, vom Schlag getroffen, den 30. Sept. 1779 im hohen Alter von 84 Jahren. Zu Sayn ist sein und seiner Gattinn Grabmal. Er hatte noch die Verfolgungen erlebt, die seinen Freund Hontheim wegen des Febronius getroffen hatten.

Die Erde ruhe sanft auf ihm!

Schreiben eines Trierers. *)

Paramaribo, den 20. März 1832.

Von dem schönen Westindischen Himmel mit seinem warmen Wetter sehe ich nicht viel mehr. Schwere, dicke, schwarze Regenwolken hangen tief herab auf die Erde und überströmen sie von Zeit zu Zeit mit Wolkenbrüchen. Dabei ist die Luft sehr abgekühlt, und statt 24 — 25 Grad zeigt das Thermometer nur 17 — 19. — Hört der Regen einige Zeit auf, so dampft der Boden, und diesen Ausdünstungen werden viele Krankheiten zur Last gelegt.

Es gibt hier eine Menge von ganz fürchterlichen Krankheiten. Die schrecklichste ist die Boassie. Der von ihr Befallene verliert, wie beim Knochenfraß, Glied nach Glied, bis der Rumpf stirbt. Sie erbt sich nicht allein in Familien fort, sondern theilt sich auch auf andere Arten mit. Einem Gesetze zufolge sollten alle derartigen Kranken auf einer entfernten Anstalt, mitten in einer waldigen Gegend, untergebracht und gepflegt werden, und Alle, die, dieser Verordnung zum Trotz, hier in der Stadt oder auf den Plantagen solche Unglückliche aufnehmen, schwer bestraft werden; aber ich weiß aus sehr guter Quelle, daß einige Tausende, trotz allem Dem sich noch hier befinden, und theils heimlich verwahrt werden, theils auch frei herumgehen, weil sie angesehenen Familien angehören. — Die Angst vor dieser Krankheit ist so groß, daß sie den Gebrauch veranlaßt hat, beim Offeriren eines Stuhls den zu bezeichnen, worauf seit einer Stunde Niemand gesessen hat. Von Stroh und Ried geflochtene Stühle haben aus derselben Ursache den Vorzug.

Eine andere ansteckende Krankheit, die nicht zu heilen ist, ist das Anschwellen der Beine, bekannt unter dem Namen: Elephantenbeine. Vom Schenkel an schwillt das Bein zu einer unförmlichen Dicke auf, und bleibt in diesem Zustande, was man auch daran thun mag. Diese Krankheit ist unter den Farbigen so herrschend, daß die davon Befreiten eine kleine Zahl bilden. Sie erbt sich fort durch die Berührung, und da alle Farbigen mehr oder weniger nackt laufen, immer aber baarfuß, so ist die Mittheilung kaum zu verhindern — ja die warme Fußstapfe eines Kranken zu betreten, ist oft genug. Der Doctor, der dagegen ein Mittel wüßte, wäre ein Millionär in 24 Stunden; er bräuchte sein Geheimniß nur zu verkaufen. Daß nach diesem Stein der Weisen mit Leib und Seele gesucht wird, ist leicht zu denken.

Es ist merkwürdig, wie so viele Plagen sich vereinigen, das vermeintliche Paradiesleben so zu reduzieren, daß die andern Zonen recht mit der bevorzugten concurriren können. Ich habe schon mancherlei Bemerkungen, die in dies Kapitel gehören, gemacht. Der Mensch, dieser Herr der Schöpfung, ist doch nicht im Stande, überall seinen Willen durchzusetzen; der Einfluß der ihn umgebenden Natur ist zu groß auf ihn. So ist es gewiß, daß Viele, die hierhin kommen, ihr Glück zu machen, diesen Zweck eher erreichten, wenn sie stets die Nämlichen blieben.

Hier, wo die Natur ohne Unterbrechung in der Fülle ihrer Kraft schwelgt und überall Ueberfluß zeigt, gewahrt man nicht, wie in den gemäßigten Zonen, eine geregelte wohlthuende Oekonomie in dem großen Haushalte. Den Anblick der im Frühjahr mit erneuertem Eifer sich regenden sorglichen Mutter, die Tag und Nacht bemüht ist, die Verwüstungen des Winters verschwinden zu machen, und, haushälterisch mit ihren Mitteln, gerne das Vorhandene benutzt, entbehrt man hier ganz, und mit ihm den wohlthuenden Anblick einer regen Wirthschaftlichkeit. Erhalten und unterhalten sind hier fremde Vorstellungen, sowohl im bürgerlichen, wie im Familienleben. Die Straßen, Brücken u. s. w. bleiben, ein Mal angelegt, ohne Aufsicht, bis irgend ein Unglück kommt, was aufmerksam macht. So sind vor 14 Tagen zwei Neger auf einer Brücke verunglückt, die seitdem auch erst für faul erklärt wurde! Die Handwerker können nur Neues machen, und so viele Fertigkeiten, die in Europa den Eigenthümern ihr Erworbenes erhalten helfen, sind total unbekannt.

Verschwender wird man daher hier gar zu leicht. Oder wäre Reichthum vielleicht ein unnatürliches Etwas, und die Geldsucht blos ein Auswuchs der hier und dort durch die Natur vorgeschriebenen Sparsamkeit? Doch will mir das naturgemäße Leben, was die Race der ursprünglichen Besitzer dieses Landes führt, auch nicht recht behagen. Die gezähmten Indianer — ich nenne so die zunächst Wohnenden, denn tiefer ins Gebirge hinein gibt es noch Stämme, mit denen keine Communication bestehen kann — führen ein sehr trauriges, unbedeutendes Leben. Sie wohnen stammweise in schmutzigen Dörfern oder familienweise in einzelnen Hütten, und nähren sich von Jagd und Fischerei. Ihre Berührung mit den Europäern hat bis jetzt keine andere Folge gehabt, als daß sie einige Laster von denselben angenommen haben. Sie sind sehr dem Trunke ergeben. Ihre natürliche Indolenz ist aber so groß, daß selbst dieser Genuß sie nicht auf Mittel zu bringen vermag, wie sie ihre Begierde besser befriedigen können. — Was sie in die Stadt zum Tauschhandel bringen, besteht in Bogen und Pfeilen, Schnüren von eingeriebenen Fruchtkernen, und lebend aufgefangenen Thieren, oder in immer nach derselben Form gemachten Wasserkrügen aus Erde. Eine Marktreise der Art macht immer die ganze Familie, und weil sie sich gleich an das Aufzehren Dessen geben, was sie sich verdienen, so sieht man hier in den Magazinen ihre Besuche gar nicht gerne. Sie

*) Derselbe junge biedere Landsmann, dem wir das Schreiben in N°. 1 und 2 zu verdanken haben.

lagern sich um das Haus herum und trinken so lange, bis Groß und Klein nicht mehr stehen kann.

Sie sind nicht groß, und obwohl auffallend breit im oberen Körper, dem äußern Ansehen nach nicht sehr stark. Ihre Farbe ist die des gelben Kupfers, ihr Haar dick, rauh und lang, und wird durch die rothe Erde, die sie hineinschmieren, noch mehr entstellt.

Bilder von Männern sind dagegen die Buschneger, die Abkömmlinge der früher fortgelaufenen und endlich für frei erklärten Negersclaven. Sie sind groß, oft über 6 Fuß hoch, und proportionirt, wie man es nur bei einer Herkulesfigur sehen kann. Ihre Farbe ist glänzend schwarz, wie von polirtem Ebenholz. Sie versorgen die Stadt mit Bauholz und kommen daher oft herein. Sie sind ebenfalls lästig, weil sie neugierig wie Kinder sind und sich stundenlang mit Gucken amüsiren wollen. Weil sie aber viel Geld auszugeben haben und gerne ausgeben, muß man sich von ihnen schon was gefallen lassen.

Laßt Euch wegen des gefährlichen Anfangs meines Briefes nicht bange werden. Wer sich in Acht nehmen will, kann hier sehr gesund bleiben. Bei uns gibt es auch rasende Hunde und man wird doch nicht immer gebissen.

Ich bin noch wohl.

Die Umgebungen des Niagara.

Die Journale von Nord-Amerika berichten uns, daß eine Gesellschaft von Engländern und Amerikanern vor Kurzem die Felsen und Wälder in der Nähe des Niagara-Flusses angekauft hat. Sie wird das Ganze in einen unermeßlichen Park, geschmückt mit Städten, Tempeln und Grotten, umformen. In der Mitte derselben wird der Wasserfall des Niagara die vorzüglichste Rolle spielen. In diesem herrlichen, phantastischen Parke wird sich eine Stadt erheben, deren Straßen 80 bis 100 Fuß Breite haben werden. Die Actionairs haben versprochen, daß 1800 Häuser fertig stehen sollen für den 1. Mai 1836.

Das Riesenkind.

Eine sonderbare Erscheinung zieht die Aufmerksamkeit von ganz Palermo auf sich. Giuseppe Gonzaga, ein Kind von kaum 3 Jahren, hat eine Höhe von ungefähr 4¼ Fuß erreicht. Seine Glieder sind ganz gleichförmig; es besitzt eine ungewöhnliche Kraft und Stärke und seine Männlichkeit ist vollkommen ausgebildet. Die Gelehrten, die es gesehen haben, behaupten, daß ihre Untersuchung zu sehr wichtigen pathologischen Entdeckungen geführt hat, und der Doktor Diego Sgroppo, einer der ausgezeichnetsten Aerzte der Medizinischen Facultät in Palermo, hat sich geäussert, daß, wenn Giuseppe in seinem Wachsthume nicht durch eine Krankheit, oder einen andern Zufall gestört würde, er einer der erstaunenswürdigsten Riesen wird, die man je gesehen hat.

In der vorigen Woche warf ein Fischer von Chatou sein Netz in die Seine aus und zog einen Beutel mit 300 Goldmünzen, die das Bildniß des Kaisers Titus tragen, aus dem Wasser. Der Fischer wird nicht, wie dieser gute Fürst, sagen können: Heute habe ich einen Tag verloren!

Zwei Zigeuner-Lieder *).

Aus dem Englischen.

Frohe Zigeuner, das sind wir all'
Und von Norwood sind wir hier;
Oft mit lustigem Liederschall
Fern von der Heimath wandern wir,
Mit 'nem fal lal la ꝛc.

Ueber die Wildniß, durch Wälder gezogen,
Kommen wir in der dunklen Nacht,
Haben oft die Stunden betrogen
Mit Mährchen, die wir uns erdacht,
Mit 'nem fal lal la ꝛc.

Hängt uns über'n Häuptern der Mond,
Funkelt höher jeglicher Stern,
Auf der Heide, wo's Birkhuhn wohnt,
Schüren geselliges Feuer wir gern.
Mit 'nem fal lal la ꝛc.

Doch wenn der Morgen den Himmel erhellt,
Springen wir auf und eilen weiter,
Ziehen davon über Hügel und Feld
Mit den Vöglein im Laubholz heiter.
Mit 'nem fal lal la ꝛc.

F. v. Sallet.

Ein arm Zigeunermädchen wand're ich verloren,
Bestimmt war lang' mein Schicksal, eh' ich ward geboren;
Ich weissag' Andern, irre selber ohne Rath,
Und den Geliebten suchend, schweift' ich von dem Pfad.
Gönnt einen halben Pfennig!
Gönnt einer armen Kleinen einen halben Pfennig!

Nach dieser Zeil', fürcht' ich, seid ihr ein harter Mann,
Der sinnt, wie er mich armes Kind verführen kann.
Doch hütet euch, bereut die Härte nicht zu spät,
Ihr Männer achtet drauf, was euch mein Liedchen räth:
Gönnt einen halben Pfennig!
Gönnt einer armen Kleinen einen halben Pfennig!

Laven.

*) Aus: Skizzen aus England von Adrian. Thl. I. St. 225.

Ph. Laven, Redacteur.

---

[18] Mit dem 1. September d. J. hat die Ausreichung neuer Zins Coupons, Series IV. zu Kurmärk'schen ständischen Kriegsschulden-Obligationen über Zinsen vom 1. November 1834 bis letzten October 1838 begonnen.

Indem wir die Besitzer solcher Papiere hiervon in Kenntniß setzen, veranlassen wir dieselben, ihre Obligationen unter Zurückbehaltung der noch nicht realisirten Zins-Coupons, mit einem in duplo angefertigten Littera, Nummer, Betrag und Münzsorte enthaltenden Verzeichnisse an unsere Hauptkasse baldigst einzusenden und die Rücksendung der Obligationen nebst neuen Zins-Coupons zu gewärtigen.

Ein Exemplar des vorerwähnten Verzeichnisses bleibt der Hauptkasse und das 2te wird von derselben dem Inhaber der Obligationen remittirt, nachdem solches in unserm Sekretariate von dem Rechnungs-Rath Haw eingetragen und visirt sein wird.

Es ist übrigens von des Herrn General-Postmeisters Excellenz solchen Ein- und Rücksendungen von Obligationen nebst Zins-Coupons die Porto-Freiheit bewilligt worden unter der Aufschrift beziehungsweise

„Zur Beifügung neuer Zins-Coupons „und mit den „beigefügten neuen Zins-Coupons."

Trier, den 14. September 1834.

Königliche Regierung,

Abthl. für die Verwaltung der direkten Steuern und der Domainen und Forsten.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 24. September. N°. 25.

TREVIRIS.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz N°. 112. und bei E. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Das Monument zu Igel.

Von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

Das Mausoleum zu Igel (Dedicatum Titulum, [D. T.] wie die Inschrift beginnt *) setzten, wie es scheint, die Erben den Stiftern des Wohlstandes ihrer Familie. Die Namen derer, die das Monument setzten, sind am deutlichsten erhalten, nämlich: Secundinus Aventinus und Secundinus Securus. Sie setzten es ihren verstorbenen Eltern oder Oheimen, (Parentibus defunctis) und sich selbst in ihrem Leben (et sibi vivi fecerunt). Die Namen derer, denen es vor Allen gewidmet wurde, schienen auch Secundinus Securus und Secundinus Aventinus geheißen zu haben, und waren vielleicht Brüder; mit diesen werden auch ihre Frauen genannt: Vocatia und Publia Pacata **). Die Unbilden des Wetters, vielleicht auch noch andere Unbilden, haben zu sehr an den Buchstaben gearbeitet, als daß man nicht um Nachsicht für den Erklärungs-Versuch der verstümmelten Worte bitten müßte. — Mehre Glieder dieser Familie gehörten, wie wir vermuthen dürfen, zu jenen kaiserlichen Beamten, die man anfangs Frumentarii nannte (von den Proviantlieferungen an das Heer) und später Agentes in rebus, auch Veredarii (da sie vorzüglich auch das Postwesen an den Mutationen der großen Heerstraßen zu besorgen hatten), auch Curiosi (insofern sie auch die Obliegenheit hatten, gleich geheimen Polizei-Beamten, in den Provinzen aufzumerken, ob irgend eine Verschwörung gegen den Imperator im Werke sei ***). — Mehre bildliche Darstellungen unsers Monuments führen zu dieser Annahme.

*) Nicht Diis Manibus, wie Einige gelesen haben.

**) In welchem Verhältnisse zur Familie der L. Saccius Modestus, und dessen Sohn, Modestius Macedo, deren auch bei der Weihung des Denkmals Meldung geschieht, gestanden haben, läßt sich nicht vermuthen; aber sie waren gewiß nahe Anverwandte.

***) Ueber die Geschäfte der Agentes vergleiche man vorzüglich den Cod. Theod. VI. tit. XXVII. und XXIX. — Schon unter Augustus war das Institut einer Art von Schnellpost eingerichtet (Sueton. in Octaviano. c. 49.) Hier heißt es: Quo celerius ac sub manum annunciari cognoscique posset, quid in provincia quaque gereretur, juvenes primo modicis intervallis per militares vias, dehinc vehicula disposuit. — Bei Amm. Marc. (XV. 3.) lesen wir von einem Agens in rebus, der als Curiosus von dem Historiker übel bezeichnet wird.

Einer der älteren Secundinen könnte wohl selbst Vorsteher des Collegiums der Agenten *) gewesen sein; vielleicht auch zugleich Statthalter Belgiens. Als solcher residirte er in der Treviris, und hatte, wie angenommen werden darf, in der schönen Gegend des jetzigen Dorfes Igel, an der vielfachen Wasser- und großen Heerstraße, eines seiner schönen Landhäuser.

Diese Beamten, die, wie eben gesagt wurde, dem Staats-Postwesen (cursus publicus) vorgesetzt waren, und die Befehle und Schreiben des Imperators schnell zu befördern, auch sonst noch bedeutende und einträgliche Aufträge (officia palatina) hatten, verbanden mit allem Diesem zugleich ausgebreitete Handelsgeschäfte — und mußten wohl die reichsten Leute des Landes sein. Die alten Schriftsteller sprechen indessen nicht sehr löblich von dem Verfahren mancher Agenten, ihre Erpressungen und Ungerechtigkeiten tadelnd. Wir haben mehre Beweise, daß die Kaiser ihrer Geldlust und ihrem Uebermuthe Schranken setzen mußten. Kaiser Julian pflegte gar zu sagen: „Mit Gewalt zu nehmen verstehen „die Agentes in rebus, aber nicht zu empfangen **).“

Ich behaupte nicht, hier etwas durchaus Neues vorzubringen; sondern ich begnüge mich, die Meinung, welche über die sehr wahrscheinliche Vermuthung der Agentschaft der Secundinischen Familie schon Alexander Wiltheim und sein Bruder Wilhelm uns hinterlassen haben, auch als meiner Ansicht angemessen hier vorausgehen zu lassen, und, wo möglich, noch fester zu begründen.

Nach der Zeit der Antoninen fängt der Verfall der schönen Künste auffallend an, vorzüglich der Malerei und Sculptur. Das Gepräge der Münzen beweiset es uns; auch die Verzierungen am Triumphbogen des Severus geben Kunde davon. Daher ist es wahrscheinlich, daß unser Secundinisches Denkmal wenigstens in

*) Princeps de schola Agentium in rebus.

**) Rapere, non accipere sciunt Agentes in rebus. Amm. Marc. XVI. 5.) — Man vergleiche S. Hieronym. in Abdiam c. 1. — Sex. Aurel. Victor (De Caesaribus. c. 13.) sagt von diesen Beamten: Quod munus satis utile, in pestem orbis Romani vertit posteriorum avaritia, insolentiaque. S. auch cap. 39.

die Zeiten der Antonine gehöre. Göthe*) sagt sehr richtig: „Obgleich in später Zeit unter den „Antoninen erbaut, behält es immer noch von trefflicher „Kunst so viel Eigenschaften übrig, daß es uns im „Ganzen anmuthig-ernst zuspricht, und aus seinen, ob„gleich sehr beschädigten Theilen das Gefühl eines „fröhlich-thätigen Daseins mittheilt.“ Ferner schreibt er: „Man muß anerkennen, daß dieses Werk auf eine „kurz vergangene höhere Kunst gegründet ist.“

Wir begreifen daher schon allein aus dieser Ursache nicht, wie ein neuerer Schriftsteller **) die im Mittelalter ausgesprochene Meinung, als wäre auf diesen Steinen die Sprache von der Vermählung des Constantius mit der Helena, von Neuem aufstellen und noch mit Zuthaten verzieren konnte! Diese Meinung war bei uns zuerst von dem oben genannten Friedrich Schwarz, Probste von St. Paulin, einem mehr patriotisch-gesinnten, als historisch-kritischen Manne, ausgesprochen worden, weil er die Helena, Mutter Constantins, gerne zu einer gebornen Trierinn erheben, und diese Lieblings-Meinung der ältesten Verfasser unserer Trier'schen Annalen noch bekräftigen wollte.

Die architektonische Technik war im Constantinischen Zeitalter freilich nicht in gleichem Verhältnisse gesunken, als die Sculpturen. In der Baukunst finden wir in den letzten Jahrhunderten der Kaiser allerdings noch Grandioses; aber keine Künstler gab es mehr, die solche Bildwerke, wie unser Monument zeigt, hätten schaffen können. Dies beurkundet ja vor Allem Constantin's Triumphbogen in Rom, wozu, was an Verzierungen das Beste war, vom Trajanischen Triumphbogen war entnommen worden. (Forts. folgt.)

*) Aus meinem Leben. Th. V. 1822. — Ich hatte im J. 1792, als Göthe unsere Alterthümer besuchte, das Vergnügen, den großen Dichter zu begleiten, der sich mie in seinen belehrenden Gesprächen sehr freundlich bewies.

**) Theodor v. Haupt.

Nachtrag

zu dem Briefe an Hrn. Direktor Wyttenbach, Treviris No. 8.

Von Gymnasiallehrer Druckenmüller.

Als ich im vorigen Herbste dem Hrn. Dir. Wyttenbach eine kurze Mittheilung über die bei Pelm, im Kreise Daun, ausgegrabenen Alterthümer machte, konnte ich nicht voraussehen, daß dieselbe später dem Urtheil eines größern Publikums würde unterworfen werden. Was ich gesehen und gehört hatte, wollte ich nur sogleich gegen die Untreue des Gedächtnisses sichern, welches bei stetem Wechsel des Ortes und der äußern Eindrücke manchmal auch anziehendere Dinge fallen läßt. Ich kam seitdem nicht mehr auf jenen Gegenstand zurück, weil er meinen übrigen Bestrebungen zu fremd ist. Allein in der Aufmerksamkeit, welche jener Brief hin und wieder gefunden zu haben scheint, lag für mich ein Sporn, die mitgetheilte Inschrift in eine etwas genauere Erwägung zu ziehen; um so mehr, weil ich selbst eine offenbar falsche Ansicht über die darin vorkommende Zahl auf die Bahn gebracht habe.

Aus Versehen hat sich in die Copie der Inschrift eine Unrichtigkeit eingeschlichen. Auf dem Steine nimmt **DONAVIT** die dritte Zeile ein, wie es auch angemessener scheint. Allerdings eine unwesentliche Verschiedenheit! Aber die Bemerkung verdient hier eine Stelle, daß der Familienname des Stifters nicht mit Gewißheit ermittelt ist. Ich habe denselben **POLLENTIN** geschrieben. Die mögliche Verwechselung des **I**, **L** und **T**, die schon früher angemerkt worden ist, und die nicht sichere Trennung der einzelnen Wört[er lä]ßt aber eben so gut folgende Lesart zu: **POLLENI IN ET OB**, oder auch **POLIENI** u. s. w. In der That ist unter den Römischen Namen, welche auf den von Gruter zusammengestellten Inschriften vorkommen, wohl einmal Pollenius, und auch Polienus, aber nirgendwo Pollentinus zu finden; und die letzte Formation möchte gar nicht Römisch sein. Bleiben wir daher bei Pollenius stehen, so ist die Inschrift etwas genauer folgende:

CALVAE DEAE
AEDEM OMNI SVA IMPENSA
DONAVIT
M VICTORIVS POLLENI IN ET OB
PERPETVAM TVTELAM EIVSD AEDIS
DEDIT HS N C
DEDICATVM III NON OCT
GLABRIONE ET TORQVATO COS
V S L M

Venus wird hier Calva Dea, die kahlköpfige Göttinn, genannt und ihr ein Tempel geweiht. Niemand wird sich wohl hierbei die mit allem Liebreiz begabte Göttinn ohne Haupthaar denken; jene Benennung muß vielmehr dazu gewählt worden sein, dem frommen Gemüthe die Erinnerung an eine große Begebenheit, deren glücklicher Ausgang der Venus zugeschrieben wurde, zu erhalten. Auch stammt dieser Name aus der Zeit, wo Rom noch mit einfachem, gläubigem Sinn zu seinen Göttern aufschaute, und wir finden über seinen Ursprung bei spätern Schriftstellern genügende Auskunft. Als nämlich die Sennonischen Gallier die Stadt eingenommen hatten, und Diejenigen, welche nicht geflüchtet waren, im Capitolium eingeschlossen hielten; als den Belagerten Alles abging, was zur Vertheidigung nothwendig war, gaben die Frauen, wie später auch von andern Städten erzählt wird, ihr Haar, um Bogensehnen daraus zu winden, her. Zum Andenken dieser aufopfernden Vaterlandsliebe weihte man hierauf der Venus als kahlköpfiger Göttinn einen Tempel. So Lactantius und Julius Capitolinus *). Fast noch sonderbarer ist ein anderer Beiname der Venus, der hier verglichen zu werden verdient. Sie wurde barbata, die Bärtige, genannt, weil sie den Römerinnen, die durch eine Hautkrankheit ihr Haar verloren hatten, auf deren Gebet dasselbe wiedergab. Allein vom Suidas wird diese Erzählung benutzt, um die Benennung, die Kahlköpfige, zu rechtfertigen **). Ich halte jedoch dafür, daß sein Zeugniß durch das der beiden angeführten Schriftsteller um so mehr überwogen wird, als Lactantius seine Erklärung ganz kurz und als allgemein bekannt anführt, um zu beweisen, wie leichtsin-

*) Lact. Instit. divin. l. I, c. 20: Urbe a Gallis occupata, obsessi in Capitolio Romani, cum ex mulierum capillis tormenta fecissent, aedem Veneri Calvae consecrarunt.

J. Capitol. Maxim. iun. c. 7 in den Script. hist. Aug.: Praetereundum ne illud quidem est, quod tanta fide Aquileienses contra Maximinum pro Senatu fuerunt, ut funes e capillis mulierum facerent, cum deessent nervi ad sagittas emittendas. Quod aliquando Romae dicitur factum; unde in honorem matronarum templum Veneri Calvae Senatus dicavit.

Ich hatte die erste Notiz über die Venus Calva aus dem Dictionaire myth. von Christophe geschöpft. Dort steht sie aber ohne Beweise. Vgl. Forcell. Lexicon s. v. Calvus.

**) Vgl. Pitiscus Lex. Antiqq. Rom. im Artikel: Venus barbata und Venus Calva.

nig die Römer bei der Einführung neuer Gottheiten und religiöser Gebräuche verfuhren.

Die Bildsäule der kahlköpfigen Venus trug als Attribut einen Kamm in der Hand. Auch sollen ihr die Römerinnen, wenn sie das Haar verloren, die unnütz gewordenen Kämme geopfert haben. Ob wirklich ein solcher Zug von Gottergebenheit gerade in diesem Punkte natürlich sei, darüber können die Frauen am besten urtheilen.

Eine Inschrift wird nur durch Vergleichung mit andern deutlich. Als ich die gegenwärtige zuerst las, hatte ich mich noch nie mit ähnlichen Dingen beschäftigt; sonst wäre ich nicht auf den Gedanken gekommen, das N der sechsten Zeile als Zahlzeichen anzusehen. Es ist nicht denkbar, daß jemals die Zahl neun durch diesen Buchstaben bezeichnet worden sei. Aber mit Zahlen verbunden kommt dies N auf vielen Inschriften bei Gruter und Orelli vor. Steht es nach IIS, dem Zeichen der Sestertien, und vor ihrer Anzahl, so kann man lesen: Sestertii nummi, Sestertienstücke. Es dient dann als Zeichen, daß IIS nicht sestertia, 1000 Sestertien, sondern sestertii nummi, einzelne Sestertien, bedeutet. Eine unten angeführte Stelle setzt dieses außer Zweifel. Aber eben so häufig erscheint es bei Geldsummen hinter der Zahl der Sestertien, und auch bei solchen Zahlen, die keine Münzen bedeuten. So heißt es in der Inschrift 2417 bei Orelli: Marcellina... dedit donavitque HS. L. M. N̄. hominibus N̄. L̄X̄, und an vielen Stellen, wo es nichts Anderes bedeuten kann, als numero. Demnach heißt N. LX an der Zahl sechszig, und wenn das N nachsteht, sechszig an der Zahl. Im Deutschen können wir dieses nicht überall nachbilden. Auch dient das N blos, um darauf aufmerksam zu machen, daß die dabeistehenden Buchstaben Zahlzeichen sind, welches bei der Römischen Art, die Zahlen zu schreiben, sehr zweckmäßig war.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wurm von Lambton.

Der junge Erbe von Lambton führte ein ausschweifendes Leben; er vernachläßigte auf gleiche Weise die Pflichten seines Standes und die noch heiligern der Religion. Seinen tadelnswerthen Neigungen folgend, lag er gewöhnlich während des Sonntags dem Vergnügen des Fischfanges ob; und man sah ihn häufig seine Angelschnur in den Fluß Wear*) werfen, während alle fromme Leute die Kirchen füllten und den heiligen Tag feierten. Einst, als er sich lange Zeit ohne Erfolg bemüht hatte, machte er seiner bösen Laune in schrecklichen Schmähungen Luft, zum großen Aerger der Gläubigen, die ihn auf ihrem Gange nach der h. Messe hörten, und zur offenbaren Gefahr seiner verruchten Seele. Da fühlte er auf ein Mal etwas Außerordentliches sich am Ende der Angelschnur bewegen; und in der Hoffnung einen großen Fisch zu fangen, zog er mit der größten Behutsamkeit. Aber er mußte all seine Kraft anwenden, um die Beute, wonach er so gierig war, auf's Land zu bringen. Wie groß war sein Erstaunen, wie groß sein Verdruß, als er statt eines Fisches einen seltsamen, häßlichen Wurm aus dem Wasser zog. Lambton machte den Wurm von der Angel los und warf ihn in einen tiefen Brunnen, der sich an seinem Wege**) befand, nachher ließ er seine Angelschnur wieder in den Fluß hinunter. In diesem Augenblicke ging ein ehrwürdiger Greis vorüber und sagte zu ihm: »Womit beschäftigen Sie sich da? — »Ich glaube wirklich,« antwortete Lambton, »ich habe den Teufel gefangen.« Zu gleicher Zeit bat er den Fremden in den Brunnen zu sehen. Dieser, nachdem er den Wurm betrachtet hatte, machte die Bemerkung, er habe in seinem Leben so Nichts gesehen; das Thier gleiche einem Salamander; es habe an jeder Seite seines Rachens 9 Oeffnungen und das sei ein schlimmes Zeichen.

Der Wurm lag unbeachtet in dem Brunnen; aber er erreichte bald eine solche Größe, daß der Brunnen ihn nicht mehr fassen konnte. Während des Tages umringelte der Wurm einen Felsen mitten im Flusse; des Nachts besuchte er einen nahe gelegenen Hügel, um dessen Fuß er sich unten herumkrümmte. Er fuhr fort, sich bis zu einer solchen Länge auszudehnen, daß er ihn drei Mal umschlängeln konnte. Dieser entsetzliche Wurm war der Schrecken der Nachbarschaft geworden; er verschlang die Schafe, sog die Zitzen der Kühe aus und vernichtete die Heerden der erschrockenen Bauersleute. Der ganze Landstrich war bald einsam und wüste; und als das Ungeheuer keine Nahrung mehr im Norden des Flusses fand, setzte es durch denselben, wendete sich gegen das Schloß Lambton, wo der alte Lord, niedergebeugt von Gram und Langweile, lebte. Der Greis beweinte den Verlust seines Sohnes, der, nachdem er seine Sünden abgebüßt hatte, auf Kriegsthaten ausgezogen war in ein fernes Land.

Die Besitzer des Schlosses, erschrocken über die Verheerungen des Wurmes, hielten Rath. Nachdem sie lange hin und her gestritten hatten, machte der alte Verwalter, ein Mann von großer Erfahrung, einen Vorschlag, der allgemein angenommen wurde. Man füllte einen ungeheuren Trog mit Milch und setzte ihn mitten in den Hof. Das Ungeheuer kam heran, trank gierig, und kehrte zu seinem Lieblingshügel zurück, ohne dem Schlosse sonst einen Schaden zuzufügen. Den folgenden Tag zur selben Stunde sah man den Wurm durch den Fluß setzen und wieder seinen Weg gegen Lambton nehmen. Die Menge der Milch, die man ihm täglich geben mußte, betrug 9 Tonnen; und wenn es ein Mal geschah, daß sein Maaß nicht voll war, dann gerieth das Ungeheuer in Wuth, schlug mit seinem Schwanze in die Bäume des Parks und zerschmetterte sie ohne Mühe. Mehr als ein stolzer Ritter, der sich durch seine Heldenthaten erprobt hatte, machte den Versuch, das Land von diesem Greuel zu befreien. Aber man erzählt, daß in diesen schrecklichen Kämpfen, obwohl der Wurm oft entzwei geschnitten wurde, seine Glieder sich alsbald wieder zusammen fügten; und der kräftigste Gegner ließ da gewöhnlich sein Leben, einen Arm oder ein Bein. Nach so vielen zahlreichen Versuchen, um das Ungeheuer zu vernichten, blieb es endlich im ruhigen Besitze seines Hügels: Alle fürchteten, einem solchen Feinde zu trotzen.

Sieben lange Jahre waren verflossen, als der wackere Erbe von Lambton aus dem Kriege zurückkam und das Land seiner Vorfahren verödet fand. Er hörte die Klagen seiner Vasallen, denn ihre Herzen waren voll Schrecken. Er begab sich in aller Eile nach seinem Stammschlosse, in die Umarmungen seines alten Vaters, der durch den Kummer über die Abwesenheit seines Sohnes und über die Verheerungen seiner Domainen bald in die Todtengruft hinabstieg. Der Erbe von Lambton wollte sich keine Ruhe gönnen, bis er über

*) Fluß im Bisthum Durham.

**) Dieser Brunnen ist noch heut zu Tage unter dem Namen Wurmbrunnen bekannt.

den Fluß gesetzt sei, um den Wurm, der sich um den Hügel schlängelte, in Augenschein zu nehmen. Man sprach ihm von dem unglücklichen Loose so vieler Ritter, die sich in diesen gefahrvollen Kampf gewagt hatten; und weil er ein Mann von geprüfter Tapferkeit und zugleich von ausgezeichneter Klugheit war, so befragte er die Sibylle über die sichersten Mittel, wie er seinen Feind vernichten könne. Die Wahrsageinn antwortete ihm, er sei die erste Ursache des Greuels, der dieses Land heimsuche. Dies vermehrte seinen Schmerz und bestärkte den Jüngling in seinem Entschlusse. Sie rieth ihm, sein bestes Panzerhemd anzuziehen, es mit lauter Spitzen zu versehen, und auf dem Felsen mitten in dem Flusse seinen Stand zu nehmen, dann seiner Tapferkeit und seinem guten Schwerdte zu vertrauen. Sie stellte ihm jedoch die Bedingung, daß er das Gelübde thun müsse, wenn das Abentheuer seinen vollkommen guten Erfolg hätte, das erste lebende Wesen, was ihm begegne, zu opfern; und wenn er das nicht thäte, würden die Lords von Lambton bis in das neunte Geschlecht nicht in ihrem Bette sterben.

Lambton that das Gelübde in der Kapelle seiner Vorfahren, versah seine Rüstung mit den stärksten Spitzen, stellte sich auf den Felsen, mitten in dem Flusse, und indem er sein gutes Schwerdt, das ihm in der Stunde der Gefahr nie untreu geworden war, zog, empfahl er sich Gottes Schutz. Zur gewöhnlichen Stunde entrollte der Wurm seine unzähligen Ringe, verließ den Hügel und näherte sich dem Felsen, wo der Ritter ihn festen Fußes erwartete. Lambton traf den Kopf mit aller Macht, ohne jedoch scheinbar Etwas mehr zu bewirken, als das Unthier zu reitzen. Es rollte sich um den Ritter herum und suchte ihn mit seinen vergifteten Ringen zu ersticken. Aber Lambton war gegen diese Gefahr geschützt. Denn je fester der Wurm ihn umschlungen hielt, desto tiefer wurden die Wunden, welche das von Spitzen starrende Panzerhemd dem Ungeheuer machte. Der Kampf dauerte so lange, bis das Blut des Ungeheuers den Fluß röthete. Jetzt nahmen seine Kräfte ab. Der Ritter benutzte eine günstige Gelegenheit, und machte einen so guten Gebrauch von seinem treuen Schwerdt, daß er endlich das Ungeheuer entzwei schnitt. Der Schwanz wurde durch die Gewalt des Stromes fortgerissen, und da der Kopf ihn nicht erreichen konnte, war das Ungeheuer besiegt und vernichtet durch den Muth Lambtons.

Die Familie lag während des verzweifelten Kampfes im Gebete. Aber, da derselbe glücklich bestanden war, blies der Ritter, seinem Versprechen gemäß, in sein Horn, um seinen Vater zu benachrichtigen, daß er gesund und wohl sei, und daß er seinen Lieblingswindhund, der zum Opfer bestimmt war, los lassen könne. Aber der Vater, bewegt wie er war, eilte, sich in die Arme seines Sohnes zu stürzen. Als der Ritter seinen vielgeliebten Vater sah, wurde er von unaussprechlichem Schmerze ergriffen. Konnte er wohl Hand an seinen Vater legen? Lambton stieß zum zweiten Male ins Horn. Bei diesem wohlbekannten Tone riß der Lieblingswindhund seine Kette durch und sprang gegen seinen Herrn, um sich von ihm schmeicheln zu lassen. Der wackere Ritter zog von Neuem sein Schwerdt, welches von dem Blute des Ungeheuers triefte, und sein Gesicht abwendend, tauchte er es in das Herz seines treuen Gefährten. Aber das war vergeblich. Die Prophezeihung erfüllte sich; und der Fluch der Wahrsagerinn erstreckte sich über das Haus Lambton bis in das neunte Geschlecht. *)

*) Der Held der Legende ist Sir John Lambton, ein Rhodisee-Ritter. Die Ueberlieferung lautet wirklich, daß keiner der Lords von Lambton während der angegebenen Zeit in seinem Bette starb: Sir W. Lambton, Colonel im Dienste Carls I., kam in der blutigen Schlacht bei Marston Moor um. Sein ältester Sohn, William, erhielt eine tödtliche Wunde in dem Gefechte bei Wakefield, an der Spitze der Dragoner, im Jahr 1643. Der neunte Abkömmling dieser Familie starb in seiner Carosse, als er über die neue Brücke von London fuhr.

(Collection of Legends.)

Unterredung zwischen dem Doctor Bailly und Hussein-Pacha *).

Herr Bailly fragte den Pacha über seine Krankheit. Der Kranke antwortete ihm, daß er es wie 3 schmerzliche Stiche in der Leber gehabt hätte. Diese Stiche waren zuweilen von einem heftigen Fieber begleitet. — « Sie kamen vielleicht von der Anstrengung, oder einer Quetschung? » antwortete der Arzt.

Als ich in Varna war, sagte hierauf der Pacha, wurde ich durch drei elende Schurken, auf welche ich mein ganzes Vertrauen gesetzt hatte, verrathen. Ich konnte ihrer nicht habhaft werden, damals begann mein Uebel. Ich habe viel während sechs Monaten gelitten; aber am Ende dieses Zeitraums wurden zwei dieser Verräther ergriffen, und ich erschoß sie mit eigener Hand. Seit dieser Zeit fühle ich ein wenig Linderung. Ich hatte nicht mehr meinen dreifachen Schmerz, es blieb mir nur einer übrig, denn den Dritten von meinen Spitzbuben konnte man nicht einfangen.

Herr Bailly, etwas überrascht von einer so sonderbaren Krankheit, konnte sich nicht enthalten, dem Pacha zu bemerken, daß ihm seine Heilung mehr von der Polizei, als von der Medizin abzuhangen schiene; weil es sich darum handele, einen Menschen einzuziehen.

Ich weiß, daß ich geheilt sein würde, wenn der Elende, der mich verrathen hat, in meine Hände fiele, indessen, können Sie mir nicht helfen?

Ich kann Ihnen nur rathen, sich zu mäßigen, wenn Ihnen das Leben lieb ist.

Das zunehmende Alter macht mich täglich gemäßigter, mein Charakter ist schon sehr verändert. Wenn Sie mich früher gekannt hätten! Damals hatte ich einen Kopf von Eisen, eine Phantasie von Feuer, eine Seele wie Kanonenpulver. Das kleinste Hinderniß, was sich mir entgegen stellte, brachte mein Blut in Flammen. Wenn mein Pferd stolperte, so schoß ich es mit einem Pistolenschuß nieder; wenn ein Stein mich in meinem Wege nur etwas wanken machte, so zog ich mein Schwerdt gegen diesen Stein.

Um Sie zu heilen, sagte der Arzt, haben Sie eine große Schlacht nöthig oder einen Tag, wie der der Janitscharen.

Bei diesen Worten belebten sich die Züge des Pacha. Er ergriff die Hand des Herrn Bailly und sagte zu ihm: Ich sehe, daß Sie mein Uebel wohl kennen!

Ja, erwiederte der Arzt, aber ich weiß kein Mittel dagegen.

*) Dieses ist der berüchtigte Hussein-Pascha, der die Janitscharen ausrottete.

Ph. Faven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 27. September. № 26.

Treviris.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz N°. 112. und bei C. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Das Monument zu Igel.

Von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

Unser Monument hat 72 Fuß Höhe, und unten an zwei entgegengesetzten Seiten 15 Fuß, und an den beiden andern 12 Fuß Breite. Es ist aus tüchtigen Sandsteinquadern, die auf der Seite, wo sie aufeinander zu liegen kamen, sehr genau geglättet waren, aufgethürmt worden, und alsdann wurden, wie aus einem noch rohen Felsen, die Gebilde herausgehauen. Diese Anlage mag allerdings, wie bei dem Marsthore, die große Dauer dem Monumente gegeben haben.

Im Jahre 1765 aber drohte dem Spitzbau von Oben eine Zerstörung. Da bewiesen die Landstände des Herzogthums Lutzemburg die sehr löbliche Sorgfalt, das in Verfall Gerathene wieder in Stand setzen zu lassen. Lorent von Echternach wurde mit dieser Ausbesserung beauftragt. Damals wurde ein Gerüste bis an die Spitze errichtet, und so konnte Lorent Alles recht gut in der Nähe betrachten *).

Das Monument steigt in mehre architektonische Abtheilungen obeliskenartig (wie Göthe sagt) hinauf: erst der Grund, auf diesem ein Sockel, sodann die Hauptmasse, darüber eine Attike, sodann ein Fronton — und zuletzt eine wundersam sich aufschlingende Spitze. Jede dieser Abtheilungen ist mit den Gliedern, aus denen sie besteht, durchaus mit Bildern und Zierrathen geschmückt.

Zwei Hauptvorstellungen gehen durch das Ganze, eine natürliche, das häusliche und bürgerliche Leben darstellend, und eine poetische (allegorische) auf das Götter- und Heroen-Leben anspielend. Beide stehen nebeneinander; beide heben und ergänzen sich. Aus einem flüchtet der Mensch sich gerne in das andre **).

*) Nach vollendeter Arbeit wurde folgendes Chronographum an der damaligen Thüre zum Monumente angebracht: CVra fit patrVM patrIae, ne qVoD antIqVItas eXstrVXIt, VetVstate CorrVat. —

Diese Ausbesserung gab dem Lorent die Veranlassung, sein Werk über das Monument zu schreiben, und den Landständen zu widmen. Es hat den sonderbaren Titel: Cajus Igula, ou l'Empereur Caj. César Caligula né à Igel. Luxemb. 1769. in 4°. mit vielen Abbildungen, welche, obgleich ziemlich roh dargestellt, doch das Wichtigste in diesem selten gewordenen Werke sind.

**) So schrieb ich im J. 1821 in dem Aufsatze: Einige Worte über die vorzüglichsten bildlichen Darstellungen auf dem Monumente zu Igel (Trier'sche Chron. S. 44 ff.) — In Göthe's kurzer Beschreibung dieses Monument's (im J. 1822 gedruckt) wird diese Ansicht folgendermaßen dargestellt: »Ueber das Ganze »waltet der antike Sinn, in dem das wirkliche Leben »dargestellt wird, allegorisch gewürzt durch mytho»logische Andeutungen.« — Wir müssen bedauern, daß Göthe nur Weniges an den Bildern selbst erklärt hat, sich gleichsam mit den Worten entschuldigend: ich getraue mir nicht, Alles zu erklären.

Ich will es nun versuchen, die Bilder desselben, nicht wie gewöhnlich geschieht, jede der vier Seiten für sich, sondern nach ihrem Cyklus in den Feldern der vier Seiten, insoweit der gegenwärtige Zustand unsers Denkmals es zuläßt, nach meiner Ansicht zu erklären.

I. Die Hauptfaçade des Monuments (südliche) zur Heerstraße gekehrt, zeigt uns im Hauptfelde drei Personen, wie ich wahrscheinlich halte, nur männliche: die zwei größeren Figuren mögen wohl die vorzüglichen Beförderer des Wohlstandes und Ansehens der mächtig gewordenen Secundinischen Familie vorstellen. Diese kolossalen Gestalten (leider sehr verwittert) reichen einander die Hand. Diese Stellung mag auf ihre Familienbande und auf die Concordia in ihren Beschäftigungen anspielen. Die erste Figur scheint bloß mit einer tunica bekleidet zu sein, während die beiden andern es mit der toga sind. Die mittlere Figur ist bedeutend kleiner, als die beiden zur Seite. Ueber dieser Gruppe sehen wir drei Medaillon's, welche das Ansehen von weiblichen Personen haben, und allerdings Familien-Bilder vorstellten — so wie man sie bei Leichenbestattungen zu tragen pflegte.

Die Pilaster sind verziert mit vier übereinander gestellten tanzenden Kindern (Genien). Auf jedem der Capitäler befindet sich ein Kopf, und an dem Fuße desselben ein Vogel mit einer Kugel. Ist der Vogel ein Ibis, ein Habicht oder ein Sperber? Ist die Kugel das mystische Klapperwerkzeug der Isis (Sistrum), oder ein Crotalum? Beide Meinungen sind schon aufgestellt worden. Aber das erste hatte nicht die Kugelform, sondern war etwas länglich mit einem Handgriff, unten schmäler als oben — und das zweite war eine hölzerne, auch wohl metallene Schale, die an einem Bande getragen wurde, und wonach getanzt wurde. — Es wird

immer schwer bleiben, die Idee des alten Künstlers zu errathen. — Alle diese Bilder deuten vielleicht auf die Flüchtigkeit des menschlichen Lebens, auch des genußreichsten, und aller menschlichen Pracht überhaupt. Der Vogel scheint bloß mit der leichten Berührung seines Schnabels zu versuchen, die Kugel in Bewegung zu bringen!

II. Die Hauptbilder der beiden Seitenfaçaden auf gleichem Felde sind sehr verwittert; aber daß hier Ideen der mythischen Welt dargestellt sind, ist klar. Doch haben diese Ideen Bezug auf das bürgerliche Leben der Secundinen. (Fortsetzung folgt.)

Nachtrag

zu dem Briefe an Herrn Director Wyttenbach, Treviris N°. 8.

Von Gymnasiallehrer Druckenmüller.

(Fortsetzung.)

Demnach gab Victorius zum Schutze der erbauten Kapelle 100 Sestertien. Diese tutela ist auf vielen Inschriften erwähnt. Wer aus Pietät gegen Götter oder Menschen ein Denkmal gründete, wollte dasselbe auch gegen die zerstörende Kraft der Zeit, und noch mehr gegen den Frevel der Menschen sichern. Das geeignetste Mittel dazu war, den Umwohnern eine verhältnißmäßige Summe Geldes zu geben mit der Verpflichtung, das Monument unverletzt zu lassen und zugleich die nöthig werdenden Ausbesserungen daran vorzunehmen. So weihte Cl. Verinus dem Mars und dem Schutzgeist von Dollendorf ein Heiligthum, und gab den Dollendorfern zur immerwährenden Erhaltung desselben 250 Denarien.*) Zwei andere Ortschaften erhielten die eine 500, die andere 20,000 Sestertien.**) Manchmal wird gerade zu gesagt, daß die nöthige Summe in die Kasse der Munizipalbeamten niedergelegt sei,***) oder es wird eine Stiftung von Grundstücken und Gebäuden mit dem Denkmal (meistens sind es nur Statuen) verbunden, um dasselbe aus deren Ertrag zu erhalten.†) Es sind viele Steine aufgefunden worden, womit dieser Schutz verknüpft war. Auf manchen ist auch den Erben verboten, eine Veränderung an dem Denkmal vorzunehmen; und für den Fall, daß sie dagegen fehlten, wird ein Theil des Nachlasses einem Andern zugesprochen.

Allein auf unserm Steine sind nur 100 Sestertien als die zum Schutze des Gebäudes ausgesetzte Summe angegeben. Eine so geringe Stiftung findet sich sonst nirgendwo. Außer den bereits angeführten Summen habe ich noch folgende aufgezeichnet: 1000, 2242, 4000, 10000 Sestertien, bei Orelli in N. 4571, 3676*), 80 und 3936; dann 400, 401, 2000, 4000, 10000, bei Gruter p. 1069, 356, 393, 348 und 471. Die kleinste übrifft also die unsrige um das Dreifache. Man könnte dadurch auf den Gedanken geleitet werden, es seien bei der letztern ebenfalls 100 Sestertien, also 100000 Sestertien gemeint. Dadurch würde aber das Mißverhältniß noch viel größer, und die einfache Kapelle des Victorius war höchstens 6 Fuß viereckig. Auch muß ein Strich über C stehen, wenn es nach N hunderttausend Sestertien bedeuten soll.

Für die Geschichte unseres Landes, und vorzüglich der Eifel, ist die Entdeckung der Alterthümer zu Pelm ein nicht unwichtiger Fund. An Umfang und Schönheit werden sie übertroffen von den großartigen Resten, die neuerlich bei Fliessem, im Kreise Bitburg, ausgegraben worden sind, und die beweisen, daß, wenigstens in der spätern Römischen Zeit, der Luxus Italiens auch über diese von der Natur minder begünstigten Gegenden sich verbreitet hatte. Aber auf unserer Inschrift haben wir eine bestimmte Jahreszahl, einen sichern Haltpunkt für die Culturgeschichte des Landes. Die Anlage wurde gegründet unter den Consuln Glabrio und Torquatus. Ihr Consulat fällt in das Jahr 876 n. E. R. und 124 n. Chr unter dem Kaiser Hadrian**).

Von Trier nach Köln führte eine Römische Heerstraße durch die Eifel über Bitburg nach Balesfeld und Junkerath vorbei. Pelm ist etwa vier Stunden von der Richtung derselben entfernt. Sie war von Agrippa unter Augustus gegen das Jahr 28 v. Chr. gebaut worden. Noch konnte der Culturzustand des Landes diese Anlage nicht nothwendig machen. Agrippa folgte dabei nur dem großen Prinzip der Römer, welches er selbst mit Augustus recht in's Leben rief, eroberte Gebiete dadurch völlig zu unterjochen, daß sie nach allen Richtungen mit Straßen durchzogen wurden. Gewiß erhielten die Ortschaften Beda, Ausava, Egorigium, Marcomagus u. s. w., die wir später längs jener Straße finden und die den Legionen zu Standquartieren dienten, erst durch dieselbe ihre Entstehung. Aber dem Römischen Krieger folgte der Handelsmann, und diesem der Landwirth überall, auch auf die unwirthsamen Höhen der Eifel. Kaum 150 Jahre nach Agrippa ist diese Gegend bereits von Römern überzogen, und

---

*) Orell. 183. Grut. p. 55, 8. . . . . ad perpetuam tutelam Tallintibus dedi X CCL.

**) Grut. p. 397, 1 und 402, 1. Die letzte Zahl ist geschrieben HS. XX. N. Hier bedeutet HS offenbar sestertia. Ginge N vor der Zahl vorher, so müßte ein Strich über XX stehen. Dieser Strich deutet an, daß es Tausende sind. HS. N. IIII ist daher zu lesen: sestertium nummorum quatuor millia. Dieselbe Summe kann aber auch geschrieben werden: HS. IIII. N. und ist dann zu lesen: sestertia quatuor numero.

***) ibid. p. 348 und p. 424, 12. Auf dem ersten Steine heißt es: inlatis arcae sevirorum ob locum et tuitionem statuae HS. N. IIII.; es mußte also auch der Ort, wohin die Bildsäule zu stehen kam, der Gemeinde erst abgekauft werden. Auf dem zweiten Steine fehlt dieser Zusatz.

Seviren hießen die Vorsteher der Municipien, wenn es deren sechs waren, und sonst III viri, IV viri, XV viri, je nach ihrer Anzahl. Bei den Römern selbst wurde der Oberste einer Reiterschwadron (turma) sevir genannt

†) ibid. p. 399, 1: Huic monumento tutelae nomine cedunt agri puri iugera decem et taberna, quae proxime eum locum. Gruter scheint sich einen irrigen Begriff von dieser tutela gemacht zu haben. Er verweist an dieser Stelle auf Varro de re rust. I, 14, wo Varro nur von einer Umzäunung der Aecker durch Hecken und Gräben spricht, und diese auch tutela nennt. Vgl. auch Grut. p. 640, 2.

*) Ich habe oben schon auf diese Inschrift Bezug genommen. Sie heißt: M. Junius Sabinus . . . . frontem templi vervis et hermis marmoreis pecunia sua ornavit et tuition. dedit HS. II. N CCXXXXII. Statt des II. nach HS steht jedoch ein besonderes Zeichen, welches öfter auf Inschriften vorkommt, um ein sestertium zu bezeichnen. Es gleicht einem querliegenden 8. Hier kann das N. nur nummi bedeuten und trennt also die sestertia und die sestertia nummi.

**) In diesem Jahre gibt Petavius in seiner Chronol. die Consuln M. Acilius Glabrio und C. Bellicius Torquatus an. Petau setzt jedoch den Anfang unserer Zeitrechnung in das Jahr Roms 751. Daher entspricht dann dem J. 876 U. C. das 126te n. Chr. Das Chronikon von Cassiodorus führt Glabrio und Torquatus nicht in demselben, sondern in zwei auseinanderfolgenden Jahren unter Hadrian als Consuln auf.

wir finden 4 Stunden von jener Straße landeinwärts in einer ziemlich ausgedehnten Anlage Römische Sitten, Götter und Sprache. (Schluß folgt.)

Paraguay.

Vielleicht ist kein Land in der Welt so interessant und so wenig bekannt, als Paraguay. Dieser Landstrich im südlichen Amerika kann mit Recht das Paradies der neuen Welt genannt werden, denn es bietet im Ueberflusse alle Erzeugnisse, die die Bedürfnisse befriedigen und der Sinnlichkeit des Menschen schmeicheln: Holz, Pflanzen, Bäume, Früchte und Blumen, Zuckerrohr, Kaffe, Taback, Pfeffer, Baumwolle, Indigo, Reis, Mais, Orangen, Zitronen, Feigen, Datteln, Melonen, Kokosnüsse, Wein, den süßesten Honig, die herrlichste Seide, die seltensten Blumen, Vögel von allen Gattungen und von dem buntesten Gefieder, Pferde, Fische und andere Thiere; Gold- und Silberminen, Kupfer, Platin, und eine Bevölkerung, die im Verhältnisse hier stärker ist, als in jedem andern Staate von Südamerika.

Vor der Revolution von 1810 bereicherte diese herrliche Provinz mit allen ihren Produkten die benachbarten Colonien, und ihr Wohlstand wuchs von Tag zu Tag, ungeachtet der Einschränkungen, die man ihrem Binnen-Handel machte.

Ihre Verwaltung stand unter dem Vice-König von Buenos-Ayres, und diese Stadt hatte nothwendiger Weise den größten Antheil an ihrem Handel.

Die politischen Veränderungen, welche gegen diese Zeit in dem Vice-Königreiche folgten, wirkten nothwendiger Weise auf Paraguay ein, und eine provisorische Junta wurde in dieser Provinz nach Art der in Buenos-Ayres gebildet.

Der Doktor Francia, ein Abkömmling einer angesehenen Familie, wurde das mächtigste Mitglied dieser Junta, und bald wußte er sich aller seiner Collegen los zu machen, indem er Mittel fand, sie der Verschwörung anzuklagen. Unterstützt von den Spaniern und von der Geistlichkeit, bemächtigte er sich der höchsten Gewalt, benützte die Leichtgläubigkeit der Indianer, indem er sie beredete, er handle nach Eingebungen von Oben her, und er erhielt die immerwährende Dictatur von Paraguay.

Sein erstes Augenmerk richtete er darauf, eine Indianische Armee zu bilden, die ihm ganz ergeben sei. Das bewirkte er ohne Mühe: die wunderbaren Entdeckungen, die man ihm zuschrieb, sein bei allen Handlungen feierliches Benehmen, seine auffallende Kleidung machten bei diesen einfachen und abergläubigen Völkern ein so großes Aufsehen, daß sie eine fromme Verehrung für ihn hegten. Bald wurde er wirklich wie ein Gegenstand der Verehrung, und Jeder kniete sich bei seinem Vorübergehen, wie vor einer Hostie.

Er begann damit, daß er jede Art von Communikation mit den Nachbarstaaten abbrach. Zu dem Ende bildete er auf derjenigen Grenze, wo der Zutritt am leichtesten war, eine Linie kleiner Festungen, ferner verbot er das Kommen und Abgehen von Schiffen aller Art. Zu gleicher Zeit erhielten alle Fremden den Befehl, in einer vorgeschriebenen Zeit das Land zu räumen; nach dem Verlaufe dieses Zeitraumes sollte es ihnen nicht mehr erlaubt sein, herauszugehen, und alle Personen, welche in das Land kämen, sollten gezwungen sein, da zu bleiben.

Auf diese Weise bildete er seinen monarchischen Staat, rund umgeben von Republiken.

Herr der Kirche und des Staates, ist Doktor Francia seit beinahe 20 Jahren mit der höchsten Gewalt begleitet. Er kann eine Armee von 30,000 Mann ins Feld stellen und allen seinen Nachbarn die Spitze bieten.

Während dieser Zeit haben sich die innern Hilfsmittel dieses schönen Landstriches bedeutend vermehrt; und das Land liefert jetzt in größter Fülle Erzeugnisse aller Art.

Es sind jetzt einige Jahre, da bildete sich eine Verschwörung gegen die Tage des Gewaltigen; sie wurde auf folgende Weise entdeckt:

Man hatte einen schwarzen Sklaven gewonnen, der sich hinter die Thüre, die in das Schlafgemach des Doktors Francia ging, stellen sollte, um ihn da im Schlafe zu ermorden. Aber in dem Augenblicke, als der Sklave die Frevelthat vollziehen wollte, verrieth er sich durch seine Bewegung so, daß der Doktor, der schon durch das Geräusch der Thüre geweckt war, seine Wache rief, die den Schuldigen ergriff und entwaffnete. Dieser, sagt man, entdeckte das ganze Complott, und eine große Zahl angesehener Personen wurden ohne vorhergegangenen Richterspruch verurtheilt und hingerichtet. Dies Ereigniß trug nur dazu bei, die Macht des Doktors Francia zu befestigen.

Dieser seltsame Mensch bringt den größten Theil seiner Zeit einsam zu. Er hat das Italienische, das Französische und Englische, ohne jede andere Hilfe, als die eines Wörterbuchs, erlernt. Seine Unterthanen sprechen nie seinen Namen aus, ohne dabei Zeichen der Ehrfurcht zu machen, sie glauben, er habe die Macht, sich unsichtbar zu machen, und höre folglich Alles, was man von ihm sagt.

Er tritt jetzt in sein 65tes Jahr, und Alles deutet dahin, daß er ein hohes Alter erreichen wird.

Malta.

(Aus dem Französischen des Edmund Texier.)

Nachdem wir 8 Tage in Marseille gewartet hatten, schifften wir uns trotz des widrigen Windes ein. Die Reisegesellschaft bestand aus 5 Franzosen, die über Malta nach Alexandrien reisten. Nach Verlauf von einigen Tagen, die wir auf dem Meere zugebracht hatten, wurden wir von der Seekrankheit befreit. Das Wetter war ruhig, die Luft heiter und klar, und wir hatten Nichts weiter zu wünschen, als daß der Ostwind, welcher unserer Fahrt entgegen war, sich wendete.

Ich war sehr erstaunt über das für mich ganz neue Schauspiel; ich kannte das Meer nur von Hörensagen. Diese ungeheuere, einförmige Fläche, dieser weißschimmernde Himmel, und der Mond, der mit silberfarbigem Schein in unendlicher Ferne über den Fluthen spielte, tauchten mich in einen Strom nie empfundener Gefühle. War es der Gedanke des Grenzenlosen, der mich erfaßte, oder ein anderer? .... Oft traf es sich, daß ich ganze Nächte auf dem Verdecke blieb, indem ich diesen melancholischen Schein, der sich an dem weiten Horizonte ausdehnte, ansah; dann stiegen in mir die Erinnerungen vergangener Jahre, wie Träume, auf, die nach einem Tage voll Anstrengungen im Schlafe sich erzeugen .... und die frische Morgenluft und die Dämmerung, die von Osten weiß schimmernd daher strahlte, fanden mich noch in dieser betrachtenden Stellung.

Bald sahen wir Malta .... Malta, welches einer Wache Europa's gegen Asien gleicht, einer Wache des Occidents gegen den Orient ... Malta, dieses Bollwerk des Christenthums, an welchem die Kräfte der Muhamedaner scheiterten; Malta, einst lachend und üppig, wie ein Orientalisches Mädchen, jetzt traurig und verödet, wie ein Europäisches Dorf; Malta, die ritterliche Stadt, die noch von Turniren und Banqueten träumte, als die alte Civilisa-

tiner des Abendlandes schon den Schleier der Vergangenheit zerriß. — Bei meiner Ankunft ward ich überrascht von der Stille, die in den Straßen herrschte . . . und von dem traurigen und eintönigen Anblicke der Stadt . . . . Die viereckigen und ganz von Quadersteinen gebauten Häuser erheben sich nicht höher, als 2 Stockwerke, und bieten äußerlich den Schein von Grabmälern dar. Sie haben größtentheils nur eine Eingangsthüre und eine oder zwei kleine Oeffnungen nach Art der Fenster . . . Die Einwohner, wenig gesellig, sind mißtrauisch gegen Fremde, vorzüglich gegen die Abendländer, die sie nicht ohne Furcht anblicken, als sähen sie in jedem Europäer, der den Fuß auf ihr Ufer setzt, einen Feind. Die Frauenzimmer, die beinahe alle hübsch und überhaupt sehr wohl gebildet sind, haben zu gleicher Zeit etwas von einem Orientalischen Mädchen und von einem Europäischen Fräulein. Wenn sie ausgehen, so sind sie fast immer von einem schwarzen Gewande eingehüllt, welches sie mit großer Sucht zu gefallen um den Körper legen, um ihren schlanken und leichten Wuchs sehen zu lassen, und um ihre wohlgebildeten Beine und außerordentlich kleinen Füßchen zu zeigen.

Die Landessprache, die Etwas vom Arabischen hat, erleichtert die Verbindungen, worin die Einwohner von Malta mit den Völkern der Afrikanischen Küste stehen. Auch sieht man eine groste Anzahl Einwohner auswandern und nach Afrika und Aegypten ziehen, um da die Mittel zu ihrem Lebensunterhalte, die ihnen ihr ödes Land versagt, zu suchen. Sie sind überall hin zerstreut: man findet sie zu Paris, zu London, zu Kairo, zu Konstantinopel, und in allen bekannten Weltstrichen. Die Insel Malta, seitdem sie ihre Ritter verloren hat, reicht nicht mehr hin zum Unterhalte ihrer Einwohner. Sie ist an sich wenig fruchtbar: die Reichthümer des Ordens, welche ungeheuer groß waren, steuerten der Unfruchtbarkeit des Bodens.

Die öden Straßen, die ich bei meiner Ankunft gesehen hatte, erregten bei mir eine außerordentliche Wehmuth, so daß ich mehrere Tage nicht ausging. Endlich entschloß ich mich des Abends zu einem ziemlich besuchten Ort einen Spaziergang zu machen. Meine Französische Kleidung, mein fremdartiges Benehmen zogen die Aufmerksamkeit der Spaziergänger auf sich; sie betrachteten mich mit Neugierde. Ich setzte mehrere Abende nacheinander meine Spaziergänge fort und machte endlich die Bekanntschaft eines alten Malteser Ritters. Wir sprachen von Malta und seinen Denkmälern. Er war so gefällig, die hohen Waffenthaten der Ritter von seinem Orden mir auseinander zu setzen; er erzählte mir alle Siege, die die Krieger von Malta und Rhodus davon getragen hatten . . . Nachher, um seinen Bericht auf gute Weise zu schließen, lud er mich ein, den folgenden Tag zu ihm zu kommen, um den Saal, worin die Portraite sich befinden, zu sehen.

Ich stellte mich zur bestimmten Stunde ein. Er erwartete mich schon seit einiger Zeit. Er drückte mir kräftig die Hand und sagte mir blos: Guten Tag! Seine Gestalt zeigte einen Ausdruck von Traurigkeit, den er kaum merken ließ. Wir gingen. Der Gang war still, wie die Aufnahme; nur von Zeit zu Zeit hörte ich ihn seufzen . . . Thränen netzten sein Antlitz, voll von Adel und Güte. Ich sah leicht, daß schmerzhafte Erinnerungen ihn preßten. Schon machte ich mir Vorwürfe, ein Anerbieten angenommen zu haben, welches gefährliche Folgen haben konnte, als wir zum Chalais kamen . . . . Dies ist ein Gebäude von schönem Aeußern; man erkennt sogleich, daß es unter dem Einflusse des Christenthums erbaut wurde: die Architectur ist originell und gesucht, wie die des Mittelalters . . . Die riesenmäßigen Verhältnisse des Gebäudes breiten sich auf wunderbare Weise vor dem Blicke des Beschauers aus, der von so viel Pracht verblendet wird . . . Wir hielten uns nur wenige Zeit mit der Betrachtung der Aussenseiten auf: der Greis drängte mich, in das Innere zu treten. Wir fanden uns bald in einem unermeßlichen Saale, der mit Spiegeln und Gemälden geziert war . . . man sah da die Bildnisse der Großmeister und derjenigen Ritter, die sich ausgezeichnet hatten. Es wäre zu weitläufig, hier die Namen aller dieser Personen und die großen Thaten, die sie unsterblich machen, aufzuzählen. Der gute Greis, der mich begleitete, verbeugte sich still und traurig vor jedem Großmeister, und erhob sich stolz vor den einfachen Rittern, die auf derselben Stufe standen, wie er. Als er aber zu dem Bildnisse des letzten Großmeisters kam, kniete er sich und blieb mehrere Minuten knieen; dann erhob er sich plötzlich und sprach zu mir: Es sind jetzt 30 Jahre, daß ich nicht mehr hier war; alle diese Orte erregen mir lauter traurige Erinnerungen... hier sagte uns der Großmeister, dieser ehrwürdige Ritter, sein letztes Lebewohl. Ich sehe noch sein edeles Ehrfurcht einflößendes Antlitz, als er uns Allen einen väterlichen Kuß gab und uns sagte, daß Alles verloren sei. Ach! mein Herr, verzeihen Sie meinen Schmerz, wenn ich an diese Zeit der Betrübniß denke; um meinen Schmerz zu lindern, habe ich Nichts mehr, als meine Thränen, und ich rufe mit dem Propheten: Israel, Israel, die Zeit der Rache ist gekommen!

Hier schwieg er, aber seine Gestalt, entsetzlich zusammengezogen, zeigte einen schrecklichen Schmerz. Ich beeilte mich, ihn nach Hause zu begleiten . . . und ich zog mich zurück, auf's Innigste von dem ergriffen, was ich gesehen hatte.

Der andere Morgen war der Tag, wo ich nach Alexandrien abreiste . . . Früh Morgens begab ich mich nach dem Hause des guten Ritters, um von ihm Abschied zu nehmen, und ihm für seine Gefälligkeit zu danken, als ich hörte, daß er in der Nacht gestorben sei . . . . Ich ging weg, indem ich dem Andenken eines Mannes, dessen Tod ich unschuldiger Weise verursacht hatte, Thränen weihte, und ich dachte über das launige Schicksal nach, das sich meiner als Mittel bedient hatte, um sich eines Mannes los zu machen, der, bevor er mich kannte, still und glücklich gelebt hatte.

Ph. Laven, Redacteur.

[19] Der §. 7 der Polizei-Verordnung vom 10. September 1817, (Amtsbl. von 1817 S. 432) nach welchem nicht blos Gastwirthe, sondern auch jeder Einwohner eines Orts ohne Unterschied, ob er Fremde, Bekannte oder Personen seiner Familie gegen Bezahlung oder unentgeldlich beherbergt, verpflichtet ist, davon der Ortspolizei-Behörde Anzeige zu machen, wird namentlich von denjenigen Einwohnern, welche nicht Gastwirthe sind, so vielfach übertreten, daß wir uns veranlaßt sehen, die desfallsigen Bestimmungen unter Verweisung auf unsere im vorigjährigen Amtsblatt S. 234 erlassene Verfügung neuerdings in Erinnerung zu bringen.

Wir weisen demnach sämmtliche Polizeibehörden unseres Bezirks aufs Gemessenste an, Diejenigen, welche vorstehenden Bestimmungen zuwider, die Anmeldung der bei ihnen übernachtenden, nicht zu ihrem gewöhnlichen Hausstande gehörenden Personen unterlassen sollten, bei dem betreffenden Königl. Polizei-Gericht zur Bestrafung zu denunciren.

Trier, den 19. September 1834.

Königl. Regierung; Abthl. des Innern.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 1. October. №. 27.

TREVIRIS.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz №. 112. und bei C. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Das Monument zu Igel.

Von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

Einerseits (westlich) auf dem obern Felde möchte wohl Jason mit der Leoparden-Haut bedeckt und dem Schwerte bewaffnet vorgestellt sein — dieser Argonauten-Heros, der, um das goldne Vließ zu gewinnen, den Drachen tödtete. Ihm zur linken Seite steht eine weibliche Gestalt, die für Medea gehalten werden könnte. Zur Erde sieht man die Schale, worin der Kräutertrank gewesen sein mochte, um das Ungeheuer einzuschläfern. Minerva scheint dieser That beizustehen.

Unmittelbar unter diesen Bildern befindet sich, als zweite Abtheilung dieses Feldes, vielleicht Theseus, der von der Ariadne den Knäuel empfängt. Zur Erde glaubt man den Kopf des Minotaurus zu bemerken, worauf die eine sitzende Figur ihren Fuß stützet.

Auf der entgegengesetzten Seite (östlich) scheinen die Hesperiden dargestellt zu sein, die, wie der alte Hesiod sagt, die Goldäpfel bewachen und Goldfrucht tragende Bäume. Als ihr Mithüter wird auch den Hesperiden von den Dichtern ein Drache (Schlange, Ladon) zugegeben.

Ueberall läßt der Mythus der alten Welt jedes Kleinod durch Drachen bewachen. Das Kostbarste im Osten war das goldne Vließ, wie es die goldenen Aepfel im Westen waren.

In der zweiten Abtheilung (die höchst verwittert ist) könnte man aus der Figur in liegender Stellung annehmen, daß es die von Theseus verlassene Ariadne auf Naros sei.

So wäre auf diesen zwei Seiten der mythische Cyklus rein abgeschlossen. Die Verzierung der Pilaster beiderseits ist ebenfalls durch vier übereinander gestellte, tanzende Genien dargestellt, und am Fuße derselben ist wieder der Vogel mit der Kugel.

III. Das Hauptbild auf der Rückseite der Säule (nördlich) bezieht sich auf die sogenannten zwölf Arbeiten des Herkules. Die astronomische Erklärung nennt ihn ein Symbol der Sonne, die wie ein Held ihre Bahn durchläuft. Ein alter Orphischer Hymnus nennt den Herakles, Vater der Zeit, der Alles verschlingenden, alles gebärenden, als

Tragend die dunkle Nacht und des Morgens Licht auf dem Haupte,
Zwölf der Kämpfe vom Aufgang zum Untergange vollendend.

Nach Plutarch *) geht er mit der Sonne herum. Die zwölf Arbeiten desselben sind die Wanderung der Sonne durch die zwölf Zeichen des Thierkreises, wie sie hier die plastische Poesie der Alten darstellte, nämlich: Innerhalb des Thierkreises steht in freier Stellung auf einem zweiräderigen, von wahrscheinlich vier Pferden bespannten Wagen der Halbgott, mit einer Keule in der Linken bewaffnet, die Rechte nach der aus der Höhe ihm die Hand bietenden Minerva ausstreckend. Der Zodiakus ist als vollkommener Kreis gebildet, dessen perpendikularer Durchschnitt oben zwischen der Wage und der Jungfrau, unten zwischen den Fischen und dem Widder geht. Daß Minerva hier erscheint, darf nicht wundern. Diese hochbegabte Göttinn wird stets als Lenkerinn und Schützerinn der Heldenkraft von den Alten gerühmt. Sie leitet den Herakles zum Olympus empor, und ist bereit, den Sterblichen Gutes zu erweisen; denn sie erscheint auch als Beschützerinn der nützlichen Künste des Friedens. — Herkules ward auch von den Alten als ein schützender Gott der Wege verehrt, besonders von denen, die dem Vortheile nachgingen **).

An den Ecken dieses Hauptfeldes sind vier kolossale Köpfe angebracht, welche, wie gewöhnlich angenommen wird, die vier Hauptwinde vorstellen sollen; aber vielleicht eher, da einer der untersten einen Adler zur Gesellschaft hat, eine Anspielung auf die vier Elemente sein könnten. Der Adler möchte dann die Luft bezeichnen. Hatte doch der Held mit allen Elementen zu kämpfen!

Auf den Lessinen beiderseits bemerkt man hier, statt der fröhlichen tanzenden Genien, militärisch mit Lanz und Schilde geschmückte Genien, in verschiedenen Stellungen zum Kampfe sich darstellend. Am Sockel ist wieder der Vogel mit der Kugel.

IV. Unmittelbar unter diesen vier mittleren Feldern, auf dem Postament, zeigen sich im Cyklus vier Gegen-

*) De Is. et Os.

**) Als Deus vialis — a studiosis rei faciendae. — Herculi supplicabant viam ituri. (Festus.)

stände, die Bezug auf die Thätigkeit des Gewerbes und Handels haben.

Auf der Hauptfaçade sieht man das Innere eines Gemaches, wo Wichtiges verhandelt wird. Zur Seite sitzt am Tische eine Person, unstreitig die vornehmere, vielleicht der Secundine, welcher der Erste (Princeps) im Collegium der Agenten war. Dieser Mann hat eine Schrift vor sich, und scheint mehren anderen stehenden Personen vorzulesen. Die Vorhänge in den Ecken des Gemaches geben Kunde von der Würde des Amtes: sie bedeuteten Achtung für das Geheimniß, oder auch für einen Ort, wo Geheimes verhandelt wird *). Werden hier Instructionen an Subalterne gegeben? — oder sind hier Geschäftüberlegende Handelsleute versammelt? Da man zur Erde einen Ballen mit Waarem, dergleichen auch auf anderen Secundinischen Denkmälern vorkömmt, zu bemerken glaubt, und der folgende Cyklus damit zusammenhängt; so könnte das Letzte wohl das Richtigere sein.

Auf der Nordseite werden Waaren zu Wasser versendet, da es aus dem verwitterten Steine noch herausscheint, daß man im Begriff ist, ein befrachtetes Schiff vom Ufer abzustoßen. (Forts. folgt.)

*) Honor secreti bei den Alten.

Nachtrag
zu dem Briefe an Herrn Director Wyttenbach, Treviris N°. 8.

Von Gymnasiallehrer Pruckenmüller.

(Schluß.)

Diejenigen, welche, hingerissen von der Bewunderung der Größe Roms in so manchem Denkmal aus jener Zeit, vergessen oder nicht erkennen, wie weit das heutige Europa der Beherrscherinn des Erdkreises in Allem voransteht, nur nicht an Macht; die sich darum, was immer die Vorzeit besaß, auch groß und schön denken; diese werden in einigen Fundamenten, welche anderthalbes Jahrtausend unter der Erde verschüttet lagen, den Beweis finden, daß die Eifel unter den Römischen Imperatoren wenigstens eben so cultivirt war, wie jetzt. Ein solches Land kann nie eine hohe Blüthe erreichen; die Natur hat ihm die Quellen dazu versagt. Aber die obige Inschrift beweist, daß es zur Zeit des Römischen Kaiserreichs unendlich ärmer war, als in unsern Tagen. Denn Victorius gründet zur Erhaltung seines Heiligthums eine Stiftung von 100 Sestertien, nach unserm Gelde etwa 5 Thlr. 11 Sgr. 6 Pf. *). Allerdings fiel bei ihr die Hut durch die Nachbarn ganz weg, weil seine Anlage mit einer Mauer umschlossen war; und Verbesserungen mögen auch wohl selten daran nothwendig geworden sein. Aber mit den Zinsen einer solchen Summe kann man in unsern Tagen auch auf dem ärmsten Dorfe nichts beginnen, und der Zustand der Landbewohner muß daher in jener Zeit höchst traurig gewesen sein. Der Römische Staat ist das größte Bild eines furchtbaren Aristokratismus. Während der Imperator jährlich über mehr verfügen konnte, als die ganze Nationalschuld Britanniens beträgt; während die Einkünfte einzelner Privaten größer waren, als die von manchen heutigen Fürsten, schmachtete der gemeine Bewohner einer Provinz in tiefem Elend. Ein solcher Staat kann allerdings großartigere Unternehmungen ausführen, als kleinere Länder, wo die Regierung weniger, aber der einzelne Unterthan mehr besitzt, und wo Bauwerke nicht zur Lust des Herrschers, sondern zum Nutzen des Beherrschten gegründet werden.

Die Macht der Römer brach allmälig vor den Streichen der Barbaren; und was jene gegründet hatten, wurde größentheils zerstört. Damals scheint auch der Wohnsitz des Victorius eingeäschert worden zu sein. Die jüngste Münze, welche darin aufgefunden worden, ist von dem Kaiser Valentinian dem jüngern Gerade unter ihm überschwemmten die Allemannen das Flußgebiet der Mosel im Jahr 366, drangen bis in die Champagne vor, und verwüsteten Alles, was sie antrafen. Sie wurden zwar wieder geschlagen, über den Rhein zurückgejagt und im Jahr 368 von Valentinian in ihren eigenen Wohnsitzen angegriffen. Aber das Land erholte sich nicht wieder während der noch kurzen Dauer der Römischen Herrschaft. Seit jener Zeit erhielt sich vielleicht in der Eifel eine Sage, die mir in Pelm erzählt wurde. Am Abhange des steilen Berges, auf welchem die Anlage des Victorius gefunden worden ist, soll sich eine verborgene Gruft finden; sie diente dem Herrn jener Berge als Zufluchtsort in gefährlichen Zeiten vor dem Andrange roher Schaaren. Wenn diese dann vorüber waren, kam er wieder hervor. Einmal stieß man auf jene Gruft; allein als man zurückging, um weiter nachzugraben, hat man die Spur nicht wieder finden können. Daß sich Erzählungen dieser Art sehr lange erhalten, beweist das ähnliche Beispiel von Fliessem.

Was an die Vorzeit des heimatlichen Bodens erinnert, erweckt immer unsere Theilnahme. Inschriften aber sind mit die wichtigsten Urkunden seiner Geschichte. Darum wird vielleicht nicht jeder Leser dieser Bemerkungen klagen, daß ich seine Geduld auf eine harte Probe gestellt habe.

*) Nach Adams (Römische Alterthümer) hatten 100 Sestertien einen Werth von 16 Schilling, 1 Pence, 3 Farthing, nach Englischem Gelde und das Pfd. Sterling zu 20 Schilling wird 6 Thl 20 Sgr. 1 Pf. gleichgeschätzt.

Wollte man 100000 Sestertien für die von Victorius ausgesetzte Summe annehmen, so betrügen diese 5383 Thlr. und aus ihrem Ertrag könnte man alljährig eine solche Kapelle ganz neu erbauen.

Manche werden vielleicht auf den Gedanken kommen, anzunehmen, Victorius habe ein Capital gegründet, welches jährlich 100 Sest. abwarf. Diese werden gezwungen sein, nachzuweisen, daß daro diesen Sinn haben kann. Auf solche Weise kann man freilich alle sichern Angaben umwerfen. Zuweilen soll n jährlich die Zinsen einer angegebenen Summe zu einem gewissen Zwecke verwandt werden; dann sind sie durch redditus oder usura auf den Inschriften bezeichnet.

Die Schulen in Algier.

Der Algierer hat wenig Unterricht nöthig; erzogen für das innere Leben, für eine einfache Art des Daseins, weiß er schon genug für seinen Gebrauch, wenn er nur den Koran lesen oder Arabisch und Turkisch schreiben kann Auch findet man in Algier weder Collegien, noch Universitäten, weder öffentliche Bibliotheken, noch Akademien. Der Volks-Unterricht besteht in einer großen Anzahl öffentlicher Schulen: die einen für die Mädchen, geleitet von Frauen, die andern für die Knaben, denen Männer vorstehen. Um sich eine Idee von diesen Schulen zu machen, ist es vor Allem nöthig, die Straßen und die Häuser der Stadt zu beschreiben.

Die Straßen und die Häuser von Algier werden zu zwei ganz verschiedenen Zwecken angelegt: für die äußern und innern Bedürfnisse, für das öffentliche und für das Privatleben. Das Familienleben wird mit der größten Sorgfalt den Augen der Welt verborgen gehal-

ten. Seine Sphäre ist derjenige Theil des Hauses, der immer verschlossen ist; es ist der Harem, oder um besser zu reden, der Aufenthaltsort des Vorstehers der Familie, seiner Frauen und seiner Kinder.

Der Schauplatz des öffentlichen Lebens ist die Straße, denn alle öffentlichen Einrichtungen finden sich in Boutiquen oder Kramläden, die auf die Straße gehen: da trifft man die Kaufleute und die Banquiers, die Wechsler, die Barbirer, die Kodgia oder die Schreiber, die Cadi, die Kaffeehäuser und die Schulen. Dies sind überhaupt kleine, niedrige Säle, die durch eine sehr breite Oeffnung grade auf die Straße gehen; diese Oeffnung dient zu gleicher Zeit zu der Eingangsthüre und zum Fenster. Ein Sitz von Stein, 2 bis 3 Fuß hoch und 2 Fuß breit, bedeckt mit einer Binsenmatte, läuft rund um. Die Kinder sitzen darauf mit kreuzwegs übereinandergeschlagenen Beinen; sie umgeben den Lehrer, der in einer Ecke auf einem Teppich oder auf einem Polster sitzt, und wenn die Schule zu zahlreich ist, so setzen sich Diejenigen, die auf den Bänken keinen Platz finden, auf die Erde. Manchmal sitzen sogar Kinder bis auf die Stufen der Eingangsthüre.

Die Kinder, die diese Schulen besuchen, sind alle junge Mauren und junge Kolouglis (so nennt man die Kinder der Türken und der Maurischen Frauen) von 6 bis 12 Jahren. Sie stellen sich da sehr frühe ein, nachdem sie ihr Morgengebet verrichtet haben. Diejenigen, welche bemittelten Eltern zugehören, werden durch Negersklaven dorthin geführt; man unterscheidet sie weniger durch den Reichthum ihrer Kleider (denn alle Algierischen Kinder sind fast nakt und haben als Bedeckung nur ein Hemd von Baumwolle, nach Art der Türken, und eine Unterhose, wie sie die Mauren tragen) als durch die Menge von Gold- und Silberstücken, welche um ihr Mützchen von rother Wolle genäht sind. Diese Kinder sind im Allgemeinen von außerordentlicher Schönheit; sie sind kräftig und stark gebaut, sie zeichnen sich aus, durch ihre schönen Augen und durch Zähne von blendender Weiße. Früher erzog man sie in großem Hasse gegen die Christen; es war selten, daß ein Kind vor der Französischen Eroberung bei einem Europäer vorbeiging, ohne ihn mit Worten oder Mienen zu beleidigen. Die Juden sind noch der Gegenstand ihrer Verachtung, ein Maurisches Kind begegnet nie einem Juden, ohne sich gegen denselben eine Unart zu erlauben.

Das einzige Buch, in welchem die Maurischen Kinder lesen lernen, ist der Koran, gewöhnlich der Alkoran genannt: das ist das Evangelium der Muhamedanischen Religion, die Bibel des Islamismus. Dieser Name bedeutet im Arabischen, Sammlung von Vorschriften; Muhamed, der sie gemacht, hat ihnen auch den Namen Forcan gegeben, d. i. ein Buch, welches das Gute vom Schlechten unterscheiden lehrt. Dieses Buch ist getheilt in Capitel, die unter verschiedenen Formen geschrieben sind; bald spricht Gott und diktirt seinem Propheten die Gesetze seiner Religion; bald entdeckt ihm ein Engel die h. Geheimnisse derselben, bald umschreiben Propheten die darin enthaltenen religiösen Grundsätze; zuweilen eifert Muhamed selbst gegen die Verehrung der Götzenbilder, gegen die Sitten der Einwohner von Mecca und gegen die Arabische Familie der Coreis, die feindlich gegen ihn gesinnt war.

Der Koran ist eingetheilt in Verse, die unter sich wenig Zusammenhang haben. Die Lehrer des Muhamedanischen Gesetzes stellten als Glaubensartikel fest, daß das Original des h. Buches auf einer kostbaren, im Himmel verwahrten Tafel geschrieben sei, und daß der Koran auf der Erde nur durch eine Copie bekannt geworden, die der Engel Gabriel dem Muhamed brachte.

Die Schulen, welche die Jugend besucht, heißen im Türkischen Mekteb. Ein Kodgia ist Vorsteher derselben; sie werden unterhalten durch den Ertrag von frommen Schenkungen, die in Algier sehr häufig sind. Der Staat schießt nichts dazu bei, und die Eltern der Kinder haben nichts zu bezahlen. Indessen, die reichen Familien machen gewöhnlich dem Kodgia einige Geschenke, die man Bakchis nennt, und deren Gebrauch in allen Türkischen und Arabischen Ländern sehr verbreitet ist. Die ersten Worte, die man ein Kind lesen und schreiben lehrt, sind folgende: la ilha illa Allha mehemed rozoul Allha, d. h. Gott ist Gott und Muhamed ist sein Prophet, ein sakramentalischer Gruß, der von den Muselmännern in allen Lagen ihres Lebens wiederholt wird; es ist der erste, den sie in ihrer Kindheit lallen, es ist der letzte, den sie aussprechen im Augenblicke des Todes. Es ist der Spruch der Schule; die Kinder sagen ihn beim Herein- und Heraustreten.

Die Kinder, welche in die Mekteb gehen, tragen in einer kleinen Tasche, die ihnen wie eine Patrontasche anhängt, die Papiere, auf welchen einige Sprüche des Korans geschrieben sind; einige tragen den Koran selbst, das sind die am meisten Vorangeschrittenen. Sie haben vor sich, wenn sie in der Schule sind, eine Tafel, auf welcher sie mit einer Kreide schreiben, die sich leicht auswischen läßt. Ihre Unterrichtsart hat eine große Aehnlichkeit mit der wechselseitigen Unterrichtsmethode, und gewiß haben die Türken sie nicht von Lancastre entlehnt. Einer der Schüler schreibt in großen Buchstaben und auf eine recht lesbare und korrekte Weise einen Vers aus dem Koran, und alle die Andern sind gehalten, ihn nachzuschreiben. Der Spruch wird alsdann mit lauter Stimme von einem der Schüler wiederholt und jeder wiederholt ihn nach der Reihe, nachdem er ihn auf seine Tafel geschrieben hat; sie kommen, einer nach dem andern, und zeigen und wiederholen ihn dem Kodia, der die Fehler der Aussprache oder der Orthographie mit einem dünnen langen Stocke bestraft, den er beständig in der Hand hält. Diese gleichzeitige Nachahmung desselben Beispiels, die mit der größten Sorgfalt und der strengsten Genauigkeit vorgenommen wird, ist eine von den Ursachen, welche in der Arabischen Schrift diese bewunderungswürdige Gleichförmigkeit bewahren, die wir anstaunen, und die seit vielen Jahrhunderten keine Veränderung erlitten hat. Durch diese Methohe lernen die Kinder lesen und schreiben zu gleicher Zeit, und werden in den Pflichten ihrer Religion, wofür sie eine große Ehrfurcht hegen, und die sie ihr ganzes Leben lang mit pünktlicher Andacht erfüllen, unterrichtet. (Schluß folgt.)

Das Witzwort eines Diebes.

Zu Rom wurde einem Cardinal das kostbar gearbeitete Bild des h. Geistes aus seinem Cabinet entwendet. Der Dieb legte auf die leere Stelle folgende lateinische Strophe:

Venduntur mitrae, venduntur pallia Romae:
Me quoque ne vendant, avolo. Roma, vale!

Die Rose und das Veilchen.

Eine Parabel.

In dem Blumenbeete eines Gartens blüheten freundlich nebeneinander eine Rose und ein Veilchen. Die

Rose trug herrlich ihre purpurnen Knospen empor, die sie bei jedem leisen Zephyre behaglich hin und her schaukelte. Das niedere Veilchen entfaltete dagegen still und bescheiden seine blaue Krone und fühlte sich in seiner niedrigen Einsamkeit recht glücklich. Beide Blumen, so verschieden auch ihre Natur war, liebten sich warm und verlebten manchen schönen Frühlingsmorgen in freundschaftlichem Gespräche mit einander. Einst, als der laue Hauch des Lenzes sie noch vertraulicher machte: da sprach die Rose zu ihrer Nachbarinn: Süße Gefährtinn meiner Tage, wie viele frohen Augenblicke entschwanden uns schon! Aber bald, bald ist nun dein Blumenleben dahin, denn auf deinem schwachen Halme, liebe Schwester, wirst du bald verwelken. Ach, dann werde ich manche düstere Stunde noch um dich weinen und mit Thränen des Thaues deine Asche besprengen! — Eben hatte die Rose in stolzer Ruhe diese Worte gesprochen, da kam Lina, das Töchterchen des Gärtners, munter daher gesprungen. Sie sah die holdduftende Rose und brach sie ab und steckte sie mit heiterm Lächeln an ihr Busentuch. Am Abend war die Rose verwelkt. Das Veilchen aber prangte noch lange und sah noch oft seufzend nach dem Rosenstrauche, der, seiner Zierde beraubt, bald dahinstarb.

Laven.

Ph. Laven, Redacteur.

Auswanderungen nach Amerika.

Im Laufe des verflossenen Jahres haben 2 unter sich befreundete Familien unseres Verwaltungsbezirks sich veranlaßt gesehen, in der Hoffnung auf ein besseres Fortkommen, ihre gesammte Habe zu Geld zu machen, den heimathlichen Wohnsitz zu verlassen und nach Amerika auszuwandern.

Zu den mannigfaltigen Warnungen, welche gegen das unüberlegte Auswandern bereits allseitig ergangen sind, glauben wir keine eindringlichere hinzufügen zu können, als indem wir wörtlich diejenigen Erklärungen veröffentlichen, welche nach seiner in diesem Jahre bereits erfolgten Rückkehr der eine dieser Familienväter, ein achtbarer und glaubwürdiger Mann, unter Genehmhaltung des zweiten ebenfalls zurückgekommenen Reisegefährten über die Gründe ihrer Rückkehr in Nachstehendem amtlich zu Protokoll gegeben hat:

»Meine Absicht bei der Auswanderung nach Amerika war, wie bei jedem Auswanderungslustigen, ein glücklicheres Leben zu erstreben. Mit diesem Gedanken verließ ich mein Vaterland, um in einem fremden Lande ein glücklicheres zu suchen, wo leider ein solches wahrlich nicht zu finden ist.

Nachdem ich hier meine Habseligkeit veräußert und eine baare Summe von 1300 Rthlr. zusammen gebracht hatte, reiste ich mit meiner Frau nebst der Familie meines Tochtermannes, von hier nach Havre ab. Dort schifften wir uns nach Neu-York ein, und langten nach einer 26tägigen Reise daselbst an. Abgerechnet die vielen Mühseligkeiten, welche wir auf dieser Land- und Seereise erleiden mußten, wurde unser Geldbeutel sehr geleert. Unsere Reise setzten wir von Neu-York nach Philadelphia fort. Da sich hier keine Gelegenheit fand, eine Niederlassung zu bewerkstelligen, indem wir weder ein Eigenthum daselbst erwerben, noch eine beständige Arbeit im Tagelohn uns verschaffen konnten, so mußten wir weiter in's Land ziehen.

Während 5 Monaten zogen wir von einem Punkte zum andern, denn von den Eingesessenen wurden wir immer fälschlich berichtet: »Dort an jenem Punkte findet ihr eine günstige Gelegenheit, um euch niederzulassen«. Wir fanden zwar gute Gelegenheiten, aber da war unser Geldbeutel nicht gefüllt genug, und da wo er stark genug gewesen wäre, da hatte das Land keinen Werth für uns, weil solches ödes und überaus schlechtes Land ist. Da wir sahen, daß unsere Reisen zu keinem Zwecke führten, und wir nur unser Geld dabei verzehrten, zogen wir nach Potzwille. Hier fanden wir zwar Arbeit am dasigen Kanale, aber von keiner Dauer. Beim Aus- und Einladen von Holz, Steinkohlen, Dielen ꝛc. ꝛc. verdiente ich täglich 4 Frs. 5 Sols, mußte mich aber beköstigen. Man kann annehmen, daß man ¼ Jahr Arbeit und ¾ Jahr keine hat. Bei diesem Verdienst sah ich voraus, daß ich meinen Ueberrest von Geld, wenn ich länger daselbst bleiben würde, verzehren müßte, und daher eine Rückreise nach Europa nicht mehr alsdann unternehmen könnte; dies bewog mich meine Rückreise so schleunig wie möglich anzutreten.

Obgleich die Rückreise viel kostspieliger für uns war, als die Hinreise, so tröste ich mich dennoch über das vereitelte Glück mit dem Gedanken, daß wir doch wieder alle gesund und wohlbehalten hier angekommen sind.''

Möchte diese Schilderung jeden auswanderungslustigen Eingesessenen unseres Bezirks vor ähnlichen Schritten warnen, damit er nicht ebenfalls unüberlegt der Gefahr sich aussetze, sein während einer Reihe von Jahren mühsam erworbenes Vermögen durch eine einzige zwecklose Reise zu verlieren.

Trier, den 24. September 1834.

Königliche Regierung.

[20] Erneuerung der Zins-Coupons series VII zu den Staats-Schuldscheinen betreffend.

Die Königliche Hauptverwaltung der Staatsschulden hat mit der Ausreichung der neuen Zins-Coupons zu Staatsschuldscheinen Series VII pro 1835 bis 1838, bereits beginnen lassen.

Wir veranlassen daher die Inhaber von Staatsschuldscheinen, dieselben unter Zurückbehaltung der noch nicht realisirten Zins-Coupons, mit einem in duplo angefertigten, Littera, Nummer und Betrag enthaltenden Verzeichnisse, an unsere Hauptkasse, welche die gedruckten Formulare zu diesen Verzeichnissen besitzt, baldigst einzusenden und die Rücksendung der Staatsschuldscheine nebst neuen Zins-Coupons zu gewärtigen.

Ein Exemplar des erwähnten Verzeichnisses bleibt der Hauptkasse und das zweite wird von derselben dem Inhaber der Staatsschuldscheine remittirt, nachdem solches in unserm Sekretariate von dem Rechnungs-Rathe Haw eingetragen und visirt sein wird.

Von des Herrn General-Postmeisters Excellenz ist übrigens solchen Ein- und Rücksendungen von Staatsschuldscheinen und Zins-Coupons die Portofreiheit bewilligt worden, unter der Aufschrift beziehungsweise

„Zur Beifügung neuer Zins-Coupons'' und „mit den „beigefügten neuen Zins-Coupons.''

Trier, den 25. September 1834.

Königliche Regierung,
Abthl. für die Verwaltung der directen Steuern und der Domainen und Forsten.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 4. October. №. 29.

TREVIRIS.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz №. 112. und bei C. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Das Monument zu Igel.

Von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

Auf der Westseite sieht man, wie Waaren zu Lande versendet werden. Ein vierrädriger Wagen *) mit drei Pferden oder auch Maulthieren bespannt, ist eben im Gange, um zum Thore hinaus auf's Land zu fahren. Das offene Land ist durch einen Baum angedeutet.

Da die östliche Seite gänzlich verwittert ist, so mögen wir nur vermuthen, daß hier, um aus dem Vorhergehenden zu schließen, die Verpackung der Waaren vor sich ging.

V. Auf dem Untersatze des Sockels erscheinen wieder allegorische Darstellungen, auf die Schiffahrt deutend. Hier spielen durcheinander vielgestaltete Meerdämonen: Nereiden auf menschenfreundlichen Delphinen bald sitzend, bald sie führend — Tritonen mit doppelten Fischschwänzen — Hippokampe (Flußpferde) und andere Meerwunder. Auch durch Flußgöttinnen sehen wir unsre Mosella und Sara personifizirt. Wir erblicken einen Kahn, mit Waaren beladen; ein Mann sitzt am Ruder, und nackte Knaben ziehen den Kahn an der Leine. Auf einer andern Seite ist ein größerer Kahn, mit einem Manne darin; er ist auch befrachtet, und zwar, wie es scheint, mit Fässern. Wir wissen, daß die Römer bei den Heeren sich lieber der Fässer bedienten, als der Schläuche, weil die Flüssigkeiten, wie das Oel, der Wein oder Essig besser und sicherer darin nachgeführt werden konnten. Ein Karren mit Fässern erscheint auch auf der Säule des Kaisers Marcus Aurelius und auf der Trajanischen zu Rom. — Ferner ist ein Haus sichtbar, vielleicht vorstellend die Villa der Secundinen an diesem Orte, oder auch eine Mansio. Diese Embleme sind auf der Nord- und Westseite noch ziemlich gut zu erkennen; die gegen Süden sind gänzlich verwittert, und auf der Ostseite hat sich nur eine Flußgöttinn erhalten.

VI. Der Fries unter dem Gesims, unmittelbar über den Bildern im Hauptfelde, das von vier Pilastern getragen wird, bezieht sich wieder auf das gemeine Leben, und stellt die innere Wirthschaft einer solchen reichen und lebenslustigen Familie vor, die oft, des Amtes und überhaupt ihrer Stellung wegen, im Falle gewesen sein mag, Fremden gastfreundlich sich zu zeigen. Auf der Hauptseite ist die Bewirthung; andererseits trägt der Landmann mancherlei Lebensmittel herbei; während auf der entgegengesetzten Seite die Speisen zubereitet werden. Auf der letzten Seite endlich sehen wir Reisende zu Pferde über das Gebirg ziehen, und auf beiden Seiten des Gebirgs stehen Gebäude, Mutationen vorstellend.

VII. Der obere Aufsatz hat auf drei Seiten abermals das bürgerliche Leben zum Gegenstande, vorzüglich Handel und Postwesen. Die Südseite ist schwer zu erklären. Soll hier ein Gewölbe mit einer Waaren-Niederlage vorgestellt sein? Mehre Personen scheinen ein Stück Tuch zu besichtigen, während eine andre etwas zu notiren scheint. Auf der Westseite sieht man ein leichtes zweiräderiges unbedecktes Fuhrwerk *) mit zwei Pferden bespannt. Zwei Personen

*) Plaustrum majus. — Einen solchen Wagen mit solcher Bespannung hat Caylus von einem Basrelief abgezeichnet, welches sich auf einem Römischen Grabmal befand (Recueil d'Antiquités, Tom. IV.) — Das plaustrum majus gleicht ganz dem allgemeinen Bauernwagen (il Plaustro), der noch jetzt durch ganz Italien gebraucht wird. — Das dritte Pferd ist nur ein sogenanntes Strangpferd, es läuft nebenher, unter der linken Hand gespannt, und hieß funalis. (S. Die Wägen und Fuhrwerke der Griechen und Römer, von Ginzrot. I. S. 228. f.)

*) Cisium bei den Römern genannt. Dieses leichte Fuhrwerk war in Hinsicht des Gebrauchs das, was jetzt etwa Cabriolet genannt wird. — Man bediente sich des Cisium's besonders zum Schnellreisen. Es konnten höchstens nur zwei Personen ohne Gepäck darauf fahren, weil die Bauart sehr leicht war. Die reichen Leute bedienten sich solcher Wagen vorzüglich, um einen Besuch auf dem Lande, oder ihren benachbarten Villen zu machen, wie man in mehren Stellen der Alten lesen kann. — Ausonius (Epist. 14.) schreibt seinem Freunde, dem alten Paulus: »Verjage das Alter und die Wolke der Schlafsucht, und »mache dich munter und rasch auf den Weg; besteig aber »weislich ein Cisium oder ein Postroß, ein träges; nur »eine Rheda, oder ein hitziges Pferd wähle nicht.« Er wollte nämlich dem Paulus sagen, daß er als ein alter Mann viel besser thun würde, wenn er ein Cisium für sich allein nähme, da könnte er nach Belieben den Fuhrmann eilen oder halten lassen, er würde nicht so herumgepoltert, als wenn er sich in die vollgestopfte Rheda (die damalige Landkutsche) setzen wollte, und käme schnell von

sitzen darin, wovon diejenige, welche linker Hand sitzt, Zügel und Peitsche (vielmehr einen Stock oder eine Gerte) hält, und wahrscheinlich den Kutscher (Cisiarius) vorstellt. Das Cisium fährt zum Thore hinaus auf die Heerstraße. Ein Meilenzeiger ist angebracht mit der Bezeichnung LIIII. *). Auf der Ostseite erblickt man im Innern eines Lokals Personen, die mit Papieren beschäftigt zu sein scheinen und vielleicht das Geschäft des Briefwechsels vorstellen sollen. Auf der Nordfronte endlich ist, abweichend, eine allegorische Darstellung abgebildet. Eine kräftige männliche Gestalt steht zwischen zwei Greifen (geflügelten Fabelthieren mit einem Adlerkopfe), und hält sie bei der Brust. Greife, diese Symbole des Spähens, waren dem Apollo gewidmet. Auch der Sonnengott gehörte, nach den Alten, zu den Vorstehern der Straßen. (Forts. folgt.)

der Straße. Auch Couriere oder Briefboten bedienten sich dieses Fuhrwerks. — (S. Ginzrot. I. S. 218 f.)

*) Alex. Wiltheim (Luxemb. Rom. ms.) las CLIIII. Aber das C konnten weder ich, noch Andere, die bei guter Beleuchtung das Monument öfters in genauen Augenschein genommen hatten, nicht entdecken; auch Lorent sah keine Spur mehr davon. — Was man jetzt noch sieht, wird gewöhnlich durch Lapis quartus erklärt, als bedeute dies die Entfernung Trier's von Igel. Aber nach Wiltheim, der noch das C will gelesen haben, wird durch die 154 auf dem Meilenzeiger, nicht die Entfernung eins Orts angezeigt, sondern 154 Stadien, d. i. fast 20,000 Schritte; das Maß des täglichen Marsches eines Römischen Heeres zur Sommerzeit (justum iter genannt). Darauf hatten allerdings auch die Agentes zu sehen, da ihnen das Amt, die Marschroute des Heeres, und alles Nöthige auf dem Marsche zu besorgen, zukam.

Antiquarische Notizen.

1) Im Monat Juni d. J. wurden zu Lissingen, Bürgermeisterei Gerolstein, Kreis Daun, mehrere Römische Alterthümer gefunden, worunter sehr hübsch gearbeitete Statuen des Mars und des Mercurius von Erz, etwa 1½ Zoll hoch, nebst Ziegeln von verschiedenen Arten. Der Königl. Landrath, rc. Herr Bärsch zu Prüm hat dieselben nebst andern Antiquitäten dem hiesigen Museum übersendet.

2) Die zu Mürlenbach, im Kreise Prüm, begonnenen Nachgrabungen mußten eingestellt werden, weil ein Theil der dort aufgefundenen Trümmer eines Römischen Gebäudes unter einem Kornfelde lag, welches erst abgeerndtet werden mußte. Bis jetzt sind nur einige Reste von Schaalen, Ziegel und ein Hammer gefunden worden; hoffentlich werden die Nachgrabungen bald fortgesetzt werden und zu interessanten Entdeckungen führen.

3) Der Pfarrer und Definitor Herr Schwickerath zu Warweiler hat bei Philippsweiler, Bürgermeisterei Ringhuscheid, Kreis Prüm, mehrere Alterthümer, unter Andern eine Art und eine Schaale aufgefunden.

4) Im Monat Juli d. J. grub ein Einwohner von Mehring, im Landkreise Trier, daselbst unweit des obersten Brunnens in die Erde, um dort Vorbereitungen zu einem Hausbau zu treffen. Hiebei fand er in einer Tiefe von 3—5 Fuß an einer Felsenwand Reste eines Römischen Bades, wovon der focus noch viele Asche enthielt und die Badewanne nebst den Abzugskanälen noch ganz erhalten waren; viele Ziegel mit Römischen Inschriften und Zeichen sollen bei dem Herrn Pfarrer Schneider zu Mehring bewahrt sein. Möchte die Nachforschung fortgesetzt und uns bald eine nähere Darstellung und Beschreibung jenes interessanten Fundes in diesen Blättern mitgetheilt werden! (Eingesandt.)

Die Schulen in Algier.

(Schluß.)

Die gewöhnliche Erziehung eines Maurischen Kindes ist nicht eher vollständig, als bis es ohne Fehler den Koran lesen und schreiben kann, als bis es auswendig die Gebete weiß, die in demselben sind. Diese Gebete sind verschieden, nach den verschiedenen Theilen des Tages, nach jeder Epoche des Lebens, nach jeder Jahreszeit. Die ersten Kenntnisse in der Rechenkunst sind unter der Zahl derjenigen Dinge, die man im Mekteb lernt, ebenso auch die Geschicklichkeit, das Rouz-Nameh zu lesen und zu verstehen; es ist das, was wir Almanach nennen. An diese Wissenschaft reihen sich mehrere Punkte der Muselmännischen Religion, Privatgebräuche und Gesundheitsregeln. Das Rouz-Nameh schließt eine Menge Dinge ein, die ein Muselmann wissen muß. Es zeigt in seinen zahlreichen Colonnen nicht nur die Monate der Hegira (der Muhamedanischen Zeitrechnung), die Monatstage und die Mondveränderungen an, sondern man findet auch noch darin die verschiedenen Stunden des Tages, mit welchen physische und astronomische Erscheinungen in Beziehung stehen, und die Stunden, die dem Gebete und den Abwaschungen angewiesen sind. Andere Colonnen des Rouz-Nameh enthalten die Bezeichnung der vorzüglichsten Feste der Juden, der Christen und der Muselmänner, wie auch das Datum der Geburt Muhameds und des Todes von Ali, u. s. w. Man findet daselbst auch eine Liste der Glücks- oder Unglückstage, die Tage, wo man sich verheirathen, sich Ader schlagen lassen, Medizin nehmen oder Bäume pflanzen kann, lauter Sachen, die für einen Türken von großer Wichtigkeit sind und bei uns höchstens noch im hinkenden Boten vorkommen.

Ueber den Mekteb stehen Schulen, in welchen die Erziehung mehr vervollkommnet wird. Diese Schulen nennen sich Medresses; sie sind verbunden mit den Moscheen, die auch ihre Kosten bestreiten. In Algier gibt es deren nur zwei. Der Unterricht wird den Schülern durch die Ulemas gegeben, welche die Lehrer der Muselmännischen Religion sind. Hier lernt man das Türkische und das Arabische nach Regeln und man wird in die Anfangsgründe der Orientalischen Litteratur eingeführt. Die jungen Leute, die sich zu öffentlichen Aemtern bestimmen, lernen allda die Staatswissenschaft, das öffenliche und das Privatrecht. Diese Erziehung führt zu den ersten Geschäften der Verwaltung, obschon man zu Algier, wie in allen Orientalischen Regierungen, nicht selten Türken durch ihren Muth, ihre Einsicht, zu den ersten Staatswürden gelangen sieht, ohne die Medresses besucht zu haben. Die Schüler, welche in diese Collegien gehen, heißen Softa. Diejenigen von ihnen, welche sich durch eine schöne Handschrift auszeichnen, bestimmen sich zu dem einträglichen Geschäfte eines Kiatib; so heißen Die, welche die Firmans und die diplomatischen Verhandlungen schreiben. Es gibt sehr geschickte Kiatib, die sich des Kalem (ein Rohr, das ihnen die Stelle der Feder vertritt) mit einer seltenen Geschicklichkeit bedienen. Diese Klasse von Gelehrten ist sehr stolz auf einen Vers im Koran, welcher aussagt, daß der Ruhm, den die Feder Denjenigen gibt, die sich deren bedienen, Jahrhunderte dauern wird.

Die Kiatib, welche das größte Talent besitzen, begeben sich aus allen Provinzen des Ottomanischen Reiches nach Constantinopel, wo sie sicher sind, in der Kanzlei der Reis-Effendi, im Divan, oder bei den Vezieren angestellt zu werden: das sind Diejenigen, welche unter

die öffentlichen Akten diese schönen Unterschriften des Sultans machen, Türkische Namenszüge, welche reichen Zeichnungen in Gold und in den schönsten Farben gleichen, nach Art der Malereien, die sich in den Manuscripten des Mittelalters finden; jede von diesen Unterschriften wird mit 25 bis 100 Zechinen bezahlt.

Verlassen wir die hohen Regionen des Türkischen Unterrichtswesen, um uns mit den Kindern zu beschäftigen. Sie gehen zweimal des Tages in ihre Schule, nach dem Morgen- und nach dem Mittagsgebete; sie verlassen sie, wenn der Muezzim die Gläubigen zum Abendgebete in die Moschee ruft. Man trifft sie alsdann in den Straßen, nicht so unbesonnen und zerstreut, wie unsere Kinder, sondern fast immer ernst und nachdenkend.

Die Türken und die Mauren pflegen sehr schweigsam zu sein, ein Characterzug, der den Kindern selbst eine Art von Zurückhaltung einflößt: übrigens würden sie in den Straßen von Algier wenig Gegenstände zu ihrer Zerstreuung finden: diese Straßen sind eng, hügelig, dunkel und schmutzig und wenig geeignet zu Spielen und zu Vergnügungen. Man trifft einige Kinder, die sich heimlich ein Vergnügen mit einer Tasse Kaffe machen und die für einen Asper, eine kleine Münze des Landes, Schaafsmilch kaufen, die, sauer und ungeschlagen, ein Araber aus einem Schlauche laufen läßt und ihnen in einem kleinen Kübel darreicht: die Mauren und Türken sind auf diesen Trank sehr erpicht. Ein andermal gruppiren sie sich mit Ehrfurcht vor einem fanatischen Santon, welcher in begeistertem Tone Verse aus dem Koran und prophetische Sprüche aus dem Stegreife hersagt, oder sie hören wohl auch neugierig die Erzählungen eines frommen Pilgers an, der auf seiner Heimfahrt von Mecca die Wunder der Ka-Aba, der verehrtesten Moschee der Rechtgläubigen, erzählt. Ein ander Mal stellen sie sich fromm um einen närrischen oder wahnsinnigen Beduinen und sagen vor ihm Verse aus dem Koran her: denn die Ehrfurcht vor den Narren ist ein Muselmännischer Glaubensartikel; sie müssen sie ansehen wie ein Gegenstand der Verehrung.

Es gibt Tage in dem Jahre, wo die Schulen geschlossen sind: das ist während der Festtage des Beiram und während der Feierlichkeiten des Rhamadan. In diesen Tagen begehen die Mauren in dem Innern ihrer Familien religiöse Ceremonien, denn ihre Feste sind voll Andacht und die Mauren gewöhnen ihre Kinder, sich aus jeder ihrer Pflichten ein Vergnügen zu machen.

Die Erziehung der Kinder zu Algier ist strenge und religiös. Den Künsten des Vergnügens ist in ihrer Erziehung wenig Platz angewiesen. Während der Zeit, welche die reichen Mauren auf ihren prächtigen Landgütern zubringen, auf den Hügeln Algiers, an den Ufern des Arach und des Massa-Frani und in den duftenden Umgebungen von Blida, geben sich die Kinder mit Reiterübungen ab.

Früherhin verlegte sich der größte Theil auf die Marine und bereitete sich vor zu dem gefahrvollen und eint[illegible]lichen Gewerbe eines Korsaren. Heutzutage besteht für den Algierer dieser Erwerbzweig nicht mehr, der junge Maur muß sich jetzt entweder dem Handelsstande oder der Landwirthschaft oder der süßen Ruhe eines Kaffewirthes widmen.

(L'Amie des Enfants.)

Kunst-Notizen.

Von N. Krahe.

Der Fresko-Saal in Trier.

Herr M. J. Hein, einer der reichsten Gutsbesitzer unsers Regierungsbezirks, hat mittelst beträchtlichen Aufwandes zur Beförderung des Kunstsinnes dem eingebornen Künstler Ramboux Gelegenheit gegeben, in seiner Vaterstadt ein würdiges Denkmal seines Fleißes und seines ausgezeichneten Talentes zu hinterlassen.

Im schönen, vom Eigenthümer bewohnten Hause, sind drei Wände eines geräumigen Saales mit fünf, der Stadt theils näher, theils entfernter liegenden Landschaften al fresco naturgetreu, mit angenehmem Farbenschmelze geschmückt.

Die gewählten Gegenstände sind Oberemmel, Graach, als die vorzüglichsten Besitzungen des Eigenthümers; sodann die Aussichten in's freundliche Moselthal von der Forsthütte und Trier selbst aus, über die Konzer- und Trierer Brücke in eine schön beleuchtete Gebirgs-Ferne hin.

Was jedoch diesen Bildern den größten Reiz ertheilt, ist die dem Künstler vom Genius gewordene Gabe, die todten Ansichten durch fast lebensgroße menschliche Figuren, in Landestracht gekleidet, und die übrigen ganz angemessenen Beiwerke zu anmuthigen Idyllen zu beleben.

Hier zieht nach vollbrachtem Tagewerke eine heitere Gesellschaft, begleitet und geführt von Winzern beiderlei Geschlechts, die Mädchen mit blühenden Wangen unter frohem Gesange an den gastfreien Heerd zurück, sehnlich erwartet von der um die verschmorenden Speisen in Sorge befangenen Haushälterinn.

Dort siehst du die tumultuarische Feyerlichkeit, welche mit der Einführung des letzten, mit Rebenzweigen und Blumen geschmückten und von dem etwas weinbeseelten, Bachusstelle vertretenden Meisterknecht geschmückten Traubenfasses in den Kelter-Raum des Besitzers verbunden ist: die travestirte griechische Mythe in Lust, Jubel und Rausch.

Weiterhin stellt sich die Schröderzunft in ihrem Berufe dar, den edlen Rebensaft in die sichere Obhut gut gewölbter Keller einzusenken. An Liberalität des Eigenthümers ist nicht zu zweifeln, denn Allem, was hier lebt und webt, dem aufwartenden Gesinde selbst, ist der Stempel des Wohlbehagens und des überflüssigen Genusses aufgedrückt.

In der nun folgenden Idylle spielt die Freude an der herbstlichen Jagd in den passendsten Staffagen an Personen und den übrigen Erfordernissen die Hauptrolle: Jäger und Jagdliebhaber prunken mit der bereits gemachten Ausbeute, theils sind sie nahe und ferne noch sehr beschäftigt, größere Vorräthe aufzutreiben. Was der kleinere, der Ausführung dieser dichterischen Idee gestattete Raum nur immer erlaubte, ist hier geliefert.

Den Schluß macht die sinnige Darstellung zu den Vorbereitungen eines festlichen Ruhetages, welcher auf die geräuschvollen Arbeiten bei seegensreichem Herbste zu folgen pflegt: männliche Bediente haben alle Hände voll zu thun, Speise und Trank zum Freudenmale so zu ordnen, daß Herr und Gäste zufrieden gestellt werden; vergessen jedoch dabei sich selber keineswegs.

An Genuß geht für den fremden Beschauer in diesem Panorama viel verloren; die Harmonie der Beleuchtung, die Wahrheit der Behandlung in den Gruppen und die in lebhaftem Farbentone wiedergegebenen Moselgegenden werden im Allgemeinen zwar sein Auge befriedigen: doch — da beinahe Alles hier Portrait ist,

Personen, Trachten, Gebäude, Geräthschaften, Hunde und sonstiges Vieh sogar, — so bleibt der humoristische Geist, mit welchem der Künstler das Charakteristische in Gestalt und Bewegungen so meisterhaft aufzufassen verstand, nur für den Einheimischen und Wohlbekannten recht fühlbar.

Da Freskogemälde ihres äußerst langsamen Fortschreitens wegen in der Regel nach vorher angefertigten Carton's vollendet werden; so sei hier noch zum Beweise des innern Künstlergehaltes und des Vertrauens, welches Herr Rambour in sich setzte, erwähnt, daß die hier beschriebenen Bilder gänzlich ohne Carton's ihre Vollendung erhalten haben.

Schade, daß durch eine mir unbekannte Ursache die Farben auf Wang' und Stirne einiger der wahrhaft treuen Abbildungen zu dunkel scheinen! Ist diese Erscheinung richtig, so darf man hoffen, daß bei dem nächsten Besuche seiner Vaterstadt der brave Künstler bedacht sein wird, durch geeignete Mittel den Folgen dieses Uebels vorzubeugen und zugleich die kleinen Beschädigungen, welche durch eine in diesem Saale statt gehabte zahlreiche Gesellschaft entstanden sind, bestmöglich zu restauriren.

Von der Macht der Aehnlichkeit in der äußern Gestalt.

Andriscus, ein Mann von ganz niederm Stande, glich im Aeußern dem Perseus, einem Sohne des Königs von Macedonien; er gab sich für den Sohn des Perseus aus, ließ sich Philipp nennen und nahm Besitz vom Macedonischen Reiche.

Die Römer, über diesen Betrug und die Unverschämtheit des Menschen erbittert, schickten ein Heer gegen ihn. Allein Andriscus blieb Sieger im Kampfe und schlug seine Gegner gänzlich aus dem Felde. Mit Mühe gelang es endlich dem tapfern Metellus, den Andriscus zu überwältigen, ihn gefangen zu nehmen und zu Rom im Triumphe aufzuführen.

Ein gewisser Jude gab sich wegen seiner Aehnlichkeit für Alexander, des Königs Herodes Sohn, der seinen Vater hatte umbringen lassen, aus, und erregte dadurch in Asien sehr große Unruhen. Er wurde endlich vor dem Römischen Kaiser Augustus gebracht und entdeckte selbst, nach erhaltenem Versprechen, keine Strafe zu leiden, ihm den ganzen Hergang.

Ein gewisser Sklave, der sich auf Citherspiel und Singen gut verstand und mit dem Kaiser Nero große Aehnlichkeit hatte, setzte Griechenland und Asien auf dieselbe Weise in große Bewegung; er wurde jedoch durch List gefangen genommen und hingerichtet.

Auch in spätern Zeiten hat es nicht an ähnlichen Betrügern gefehlt. So trat im Jahre 1225 ein Schurke auf und erregte in ganz Flandern und in Hennegau große Unordnungen. Zuerst kam er in fremdem Anzuge und durch einen langen Bart unkenntlich gemacht, aus der Gegend von Valenciennes. Hier hatte er lange Zeit in einem Walde den Einsiedler gespielt. Jetzt wagte er es, sich für den Grafen Balduin IX., Grafen von Flandern und Hennegau, auszugeben. Dieser Graf war der Vater der Johanna, die nach seinem Ableben die genannten Länder beherrschte. Der Betrug fand wegen der Aehnlichkeit seiner Gestalt mit Balduin beim Volke Glauben. Ein Haufe unruhiger Leute versammelte sich um ihn; Johanna, die sich ihm widersetzte, schlug er in die Flucht, und es fehlte wenig, so hätte er sie in Quesnoy lebendig gefangen genommen. Sie floh hierauf nach Frankreich und bat den König Ludwig, ihren Verwandten, dringend um Hülfe gegen den Betrüger. Unter dem Versprechen eines sichern Geleits wurde derselbe nach Compiegne gefordert und von dem Bischof von Bauvais öffentlich gefragt, wo er dem Könige Philipp den Eid geleistet, wo er mit dem Wehrgehänge geschmückt worden, wo er mit Maria aus der Champagne die Verlobung gefeiert habe. Durch diese Fragen gerieth er in Verlegenheit und er bat sich für seine Antwort Bedenkzeit aus. Als der Betrug entdeckt war, wurde er von dem König Ludwig entlassen und er kehrte nach Valenciennes ohne Beeinträchtigung zurück. Bald ließen ihn seine Anhänger im Stiche und er floh nach Burgund, wo ihn der Ritter de Caste gefangen nahm und für 400 Pfd. Silber der Gräfinn Johanna verkaufte. Er bekannte vor Gericht, daß er, aus Rheims gebürtig, Bertrand heiße; er wurde hierauf durch alle Städte von Flandern und Hennegau in Ketten geführt, und nach angestellter Untersuchung gehenkt.

Im Jahre 1292 fand sich ein Mensch, der sich für den längst verstorbenen Kaiser Friedrich II. ausgab. Er behauptete, der Geschäfte müde, habe er sich, um ruhiger leben zu können, den Augen der Menschen entzogen und einen Todten untergeschoben, der statt seiner begraben worden sei. Nachdem er 30 Jahre sich im Auslande aufgehalten habe, sei er nun wieder zurückgekehrt. Er brachte so viele Geheimnisse der Regierung vor, daß eine Menge Menschen ihm Glauben schenkte. Endlich wurde er in Sachsen auf Befehl des Kaisers Rudolph ergriffen und verbrannt.

Guido von Arezzo.

Mitgetheilt von Ch. Eichler.

Guido von Arezzo, Mönch zu Pomposa, im Toscanischen, der gegen das 11te Jahrhundert lebte, war Gründer unserer heutigen Notenschrift, indem er versuchte, die Töne durch Punkte zwischen parallel gezogene Linien darzustellen. Diese Idee war eben so sinnreich, als zweckmäßig. Sie erleichterte das Aufschreiben und Copiren der Lateinischen Gesänge und gewährte den Lehrern, so wie den Schülern der Gesangschulen, welche vom Pabst Gregor gegen das 7te Jahrhundert schon gegründet wurden, Vortheile, die beim Musik-Unterrichte von großer Wichtigkeit sind, nämlich: die genauern Begriffe von Höhe und Tiefe der Töne, welche durch das Setzen der Punkte auf höhere oder niedere Linien versinnlicht wurden. — Außerdem fügte er der damals gewöhnlichen Tonreihe einen neuen Ton in der Tiefe hinzu, welchen er durch das Gamma der Griechen (Γ) bezeichnete. Die Reihe Töne, welche mit diesem neu hinzugefügten Gamma begann, wurde nun Gamma genannt: ein Kunstausdruck, der noch heute üblich ist. Wir bezeichnen damit jede beliebige Tonleiter unserer 24 Modi. Es ist gleichbedeutend mit dem Italienischen Scala. Auch versteht man unter Gamme den Umfang eines Instrumentes.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 8. October. №. 29.

T R E V I R I S.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz №. 112. und bei C. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Das Monument zu Igel.

Von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

VIII. Auf dem Fronton befinden sich wieder verschiedenartige Gegenstände.

Gegen Süden ist Bacchus mit zwei Bachantinnen, die ihn an den Armen halten, ringend dargestellt. Er hat auf dem Haupte einen Epheukranz, in der Rechten einen Krug, in der Linken seinen Thyrsus-Stab. Auch selbst Bacchus soll ein Vorsteher der Straßen gewesen sein — er, der die ganze Erde durchzogen hatte. Es ist bekannt, daß die Alten es liebten, mit dergleichen Vorstellungen, wie hier mit Scenen von Bachantinnen, den Bildern der Sonne und des Mondes, und ähnlichen ihre Grabmäler zu verzieren. Das Ernste wurde durch das Fröhliche und selbst das Ausgelassene gemildert *).

Daher erblicken wir auf der Westseite einen bewaffneten Helden gegen eine Sirene ringen, und auf den beiden anderen sind Sol und Luna, unter deren Schutz der Reisende bei Tage und Nacht sicherer ist. Die Sonne sammt ihren vier Pferden sehen wir im Cyklus in Begleitung des Mondes. Diana ruht auf einem Viertels-Monds-Zeichen und macht dem Phöbus gleichsam den Vorspann. Zu beiden Seiten Diana's eine Hirschkuh. Die Wald- und Jagd-Göttinn war auch, als Selene, die Mondgöttinn, oder der Gestirne zweigehörnte Königinn Luna, oder wie Virgil sie nannte: der Gestirne Zier und der Wälder Schutz. Aber auch erscheint sie bei den Alten als Schicksalsgöttinn, als Göttinn der Unterwelt und der Bezauberungen (Hekate) **). Fast der ganze Olympus hatte sich auf dieses Mausoleum herabgelassen. Auf den vier Ecksteinen über dem Fronton waren auf allen Seiten zwei sitzende nackte Figuren, wovon noch einige sichtbar sind, deren Bedeutung wohl nicht zu errathen ist.

*) So sieht man im Museum zu Paris auf dem Sarkophag №. 437 das Urtheil des Paris und die Bilder der Sonne und des Mondes; — auf der Grab-Säule №. 542 einen Mann und eine Frau sich die Hände reichend; — und auf dem Sarkophag №. 307 eine Scene von Bachantinnen.

**) In der letzten Eigenschaft ist sie auch in den Volksaberglauben des christlichen Mittelalters übergegangen. — Der schon vor Jahrtausenden schrecklich ausgeartete Monddienst im Orient, und dann im Occident, hat noch im 14ten Jahrhundert in seinen Verkehrtheiten sich gezeigt, und diente selbst dem famösen Hexenwesen zur Grundlage. Darüber darf man nur nachlesen: das Capitulare Königs Ludwig II. v. J. 867. c. 13. und unser Concilium unter Balduin v. J. 1310.

IX. Nun folgt das Dach mit ziegelähnlicher Verzierung; es verjüngt sich pyramidenartig und schließt mit einem Capitäl, worauf vier Köpfe abgebildet sind, wovon jeder mit zwei gewundenen Schlangen umgeben ist. Ist hier Anspielung auf die vier Tageszeiten, oder auf die vier Menschenalter? Beides ist behauptet worden. — Der Kopf gegen Süden ist ein bärtiger mit einer Art von Kopfverzierung (vielleicht Jupiter?) der gegen Norden scheint ein weiblicher, ebenfalls verzierter Kopf zu sein (Juno?); westlich auch ein weiblicher mit dem Zeichen des umgekehrten Halbmondes (Diana?); östlich endlich ein jugendlicher Kopf (Apollo?). — Die hier verbundenen Schlangen erinnern an das nämliche Symbol am Merkuriusstabe.

Schlangen waren bei den Alten Embleme von Leben und Erhaltung: sie waren den Alten Symbole des Glückes und des Heiles *).

An den vier Ecken des Capitäls stehen Sirenen — und auf dem Capitäl ruht eine Kugel, unterstützt von vier Sphinxen, den Symbolen der Klugheit, oder auch der Räthsel des Lebens, welches mit einem heiligen Schleier bedeckt ist. (Schluß folgt.)

*) Augurium salutis. — Die Schlange erscheint oft auf Münzen und anderen Monumenten als Genius familiaris. — Der Ort war heilig, wo zwei Schlangen bezeichnet waren (Pinge duos angues — sacer est locus. (Pers. sat. 1.) Alles hatte seinen Genius. Nullus sine genio locus est, qui per anguem plerumque ostenditur, (Servius ad Virg.) Die dem Auge wohlthuenden Kreise und Windungen gefielen sehr den plastischen Künstlern des Alterthums.

Der Brand der Kirche und der Thürme zu St. Mathias im Jahr 1783.

Eine historische Notize

von Dr. Neurohr.

An dem Orte in der jetzigen Vorstadt St. Mathias, wo, der Sage nach, zu Römer Zeiten Albana, Wittwe eines Trierischen Senators, ihre Villa hatte, sollen die vom h. Apostel Petrus in Gallien gesandten Jünger

Eucharius, Valerius und Maternus die erste Kirche erbaut und dem h. Johannes geweiht haben *).

Die heiligen Reste jener Jünger, welche in oder um diese Kirche zur Ruhe beigesetzt wurden, gaben Veranlassung, daß in späterer Zeitperiode dieses Gotteshaus zu Ehren des einen den Namen zum h. Eucharius erhielt.

Als im 11ten Jahrhunderte die Gebeine des h. Apostels Mathias zum Theil nach dieser Kirche gebracht, oder nach Andern in oder um dieselbe aufgefunden wurden **), ward sie, ohne Zweifel alsdann schon vergrößert ***), nach diesem genannt und Tausende von frommen Pilgern wanderten seit jener Zeit, Jahrhunderte hindurch, aus fernem Lande zu dessen Grab.

Nahe bei der St. Mathiaskirche befand sich, wie man dieses in früheren Zeitperioden häufig findet, noch eine andere, dem h. Maternus geweiht, welche noch in den spätesten Zeiten für eine der ältesten Kirchen im Lande gehalten wurde.

Diese Kirchen demnach, wahrscheinlich die ersten, welche bei der Ausbreitung des Christenthums nach Trier, errichtet wurden, gewähren daher in jeder Beziehung ein geschichtliches Interesse, und es bleibt immer werth, der Nachwelt aufzubewahren, durch welches widrige Schicksal diese religiöse Denkmäler des grauesten Alterthums theils zu Grunde gegangen sind, theils Veränderungen erlitten haben.

Im Jahre 1783 am frühen Morgen des 9. Septembers brach zerstörend ein schreckliches Feuer über die Kirche und Thürme von St. Mathias, über die anstoßenden Nebengebäude und die nahe St. Maternuskirche aus.

Die Veranlassung zu diesem fürchterlichen Brande gab die Nachlässigkeit der Wächter, welche das, besonders auf dem Hochaltar vom Mariageburtsfeste noch befindliche Kirchen-Silber zu bewachen hatten.

Am 8. September ging nach alter herkömmlicher Sitte und Gewohnheit die Mariageburts-Procession mit großer Feierlichkeit aus dem hohen Dome nach der Klosterkirche der Abtei St. Mathias.

Auf dem Hochaltar dieses Münsters prangten, vorzüglich an diesem festlichen Tage, die kostbaren in massivem Silber mit Goldarbeiten und Edelsteinen reich verzierten Reliquienkasten, die kostbare Monstranz, eine Menge Leuchter und sonstige Gefäße von gleich edlem Metalle, welches alles in einer eignen Schatzkammer des Klosters wohl verwahrt wurde. Nach beendigter feierlichen Procession und solemnem Gottesdienste pflegten an diesem Tage viele der angesehensten Herren aus dem geistlichen und weltlichen Stande als willkommne Gäste an der Gut besetzten Prälatentafel bewirthet zu werden: es war duplex primae classis nicht nur in der Kirche, sondern auch in der Küche und vorzüglich im — Keller.

Der erst am Abend völlig beendigte Gottesdienst ließ nicht zu, die reichen Gefäße, Reliquienkasten und Leuchter dem Blicke der frommen Menschen vor der Zeit zu entziehen, so wie auch dieselben an diesem Tage wieder nach der Schatzkammer zu bringen; auch hatte der mit diesem Geschäfte beauftragte klostergeistliche Oberküster weder Zeit, noch war er um diese Stunde mehr aufgelegt, solche Kostbarkeiten zu verschließen.

Es war daher seit undenklichen Zeiten gebräuchlich gewesen, daß während der bevorstehenden Nacht diese Kirchenschätze durch die vertraute Klosterdienerschaft unter Aufsicht eines weltlichen Küsters bewacht wurde.

Diese so herkömmliche Wache dauerte so lange, bis die, gewöhnlich noch nicht nüchternen Mönche, zur Metten im Chor sich versammelten; es war dieses zu jener Zeit in der Stunde Morgens 3 Uhr.

Die Wächter, welche an diesem festlichen Tage im Essen und Trinken auch nicht zurückgeblieben waren, hatten sich etwas zu-viel mit dem edlen Moseler überladen. Nach ihrer Ablösung begaben sie sich auf die sogenannte Küsterei, ein Gebäude, welches zwischen der St. Maternus- und dem Hauptschiffe der St. Mathiaskirche sich befand und aus diesem einen noch zu sehenden Eingang hatte, um allda der Ruhe zu pflegen, wo sie, ohne allen Zweifel berauscht, in tiefen Schlaf verfielen und durch das Brennenlassen des Lichtes die an diesem Orte angehäuft gewesenen Holzspäne, aller Wahrscheinlichkeit nach, anzündeten. Indem auch hier ein großer Vorrath von Wachs aufbewahrt wurde, so verbreitete sich das dadurch genährte Feuer sehr leicht mit solcher Schnelligkeit, daß, ungeachtet aller herbei geeilten Hülfe, die Küsterei, die St. Maternus- *) und die St. Mathiaskirche sammt den drei Thürmen bald in voller Flamme standen. Dieses gewaltige und sehr sich ausbreitende Feuer war in kurzer Zeit auf solchen Umfang und auf solche Höhe gekommen, daß alles Löschen vergebene Mühe und Arbeit wurde.

Rund um diesen Brand entstand eine solche Gluth, daß in den Vorhof der Kirche Niemand sich mehr hinwagen konnte.

Von dieser schrecklichen Hitze bewegt, wie am festlichen Tage durch starke Menschenhände gezogen, läuteten die gewichtigen Glocken, gleichsam zum Sturme, ihre letzten Trauertöne, bis sie durch das gewaltige Feuer geschmolzen, in einem weiß glühenden Erzstrome, gleich dem Wasser, von den Dachrinnen, herabstürzten.

So ging in kurzer Zeit das herrlichste Glockengeläute im Lande verloren **). Es waren neun Glocken. —

---

*) Mit der dankbaren Freigebigkeit dieser reichen Wittwe Albana, deren einzigen kranker Sohn Eucharius wundervoll geheilt und so von Tode gerettet haben soll.
Cfr. Brower Annal. Trev. L. II.

**) Die Legenden sind hierüber sehr verschieden; nach der einen soll die heilige Helena. Gemahlinn Constantin's d. G. die Gebeine des h. Apostels Mathias aus Palestina nach Rom, und sodann nach Trier gebracht und zwischen den Grabmälern der hh. Eucharius, Valerius und Maternus beigesetzt haben. In der Mitte des 11ten Jahrhunderts wurden dieselben, dem Vorgeben nach, durch Wunder entdeckt, und Kaiser Heinrich III., welcher einen Theil davon erhielt, ließ diese nach Goslar bringen und beschenkte dafür reichlich dieses Münster.
Cfr. Brower l. c. L. I.

***) Die Kirche des h. Eucharius, welche ohne Zweifel, wie alle öffentliche Gebäude, durch die Verwüstung der wandernden, kriegerischen rohen Völker und durch die Alles zerstörende Zeit gelitten hatte, wurde schon im Jahre 979 durch den Erzbischof Egbert, mit reicher Unterstützung des Kaisers Otto, wieder hergestellt.
Cfr. Brower l. c. L. X.

*) Von der St. Maternuskirche sind noch die Fundamente und Reste von unterirdischen Gewölben auf dem jetzigen Kirchhofe vorhanden. Auch befindet sich hier die St. Quirinuskapelle, in geschmackvollem Style erbaut, in welcher die Familie von Nell, Eigenthümerinn des ehemaligen Klosters und der Klostergebäude, ihre Begräbnißstätte in der unterirdischen Gruft hat.

**) Aus dem im Schutte wieder gesammelten Erze wurden neue Glocken, einige Jahre nachher, gegossen, die zwar ein schön harmonisches Geläut gaben, welches aber dem früheren bei weitem nicht beikam. Zur Zeit der Französischen Invasion wurden auch diese Glocken mit vielen andern nach Metz abgeführt und aus denselben Sols gegossen. Sie wurden zwar später durch aus dieser Stadt erhaltene ersetzt, aber das schöne Glockengeläute war doch für immer verloren.

Der fürchterliche Brand dauerte wohl bis in den dritten Tag, länger noch waren die stark erhitzten Mauern warm *).

Die Menge Menschen, welche bei diesem Brande aus allen Winkeln der Stadt, den Vorstädten und der Umgegend sich eingefunden hatte, war sehr groß. Da nun an's Löschen nicht mehr zu denken war, so dachte man an den guten Wein, mit welchem die Klosterkeller reichlich versehen waren. Obschon man freiwillig aus diesen zum Trinken bereits viel gereicht hatte, so drängte sich doch haufenweis eine Menge Menschen mit Gewalt in die Keller, zapfte eigenmächtig die stolzen Lagerfässer an, und richtete, bald berauscht, bei dieser Unordnung mehr zu Grund, als sie genießen konnte; man ging zuletzt in den Kellern bis an die Fußknöchel im Wein und Schlamm.

Schon in demselben Jahre ließ die sehr reiche Abtei Anstalten zum Wiederherstellen der Kirche und der Thürme machen; der vortreffliche Herbst von 1783 ersetzte zum Theil den erlittenen Schaden.

Der Baumeister Johann Anton Neurohr aus Trier legte drei Baupläne vor, der, welchen wir von eben demselben ausgeführt sehen, wurde allen übrigen deswegen vorgezogen, weil derselbe zur Ausführung wenig Holz erforderte, und man hohe Holzmassen vermeiden wollte. Am 13. April 1786 wurde der Plan vom ganzen Convent und erst am 5. Juni desselben Jahres von dem zu jener Zeit Erzbischöflichen Commissarius, als p. t. verwaltender Abt Herr J. M. von Pidoll, Canonikus des Stiftes St. Paulin, im Namen des Churfürsten genehmigt. Die Ausführung des ganzen Baues dauerte volle vier Jahre, unter Leitung des oben genannten Architekten **).

*) Es wurden an diesem Morgen die Reste des h. Mathias, in einem Körbchen liegend und aus eiuigen Gebeinen bestehend, aus dem alten, schöngeschnitzten und verzierten hölzernen Sarge, welcher auf Säulen hinter dem Hochaltar an dem Orte, wo der jetzige sich befindet, stand, herausgenommen. Dieselben wurden am 19. Juni 1786 durch den damaligen Trierischen Weihbischof Maria d'Herbain, Bischof von Ascalon, feierlich in den jetzigen marmornen Sarg niedergelegt.

**) Der gutgeheißene Original-Riß und der dahin sich beziehende Vertrag mit dem Architekten, welche unter den Schriften und Zeichnungen meines Vaters sich vorfanden, hat Vorgenannter in der Stadtbibliothek hinterlegt. Dieser schöne Bau, welchen In- und Ausländer häufig abzeichneten, hat dem Wind und Wetter seit einem halben Jahrhunderte getrotzt, und wird, seiner Stärke und Festigkeit nach, noch Jahrhunderte hindurch der Einwirkung dieser Elemente trotzen.

Der Frauen-Verkauf.

Unter allen Englischen Gebräuchen, von denen eine große Anzahl mir durch den Kopf geht, gibt es vorzüglich einen, der mich närrisch machen würde, wenn ich öfters daran dächte: es ist der, der einem verheiratheten Manne, wenn er seiner Frau müde ist, erlaubt, ihr ein Seil an den Hals zu binden und sie auf den Markt zu führen.

Was mich am meisten hierbei in Verwunderung setzt, ist nicht das, daß ein Mann seine Frau verkauft, nein, daß sich auch Käufer finden. Es ist doch gewiß, daß man sich den Unfrieden selbst in sein Haus bringt, wenn man eine Frau heirathet, die ein Anderer nicht mehr mag.

Die letzten Londoner Journale erzählen uns eine seltsame Begebenheit, in Beziehung auf den Verkauf einer Frau.

Der Sohn eines reichen Kaufmanns in London hatte seine väterliche Erbschaft auf eine geschickte Weise durchgebracht und nahm sich vor, vernünftig zu werden; um die Umänderung zu beginnen, heirathete er sich.

Dieser Mensch liebte außerordentlich die Kinder. Indem er sich heirathete, war seine einzige Hoffnung, sein einziges Verlangen, ein Kind sein nennen zu dürfen. Aber vier Jahre waren verflossen, ohne daß sein väterlicher Wunsch befriedigt wurde. An einem frühen Morgen verließ er seine Frau und schiffte sich nach Ostindien ein.

Nachdem er 10 Jahre in der Englischen Besitzung daselbst verweilt hatte, kam er in sein Vaterland zurück, allein, und ohne daß der Himmel ihm das bewilligt hatte, was er so sehnlich wünschte: ein Kind.

Er kümmerte sich nicht mehr um seine Frau, als wenn er nie verheirathet gewesen wäre. Eines Tages, als er traurig in der Stadt dahin spazierte, sah er auf dem Markte eine verschleierte Frau, die man für einige Pfund Sterlinge zum Kaufe ausbot. Diese Frau hatte einen schönen Wuchs, eine edle Haltung und schien nicht mehr als 30 Jahre alt. Aber das war es nicht, was den Engländer für sie einnahm. In ihren Armen hielt das arme Geschöpf ein Kind von ungefähr 15 Monaten, welches frisch und munter mit aufgewecktem Gesichtchen in die Welt hinein lachte, wie man in diesem Alter lacht, sowohl bei einer Gefahr als bei einer Freude.

Der Anblick dieses Kindes nahm den Engländer ein und sein Entschluß war bald gefaßt. Weil ich kein Kind mein nennen kann, sagte er zu sich, will ich das nehmen, was die Vorsehung mir zu schicken scheint. Wenn die Mutter auch eine Furie ist, so wird mich das Kind entschädigen.

Und ohne auf Diejenige zu achten, die seine Ehehälfte werden sollte, überbot er alle Steigerer und führte Kind und Mutter mit sich nach Hause.

Als er da angekommen war und dem kleinen Knaben auf alle mögliche Weise geschmeichelt hatte, sagte er zu der Frau: Nimm doch deinen Schleier ab, daß ich wenigstens sehe, ob ich nicht einen schlechten Kauf gethan habe.

Die Frau gehorchte zitternd; — man urtheile über die Ueberraschung des Ansteigerers: es war sein Weib, das sich, indem es ihn todt glaubte, verheirathet hatte; ihr Mann hatte sie mit ihrem Kinde eben verkauft.

Der Engländer war außer sich vor Freude und nahm sich vor, in gutem Einverständnisse mit seiner Ehehälfte zu leben, die, wie er sagte, ihm endlich ein Söhnchen gebracht habe, das seit langer Zeit sein einziger Wunsch gewesen wäre.

Unverschämtheit und Geiz.

Während einer langen Reihe von Jahren war die Gesandten-Politik großer Mächte zu Konstantinopel beständig darauf gerichtet, von der Stelle des Arztes im Serail solche Personen fern zu halten, die einer der Mächte angehörten. Man fürchtete mit vielem Rechte den Einfluß, den der Arzt auf die Entschließungen des Sultans ausüben könnte. Dieser Einfluß konnte durch den Zutritt bewirkt werden, den er in dem Harem hatte und durch das Ansehen, welches dieser Zutritt ihm bei den Lieblingen des Sultans und bei dem Vorsteher der schwarzen Eunuchen verschaffte. Man sah es lieber, daß diese Stelle durch Aerzte, die in kleinen Staaten geboren waren, besetzt wurde.

Im Jahre 1798 mußte man für die Besetzung des

Oberarztes sorgen; der frühere war nämlich an der Pest gestorben. Selim III., der damals den Ottomanischen Thron inne hatte, kannte die Absichten des diplomatischen Corps und wandte sich an den Papst, um einen Arzt zu erhalten. Der h. Vater hatte in seinem Dienste einen natürlichen Sohn des Pretendenten, der den Namen Stuart trug und für den er ein lebhaftes Interesse zeigte; dieser wurde bestimmt. Herr Stuart wurde angenommen und reiste unverzüglich nach Constantinopel ab.

Die Engländer, welche in ihm einen Landsmann sahen, obschon er in Toscana von einer Italienerinn geboren war, erhoben seine Talente sehr und machten dadurch einen starken Eindruck auf die ganze Bevölkerung der Hauptstadt.

Ein Ex-Groß-Vezir, welcher an der Wassersucht litt, erwartete ruhig in einem Landhause des schönen Dorfes Terabia, den Tod. Sein einziger Genuß war, beständig seine Blicke auf einen Schatz von mehr als zwanzig Millionen zu werfen. Dieser Schatz lag in einem Gemache, welches an sein gewöhnliches Aufenthaltszimmer stieß Er selbst bewachte es und suchte die Summe immer noch zu vermehren, obschon sie ihm unnütz war, und obschon er sie bald verlassen sollte: er verlieh nämlich Geld auf hohe Zinsen.

Man sprach ihm von dem Doctor und bestimmte ihn denselben zu sich kommen zu lassen. Herr Stuart untersucht den Kranken und sieht, daß ihm durch schnelles Abzapfen des Wassers noch geholfen werden könnte. Wie viel wirst Du für deine Mühe fordern? fragte ihn der Vezir. Der Doctor, dem man von dem Reichthume des Kranken vorher gesprochen hatte, sagte auf gut Glück: Sechstausend Piaster (ungefähr 9000 Frs.) — Ha! Hund, schrie der Vezir mit Wuth, Du kommst also hierher, um die armen Muselmänner zu Grunde zu richten! Hinaus mit Dir, oder ich werde Dich für deinen Geiz züchtigen. Herr Stuart zog sich klüglich zurück.

Indessen verschlimmerte sich nach einigen Tagen das Uebel. Man bat den Arzt wieder zu kommen. Dieser stimmte erst ein, auf das inständige Bitten des Englischen Ministers und ließ sich noch dabei von dem ersten Drogman (Dollmetscher dieser Nation) begleiten. Nachdem er von Neuem den Kranken besucht hatte, sagte er zu ihm: Noch ist ein Hoffnungsstrahl da, aber weil ich meinen Ruhm in Gefahr setze, wenn ich nicht glücklich bin, so fordre ich eine doppelte Entschädigung auf die Gefahr, den glänzenden Posten, wozu ich berufen bin, zu verlieren. Du gibst mir 50,000 Piaster (75,000 Frs.). Der Unwille des Vezier's stieg auf's Höchste. Sein Zorn zeigte sich durch convulsivische Bewegung am ganzen Körper und verhinderte ihn, auch nur ein Wort hervorzubringen.

Auch an diesem Tage wurde nichts vorgenommen. Bei einem dritten Besuche fand Herr Stuart, welcher mit dem größten Widerwillen gekommen war, den Vezier so bedenklich, daß er es ablehnte, eine Operation vorzunehmen.

Der Ex-Lieutenant des Sultans starb den Tag darauf und während man seinem Körper die letzte Ehre erwies, wurde sein Schatz, von dem er sich nicht entschließen konnte, zur Verlängerung seines Lebens einen kleinen Theil abzugeben, in das Serail gebracht, um die Kasse des Sultans zu vergrößern, des Sultans, der ein geborner Erbe derjenigen Unterthanen ist, die hohe Aemter in der Verwaltung begleitet haben.

Die Englischen Pferde.

Es ist ausgemacht, daß alle Raçen Europäischer Pferde ihre Veredlung der Vermischung mit den Arabischen Pferden zu verdanken haben. Der Einfall der Perser in Griechenland brachte in diese Gegenden die Asiatischen Zuchthengste. Späterhin führten die Carthagineuser, als sie Herren von Sicilien geworden waren, in dieses Land die Numidischen und Mauritanischen Pferde, eine Raçe, welche dasselbe Volk mit nach Spanien nahm, und welche, indem sie sich mit der Iberischen Raçe vermischte, die der Andalusischen Pferde hervorbrachte. Diese letztern waren schon im Alterthume berühmt und sind noch nicht von ihrem alten Ruhme abgeartet.

Der edelste Sprößling des Arabischen Pferdes ist wohl das Englische Pferd, bei welchem man noch den Einfluß des ursprünglichen Stammes wiedererkennt, obschon es mehr oder weniger ausgeartet ist. In diesem Bezuge kann man England das Arabien des Nordens neunen. Trotz der Feuchtigkeit und des weniger kräftigen Geschmackes der Weiden, welche das Englische Pferd empfindlich und einigen Krankheiten ausgesetzt machen, ist dieses Thier dennoch seiner Vorfahren würdig; es ist groß, kühn, voll Feuers, kurz ausgezeichnet für den doppelten Gebrauch, wozu man es vorzüglich bestimmt, zur Jagd und zum Lauf.

Das Persische Pferd war vor dem Arabischen Pferde unter der Regierung Elisabeths nach England gebracht worden. Jakob I. ließ späterhin eine gewisse Zahl Stuten aus der Berberei kommen. Diese waren bekannt unter dem Namen Königliche Stuten. Die verschiedenen und manchfaltigen Vermischungen des Arabischen Pferdes und der andern Asiatischen Raçen mit der einheimischen, haben die vier verschiedenen Klassen der Englischen Pferde hervorgebracht. Diese Klassen sind sehr voneinander abstechend und eine jede bewahrt ihre charakteristischen Züge. Die erste ist der Renner, gezeugt von einem Hengste aus der Berberei, oder aus Arabien, und von einer Englischen Stute; das ist das erste Blut, first blood, der Englischen Pferde. Die zweite ist das Jagdroß, gezeugt aus der Vermischung eines Hengstes vom ersten Blute und von einer Stute, welche mit dem Stamme nicht so nahe verwandt ist. Das Kutschen- und Karossenpferd bildet die dritte Klasse, welche aus der Vermischung der zweiten Klasse mit Stuten die von gewöhnlicherm Schlage sind, seinen Ursprung nimmt. Die vierte Klasse endlich ist das Zugpferd, dieses ungeheure Pferd, welches gewöhnlich in den Bierbrauereien gebraucht wird, gezeugt von dem Jagdroß und den stärksten inländischen Stuten.

Wenn man die Raçe der Englischen Pferde in England selbst gesehen hat, so begreift man leicht, daß England wohl das einzige Land von Europa ist, worin nach dem Ausdrucke eines geistreichen Schriftstellers, das Pferd dem Menschen den Rang streitig macht.

Ph. Faven, Redacteur.

Berichtigung.

Man bittet in dem vorigen Nummer vom 4. October statt 29: 28 zu lesen.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 11. October. №. 30.

TREVIRIS.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Dee Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thle. 17 Sge. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz №. 112. und bei E. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Auszug aus dem Zeitungsberichte der Königl. Regierung zu Trier pro September 1834.

I. Witterung und deren Einfluß auf die Bodenerzeugnisse.

Auf die warme und trockene Witterung des August folgten zu Anfang des verflossenen Monats wiederholte Gewitterregen, bei oft nebeliger Atmosphäre und vorherrschendem, mitunter rauhem Nordostwinde. Bald aber trat wieder anhaltend trockenes, sonnenhelles Wetter ein, bei welchem die Hitze in der Mittagsstunde mehrmals + 23 Grad Reaumur erreichte, und nur höchst selten Regen die Oberfläche des Bodens befeuchtete; in der letzten Zeit folgten auf warme Tage mehrere kalte, von Frost und Reifen begleitete Nächte.

Für die Vollendung der Erndte, die Zeitigung des Obstes und das vollkommene Gedeihen der Gemüse war dieses Wetter sehr ersprießlich. Die Hafererndte war durch Fülle und Beschaffenheit ausgezeichnet, Stroh gibt es im Ueberfluß und der Grummet-Ertrag übersteigt in den meisten Kreisen die Erwartung. Mit der Kartoffel-Erndte ist man selbst im Eifelgebirge, wo sie sonst gewöhnlich erst im October anfängt, überall beschäftigt; indessen fällt dieselbe, bei trefflicher Qualität, in Folge der anhaltenden Hitze fast allenthalben nicht sehr reichlich aus. Für die Wintersaat, die an den meisten Orten bestellt, theilweise jedoch wegen allzugroßer Trockenheit des Bodens hie und da noch aufgeschoben ist, wäre einiger Regen sehr wünschenswerh. Dieser würde, wenn er nicht von Dauer wäre, selbst für den Weinstock nicht ungünstig sein, welchem übrigens die warme Witterung dieser Periode vorzugsweise gedeihlich war, so daß die Trauben gegenwärtig so reif und von solcher Süßigkeit sind, wie man sie selbst in den bessern Weinjahren 1811, 1819 und 1822 um diese Zeit nicht fand, und die lange von den Mosel- und Saarbewohnern gehegte Hoffnung einer gesegneten Weinlese sich endlich ihrer Erfüllung zu nahen scheint.

Die Hopfenbauer wurden durch ihre Erndte völlig befriedigt; die noch im Felde befindlichen Tabackspflanzen haben dagegen durch die Nachtfröste der letzten Zeit gelitten. Das Reifwerden der Eicheln und Buchäcker ward durch die Wärme sehr gefördert, während diese auf die jungen Ausschläge namentlich in sandigem Waldboden eine umgekehrte Wirkung übte. Zur Klage über Wassermangel gesellt sich an manchen Orten noch jene über das Ueberhandnehmen der Mäuse. Im Ganzen kann jedoch das Jahr zu den Gesegneten gerechnet werden.

II. Preise der Lebensmittel.

Die Preise der Lebensmittel, welche, obwohl jetzt schon mäßig, in der Folge doch noch mehr sinken dürften, stellten sich im verflossenen Monate durchschnittlich folgendermaßen:

		Rtl.	Sgr.	Pf.
1) Weitzen	pr. Scheffel	1	17	9
2) Roggen	» »	1	5	»
3) Gerste	» »	»	27	»
4) Hafer	» »	»	16	»
5) Kartoffeln	» »	»	7	2
6) Heu	pr. Centner.......	»	18	»
7) Stroh	» »	»	9	9

III. Gesundheitszustand,

a) bei den Menschen. Von Zeit zu Zeit zeigte sich das schleichende Nervenfieber und erregte auf dem Lande durch einzelne Sterbfälle Besorgnisse. In Lieser, Kreises Bernkastel, liegen noch mehrere Menschen daran krank danieder, und auch in der Umgegend starben namentlich Kinder von 5—10 Jahren an diesem Uebel. In einigen Gemeinden des Kreises Ottweiler raffte eine ruhrartige Krankheit mehrere Opfer hin, verlor sich jedoch bald wieder. Im Allgemeinen war übrigens die Sterblichkeit vergleichungsweise sehr gering.

b) Unter den Hausthieren. In mehreren Ortschaften des Kreises Saarlouis fielen nach kurzem Kranksein viele Pferde an der sogenannten Tollkrankheit oder dem Abdominalkoller, wahrscheinlich in Folge des zu häufigen Fütterns mit Klee. In der Gemeinde Fraulautern hat der Milzbrand unter dem Rindvieh nicht weiter um sich gegriffen, und wurden ansteckende Viehkrankheiten sonst nirgend bemerkt.

IV. Unglücksfälle.

Am 25. v. M. legte im Dorfe Leiwen, Landkreises Trier, eine Feuersbrunst 6 Wohnhäuser und 4 Scheunen in Asche und verdankt man die Rettnng des übrigen Theiles des Ortes der rasch herbeigeeilten Hilfe der Nachbardörfer. Im Kreise Bittburg wurden zwei Wohnhäuser mit einem Theil der Wirthschaftsgebäude und im Wittlicher Kreise die Pfarrscheune zu Platten und ein Haus zu Hetzerath eingeäschert, und in hiesiger Stadt mehrere Hintergebäude durch ein am 16. v. M. ausge-

brochenes Feuer beschädigt. Durch den Einsturz eines noch neuen Kellergewölbes wurden zu Völklingen, Kreises Saarbrücken, eine Frau und ihr Kind mit siedendem Wasser übergossen, so daß Letzteres nach 12 qualvollen Stunden starb, und die Mutter noch in Gefahr schwebt. Ein Müllerknecht ward durch einen heftigen Fall so stark beschädigt, daß er nach erfolgter Trepanation verschied. Ein Mann von 36 Jahren starb an den Folgen eines Sturzes von den Gerüsten einer Scheune. In hiesiger Stadt geriethen einem 4jährigen Mädchen, das an einem, vom Einbrennen neuer Fässer übrig gebliebenen Feuer spielte, die Kleider in Brand, und dasselbe starb nach 2 Tagen ohne Zweifel an den Folgen der erlittenen Verletzung.

VI. Gemeinde-Angelegenheiten.

Die Gemeinde-Rechnungen pro 1833 sind größtentheils nunmehr festgesetzt und abgeschlossen, und es beginnen die Vorarbeiten zur Regulirung des Haushalts für das künftige Jahr. Mit Wiederherstellung und Verbesserung der Communalwege ist man thätig beschäftigt, und die in diesem Jahre auszuführenden Bauten schreiten überall voran. Die in den Gemeinde-Waldungen bewirkten Kulturen hatten ungeachtet der anhaltenden Trockenheit großentheils guten Fortgang; die meisten Eichel- und Kiefersaaten sind gelungen, den hin und wieder angelegten Birken scheint jedoch die Hitze nachtheilig gewesen zu sein.

VII. Kirchen- und Schulwesen.

Am 14. d. M. wurde der zum Weihbischof der Diöcese Trier und Bischof zu Sion ernannte General-Vikar und Domkapitular Dr. Günther, nachdem derselbe in die Hände des dazu kommittirten Regierungs-Präsidenten den Eid abgelegt hatte, in hiesiger Domkirche consecrirt. — Die neu erbaute katholische Kirche zu Ottweiler wurde am 21. feierlich eingeweiht. — Der für den Gottesdienst der Evangelischen in den Kreisen Prüm, Daun und Bittburg durch die Gnade Sr. Majestät zu Prüm eingerichtete Betsaal entbehrt bis jetzt einer Orgel; da die Gemeinde diese aus eignen Mitteln nicht zu beschaffen vermag, so wäre es wünschenswerth, daß sich auf irgend eine Weise Mittel fänden, dem Mangel abzuhelfen und dem sehr schönen Betsaale eine, die Gemeinde erbauende und schmerzlich entbehrte Zierde zu verschaffen.

Die von den Schul-Inspectoren abgehaltene Herbstprüfungen haben fast durchgehends befriedigende Resultate gewährt. Auch bei den Prüfungen der Elementarschulen, der Bürger- und Gewerbeschule, der Domschule und des Gymnasiums zu Trier, ward ein erfreuliches Voranschreiten der Jugend in wissenschaftlicher und sittlicher Ausbildung bemerkt. Besonders hat sich die hiesige Evangel. Elementarschule ausgezeichnet.

Die beiden doppelten Schulhäuser zu Völklingen, im Kreise Saarbrücken, sind eingeweiht worden.

VIII. Handel, Gewerbe und Communication.

Der Handelsverkehr ist fortwährend von geringer Bedeutung. Nur Mast- und Milchvieh wird gesucht, jedoch zu niedrigen Preisen verkauft; der Handel mit Brodfrüchten ist zur Zeit wenig lebhaft, theils weil die Erndte in quantitativer Hinsicht nicht überall befriedigte und die Verspätung der Saat wegen des künftigen Jahres Besorgnisse zu erregen anfängt; theils aber auch, weil die Nachrichten von kärglicher Erndte in andern Staaten auf den Verkehr mit Getraide einwirken. Der Handel mit dem Wein der Jahre 18³²/₃₃ liegt fortwährend danieder und auf der Mosel und Saar war wegen des niedrigen Wasserstandes wenig merkantilische Bewegung.

Die gewerblichen Etablissements, namentlich die Eisenhüttenwerke, erfreuen sich eines guten Absatzes.

Die Straßenarbeiten wurden überall thätig betrieben und alle Wege nach Möglichkeit in fahrbarem Stande erhalten.

Das Monument zu Igel.

Von J. H. Wyttenbach.

(Schluß.)

Die sinnvolle plastische Bildnerei schließt sich immer mehr ab.

Auf die **Kugel** stützt sich mit den Knieen ein geflügelter Genius. Die Kugel ist von Stein und nicht hohl. Aber höchst merkwürdig ist es, was uns die, als vielkundige Männer, berühmten beiden Wiltheime in ihren Handschriften versichern: die **Kugel** sei ursprünglich von Eisen, hohl und mit Asche gefüllt gewesen *). Diese Männer erzählen uns nämlich, daß ein Künstler des 16ten Jahrhunderts, Antonius Stephani von Mecheln, der in Luxemburg wohnte und zu der Zeit, als Ortelius und Vivianus ihre Belgische Reise machten und das Monument in Augenschein nahmen, lebte, und wie ich vermuthe, im Auftrage des Grafen von Mansfeld das Monument zeichnete, und zu dem Zwecke Leitern bis zur Höhe hatte anlegen lassen, die eiserne, hohle, mit Asche gefüllte Kugel gesehen habe!

Wenn dem so war; so hat der Künstler vielleicht selbst auch dieses merkwürdige Stück, so wie es mit andern geschah, in das Museum des Grafen von Mansfeld abgeliefert — und an die Stelle wäre eine steinerne Kugel gesetzt worden.

Es müßte sich aber auf der Höhe zeigen, ob eine solche Verwechselung, ohne große Zerstörungen, sich wohl habe bewerkstelligen können?

Gewöhnlich wird auf der Kugel ein Adler angenommen; aber ich stimme in diesem Punkte dem Lorent **) bei, der einen geflügelten Genius sehr deutlich erkannte. Die Tyche oder Fortuna wurde mit Flügeln auf einer Kugel vorgestellt. Die Begriffe der Flüchtigkeit und Schnelle wurden durch dieses Bild mit den Begriffen des Unsichern und Rollenden vergesellschaftet. In keinem Reiche der Welt wurde die Schicksalsgöttinn Fortuna als Schutzgöttinn so verehrt, wie in dem Römischen.

Auf unserm Monumente war es die Fortuna Secundina ***). Diese, der Familien-Genius der Secundinen, hatte, nach der Ansicht der Alten, dieses Haus so hoch gestellt! Früher wollte man auch Spuren entdeckt haben, daß das Haupt des Genius verschleiert gewesen sei. Dies könnte wohl so gewesen sein. Ein Römischer Historiker †) erzählt: der Genius des Rö-

---

*) **Cippus ex ferro solidus et cavus inventus est plenus cineribus ab Antonio Stephani, cum molem depingeret, et admotis scalis curiosius rimaretur** — sagt Wilhelm Wiltheim. Sein Bruder Alexander schreibt: **Titulum sepulchri docent reperti cineres in supremo, ferreo cavoque globo, quem Ant. Stephani, quondam pictor, exploratum conscendit, dum Ortelius et Vivianus Belgium peragrantes hoc monimentum viserent.**

) **Cajus Igula etc. — p. 67.

***) Die Römer hatten eine **Fortuna publica — virilis — muliebris — patricia — equestris — plebeja etc. etc.**

†) **Amm. Marc. XXV. 2.**

mischen Staates (Genius publicus) sei mit verschleiertem Haupte dem Kaiser Julian erschienen. Auch auf Münzen Hadrian's mit der Umschrift Genio Populi Romani sehen wir diese Bildung.

Hiermit wäre das Monument völlig abgeschlossen.

»Soll man den allgemeinsten Eindruck aussprechen, »sagt Göthe, so ist hier Leben dem Tod, Gegen»wart der Zukunft entgegengestellt, und beide unter»einander im ästhetischen Sinne aufgehoben. Dies war »die herrliche Art und Weise der Alten, die sich noch »lange genug in der Kunstwelt erhielt.«

Mögen diese Forschungen den Freunden der Natur und der Alterthümer den Besuch der in unserm schönen Moselthale noch bestehenden Denkmäler zugleich leichter, angenehmer und lehrreicher machen *)!

*) Als unser Brower in seinen Annalen den Abschnitt über die alten Monumente Trier's vollendet hatte, schloß er mit den Worten: De praecipuis urbis antiquae monumentis exposui audentius forte, quam velint, qui oppidi modo praesentis faciem cogitant; at indicia tamen ab hujus aevi visu remota, immodice nusquam, ut opinor, supergressus, quo apud peritos plus ea ponderis inveniant. Ich wünsche auch, mit diesen Worten des tüchtigen Mannes meine neuen Forschungen schließen zu dürfen!

Ueber die Römischen Denkmäler im Großherzogthum Lützemburg.

Von Apotheker Brimmeyr.

Auch das Lützemburger Land hat manche Ueberreste von Monumenten aus der Zeit, wo es unter Römischer Oberherrschaft stand, aufzuweisen; doch ist der weit größere Theil derselben im Laufe der Zeiten, und namentlich im letztverflossenen Jahrhunderte untergegangen. Mehr, als etwa Unwissenheit und Zerstörungssucht schadete in dieser Hinsicht die Habsucht reicher und mächtiger Antikensammler: sie schleppten von allen Seiten her Statüen, Grabsteine, Altäre, Urnen und Waffen zusammen, um selbe in ihren Häusern und Lustgärten aufzuhäufen: aber hier traf diese kostbaren Schätze in Masse später die Zerstörung. Unter ihnen stand der Graf von Mansfeld (damals Statthalter der Provinz L.) oben an: er ließ nicht nur im Innern der Provinz, sondern aus der Stadt Trier selbst, was er haben konnte, nach seinem Pallaste in L. bringen und dort aufstellen. Sogar soll er den Versuch gewagt haben, das herrliche Igeler Monument auf diese Art in's Exil zu bringen, was nun, zum Glück, nicht gelingen wollte. Gleich ihm beuteten auch die dortigen Jesuiten; aber Keiner von ihnen vermochte die reichen Sammlungen auf fernere Zeiten vor dem Untergange zu schützen. Wohl mancher Votivstein möchte an Ort und Stelle, wo er vordem stand, besser erhalten worden sein.

Was nun die, sowohl verloren als noch vorhandenen Alterthümer dieses Landes betrifft, so verdienen die Oerter, wo selbe am häufigsten gefunden worden, zunächst Erwähnung. Einige dieser Oerter haben dadurch, selbst in den Augen des Landvolkes, ein eigenes Ansehen erlangt, und es dürften solche inhaltreiche Plätze wohl für sich als Monumente betrachtet werden: dieß sind zuförderst diejenigen, wo, der Ueberlieferung zufolge, einst Römische Heerlager gestanden, und ihre nächsten Umgebungen; nach ihnen sind es die Dörfer und Gegenden, wo Römische Herrstraßen hindurch liefen, und letztere selbst.

Drei solcher alten Landstraßen, deren Anlegung allgemein den Römern zugeschrieben wird, und wovon noch hinreichende Spuren existiren, um ihre Hauptrichtung mit Zuverlässigkeit bestimmen zu können, durchschnitten das Land, ungefähr in der Richtung von Ost nach West: sie setzten das westliche und südliche Gallien (Frankreich) mit den Rheinländern in Verbindung; ihre Hauptpunkte scheinen einerseits die Städte Rheims, Metz und Lyon, andererseits Trier und Cöln gewesen zu sein. Die erste dieser Chausseen lief (vermuthlich von Rheims her) über Ivoir (Epoissum) durch die Famennen (deren Bewohner bei den Römern Poemani geh.) nach Cöln. Die zweite ebenfalls von Ivoir über Etalle, Arlon (Orolaunum) Lützemburg, Niederanwen (Andethanna?), wo sie sich kreuzte und sofort rechts über Igel nach Trier, links über die heutigen Dörfer Alt-Trier, Berdorf und Bollendorf nach Bittburg führte. Die dritte kam von Metz herüber; Diedenhoven und Rodemachern vorbei, über die Dörfer Preisch, Mondorf, Filstorf, Dahlem, und vereinigte oder kreuzte sich bei Niederanwen mit der vorigen. (Fortsetzung folgt.)

Die Pagen am Hofe Napoleon's.

(Aus dem Französischen des Emile Marco de Saint-Hilaire.)

Als Napoleon durch den Willen des Volkes und durch die Kraft seines Genies sich auf seinem Throne festgesetzt hatte, sah er mit dem ihm eigenen Scharfsinne ein, daß er, um zu herrschen, sich nicht zu viel auf Volkseinrichtungen verlassen dürfe. Die Ereignisse, welche seit 15 Jahren in Frankreich aufeinanderfolgten, zeigten hinlänglich, wie wenig Bestand diejenigen Einrichtungen haben, welche einzig durch die Laune der großen Masse an's Licht traten. Napoleon sah bald ein, daß die alte Aristokratie ihm allein Hilfe bringen konnte, und daß er in ihrem Schooße die Männer wählen müsse, die seine neue Macht stützen sollten.

Auch ließ er es sich von nun an angelegen sein, jenes Ceremoniel, ohne welches kein Hof denkbar ist, einzurichten; und um es zu vervollständigen, wollte er Pagen anstellen, eine Anordnung, die, wenn nur irgend eine, aristokratisch ist. Napoleon ergriff nie halbe Maaßregeln, seine Stärke rührte vorzüglich von der Freimüthigkeit und der Schnelle her, womit er seinem Ziele entgegen ging.

An einem Abende im Monat August 1804 sagte der Kaiser zu Hrn. Bourrienne, welcher damals sein Factotum war: »Ich will mein Haus, wie auch das der Kaiserinn, nach dem Vorbilde Ludwigs XVI. und der Marie Antoinette vollständig einrichten. Dies wird meiner Regierung eine neue Kraft geben und mich in den Stand setzen, Familien, die mir ihre Ergebenheit bezeugt haben, Beweise meiner Erkenntlichkeit zu geben. Mit einem Worte, ich will die Pagen einführen; und weil das Alles Sie angeht, Bourienne, so werden Sie mir hierüber einen Bericht machen, den Sie mir Morgen früh bringen.«

Der Geheim-Sekretair wollte einige Bemerkungen über diesen Gegenstand wagen, aber Napoleon, voll Sehnsucht, die Pracht und den Glanz des alten Hofes wieder herzustellen, drehte ihm den Rücken, ohne ihn anzuhören. Herr Bourrienne sah wohl, daß er gegen den Kaiserlichen Willen Nichts ausrichtete und er fügte sich.

Der Bericht wurde gemacht und den folgenden Morgen in die Tuillerien geschickt. Napoleon stellte unter seiner Präsidentschaft eine Art von Rathsversammlung an. Man begann mit einer Frage, welche die Etiquette betraf. »Wird man die Tuillerien zum Empfange von Besuchen oder vielmehr das Schloß von Saint-Cloud dazu bestimmen?« . . . Das war der Gegenstand iner

Berathung, welche um 1 Uhr anfing und erst um 5 Uhr endigte, und wo Diejenigen, welche eine Carosse hatten oder eine zu bekommen hofften, und Diejenigen, welche keine hatten und in langer Zeit auch keine zu bekommen hoffen konnten, ganz beredt ihre Ansichten auseinander setzten: die Erstern erklärten sich für Saint-Cloud, die Letztern für die Tuillerien. Napoleon machte selbst auf seine Weise der Frage ein Ende, indem er sagte: »Meine Herrn, wenn ich in den Tuillerien bin, werde ich da die Besuche empfangen, bewohne ich Saint-Cloud, so wird man dorthin kommen.« Indessen wurde das Zimmer pêle-mêle einstimmig als Thronsaal bestimmt; was die kleinen Appartements betraf, so behielt sich der Kaiser vor, den Personen seiner Wahl den Eintritt zu gestatten.

Endlich kam der Bericht über die Einsetzung der Pagen. Herr Bourrienne setzte zuerst auseinander, wie sie von den alten Königen Frankreichs eingerichtet waren, dann wie Ludwig XIV. sie gebildet hatte; zuletzt, welche Anstalten Ludwig XVI. für sie getroffen hatte. Napoleon gefiel sich bei der Weise des Letzten; nur behielt er sich manche Einschränkungen vor. Vorläufig wurde die Zahl der Pagen am Hofe der Tuillerien auf wenigstens 12 bestimmt, und es sollten deren nie mehr, als 24 sein. Man wird jedoch bald sehen, daß diese Anzahl um ein Drittel vermehrt wurde, denn im Jahre 1806 stieg sie auf 35 und im Jahre 1810 auf 37. Napoleon setzte hierauf fest, daß die Kosten für einen Jeden von ihnen 1400 Frs. nicht übersteigen, und daß dieselben Pagen abwechselnd bei ihm und bei der Kaiserinn den Dienst versehen sollten. Hierauf wurde die Sitzung aufgehoben und auf den folgenden Morgen vertagt, um sich über die Uniform, die Vorrechte, die Art des Dienstes, die Erziehung und über die Wahl Derer, die dazu gelassen werden sollten, zu verständigen. Es war 7 Uhr des Abends, die Versammlung war um Mittag zusammengekommen und man hatte noch nichts bestimmtes festgesetzt.

Nicht am folgenden Morgen, wie man übereingekommen war, sondern 8 Tage später, berief der Kaiser von Neuem die Versammlung und eröffnete die Sitzung mit folgenden Worten: »Meine Herrn, ich will, daß die Pagen nicht allein bei mir den Dienst verrichten, sondern daß ihnen auch ihr Stand nützlich sei. Ich werde mir daher ihre Erziehung und ihren Unterricht angelegen sein lassen, denn sie werden nicht alle 15 Jahre alt sein. Ich will, daß Die, welche als Pagen zugelassen werden, zu altadligen Familien oder zu neuen gehören, die mir schon gedient haben und auf deren Ergebenheit ich rechnen kann. Man wird keine aufnehmen, welche weniger als 10 und mehr als 15 Jahre alt sind. Was denken Sie darüber, meine Herrn?«

Alle Beisitzer der Versammlung waren mit dem Kaiser derselben Ansicht. Ein Einziger, Herr v. Cessac, machte einige Bemerkungen: er erinnerte, daß man den Pagen, wenn sie ihre Verrichtungen im 10. Jahre antreten, und im 15. verlassen sollten, nie Aufträge anvertrauen könnte, die einen gewissen Takt, eine gewisse Vorsichtigkeit erforderten, eine Discretion, die mancher Mensch noch in seinem 30. Jahre nicht besitze. »Das ist Recht, sagte der Kaiser: sie bleiben Pagen bis zum 18. Jahre, in diesem Alter kommen sie unter meine Garde, oder ich schicke sie nach der Schule von Fontainebleau.«

Man kam ferner überein, daß ein erster und ein zweiter Page ernannt würde, welche beide über alle Andern die Aufsicht hätten, ferner, daß Alle militairisch erzogen werden sollten.«

»Ja, militairisch, fügte der Kaiser hinzu, indem er dieses Wort vorzüglich betonte. Indeß verlange ich auch, daß sie Tanzen und Musik lernen; man wird sie auch die Mathematik lehren, das ist das Wesentlichste, Latein und vorzüglich Französisch.

— Auch Deutsch und Englisch, sagte Bourrienne halblaut.

Das ist unnütz, antwortete der Kaiser lebhaft; aber statt dieser beiden Sprachen Geschichte und Geographie, Zeichnen, Fechten und Schwimmen. Alle müssen reiten können. Sie, Hr. v. Cessac, werden mir eine Namenliste der Professoren und Lehrer überreichen, die ich Ihnen geben will. Sie zählen 30 auf, daraus werde ich 10 wählen. (Forts. folgt.)

Seltsamer Spaß.

Eine sonderbare Scene hat sich vor einiger Zeit auf dem Vorhofe von Notre-Dame in Paris zugetragen. Eine Menge Volkes versammelte sich und stieß Schreie des Entsetzens aus, indem man oben auf den Thürmen zwei Menschen sah, die sich bemühten, eine Frau auf das Pflaster hinunter zu werfen. Soviel die Entfernung den Blicken erlaubte, die Gegenstände zu unterscheiden, bemerkte man, daß die Schurken dies arme Geschöpf knebelten, um ihr das Schreien unmöglich zu machen, und daß man ihr die Hände hinter den Rücken gebunden hatte. Der wiederholte Ausruf: Mord, Mord! hallte in der empörten Menge wieder; man glaubte in einem der Mörder einen eifersüchtigen Ehemann aus der Rue-Chanoinesse zu erkennen. Zu wiederholten Malen schlug man an die Pforte des Thurmaufsehers, Andere riefen die Gendarmerie und einen National-Gardisten, der von seinem Posten mit dem Gewehre unter dem Arm zurückkam, zur Hülfe. Der Letztere legte sein Gewehr an, als wenn er schießen wollte; aber Alles war vergebens. Die Schreckensthat schien unvermeidlich. Man sah wirklich die arme Frau auf ein Gesims in der Mitte des Thurmes niederfallen, dann auf ein Säulen-Kapital hinrutschen und endlich auf das Pflaster stürzen, wo sie zerschmettert wurde!... Dem Gefühle des Entsetzens, welches schwer zu beschreiben ist, folgte bald ein unbändiges Gelächter. Das unglückliche Schlachtopfer, welches von den Thürmen heruntergestürzt wurde, war nichts anders, als ein schwerer Gliedermann. Einige kleine Knaben stritten sich um seinen Rumpf und man trug ihn im Triumphe auf den Uferdamm des Erzbischöflichen Pallastes, von wo aus man ihn unter allgemeinem Freudengeschrei in die Seine warf.

Ph. Laven, Redacteur.

Berichtigungen.

In die vorhergehende Nummer haben sich folgende Fehler eingeschlichen, die man zu verbessern bittet:

S. 2.	Spalte 1.	in d. Anm. Z. 2	: kranken.
» 2.	» 2.	Z. 2.	: gut
» 2.	» 2.	Z. 16.	: wurden.
» 3.	» 1.	in d. Anm. Z. 2	: einigen.
» 4.	» 1.	Z. 6.	: Prätendenten.
» 4.	» 1.	Z. 15.	: Bezier (u. so immer).
» 4.	» 2.	Z. 2. v. unt.	: der vorigen Nummer.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 15. October. N°. 31.

TREVIRIS.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz N°. 112. und bei E. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Einige Bemerkungen über die Materialien, aus denen die Römischen Denkmäler zu Trier bestehen *).

Von Oberlehrer Steininger.

Es gibt eine historische Forschung, welche nicht auf schriftlichen Documenten beruht, aber eben so sichern Schrittes ist, wenn helle Kritik ihr zur Seite geht. Sie besteht in dem Studium der Kunstwerke, welche der Zerstörung der Zeit mehr oder weniger entgangen, in ihren nackten Resten uns richtiger belehren, als schmeichelnde Panegyriker, wenn sie, einen Kaiser zu loben, von einer Pracht und Größe sprechen, die vielleicht nur in ihrer Phantasie bestand, oder als Dichter, welche die Rolle solcher Panegyriker spielen. Häufig scheint man verschiedene Stellen der Alten in Bezug auf Trier, fromm und leichtgläubig, zu wörtlich zu verstehen, und sich von Neuem Mährchen zu schaffen, wie sie in früheren Zeiten der Stolz der gemeinen Klasse unserer Stadt waren. Damit nicht Solches von nachtheiligen Folgen sei, daß uns der Ausländer nicht bemitleide und mit prahlerischen Bettlern vergleiche, glauben wir frei sagen zu müssen, daß wir die Panegyriker zu würdigen wissen, und daß Besonnenheit sich nicht durch städtisches Vorurtheil blenden läßt.

Wir haben ein sicheres Pfand, welches uns die Vergangenheit hinterlassen; und wenn wir gerne zugeben, daß den Declamationen über des alten Trier's Pracht und Größe, dem Hofstil, wodurch es unter die guten und ersten Städte gesetzt wurde, Wahrheit zum Grunde liegt; so legen uns doch die alten Ruinen unserer Stadt die ernste Pflicht auf, unpartheiisch in Trier nur eine Römische Provinzialstadt zu erkennen, die militairisch wichtig, sich rücksichtlich der Pracht und Kunst mit alten und reichen Handelsstädten des übrigen Römischen Reichs nicht vergleichen durfte. Wenn wir des Ausonius Mosella lesen, und dieses vergessen können, so mahnen uns doch die Reste des Amphitheaters vor allen andern, die Worte des Dichters zur gehörigen Würdigung zu ziehen. Mehr als von einem andern Monumente, soll hier von diesen die Rede sein. „Es war keine Stadt in Italien, welche nicht ihr Amphitheater hatte.... auch in Frankreich, besonders in den südlichen Provinzen, fanden sich solche.“ (Montfaucon Gr. u. R. Alterth. Nürnberg 1807 p. 237.) Zu Trier darf uns also das Amphitheater nicht überraschen; es wird kein Zeichen einer besondern Größe der alten Stadt sein. Nimmt man seine Peripherien auf 600 Fuß an, so mag es höchstens sechs bis acht Tausend Menschen gefaßt haben, und doch war es auf eine Bevölkerung von Trier und seinen Umgebungen berechnet und gewiß allgemeiner besucht, als unser heutiges Theater. Also die Augusta Trevirorum eine mittelmäßige Stadt! Seine Bauart verräth nichts weiter. Die Thürgestelle und Decksteine, welche sich noch finden, sind alle aus Sandstein schlecht gehauen, und zeigen bei weitem die Sorgfalt nicht, wodurch es rücksichtlich der Kunst etwas mehr, als ein sehr gewöhnliches Gebäude geworden wäre. Ja dadurch, daß es in einen Hügel eingegraben war, konnte die Hauptpracht der Colonnaden gar nicht statt finden, und das ganze Gebäude mußte einen Charakter annehmen, welcher von dem des Amphitheaters in Nimes oder des Colosäums in Rom sehr verschieden ist. Während diese Gebäude, auf ebenem Boden, ganz in colossalem Mauerwerk aufgeführt, zu den großartigsten Bauten der Römer gehören, zeigen die Reste unsers kleinen Amphitheaters, daß man bei demselben seinen Zweck mit den geringsten Kosten zu erreichen beabsichtigte. Die Haupt-Eingänge nach der Arena sind von Süden nach Norden durch halbcylinderförmige Thürme gestützt, welche die Gewölbe über den Eingängen trugen. Ein jeder dieser Eingänge ist mit zwei Seiten-Eingängen versehen, welche zu den Sitzen führten, während ein dritter Eingang von Westen oder von der Stadtseite denselben Zweck hatte. Einige kleine Zellen rund um die Arena scheinen zu Behältern für wilde Thiere gedient zu haben.

Die Arena des Amphitheaters ist von einem in den Schiefer eingehauenen Graben umgeben, welcher nur einige Fuß breit und tief ist und schwerlich den Zweck hatte, den man einem solchen Euripus beilegt, den wil-

*) Fortsetzung des in N°. 9. abgebrochenen Aufsatzes.

den Thieren zu wehren, daß sie nicht an den Mauern gegen die Zuschauer in die Höhe springen konnten; noch weniger aber dürfte er mit dem tiefen Wasserabflusse nach dem Olewiger Thale auf die Verbindung der Wasserleitung der Ruwer mit dem Amphitheater deuten. — Unser Amphitheater soll nämlich auch zu Naumachieen gedient haben; — das ist die unglückliche Idee, welche zufällig und ziemlich unschuldiger Weise, so viel mir bekannt ist, durch Hrn. G.... angeregt wurde. Also auch das Spiel der Seeschlachten in einem Raume, den 600 Fuß umgrenzen! Zudem, wie wenig ist die Lage unsers Amphitheaters berücksichtigt! Schwerlich dürfte seine Arena niedriger liegen, als der Estrich bei Kürenz, welchen man auf die Wasserleitung der Ruwer bezieht. Und wo ist denn eine Spur von Brunnenstube (castellis aquarum) bei unserm Amphitheater nur zu vermuthen, durch welche das Wasser vertheilt in die geschlossene Arena geflossen wäre? und wie konnte man die Arena wasserdicht schließen, ohne Dämme aufzuwerfen und mit Mauern zu stützen? Konnte man nicht solche Spiele besser auf der Mosel liefern? „Daß Domitian eine Naumachia in einem Amphitheater hat anstellen, daß er einen Graben am Berge Pincius hat anlegen lassen, der mit verschiedenen Gebäuden für die Zuschauer umgeben, als Naumachia diente, und wovon wir aus dem 16ten Jahrhundert eine nach der Einbildung des Zeichners ausgeführte Tafel bei Montfaucon finden, läßt sich darum von unserm gar nicht passenden Locale etwas Aehnliches behaupten? — Aber wozu die Wassergräben an unserm Amphitheater? — Das Gebäude trocken zu setzen, weil sich Quellen im Berge befinden und bei starken Regengüssen das Wasser Ablauf haben mußte. Mancher glaubt, es sei möglich, daß auch etwas Wasser möge in die Arena geleitet worden sein, um sie vom Blute der gefallenen Fechter zu reinigen! Aber es wurde Sand gestreut, das Blut einzusaugen; und bei den hölzernen Amphitheatern der früheren Zeit und in den volkreichsten Städten scheint das nicht nöthig gewesen zu sein. (Schluß folgt.)

Ueber die Römischen Denkmäler im Großherzogthum Lützemburg.

Von Apotheker Primmeyr.

(Fortsetzung.)

Von der zweitgenannten ist noch ein Stück von beträchtlicher Länge, nächst bei Lützemburg, am Eingang des Grünwaldes vorhanden. Es läuft über den Gipfel der Anhöhe hin, streckenweise 4 bis 6 Fuß hoch über der Erdoberfläche erhaben, und hat durchgehends 10 bis 12 Fuß Breite. Beim Nachgraben fand man ihr Fundament an Stellen, zumal im Walde selbst, bisweilen anderthalb Fuß tief, wegen der lockern Dammerde; darauf ruht eine feste Grundlage aus schweren, aneinander geschlossenen Sandsteinen; eine höhere Schichte großer und kleiner Steine, mit Kalkmörtel durchschossen, und daher von ungeheurer Festigkeit, macht den Hauptkörper aus; darauf ruht dann die eigentliche, aus Pflastersteinen zusammengesetzte, (vielleicht ebenfalls verkittete) Straße.

Als Römische Lagerplätze werden die Dörfer Alt-Trier, Dahlem und der Titelsberg bezeichnet: alle drei sollen daher ihre heutigen Namen führen, was jedoch nur als Hypothese gelten darf: nämlich, das Erstere von Ala Trevirensium; das Andere von einer hier campirenden Legio Dalmatica; der Titelsberg vom Kaiser Tetricus (nicht Titus).

Alt-Trier, auf einer herrlichen, die Umgegend beherrschenden Anhöhe, etwa eine Stunde von Echternach und der Preußischen Grenze gelegen, führt noch jetzt bei dem Landvolke den Namen in der Schanze. Reste von Mauer und Wall bestanden noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, und noch ist im Innern eines dortigen Bauernhauses ein Stück ächtrömischen Mauerwerkes zu sehen. Hinreichende Beweise von Dem, was behauptet wird, liefert auch die Anzahl der hier gefundenen Römermünzen, Waffenstücke und besonders kleiner, theils aus Thon, theils aus Erz verfertigter Idole. In der Nähe liegt das Dorf Waldbillig (Biliacum), wo ein prächtiges steinernes Grabmal gestanden haben soll, sodann Berdorf, wo ein Römischer Altarstein gezeigt wird und das Mühlenthal. Westlich von Alt-Trier, in einen Walde oberhalb Linster, kommt ein schwer zu erklärendes Denkmal vor. Es ist ein Mann und eine Frau, in natürlicher Größe, im Felsen ausgehauen: weder ihre Kleidung, noch sonst ein Attribut lassen dieses Bildwerk bestimmt für Römerarbeit halten; daher hielt es ein hiesiger Gelehrter für Gallischen Ursprungs.

Mehr noch, als Alt-Trier, ist Dahlem, — zwei Stunden südlich von Lützemburg gelegen, — durch seine frühere Beschaffenheit berühmt. Hier grub man, unter andern, ein mit Kreide gewölbtes unterirdisches Grabmal aus. Der Stein führt die Inschrift: D. M. Germania Germaniolae defunctae viv. Darauf stand eine Urne und Grablämpchen. Ferner fand man einen Mosaik-Boden, eine Badstube, zwei eherne Brustbilder Röm. Imperatoren in Medaillenform, ein ehernes Panterthier, Schwertgriffe, Ketten, Münzen u. m. a.

Im Dorfe Weiler zum Thurm, unweit Dahlem, besteht noch ein Theil eines viereckigen Thurmes von ungeheuer dicken Mauern und weitem Umfange. Es gehen darüber bei den Landleuten wunderliche Sagen in Umlauf. In den Dörfern und Feldern der Umgebung sind viele Münzen gefunden worden.

Auf dem Titelberge, westlich von L., liegen die Ruinen weitläufiger Mauern und Wälle, theils in großen Steinhaufen, theils vom grünen Rasen eingehüllt. Die hier aufgefundenen Münzen sind von Tiberius, Caligula, Trajan, Gallienus, Victorinus, Antoninus, Tetricus, Constantin und Constantius. Das prächtige Grabmal am Abhang des Berges ist weggekommen.

(Schluß folgt.)

Die Pagen am Hofe Napoleon's.

(Fortsetzung.)

— Aber, Sire, sagte Hr. von Pradt, der auch zu dieser Versammlung berufen war: „Ihre Majestät vergessen das Vorzüglichste, die Religion!“

— Verzeihen Sie, Herr Abbe, antwortete Napoleon, ich habe daran gedacht; der Beweis dafür ist, daß ich für diesen Gegenstand schon meine Wahl getroffen habe, ich habe den Herrn Abbe Gandon dazu bestimmt, welcher zu gleicher Zeit bei ihnen das Amt eines Unterhofmeisters versehen wird.

— In der That, sagte der Colonel d'Assigny, ist ein Hofmeister und ein Unterhofmeister nöthig.

— Ich habe sie schon ernannt.

— Und wer ist es, Sire?

— Zuerst Sie.

— Ich, Hofmeister der Pagen, oh! Sire!.. —

— Nein, nein, ich habe Sie zu dem Unterhofmeister mit dem Abbe Gandon ernannt. Er wird sich mit dem moralischen und administrativen Theile, und Sie mit dem physischen und instruktiven Theile sich befassen; Sie haben Das nicht an sich, was nöthig ist, um solche kleine muthwillige Bursche zu führen: Sie

sind zu schwach oder vielmehr zu gut: es ist ein kräftiger Mann nöthig, der Furcht einflößt und dem sie auf den Wink gehorchen. Der Colonel d'Assigny nahm hierauf das Wort:

Ich habe die Ehre, Ew. Majestät zu bemerken, sagte er, daß die Pagen größtentheils Kinder sind, die sich aus den Armen ihrer Mütter wanden, wo man sie verdorben hat. Wenn man ihnen einen gar zu strengen Hofmeister gibt, so wird der Uebergang vielleicht etwas hart sein.

Colonel, unterbrach ihn der Kaiser, ich habe das Alles früher gesehen. Uebrigens wissen Sie nicht, was ein Page ist. Ich habe früher die Pagen Ludwigs XVI. gekannt, und ich hatte Gelegenheit zu sehen, wozu sie tauglich sind: ein Page ist boshaft wie ein Affe, muthwillig wie ein Abecknabe, zornig wie ein kalekutischer Hahn, gefräßig wie ein hungriger Hund, faul wie eine Marmotte und eitel wie ein Pfau. Nein, nein! Sie haben sie nicht gekannt, wie ich.

Die Versammlung konnte sich nicht enthalten, über diese Charakterschilderung zu lachen. »Ja, m. H., fuhr der Kaiser fort, ich will haben, daß man sie strenge halte. Gardanne besitzt alles Das, was man nöthig hat, diese kleine Laffen zu führen, ich ernenne ihn. Uebrigens wird Caulaincourt die Oberaufsicht haben. Ich werde ihnen zu Paris und zu Saint-Cloud ein Hotel einrichten lassen. Diejenigen, welche bei mir oder bei Josephine keinen Dienst haben, wenn wir zu Saint-Cloud sind, bleiben zu Paris; die andern gehen nicht aus Saint-Cloud, so lange ich in den Tuillerien bin. Ich will nicht, daß sie alle zugleich bei einander sind; ich rechne übrigens sehr darauf, daß ihre Eltern ihnen die nöthigen Ermahnungen mit auf die Reise geben; wer sich hiernach schlecht aufführt, wird zurückgeschickt. Ich lasse mir ferner über diejenigen einen Bericht machen, welche sich gut betragen: ich werde sie zu belohnen wissen. Vorzüglich verlange ich, daß sie in keine Verbindung mit den Damen der Kaiserinn kommen; ich liebe weder das Weibergeklatsch, noch das öffentliche Aergerniß. Sie sollen zur ersten Communion gegangen sein, bevor man sie annimmt, und müssen auch schon Etwas wissen; Gardanne kann sich nicht damit abgeben, daß er sie lesen lehrt.

Herr Bourrienne las hierauf einen Aufsatz über das Kostüm, die Verrichtungen und die Vorrechte der Pagen unter Ludwig XVI.; er ging in lange und kleinliche Einzelnheiten ein. Der Kaiser unterbrach ihn endlich, indem er nach 10 Minuten ausrief: »Genug, genug, Bourrienne; die Pagen werden nur bei mir und der Kaiserinn den Dienst versehen: sie tragen die Uniform meines Hauses: grüne Röcke, rothe Westen und kurze Hosen von derselben Farbe, in dem Pallaste weißseidene Strümpfe, zu Pferde Reitstiefel. Die zwei ersten Pagen sollen keine andere Auszeichnung haben, als eine Epaulette, die sie auf der linken Schulter tragen und deren Bänder die Nationalfarben haben. Es sollen immer 12 Pagen sein, die mit dem ersten Pagen den Dienst haben; sie wechseln alle 3 Monaten: die Kleinsten und Artigsten sollen die Kaiserinn bedienen. Ich werde immer wenigstens 2 Pagen bei mir im Felde haben; ich werde sie wählen unter den Größten, den Gesetztesten, und den am meisten Unterrichteten. Wenn sie sich gut führen, werde ich sie zu befördern suchen. Bourrienne, Sie legen mir die Bittschriften der Eltern vor, die sich in dieser Angelegenheit schon an mich gewendet haben; für das Uebrige sorge ich. Sie sind entlassen, m. H.« — Die Sitzung ward aufgehoben. Vier Tage nach dieser Versammlung erschien das Dekret, welches die endliche Einrichtung der Hofpagen feststellte, im Moniteur.

Trotz dem ausdrücklichen Verbote Napoleons sah man doch die Herrn Pagen, als sie einmal den Dienst wirklich versahen, öfters in den Gemächern der Kaiserinn, als sonst wo, und Das erklärt sich leicht. Diese jungen Leute, ich könnte fast sagen, diese Kinder, wollten lieber in den Sälen Josephinens sein, wo gewöhnlich nur Damen waren, und zwar sehr schöne Damen, als sie in der Gallerie der Diana mit den Herrn Garde-Capitain's, den Generälen oder selbst den Colonels, welche jeden Tag zum Petit-lever des Kaisers kamen, zusammen sein wollten. Einige von diesen Heern behandelten noch dazu öfters die Pagen wie Laquaien.

So waren daher die Herrn Pagen, sie mochten den Dienst haben oder nicht, fast immer in den Gemächern der Kaiserinn, mitten unter den Damen. Der Kaiser sah Das nicht gerne; ja, wenn die letztern ihn kommem hörten, und alle gegenwärtigen Personen aufstanden, um ihn durchzulassen, so verbargen diese liebreichen Geschöpfe die kleinen widerspenstigen Herrchen hinter sich. Oft merkte es der Kaiser nicht; aber, wenn er unglücklicherweise sich einen Augenblick aufhielt, um sich zu unterhalten, so waren sie gefangen. Dies traf sich gewöhnlich, wenn wenig Leute in dem Saale waren; dann nahm der Kaiser den Delinquenten beim Ohre, schüttelte ihn derb, halb lachend, halb ernst, und führte ihn so selbst zur Thüre hin, indem er ihm mit lauter Stimme sagte: »Ei, ei! .... Bursche, was machst du hier, hiehin gehörst du nicht, ich hab' es dir schon verboten, du weißt es gar zu gut!« Und er führte ihn sanft zur Thüre hinaus. Wenn er übel gelaunt war, sagte er zu dem Thürsteher: »Ruft mir einmal Gardanne!« Das arme Kind konnte sicher sein, wenigstens 24 Stunden eingesperrt zu werden. Einige von ihnen waren sogar so daran gewöhnt, daß, wenn der Fall sich traf, sie die Ankunft ihres Hofmeisters nicht einmal erwarteten, sie wußten von selbst schon, was zu thun war. (Schluß folgt.)

Die beiden Tulpenbäume.

Der Gebrauch, gewissen Pflanzen geliebte oder berühmte Namen zu geben, ist jetzt sehr allgemein. Es liegt etwas Gutes und etwas Schlimmes in diesem Gebrauche, denn das Herz gewinnt wider seinen Willen eine gewisse abergläubige Vorliebe für diese Pflanzen, denen man die geliebten Benennungen gegeben hat, und wenn diese Blumen anfangen zu verblühen, zu verwelken, so empfindet man herben Schmerz und man fängt selbst an zu zittern und hinzutrauern. Hier folgt eine Geschichte, die Das bezeugt.

Nahe bei Vannes, in dem Parke von Ar ...., einem Parke, welcher wunderschön gehalten wurde, bemerkten wir bei dem ersten Besuche, den wir seinem edelmüthigen Eigenthümer machten, auf einem Rasenplatze vor dem Schlosse zwei abgestorbene Bäume. Ich glaubte, sie seien ganz kürzlich durch den Sonnenbrand verdorrt und man hätte keine Zeit gehabt, sie abzuhauen. Als ich aber das Jahr darauf nach Ar .... zurückkehrte, fand ich die beiden jungen Tulpenbäume, umgeben von blühenden Gebüschen, vertrocknet und versengt, ähnlich zweien Skeletten unter den Lebenden. War es wegen des Kontrastes mit der Schönheit und der Frische der andern Bäume, daß der Graf von Sta .... die beiden todten Tulpenbäume stehen ließ? Ich glaubte das nicht, denn dieser Kontrast hätte einen schlechten Geschmack verrathen. .... Bei einem ein-

samen Morgenspaziergange richtete ich meinen Weg nach dieser Seite des Parkes .... und da sah ich, was ich vom Schlosse her nicht unterscheiden konnte, daß um die beiden hingestorbenen Bäume sich eine Umzäunung hinzog und an dem Fuße derselben ein ganzes Feld weißer Rosen war, in der Mitte dieser Blumenbeete aber zwei Kreuze von weißem Marmor standen .... ich vertiefte mich in Betrachtungen: ich errieth, für wen diese beiden Grabkreuze errichtet waren: der Graf von Sta .... hatte 2 Jahre vorher zwei Zwillingstöchter verloren, die ihre Mutter zwölf kurze glückliche Jahre heranwachsen und heranbluhen gesehen hatte und die mit einem Schlage eine Brustkrankheit den Eltern entriß. Am Tage ihrer Geburt hatte der Graf von St.... nach altem Schweizer-Gebrauche zwei Bäume gepflanzt, denen er die Namen seiner beiden Töchter, die ihm eben geboren waren, gegeben hatte.

Die beiden Tulpenbäume von demselben Alter, von derselben Größe, von derselben Gestalt, wurden mit einer ungemeinen Sorgfalt, sobald die Tauffeierlichkeit vorüber war, gepflanzt, und die alte Amme der Gräfinn von St.... nahm Weihwasser in der Kapelle und sprengte einige Tropfen davon über die Wurzeln der Bäume, die den Namen der beiden Töchter von ihrer guten und edeln Gebieterinn erhalten hatten. Aber nicht sie allein pflegte mit Sorgfalt die Bäume der kleinen Fräulein, nein, Herr und Diener, Alle im ganzen Schlosse beschäftigten sich mit ihrer Erhaltung. Eines Abends kamen Raben und ließen sich auf die Bäume nieder.... aus dem Fenster ihres Zimmers gewahrte die Gräfinn diese schwarzen Unglücksvögel, die die Bäume ihrer Kinder bedeckten. Dieser Anblick erschütterte sie gewaltig, und kaum hatte sie sich von ihrem Schrecken erholt, so lief sie in den Park, schwang ihr Schnupftuch und in die Hände schlagend, und schreiend, verjagte sie die Raben. Gleichwohl war sie den ganzen Tag nachdenkend und unruhig. Unaufhörlich warf sie auf ihre beiden kleinen Töchterchen ihre Blicke und zwanzigmal umarmte sie diesen Tag die Kinder und sprach zu ihnen: Ihr seid nicht wohl, meine Lieben, ich finde euch heute so blaß.

Ach, in dem Herzen einer Mutter darf man die Starkmuth nicht suchen!

Einstens endeckte der Graf, daß einige Blätter von den hohen Zweigen der Tulpenbäume verbrannt und verdorrt waren. Er rief seinem Gärtner und sagte zu ihm: die Bäume meiner Kinder werden schlecht gepflegt; seht, ihre Blätter welken.

— Mein Herr und Gebieter muß wissen, daß das Uebel sind, die man nicht verhindern kann.

— Nein, ich weiß Das nicht, antwortete der Vater der beiden kleinen Zwillinge; ich weiß Das nicht....

Indem er diese Worte wiederholte, dachte er an seine Kinder, und er konnte nicht glauben, daß es Uebel gebe, die stärker sind, als alle angewandte Sorgfalt. Es gibt Väter, deren Herz so schwach ist, als wären sie Weiber.

— Ihr müßt diese beiden Bäume begießen, fügte der Graf hinzu.

— Wenn mein Gebieter mir erlauben will, so will ich ihm bemerken, daß es nicht die Trockenheit ist, was die beiden Tulpenbäume tödtet

— Was ist es denn? fragte H. von St.... mit Ungeduld; denn das Wort tödten, dessen sich der alte Bauersmann bedient hatte, durchfuhr ihn mit einem kalten Schauer.

Nun wohl! Das, was sie verdirbt, können weder Sie, noch ich verhindern. Es ist der böse Wind, der vom Meere her auf sie zuweht, was kann man dagegen thun?

— Von dieser Seite da eine Mauer bauen, die so hoch ist, wie die Schloßthürme; die Bäume meiner Kinder durch ein großes Gebüsch, durch einen ganzen Wald, wenn es nöthig ist, schützen, Das kann man.

— Und die Aussicht auf das Meer, die unsre gute Herrinn von ihrem Zimmer her so sehr liebt, sie wird ihr verloren gehen, sobald wir da ein Gebüsch pflanzen.

— Sie wird die Bäume ihrer Töchter wieder grünen sehen und sie wird das lieber haben, als alle Aussichten auf's Meer.

Wie der Graf befohlen hatte, wurde ein ungeheures Gehölz von grünen Bäumen, von Meertannen, zwischen die jungen Tulpenbäume und das Meer gepflanzt, aber Nichts konnte helfen, und die Bäume der Kinder verwelkten allmählig mehr und mehr.

Die kleinen Töchterchen litten ebenfalls: sie waren zu schnell herangewachsen; ihre Hände waren lang und mager, ihre Augen hatten etwas zu Sanftes, glichen zuviel Engels-Blicken; gleichwohl hatten ihre blassen Wangen eine lebhafte und rothe Farbe, auch setzte ein trockner und häufiger Husten, den die Mutter hatte, denselben seit langer Zeit sehr zu. Gott hatte es so gewollt. Die Familie von St.... hatte zwei anmuthige Geschöpfe weniger, und der Himmel zwei kleine Engel mehr.

Der Vater und die Mutter konnten sich nicht entschließen, die Reste ihrer geliebten Kinder nach einem entfernten Kirchhofe tragen zu lassen; sie gaben viele Almosen den Armen, sie erhielten von dem Bischof die Erlaubniß, einen Bezirk in ihrem Parke einzusegnen, sie versprachen daselbst eine Kapelle der schmerzenreichen Mutter Gottes zu errichten. Man grub zwischen die beiden Tulpenbäume ein Grab; die beiden Töchterchen hatten oft in derselben Wiege geschlafen: sie wurden in dasselbe Grabmal gebettet! Ich weiß nicht, ob der Todtengräber, als er das dunkele Schlafgemach ausgrub, einige Wurzeln der beiden Tulpenbäume abschnitt. Aber das ist gewiß, die beiden Tulpenbäume starben in demselben Monate, wie die beiden Kinder, vollends ab.

Und da ihre Eltern sich nicht trösten konnten, weil die beiden Lieben nicht mehr waren, so gaben sie auch nicht zu, daß man die todten Bäume ihrer Kinder herauswarf; sie bewahrten sie als traurige Erinnerungsmale ihres einstigen Glückes. (Gazette de Normandie.)

Die Bildsäule Cuvier's.

Der Französische Maler David hat vor Kurzem das Modell zu der Bildsäule, die dem Baron Cuvier in seiner Vaterstadt Montbelliard errichtet werden soll, vollendet. Cuvier wird in der Stellung des tiefsten Nachdenkens vorgestellt: mit der einen Hand hält er einen Griffel, mit der andern ein Papier, auf welchem das vollkommene Mastodon und dessen Skelett gezeichnet ist. Nahe bei der Bildsäule ist ein Säulenschaft, worauf der Kinnbacken des Mastodon liegt. Dieser Kinnbacken war es, der Cuvier den ganzen Bau dieses Thieres, welches bis dahin unbekannt war, errathen ließ. Der Künstler hat diese Idee gewählt, um den Naturforscher in einem recht glänzenden Augenblicke seines ruhmvollen Lebens darzustellen. Der Kopf ist vollkommen ähnlich, und das Denkmal ist sowohl des geistreichen Mannes, dem es geweiht ist, als auch des ausgezeichneten Künstlers, der es ausgeführt hat, würdig.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 18. October. N°. 32.

TREVIRIS.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz N°. 112. und bei C. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Einige Bemerkungen über die Materialien, aus denen die Römischen Denkmäler zu Trier bestehen.

Von Oberlehrer Steininger.

(Schluß.)

Daß aber die Wasserleitung an der Ruwer vorzüglich die Stadt mit Wasser versorgen sollte, das kann kaum bezweifelt werden; denn rücksichtlich der Bäder zu Trier bleibt immer die Stelle in Ausonius Mosella wichtig: Atria quid memorem viridantibus assita pratis? Innumeris super nitentia tecta columnis, Quid, quae fluminea substructa crepidine fumant, Balnea, ferventi cum mulciber haustus aperto Volvit anhelatas tectoria per cava flammas, Inclusum glomerans aestu exspirante vaporem? Ferner setzt er hinzu: Vidi ego defessos multo sudore lavacri Fastidisse lacus et frigora piscinarum, Ut vivis fruerentur aquis; mox amne refotos Plaudenti gelidum flumen pepulisse natatu. Hieraus scheint hervorzugehen, daß man die Bäder zu Trier nahe an der Mosel suchen müßte. Uebrigens sah ich selbst die Reste der Wasserleitung längs des ganzen Grünenberges bis Casel; aber man darf sich bei denselben die kostspieligen Anlagen nicht denken, bei welchen das Wasser über Bogenreihen floß, wie zu Metz oder in den Wasserleitungen zu Rom; man konnte hier seinen Zweck mit wenigern Kosten erreichen, und nur bei Kürenz und an der Ruver mochten höchstens einige Bogen nöthig sein, worüber der ungefähr 4 Fuß breite und 4—5 Fuß hohe Canal aus Ziegelsteinen geleitet wurde.

Wir kommen auf die sogenannten Propugnacula unserer Stadt, um auch von ihnen noch einige Worte zu sagen. Daß diese Gebäude den Forderungen Vitruv's keineswegs entsprechen, wenn er L. I. c. 5. runde oder polygonale Thürme und zwar auf den Stadtmauern haben will, muß bald auffallen; auch darf man die runden Thürme auf dem Ponte Lugano und Lamentano (bei Pronti) nicht vergleichen; da aber auf Ponte Salario und Mammolo viereckige Thürme, vielleicht aus späterer Zeit, sind, möchte man wohl auch die unsrigen unter den Propugnaculis dulden. — Was wollen sie indeß mitten in der Stadt? Als das Reich vollen Frieden genoß, und Trier, wie Ausonius sagt, pacis in mediae gremio secura quiescit, konnten sie als Propugnacula sicher nicht gebaut worden sein. — Sollten sie nicht in die Zeiten fallen, wo Trier durch die Barbaren viel gelitten hatte, und mancher nun bebaute Theil der Stadt in Feld und Gartenland verwandelt war, und die Häuser bei einzelnen Ueberfällen vielleicht enger mit Graben und Thürmen umgeben wurden? — Aber viel lieber würde ich sie als Gebäude des Mittelalters gar nicht zu den Propugnaculis zählen.

Die Einfälle der Barbaren erinnern uns an die Porta nigra. Die Beschädigung des Gebäudes ist an einigen Stellen sehr stark; die Mauern sind davon zuweilen durchsichtig geworden, und man sieht dann meistens gegen die Mitte der Steine Löcher, als wären Eisen eingesetzt gewesen. Man erinnert sich, daß etwas Aehnliches am Coliseum zu Rom statt findet. „In den schweren Steinen des Coliseums sieht man viele Löcher..... Diese Steine waren durch Eisen oder Messing unter einander verbunden; und die Augen, welche nach Beute spähten, überschauten auch den Werth des niedrigen Metalls nicht." (Gibbon, the decline and fall of the roman Empire ch. 71.) Wenn der erste Eroberer dem zweiten wenig Beute übrig ließ, mochte theils von Barbaren so was auch bei uns geschehen; aber noch mehr mochte die Raubsucht Anderer in jenen Zeiten geschäftig sein, Alles, was nur einigen Werth hatte, zu plündern und vieles Köstliche zu zerstören. Der Soldat, der Eroberer genießt den Augenblick; das Leichtbewegliche trägt er fort, wofür er gierige Käufer findet; was mühsam aus Mauern gebrochen werden muß; das Eisen der Fenster; das Blei, das sich auf Dächern findet; Holz und Steine, die zu neuen Bauten dienen, werden einer andern Klasse von Leuten überlassen, die sich theils eigenmächtig darüber Herr machen, theils eine kleine Summe dafür entrichten. Wie vieles Wichtige hat nicht auf die Art der Vandalismus der Reformation und der Franz. Revolution in neuern Zeiten zerstört! —

Die großen Steine des Simeonsthores und der Brücke scheinen noch immer ein Anstoß zu sein, wenn man diese Werke in eine Zeit setzt, wo die Trevirer schon lange Römisch waren. Das Coliseum, welches unter Vespasian gebaut wurde, und das Amphitheater zu Nimes beweisen, daß diese Art zu bauen nicht nur in den frühesten Zeiten in Italien gebräuchlich war; und in Betreff der Ordnung, nach welcher das Simeonsthor aufgeführt ist, bemerke man nur, daß an demselben die der Dorischen Ordnung charakteristischen Triglyphen fehlen. De Bioul, der gelehrte Bearbeiter Vitruv's, sagt darum in seinem Briefe über unser Stadtthor (Kron. No. 16. 1819.): Tous les édifices de l'ancienne architecture grecque sont de l'ordre dorique, tandis que le votre est d'ordre toscan. Was übrigens Länge und Breite der Gebäude, selbst was die Säulenmaaße bei Vitruv betrifft, gilt streng eigentlich nur für Tempel; bei andern Gebäuden treten andere Verhältnisse ein. Man lese nur L. V. c. 9.

Wegen der Brückenpfeiler können wir von Dem, was früher gesagt wurde, nicht abgehen, wir berufen uns auf sachkundige Männer, welche mit eigenen Augen sehen und selbst urtheilen mögen. Nur setzen wir hinzu, 1) daß die Basalte der Pfeiler durch eingebleites Eisen unter einander verbunden zu sein scheinen. Ein Basaltquader, welcher, wahrscheinlich von dem Baue des neuen Bogens unter den Franzosen herrührend, vor der Brücke liegt, und noch solches eingebleites Eisen hat, dürfte zum Beweise dienen. 2) Wir können den Ausdruck nicht unterschreiben, daß beim Baue unserer Brücke alle Regeln der Hydrostatik außer Acht gelassen seien. Daß hier von keiner Theorie die Rede sein könne, wird Niemand bezweifeln; wird dann aber nicht nur die Breite des Flußbettes und der gewöhnliche Wasserstand, sondern auch die Höhe des Ufers berücksichtigt, so wird man gewiß solches Urtheil nicht fällen. 3) Nach den über den Pfeilern auf der Südseite der Brücke sich befindenden Fratzen zu urtheilen, sind alle Bogen neu; daß aber die Römer die Bogen aus Basalt, wie die Pfeiler, aufgeführt haben sollten, ist wegen des zu großen specif. Gewichts des Basaltes mehr als unwahrscheinlich.

Bis wir Gelegenheit bekommen, uns mit den Trierischen Alterthümern näher bekannt zu machen, mag Gegenwärtiges als Nachtrag zum früher Gesagten dienen.

Ueber die Römischen Denkmäler im Großherzogthum Lützemburg.

Von Apotheker Primmeyr.

(Schluß.)

In einem Privathause zu Arlon wurde vor ungefähr 20 Jahren ein kleines unterirdisches Gewölbe entdeckt. Der Finder und Eigenthümer des Hauses wähnt hierin einen verborgenen Geldschatz: er reißt sogleich das Gewölbe auf und sieht verwundert auf einer auf dem Boden ruhenden Steinplatte drei hohe irdene Krüge von seltener Form, vier durchaus mit Grünspan bedeckte, flache Lämpchem und eine zinnerne Büchse: Alles symmetrisch aufgestellt. In seinem Eifer öffnet er hastig die Büchse und findet darin eine silberne Kette und ein Pettschaft. Wo dergleichen Dinge sind, meint der Mann, da möge auch Geld vergraben liegen. Er schafft das Gefundene bei Seite, durchgräbt und durchwühlt Grund und Gemäuer, doch ohne Erfolg. Nun untersucht er die irdenen Krüge: sie enthalten Nichts als Kalkstaub; ärgerlich wirft er sie in die Grube zurück, daß Scherben und Inhalt im Schutt herum liegen. Die Lämpchen werden erst vom Schmutz und Grünspan gereinigt, dann geprobt, ob sie nicht etwa Silber enthielten. Zu diesem Ende muß Eins davon tüchtig zerquetscht, sodann entzwei geschlagen werden. Der Mann, — mehr auf baares Geld, als auf Curiositäten haltend, — trifft sogleich einen Handelsjuden und verkauft ihm, was Werth hat, nämlich silberne Kette und Pettschaft. Doch blieb die ganze Entdeckung völlig geheim, damit nicht etwa die Obrigkeit (so heißt es) Rechenschaft darüber fordere oder weitere Nachsuchungen anstellen möge. Einige Zeit nachher geht der Mann zum dortigen (jetzt verstorbenen) Apotheker **Biggel**, der als Liebhaber von Antiken und andern Seltenheiten bekannt war, und bietet ihm Lämpchen und Büchse feil. Der kluge Antiquar scheint nicht glauben zu wollen, daß die Sachen wirklich von hohem Alter seien; erst will er wissen, auf welche Art Jener in ihren Besitz gelangt sei. Um ihn nun vollends zu überzeugen, erzählt ihm der Finder den ganzen Hergang der Sache. Biggels Neugierde wird dadurch auf's Höchste gespannt; er verlangt die Grube selbst zu besichtigen, sei es auch nur, um die Scherben der zerschlagenen Krüge wieder aufzulesen. Dies wird ihm, — jedoch bei wiederholter Empfehlung, das Geheimniß treu zu bewahren — gestattet. Er begiebt sich dahin; man scharrt die Hölung von Neuem auf; die köstlichen Fragmente werden sorgfältig aus dem Schutt zusammengesucht; er besieht den Stein genau, worauf jene Gefäße gestanden, und findet daran weder Schrift noch sonst ein Denkzeichen. Sein eifrigstes Bemühen ging jetzt dahin, die zerbrochenen Vasen vermittelst Aneinanderkitten ihrer Theile wieder herzustellen, was ihm denn, nach vieler Anstrengung, nur zum Theil gelang: doch nahm er davon eine vollständige Zeichnung auf, je nachdem sich die muthmaßliche Form des Ganzen, gemäß dem Vorhandenen, auswies. Auch von den Lampen und der Büchse zeichnete er genaue Abbildungen in Tusch, die er mir später, nebst einem Reste eines der erwähnten Gefäße, vorzeigte; die Gegenstände selbst verschenkte er wieder.

Auf diesen Krügen, wovon die zwei größern ziemlich von einerlei Form gewesen, war übrigens nichts Besonderes zu entdecken, als, daß am Fuße des Einen das einfache Wort **MARCI** eingegraben stand. Sie waren verhältnißmäßig hoch, mit sehr engen Mündungen, glichen überhaupt den wahren Aschen-Krügen der Römer und mögen zuverlässig auch Todtenasche — nicht Kalkstaub enthalten haben. Die zinnerne Büchse, von cilindrischer Form, ungefähr 3 Zoll hoch und eben so weit, war gegossen und äusserlich mit Bildwerk verziert, dessen ich mich jetzt nicht mehr erinnere. Die feuchte Kellerluft hatte dies Metall ebenfalls stark oxidirt. Die Lämpchen, aus rothem Kupfer, fast birnförmig gebildet, doch oben und unten flach, hatten an ihrem schmälern Ende das Röhrchen, an dem breitern die nach oben eingekrümmte Handhabe (Griff). Schade nur, daß jener pfiffige Entdecker selbe gereinigt und ausgebrannt hatte, um das vermeinte Silber zu erproben! Die beliebte Fabel von solchen Grabeslämpchen, die Jahrhunderte fortbrennen an ihrem Dochte von Asbest, an ihrem philosophischen Oel, hätte darin wohl ein brauchbares Argument — pro oder contra finden mögen.

Aus der Einrichtung dieser mysteriösen Gruft zu urtheilen, muß sie demnach eine Familien-Grabstätte gewesen sein, welcher man, — gegen die allgemeine Römersitte, — diesen verborgenen Raum bestimmt, um sie, — vielleicht in sehr bewegter Zeit, — vor Entweihung zu sichern.

Schlußanmerkung. Der seel. Apoth. **Biggel** war nicht nur ein fleißiger Antiken- und Naturalien-Sammler, sondern auch ein gründlicher Kenner, der bei allen

seinen Untersuchungen bescheiden und scharfblickend zu Werke ging. Er sammelte jedoch meistens nur für Andere und, leider! für's Ausland. Sein Name ist in Paris und Wien, wo er correspondirte, vielleicht nicht so unberühmt, als im eigenen Vaterlande.

Die Pagen am Hofe Napoleon's.

(Schluß.)

Uebrigens war der Kaiser sehr gütig gegen seine Pagen, er dutzte sie fast alle, vorzüglich die kleinsten; aber er mußte dann auch guter Laune sein. Komm her, Kleiner! war einer seiner Lieblingsausdrücke, wenn er Etwas von einem derselben zu begehren hatte. Wenn er nicht zufrieden war, so redete er sie mit Herr an und ließ dann den Namen der Familie folgen, den er sehr laut und vernehmlich aussprach.

Er bediente sich nie gegen sie der Ausdrücke: kleiner Schurke und kleiner Bengel, als ein einzig Mal, bei folgender Gelegenheit.

Eines Abends, als er in dem kleinen blauen Saale zu Malmaison mit Josephinen allein war, rief er und forderte eine Tasse Thee. Der Page, der den Dienst hatte und sich in einem Seitenzimmer befand, brachte eine. Indem er sie auf der Platte überreichte, hätte er, wie das gewöhnlich war, in einer ehrfurchtsvollen Entfernung stehen bleiben müssen, aber da er dem Kaiser die Mühe sparen wollte, sich zu erheben und sie nehmen zu kommen, trat er hinzu, seine Fußspitze verwickelte sich in eine Falte des Teppich's, der auf dem Boden lag, und weil er die Platte nur mit einer Hand hielt, verlor er das Gleichgewicht, und goß die Tasse über die Beine des Kaisers, der unglücklicherweise diesen Tag keine Stiefel anhatte. Napoleon zog sich mit einem Zeichen von Schmerz zurück und sagte zu ihm: Kleiner Bengel, pack dich!... Kannst du nicht acht geben, was du machst, statt in den Spiegel zu sehen! „Josephine brach in ein lautes Gelächter aus: Mein Gott! Buonaparte, sagte sie zu ihm, was Du jetzt seit einiger Zeit für Ausdrücke brauchst; eine recht häßliche Gewohnheit! — aber, entgegnete der Kaiser, dieser kleine Schurke da hat mir die Waden verbrannt!“ Der kleine Page schämte sich und lachte nicht; denn es verhielt sich wirklich so. Als er in den kleinen blauen Saal trat, hatte er in den Spiegel gesehen, um über die Anmuth urtheilen zu können, womit er seine Platte überreichen wollte: glücklicherweise war die Tasse, obschon von feinem Porzellan, nicht verbrochen; der Kaiser hob sie selbst auf und die Kaiserinn sagte halblaut: „Es ist doch noch ein Glück beim Unglück.“

An einem Sonntage zu Saint-Cloud, vor der Messe, waren der größte Theil der Marschälle, viele Generäle und beinahe Alle, die den Dienst im Schlosse versahen, im Vorhause unten an der großen Treppe versammelt. Man wartete, bis der Kaiser herunter kam, um in die Kapelle zu gehen. Unter ihnen waren auch zwei Pagen. Während des Wartens erzählte ein Husaren-Obrist einem Kammerherrn die Geschichte eines Duells, das er mit einem seiner Kameraden in Italien hatte. Der Offizier drückte sich mit so viel Feuer aus, daß es schien, als stände er noch vor seinem Gegner, und daß er in den Herzen der beiden Pagen einige Funken kriegerischen Muthes anfachte. Es scheint, daß schon seit langer Zeit zwischen diesen beiden Herrchen eine Art Rivalität statt fand, welche durch die Erzählung des schönen Husaren-Offiziers immer mehr zunahm, denn schon hatten sie wilde Blicke gewechselt; bald machten sie drohende Bewegungen gegen einander und nahmen sich am Ende bei den Haaren, ohne auch nur vorher einen Laut miteinander gewechselt zu haben.

Die hohen Zuschauer ihrer Fehde wollten sie anfangs von einander trennen und suchten ihnen Vorstellungen zu machen, wie unanständig es für zwei Pagen sei, sich in dem Kaiserlichen Pallaste, in Gegenwart einer solchen Gesellschaft, und in dem Augenblicke, wo man den Kaiser erwarte, so aufzuführen. Alles war vergeblich. Der Husaren-Offizier, ohne Zweifel böse darüber, daß seine Erzählung plötzlich unterbrochen wurde, statt den beiden Kämpfern Halt! zuzurufen, ließ einen Kreis um sie bilden, und ungehindert gaben sie da, durch Bewegungen und Zurufen angefeuert, den großen Würdeträgern der Krone, ein Schauspiel, was für sie ganz eigener Art war. So oft einer von den Kämpfern dem andern einen Stoß mit der Faust gab, vermehrte das Bravo! gut! tapfer drauf! ihre Wuth und ihr Feuer. Plötzlich kündigt ein Thürsteher oben auf der Treppe den Kaiser an. Bei diesem Worte stob der Kreis, der die Kämpfenden umgab, auseinander und entzog sich den Blicken des Kaisers. Die Ehrfurcht malte sich auf allen Gesichtern; Jeder nahm die Stelle ein, die ihm angewiesen war. Indessen die Bewegung, die statt gefunden hatte, war nicht genug mit Ordnung vor sich gegangen, daß der Kaiser nicht hätte bemerken sollen, vor seiner Ankunft sei hier etwas Außerordentliches vorgefallen. Indem er sich gegen den Marschall Duroc wandte, sagte er: „Was ist Das, es scheint, man hat mich nicht erwartet!“ und so setzte er seinen Weg zur Kapelle fort.

Wie man sieht, war der Dienst der Pagen nicht sehr beschwerlich: zwei von ihnen waren gewöhnlich um die Kaiserinn. Der äelteste hatte die Ehre, die Schleppe ihres Kleides oder ihres Mantels zu tragen; der andere ging vor ihr, und beide begleiteten sie so bis zu ihrem Saale hin.

Auf der Jagd war der Kaiser immer von zwei Pagen gefolgt. Die Hälfte alles Wildprets, was der Kaiser erlegte, gehörte von Rechtswegen dem ersten Pagen. Er war es, welcher dem Kaiser die Jagdflinte hinreichte, nachdem er sie von dem Mameluken, der sie selbst aus den Händen des Büchsenträgers nahm, erhalten hatte.

Zu Paris versahen wenigstens 6 Pagen den Dienst beim Kaiser; zwei folgten ihm, wenn er zu Pferde stieg, oder wenn er ausfuhr. In diesem Falle ritt der eine von ihnen vor dem ersten Reiter, der andere hielt sich bei dem Kutschenschlage.

Wenn der Kaiser sich eines Staats-Wagens bediente, z. B. des Krönungs-Wagens, so stiegen darauf so viele Pagen, als der Wagen tragen konnte.

Bei den Audienzen, an den großen Visiten-Tagen hatten wenigstens 8 und zuweilen 12 Pagen den Dienst Sie gingen vor den beiden Majestäten einher, wenn diese aus ihren Gemächern traten, und bildeten die Reihe, wenn sie wieder hinein gingen.

Wenn die beiden Majestäten des Nachts in das Schloß zurückkamen, so erwarteten zwei Pagen sie in dem großen Vorhause, um vor ihnen her zu gehen. Sie hielten in der Hand einen Leuchter, besetzt mit Wachskerzen, den sie an die Kammerbedienten abgaben, wenn sie an die Thüre der innern Gemächer gekommen waren.

Der Titel eines Pagen wurde sehr gesucht; alle die vornehmsten Familien bewarben sich darum für ihre Kinder. Diese Stelle hatte für Diejenigen, die sie erhielten, einen doppelten Vortheil: erstens lebten sie in der Nähe des Kaisers, dann bahnte dies Amt ihnen den Weg zu den ausgezeichnetsten Posten. Wenn das Kai-

serthum länger bestanden hätte, so wären gewiß Diejenigen, welche Pagen gewesen waren, sehr hoch angekommen; denn zu der Anhänglichkeit, die der Kaiser für sie hatte, konnte er noch das Vertrauen hinzufügen, weil er der Erziehung, die sie genossen hatten, ganz gewiß war.

Schilderung der Janitscharen.

Von einem Ottomanischen Schriftsteller.

In den unglücklichen Feldzügen der letzten Zeiten, wie waren damals die Truppen der Janitscharen zusammengesetzt? Diese betrügerischen Anführer, welche 50 bis 60,000 Soldaten von Janitscharen angaben, was für Menschen hatten sie wirklich unter ihren Befehlen? Elende Geschöpfe, deren gewöhnliche Beschäftigung darin bestand, die armen Einwohner von Konstantinopel und die zinspflichtigen Unterthanen zu quälen; Ringer, Lastträger, Pastetenbäcker, Schiffer, die unfähig waren, die Waffen zu tragen, oder Eckensteher, die sich ein Geschäft daraus machten, während der Osterzeit ihren Mantel auf die Erde zu breiten, um die Christlichen Unterthanen, welche vorübergingen, zu nöthigen, eine oder zwei Geldmünzen darauf zu werfen; schlechte Subjekte, welche Schrecken einzuflößen und sich einen Schein von kühnem Muthe zu geben suchten, indem sie stolz die Wunden ihres Feldzuges auf ihren Armen zeigten, indem sie mit nackten Beinen daher gingen, geschmückt mit einem ungeheuern Turban, der sich mehr als eine Elle hoch über ihrem Haupte emporhob; Prahler, die nie eine Flinte angerührt hatten, die nichts in Händen hatten, als ihre Pfeife, ihr Ruder, die Werkzeuge ihrer Profession; die sich schmeichelten zum Siegen weiter nichts nöthig zu haben, als ihre Waffen zu zeigen und ein schreckliches Geschrei zu erheben, und zu sich selber sagten: Wenn ich einen Feind werde ausgeplündert und ihm sein Pferd werde geraubt haben, so mache ich mich in meine Heimath zurück; tapfere Leute, ohne Einsicht, die, während der Schlacht verwirrt, in ihre Flinten zuerst das Blei, dann das Pulver luden, oder die, überzeugt, daß, je stärker die Ladung des Pulvers sei, die Kugel desto weiter gehen müsse, ihre Flinten übermäßig voll stopften, sa daß sie sprangen, und ihre Nachbarn oder sich selbst verwundeten oder tödteten; lächerliche Reiter, die, indem sie ihren Säbel aus der Scheide zogen, die Seiten ihres Pferdes verwundeten, ihnen die Spitze eines Ohres abschlugen, oder ihnen einen Einschnitt in den Hals machten, dann mit einer triumphirenden Stimme riefen: Voran, mein Pferdchen! und sich so dem Gelächter der ganzen Welt Preis gaben.

Mit diesem zusammengerafften Gesindel, welches man Janitscharen nannte, mit diesen Banden elender Menschen, die ungeschickt ihre Waffen schwenkten, zogen die Generäle in größter Pracht zu den Thoren von Konstantinopel heraus, um in der Ebene von Davoud-Pacha ihr Lager zu beziehen. Kaum waren sie an diesem Orte angelangt, so verließen die meisten dieser vermeintlichen Soldaten, in der Hoffnung, sich der Ration, die die Offiziere noch nicht erhalten hatten, zu bemächtigen, ihre Kameraden, und kehrten in die Stadt zurück, ohne daß die Führer sie daran hinderten; die Andern setzten ihr Treiben auf ihrem Weze fort. Ueberall bezeichneten Bedrückungen, Schändlichkeiten aller Art, zu Ehren ihrer Nation, Diebstahl, Raub, Mord, ihre Spuren.

Wenn sie in einer Stadt oder in einem Dorfe anhielten, so hefteten sie auf die vordere Seite der Buden Zolltafeln, auf welchen die unterscheidenden Zeichen ihrer Compagnien standen, und sie nahmen den unglücklichen Handwerkern für die Ehre, die sie ihnen anzuthun behaupteten, einen Theil ihres Tagelohns. Endlich auf die Kriegs-Schaubühne gekommen, haben sie oft, ehe sie den Feind gewahr wurden, und auf die leisesten Nachrichten von seinem Anzuge, ihr eigenes Lager geplündert, den Weg der Flucht eingeschlagen und das Land den feindlichen Einfällen Preis gegeben: ein schändliches Benehmen, welches sie ewig braudmarken wird.

Früher blieben diese Leute, während die verschiedenen andern Kavallerie-Corps den Angriff der Ungläubigen aushielten, eingeschlossen in ihrem Lager und betrachteten aus der Ferne den Kampf. Einige von ihnen, welche sich ein Paar Schritte vor die Verschanzungen wagten, luden mit Mühe ihre Gewehre und schossen nur, um ihre Bravour zu zeigen. „Da, wo ihr steht, schrie man ihnen zu, darf man nicht schießen, es finden sich Muselmänner zwischen euch und dem Feinde; eure Kugeln werden eure Brüder treffen. — Bekümmert euch nicht darum, antworteten sie, unsere Kugeln kennen den Feind, sie werden sich nicht verirren."

Wenn Einer von ihnen durch eine Kugel getroffen wurde, so schrieen sie alsobald: Ach! der Kamerad ist todt.

Sie ergriffen ihn, zogen ihn bei Seite, machten ein Loch, und, nachdem sie ihn seiner Waffen und seiner Kleidungsstücke beraubt hatten, legten sie ihn hinein, und deckten ihn zu, obschon er noch athmete, und obschon es vielleicht noch möglich war, ihn zu heilen.

Dieser unmenschliche Gebrauch war bei ihnen geheiligt, und ich weiß folgendes Ereigniß durch einen Offizier, der das vollkommenste Vertrauen verdient. Janitscharen machten Vorbereitungen, diese barbarische Behandlung an einem Verwundeten zu vollziehen, an einem Verwundeten, der noch kläglich ächzte. „Gnade! rief dieser Unglückliche, begrabt mich nicht lebendig!" Der Offizier lief hinzu. „Kameraden, sagte er, dieser Mensch lebt ja noch, warum wollt ihr ihn begraben? — Man muß auf seine Klagen nicht achten, antworteten sie; er ist schon lange todt, nur sein verrückter Geist schreit noch."

Der Jude als Schütze.

Ein Jude hielt sich einen Jäger,
Und hatt' doch keine Jagd;
Deß' wundert sich so mancher Pfleger
Der edlen Waidmannschaft.
„Es kann mich user nicht verdrieße,"
Erwiedert Hirsch mit Witz,
„Ich muß doch Manchem viel vorschieße,
„Und könnt's nicht ohne Schütz."

Creutz.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 22. October. N°. 33.

Treviris.

Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal (am Mittwoch und Samstag) in Nummern von einem halben Bogen. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz N°. 112. und bei C. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den Ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Die Insel St. Helena und Napoleon's Grabmal *).

Am 13. Februar Nachmittags gelangten wir in die Breite von St. Helena, die Luft war jedoch so trübe, daß wir kein Land erblicken konnten, weßhalb Capitain Wendt zur Vorsicht den östlichsten Lauf nahm, den die Chronometer am Bord der Prinzeß gaben. Erst gegen Abend klärte sich der Himmel auf, und nun sahen wir St. Helena dicht vor uns in Westen liegend; steil erhob sich diese Felsenmasse aus dem Meere, von Ferne her nichts Lebendes dem Auge zeigend. Es war am heutigen Tage schon zu spät, um noch die Rhede der Insel zu erreichen, somit legten wir bei und kreuzten die Nacht hindurch im Angesichte der Insel. Am folgenden Morgen segelten wir wieder, schon mit Tagesanbruch, dem Lande zu, und bald wurden uns die Gegenstände auf demselben deutlich. Fast alle Spitzen der Insel sind mit Flaggenstöcken besetzt, und das Signalisiren daselbst, von dem einen Punkte zu dem andern, nimmt gar kein Ende; alle nur irgend zugänglichen Punkte auf dieser Insel sind mit starken Festungswerken, meistens mit verdeckten Batterien besetzt. Von der südwestlichen Spitze der Insel, dem Sugar loaf Hill bis zum James Town, passirten wir allein 5 sehr bedeutende Batterien und außerdem waren noch mehrere kleine Punkte der Insel, wo man hätte landen können, fest besetzt. Bei dem Werke von Sugar loaf Hill muß jedes Fahrzeug ein Boot aussetzen und um die Erlaubniß bitten, vor James Town ankern zu dürfen.

Wenn früher zu den Zeiten des Krieges ein Schiff gesehen wurde, dann gab man vom Flaggenstock aus ein Signal durch Kanonenschüsse, sah man aber mehr als 2 Schiffe zu gleicher Zeit, so wurde von allen Batterien durch Kanonen signalisirt, und Jedermann begab sich sogleich auf seinen Posten. Gegenwärtig unterbleibt diese Vorsichtsmaaßregel, man hat aber auch durch Batterien jeden Zugang so ziemlich unmöglich gemacht.

Schon des Morgens um 8½ Uhr gingen wir bei James Town vor Anker und fanden auf der Rhede nur 5 fremde Schiffe liegen, zu denen noch an demselben Tage 4 andere hinzukamen; aber kein Englisches Kriegsschiff lag daselbst. Alle diejenigen Schiffe, welche auf der Rückkehr von China, den Englischen, Spanischen, Holländischen und Portugiesischen Besitzungen und Indien begriffen sind, die gehen hier bei St. Helena lieber vor Anker, als am Cap, um Erfrischungen und frisches Wasser einzunehmen.

Seitdem ein Werk, wie das vom General Beatson *) über St. Helena erschienen ist, würde ein längerer Aufenthalt auf dieser Insel nöthig sein, um noch etwas Neues darüber mitzutheilen; wir wollen uns deßhalb nur darauf beschränken, einen kurzen Bericht über unsern Besuch von Long-Wood und dem berühmten Grabe auf St. Helena zu geben.

Die freundliche James-Stadt, etwa einige 1000 Schritte von dem Landungsplatze entfernt, ist in einem engen Thale gelegen, welches sich schnell erhöht und zu beiden Seiten mit den steilsten Felsenwänden eingeschlossen ist. Die Stadt, welche durch Ordnung und Reinlichkeit alle andre Städte der Tropen übertrifft, erstreckt sich in jenem Thale wohl ¾ Meilen weit hinauf; sie ist durch eine Mauer vom Meere getrennt und der Eingang durch dieselbe ist noch 200 Schritte von dem Landungsplatze entfernt. Von hier an ist dicht am Ufer Alles mit Kanonen und Wurfgeschützen besetzt. Die größten Haufen von Kugeln, Bomben und Granaten sind hier in Reihen aufgepflanzt, nur eine Allee von Ficus religiosa ist das einzige Grün, welches man neben diesen furchtbaren Vertheidigungs-Anstalten zu sehen bekömmt.

Dicht vor dem Thore befindet sich der Markt, welcher mit den herrlichen Erzeugnissen der Tropischen Gegenden, wie mit denen der gemäßigten Zonen gefüllt

*) Aus: Reise um die Erde, ausgeführt auf dem Königlich Preußischen Seehandlungsschiffe Prinzeß Louise, Commandirt von Capitain W. Wendt. In den Jahren 1830, 1831 und 1832. Von Dr. F. J. F. Meyen. Zweiter Theil. Historischer Bericht. Berlin, 1835. S. 405–411.

*) Tracts relative to the Island of St. Helena. London 1816. 4°.

ist. Hier werden Feigen, Pfirsiche, Birnen, Weintrauben, Zuckerrohr, Bananen, Rosenäpfel (Myrtus Jambos), neben Gurken, Kürbissen, Schoten, Kohlrüben, Rüben, Spanischem Pfeffer, Kartoffeln, Camoten und vielen andern Sachen zum Verkaufe ausgestellt und meistens sind es Chinesen, in ihrer landesthümlichen Tracht, welche diesen Handel betreiben. Noch eine zweite Mauer mit einem Thore umgibt die Stadt von der Seeseite, sie ist aber auf ihrer äußern Seite von Erde gebaut und mit Wohnungen in ihrem Innern versehen.

Gleich bei dem Eingange in die Stadt erheben sich auf dem linken Ufer des Thales die schroffen Felsenmassen, welche unter dem Namen des Leiter-Berges (Lader Hill) bekannt sind und bei einer außerordentlichen Steilheit eine Höhe von 600 Fuß erreichen. Eine prachtvolle Fahrstraße hat man mit großem Kostenaufwande im Zickzack auf die Spitze dieses Berges geführt; neuerlichst hat man aber eine Treppe daselbst erbaut, welche ununterbrochen von der Stadt aus bis zur Spitze des Berges hinaufläuft und zu beiden Seiten mit Eisenbahnen und den dazu gehörigen Maschinerien versehen ist, um das schwere Geschütz und alle dazu gehörigen Provisionen hinaufzuwinden. Diese Treppe hat 806 Stufen und ist ein großes überall untermauertes Bauwerk; auch große hängende Blöcke der basaltischen Lava, welche das Gestein dieses Berges, sowie das der ganzen Insel bilden, sind mit größter Vorsicht untermauert, denn ihr Herabfallen würde der Umgegend am Fuße des Berges, welche ganz bebaut ist, großen Schaden zufügen. Wir versuchten diese großartige Treppe zu besteigen, fanden sie aber, nachdem wir sie zum größten Theile erstiegen hatten, so außerordentlich steil, daß wir von Schwindel ergriffen, schnell umkehren mußten. Wer die hohen Bauten der Gothen bestiegen hat, der wird wissen, wie beschwerlich es ist, 3 bis 400 Stufen ununterbrochen zu steigen, und diese Treppe steht ganz frei, wodurch die Beschwerlichkeit scheinbar gesteigert wird. Aber dennoch wird diese Treppe von Soldaten und andern Leuten, welche bei den Batterien und dem Observatorium beschäftigt sind, zum gewöhnlichen Wege benutzt, indem man sie der schönen Fahrstraße vorzieht, welche sich, über eine halbe Meile lang, am Abhange des Berges hinaufzieht.

Nach einem kurzen Aufenthalte in der James-Stadt bestiegen wir die Pferde und machten, in Gesellschaft des Capitain Wendt, einen Ritt nach Long-Wood und dem berühmten Grabe dieser Insel.

Der Weg dahin führt auf dem rechten Ufer des James-Thales, in dessen Mündung die Stadt gelegen ist. Die Wege sind an den Abhängen der Berge ausgehauen und zur Seite mit 3 Fuß hohen Mauern eingefaßt. An den nackten schwarzen Felsenwänden, welche diese Gegend bilden, erblickt man hie und da ein armseliges **Pelargonium**, als **Pelargonium inquinans**, **P. capitatum** und **cucullatum**, gleichsam Repräsentanten der Afrikanischen Flora, zu der St. Helena ganz entschieden gehört. Der **Cactus ficus Indica** ist daselbst an verschiedenen Stellen gepflanzt, um das Herabrollen verwitterter Felsenmassen zu verhindern.

Weiter hinauf in dem James-Thale befindet sich ein niedlicher Wasserfall, es ist am Ende einer Schlucht, wo sich ein ziemlich runder Platz befindet, dessen Wände ganz steil, sich über 100 Fuß hoch erheben und in SW. z. W. das James-Thal öffnen. Das Wasser, welches von der Höhe herabkommt, fällt in diesen trichterförmigen Raum und wird, durch die Höhe des Falles, gänzlich in Staub verwandelt. Die Wände und der Boden jenes großen Bassins sind mit einer schönen grünen Decke von Gräsern und andern kleinen Pflanzen bezogen, und gewähren, innerhalb dieser großen und todten Felsenmasse, einen sehr angenehmen Anblick. Man hält dieses ganze trichterförmige Bassin für einen Krater, eine Vermuthung, welche auch in ähnlichen Fällen immer sogleich aufgestellt wird, die aber hier gewiß sehr unrichtig ist. Es wäre sehr eigenthümlich, wenn sich seitwärts, rundherum um diesen Krater, der in der basaltischen Lava selbst sitzt, so außerordentlich hohe Berge von eben demselben Gesteine erhoben hätten, aus dem der Krater gebildet ist.

Erst auf dem Rücken der Bergkette, welcher wohl über 1000 Fuß hoch liegen mag, sieht man Wälder von Kiefern, und zwar von unserer **Pinus sylvestris**. Hier sind die Wege mit der **Agave lurida** eingefaßt, welche zu der Zeit unserer Anwesenheit in Blüthe stand und sich außerordentlich schön ausnahm. Von der Ferne her konnten wir diese pyramidenförmigen Gewächse, welche wir anfangs für Bäume halten mußten, nicht erkennen. Neben den bekannten Kiefern stehen herrliche Acacien, der **Myrtus Jambos** und in unendlicher Masse hat sich daselbst der gemeine Heckkame, der **Ulex Europaeus**, eingenistet, der nun nicht mehr auszurotten ist. Noch weiter hinauf auf diesem Plateau, welches sich, mehr oder weniger unterbrochen, über die ganze Insel ausbreitet, stehen Eichen neben Bambusen, **Sorbus**, **Cupressus** und die meisten unserer schönen Gartenbäume. Der prachtvolle **Cupressus sempervirens** bildet hier eben so schöne Pyramiden, wie auf Isola bella im Lago maggiore. Die Landhäuser dieser Gegend sind ganz im Englischen Geschmacke erbauet; man muß oft erstaunen, dicht neben den kahlsten basaltischen Felsen, die freundlichsten und prächtigsten Englischen Sommerwohnungen zu sehen.

Napoleon's Grab ist auf dem Wege nach Long-Wood gelegen, daher wir es zuerst besuchten; es befindet sich in einer höchst romantischen Gegend, in einem Kesselthal, Dewil's Punch Bowl genannt, welches durch Regenwasser, das sich hier aus der ganzen Umgegend sammelt, der Cultur des Menschen an verschiedenen Punkten wenigstens zugänglich gemacht wird. Nach WSW. öffnet sich dieses Thal und man blickt von hier aus weit in die See hinein; in der Ferne erblickt man Long-Wood und rings umher nichts, als nackte Felsenmassen, bis auf einige wenige Stellen, welche spärlich mit Gras bewachsen sind. Man sagt, daß Napoleon auf seinen Spaziergängen von Long-Wood aus häufig nach dieser Gegend gekommen sei und auf einem Plätzchen, nahe einer kleinen Cysterne, auszuruhen und aus ihr zu trinken pflegte. Zu diesem Zwecke ließ Napoleon einen silbernen Becher an der Felsenwand aufhängen, aus der jenes Wasser der Cysterne heraussiekert. Noch lange nach dem Tode jenes Mannes ist dieser Becher bei der Quelle gewesen, und jeder Reisende, welcher seine Wallfahrt nach dem berühmten Grabe machte, schätzte sich glücklich, aus jenem Becher zu trinken. Gegenwärtig ist der Becher verschwunden, das Gouvernement hat ihn in Beschlag genommen, und ein einfaches Glas vertritt jetzt die Stelle jenes Bechers. (Schluß folgt.)

Nicht alle Volkssagen verdienen Glauben, auch nicht Alles, was geschrieben oder gedruckt ist, ist wahr.

Miscellen von M. F. J. Müller.

Wären alle Volkssagen wahr, wäre Alles wahr, was wir schwarz auf weiß lesen, so müßten wir z. B. glauben:

1) Trebeta, angeblich ein Assyrischer Prinz,

habe 1300 (1250) Jahr vor Erbauung Roms die Stadt Trier gegründet.

2) Daß um das Jahr 573 ein neugebornes uneheliches Kind den Rustikus als seinen Vater und Flavia seine Mutter in Gegenwart mehrer Zeugen mit einer lauten Stimme genannt habe.

3) Die Abtissinn Luitgarde zu Irminen, eine Enkelinn des Trierischen Erzbischofs Egilbert (1101), ein junges, schönes und in den Schriften erfahrenes Fräulein sei eine tugendhafte Vorsteherinn dieses Klosters und zugleich eine Zauberinn gewesen.

4) Nach dem Tode des Erzbischofs Thietgaud (869) habe sich auf dem Erzbischöflichen Stuhle ein großer schwarzer Hund gelagert.

5) Daß die Trierischen Juden im Jahr 1066 eine ihrem Verfolger, dem Erzbischof Eberhard, ähnliche Figur in Wachs geformt, dieselbe an einen Bratspieß gebunden, dann zum Feuer gebracht haben, und, so wie dieses Bild nach und nach geschmolzen, habe Eberhard's Leibesschwäche zugenommen; und nachdem die wachsene Puppe ganz geschmolzen war, sei der Erzbischof gestorben.

6) Daß aus dem, in der Trierischen Domkirche ehedem aufbewahrten h. Nagel helles Blut geflossen sei, nachdem der Bischof von Metz während des Gottesdienstes (1027) diesen Nagel zu sich geschoben hatte, in der Absicht, denselben mit nach Metz zu nehmen, und daß der Teufel durch den Mund eines von ihm besessenen Menschen die Aechtheit dieses Nagels bezeuget haben soll.

7) Daß um das Jahr 1120 einige Stunden von Trier ein von niedergerissenen Kirchen erbautes, von einem recht bösen Junker, der sich Brumicho nannte und den Trierischen vieles Ungemach zufügte, bewohntes Schloß bestanden habe, dessen Verwalter und Vertheidiger ein in demselben einquartirter leiblicher Teufel gewesen sei, welchem der Junker täglich in der Mittagsstunde in einem abgelegenen Gemach so viel Nahrung anftischen ließ, daß man drei Mann damit hätte speisen können. Diese habe der unsichtbare Gast in wenigen Sekunden aufgefressen und dabei einen einem zankenden Hunde ähnlichen Lärm hören lassen.

8) Daß der Französische General Bovillers, der am 18. August 1675 zu Trier von einer Kanonenkugel erschlagen worden war, sich in der Nacht auf seinem Paradebett erhoben und die beiden bei der Leiche betenden Kapuziner mit glühenden Augen angeschaut habe.

9) Daß der Trierische Weihbischof Johann Peter Verhorst († 1708) einst mit dem Geiste des Römischen Landpflegers Rictiovar, als dieser vor der Wohnung des Bischofs um die Mitternacht lärmte, sich in ein Gespräch eingelassen, dann denselben aus der Stadt Trier verbannt habe. Indessen habe ihm Rictiovar erwiedert: „Eine höhere Gewalt hat mich hieher verwiesen; deine Worte werden mich nicht aus dieser Stadt verdammen. Meine Zeit ist mir gesetzt; sie währet nicht mehr so lange, und dann werde ich nicht mehr toben.“ Wahrscheinlich ein Spielchen eines listigen Nachtwächters!

10) Es beliebten mir vor fünfzig und einigen Jahren zwei betagte, sehr rechtliche, auch nicht furchtsame aber leichtgläubige Menschen zu erzählen, was sie selbst gehört zu haben recht treuherzig betheuerten: „Wenige „Zeit nachher, als der Jesuitenorden aufgehoben worden „war, (7. Sept. 1773) gegen halb ein Uhr nach Mit„ternacht, hörten wir in der Brodgasse in der Nähe „des Jesuitenkollegiums einen so schrecklichen und durch„dringenden Schrei, daß die Fenster unserer Schlaf„zimmer dadurch erschüttert wurden.

„Wir denken nun nicht anders, als daß damals „der Geist des Rictiovar sein Abschiedslied werde ge„sungen haben, denn von nun an hörten wir denselben „nicht wieder.“

11) Wir müßten ferner glauben, der Teufel habe unsere Porta Martis gebaut. Andere machen diese Sage noch unglaublicher und erzählen uns, der Teufel habe sogar die Kirche zu St. Simeon gebaut. Der müßte ein sehr frommer und nicht von Menschen seines Zeitalters besessener Teufel gewesen sein! War er vielleicht der nämliche, für welchen sich die Trierische Jungfrau Luchardis so viele Mühe gab, für ihn bei dem lieben Gott Gnade und Erlösung aus der Hölle zu erbitten?! Das fromme Mädchen wurde aber für diese ihre gute Meinung schlecht belohnt, denn im Jahr 1232 bestraften sie ihre Landsleute mit dem Feuertode.

Zum Schlusse noch eine nicht vaterländische Sage aus dem XIII. Jahrhundert: Wir müßten glauben, die Gräfinn Margaretha, Gemahlinn des Grafen Herrmann von Henneberg, gesegnet durch den Fluch eines armen Weibes, welchem sie sehr ungnädig das Almosen versagt hatte, habe an einem Tage 365 Kinder geboren; denn dieses lesen wir bei Johann Hübner in seinen kurzen Fragen aus der politischen Historia, II. Theil, Seite 1167, dann bei Martin Prugger in seinem Lehr- und Exempelbuch, 10te Auflage, Seite 343.

Die Frühreife.

Einer der größten Fehler unsers Jahrhunderts ist, nicht warten zu können. Man läßt Nichts reif werden. Alles wird übereilt, Alles wie in einem Treibhause zur Reife gedrängt, darum kommt auch wenig Gutes zu Tage.

Wir gleichen hierbei den Kindeern, die eine Frucht abpflücken, wenn sie kaum aus ihrer Blüthe hervor gebrochen ist, und die sie bald unter ihren Füßen zerquetschen, weil sie bitter und hart ist. Wartet, ihr Kinder, wartet die Sonne und den Regen des Sommers ab, denn wenn ihr alle Früchte eines Baumes vor ihrer Reife pflückt, so werdet ihr sie heute mit Widerwillen wegwerfen, und es wird euch für die folgende Jahreszeit Nichts übrig bleiben.

Es gab eine Zeit, wo die Abfassung eines Buches eine ernste Angelegenheit war. Zwanzig bis dreißig Seiten, die nichts als kurze Gedanken enthielten, kosteten dem Larochefoucauld die Mühe einer ganzen Lebenszeit. Labruyère studirte lange den Hof und die Stadt und die Leidenschaften seiner Mitmenschen und die seines eigenen Herzens, bevor er eine Zeile seiner Charaktere schrieb, und wenn er sie geschrieben hatte, so änderte er sie nach tausend verschiedenen Formen, bis er den wahren und genauen Ausdruck seines Gedankens gefunden hatte. Pascal verwandte mehrere Jahre darauf, die Materialien zu seiner Apologie des Christenthums zu sammeln. Massillon schrieb achtmal seinen Aufsatz über die kleine Zahl der Auserwählten ab und verbesserte ihn achtmal; Bernardin von Saint-Pierre schrieb dreizehnmal Paul und Virginie ab und verbesserte es dreizehnmal. Bei unsern Litteratoren hat sich dies Alles geändert. Sie träumen eines Morgens den ersten Satz eines Dramas oder eines Roman's, und schnell noch vor dem Frühstücke setzen sie sich an's Werk; sie schreiben, so schnell als die Feder geht, die größten Tollheiten, die unverzeihlichsten Thorheiten, die sie in einem Augenblicke geistiger Ausschweifung ersinnen können, zwei oder drei Bände kosten ihnen einen Monat Arbeit! Dann speit die Presse dieses Erzeugniß, wo man umsonst Geschmack und Menschenverstand sucht, aus; der Titel allein hat mehr

Nachdenken gekostet, als das ganze Buch; er ist es bisweilen, dem zu Liebe das Ganze zu Tage gefördert wurde. Und diese Schriftsteller haben dann für ihre Machwerke eine solche Vorliebe, daß sie verwegen genug sind, zu fordern, Andere sollen sich ebensoviel Tage lang mit einer Lectüre angenehm und zweckmäßig unterhalten, als sie Stunden zu ihrem Produkte gebraucht haben. Die Schriftsteller früherer Zeiten gossen ihre Gedanken in Erz; die unsern schleudern sie in eine Form von Gyps, die bei der geringsten Berührung mürbe auseinanderfällt; statt Bildsäulen, die den Zeiten trotzen, liefern sie uns umförmliche Entwürfe und Karrikaturen, die den Tag ihrer Geburt nicht überleben.

Eine Mission nach Paraguay.

Ich stand Morgens sehr frühe auf, um vor Nacht noch in der Mission San-Yago anzukommen; gleichwohl war der Abend schon sehr hereingebrochen, als ich noch immer nicht den Glockenthurm des Aufenthaltsortes meines Freundes sah. Wie es schien, hatte ich mich verirrt. Die untergehende Sonne warf ihren düstern feurigen Schimmer auf den mit scharzen Wolken behangenen Horizont, der mit einem nahen Ungewitter drohte. Eine erstickende Hitze lag auf der ganzen Landschaft, und trotz meines Gleichmuthes sah ich mich nicht ohne inneres Mißbehagen in diesen wüsten Einöden, die gegen die fruchtbaren Ebenen Europa's so sehr abstechen, der Wuth eines drohenden Sturmes Preis gegeben. Alles vereinte sich, um meine Unruhe zu vermehren; das Pferd, dessen ich mich in den Savannen mit Hülfe eines alten Indianers bemächtigt hatte, hatte mich treulich bis hierher gebracht; aber plötzlich stürzte es und beschädigte sich am Knie so stark, daß ich gezwungen war, auf seine weitere Hülfe zu verzichten. Ich setzte mich daher ziemlich traurig an seine Seite und suchte mich mitten in dieser wilden Gegend zurecht zu finden. Die Blitze folgten so schrecklich aufeinander, daß mein Roß an allen Gliedern zitterte. Vergeblich horchte ich, ob der Wind mir nicht etwa das Geräusch einer menschlichen Wohnung herbrächte; Nichts gelangte zu meinen Ohren, als das dumpfe Rollen der Donner.

Plötzlich hörte ich in einiger Entfernung den Galopp eines Pferdes; eine junge Indianerinn erschien, welche mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit eines der wilden Rosse der Savannen lenkte. Mein Anblick schien ihr Anfangs eine Art Schrecken einzujagen; sie hielt schnell ihr Roß an: aber bald erholte sie sich und sprach mich auf rein Spanisch folgendermaßen an: — Haben Sie sich verirrt, mein Herr? es ist gut, wenn Sie sich so schnell als möglich nach der Mission begeben, wenn Sie dem Sturme, der uns droht, entfliehen wollen.

— Ich habe mich wirklich verirrt, mein schönes Kind, antwortete ich; mein Pferd ist verwundet und ich weiß nicht, wie ich zum Ober-Aufseher von San-Yago, meinem Freunde, kommen werde. — Sie sind der Freund des guten Vaters Manuel, unterbrach mich die junge Indianerinn, indem sie eine Freude bezeugte, die ihr auf dem Gesichte wiederglänzte. Gott sei gelobt. Ich werde Ihnen zur Führerinn dienen. Don Manuel ist mein Adoptiv-Vater, ich weiß, daß er einen Freund erwartet .... Georg B. Sind Sie das? O! wie freue ich mich!

Diese liebe kleine Dame, höchstens 15 Jahre alt, legte in ihre Fragen eine solche Lebhaftigkeit, daß sie wirklich ganz reitzend war. Sie lächelte mit einer so natürlichen, so unbefangenen Miene, dabei zeigte sie Zähne, so weiß, wie Perlen: auf einige Augenblicke vergaß ich den Sturm, der am Himmel daher rollte, und meine traurige Lage. Ich nahm sie so fest ins Auge, daß sie endlich ein wenig verlegen schien; dann sagte ich ihr ausdrücklich, daß ich der Freund sei, den Don Manuel erwarte.

Kommen Sie doch, ich bitte Sie, im Namen des Himmels, sprach sie zu mir; und weil Sie nicht die Vorsicht gehabt haben, sich mehrere Pferde zu besorgen, wie es ein Anwohner des Parana gethan hätte, so besteigen Sie mit mir das meinige, welches stark und muthig ist; wir werden bald zu San-Yago sein. Mehr noch entzückt von diesem wohlwollenden Anerbieten, als ich es zu sein schien, schwang ich mich auf das Pferd, umschlang mit meinem linken Arme die schlanke Gestalt der schönen Indianerinn, und wir machten uns auf den Weg mitten durch die Savannen. Immerfort ging's im Galoppe; ich konnte nicht umhin, über meine seltsame Lage nachzudenken, und es geschah nicht ohne ein inneres Wohlbehagen, daß ich dieses liebe Kind der Wälder in meine Armen drückte.

— Du kamst mir, sagte ich, wie ein Retter, mein Mädchen; ohne deine Hülfe weiß ich nicht, was aus mir geworden wäre.

— Gott steht uns immer bei, antwortete sie mit eindringlichem Tone.

— Durch seine Engel, setzte ich hinzu. Wie nennt man diese herrliche Blume, die deinen Busen schmückt?

— Die Goldblume des Mondes, sagte sie, indem sie mir dieselbe unschuldiglich darreichte. Nehmen Sie, ich bitte.

— Du beraubst dich deines schönsten Schmuckes; aber Dich, wie soll ich dich nennen?

— Ich nannte mich früher Gretomih, aber in der Taufe habe ich von dem Vater Manuel den Namen Ines erhalten, und man nennt mich seitdem so.

— Und wie alt bist du denn?

— Seitdem ich hier bin, hat der Brodbaum zehn Mal geblüht, und 5 Mal hatte ich ihn blühen gesehen, während ich die Wälder bewohnte. Denn ich bin in ihnen geboren, mein Herr, ich bin ein Kind der Wildniß, meine Eltern waren Wilde.

— Du verläugnest deinen Ursprung nicht, Ines; als ich dich mit solcher Schnelligkeit auf deinem Rosse daher sprengen sah, fürchtete ich für dich.

(Fortsetzung folgt.)

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 25. October. **N° 34.**



Die Insel St. Helena und Napoleon's Grabmal.
(Schluß.)

Napoleon selbst hat sich diesen Platz zu seinem Grabe ausgesucht, nachdem er alle Hoffnung zu einer Flucht von St. Helena aufgegeben hatte. Einfach, aber schön ist das berühmte Grab; drei breite Steine, umgeben mit einem steinernen Rande, decken es. Kein Monument, keine Inschrift spricht von dem seltenen Manne, der hier unter diesen Steinen ruhet; aber das Pittoreske der Natur, welches diese Ruhestätte einfaßt, verräth die Größe des Entschlafenen, und jedes Monument, das man ihm hätte setzen mögen, würde sich kleinlich ausgenommen haben. Ein eisernes Gitter läuft um die Grabsteine, und ein großer ovaler Rasenplatz, an seinem Rande mit einem Gitter und mit niedlichen Cypressen besetzt, schließt die Grabstätte ein. Dicht neben dem eisernen Gitter und zwar am Kopfende des Grabes, stehen einige Stämme der Trauerweiden, welche ihren Schatten über das Grab ausbreiten; sie sind es, von denen Reisende zum Andenken an diesen Ort Zweige mitzubringen pflegen. Es ist unsere gemeine Salix babylonica und nicht die sogenannte Ringelweide, eine Spielart jener, welche seit einigen Jahren von England aus, als die Weide von Napoleon's Grabe, in unsere Gärten gekommen ist, blos um sie im Preise steigern zu können.

Seit einiger Zeit ist es nicht mehr gestattet, ohne besondere Erlaubniß der Behörde von James-Town, diese Bäume zu berauben; doch dem Wächter an diesem Grabe, einem Engländer von Geburt, stehen die Piaster eben so hoch im Werthe, als jene Erlaubnißscheine.

Am Grabe Napoleon's zu St Helena verweilend, welche Gedanken mußte der Aschenhügel des großen Todten bei uns, einem gebornen Tilsiter, nicht erwecken!

Von dem berühmten Grabe bis Long-Wood ist noch eine kleine Stunde Entfernung; eine Allee von Gummibäumen *) führt zuletzt unmittelbar auf die alte Wohnung Napoleon's. Ueber dem Eingange zu derselben hängt ein Schild mit der Anzeige, daß daselbst Wein und Bier zu kaufen sei. Das Haus, oder wenigstens die Benutzung desselben, gehört gegenwärtig dem Gouverneur der Insel, welcher dasselbe, bei seinen unverkennbaren merkantilischen Anlagen, auf die einträglichste Art zu benutzen versteht. In dem Vorzimmer des Hauses, dem ehemaligen Staatszimmer Napoleon's, welches noch etwas menschlich aussieht, verkauft man gegenwärtig saures Bier, wovon wir selbst die Flasche mit einem Piaster bezahlt haben. In Napoleon's ehemaligem Arbeitszimmer steht eine prächtige Englische Dreschmaschine und auf dem Platze, wo jener Mann seinen Geist ausgehaucht hat, lag ein großer Haufen von ausgedroschenem Haferstroh und das Gepäck eines Englischen Reiters. Von den Tapeten, welche einst diese Stube bekleidet haben, ist gegenwärtig auch nicht eine Spur mehr zu finden. Hier, wie überall an ähnlichen Wallfahrtsorten der Reisenden, findet man unzählige Namen und viele gute und viele unnütze Anmerkungen; nur Aufschriften von Engländern sind daselbst sehr selten. Die patentirte Dreschmaschine ist beinahe gänzlich beschrieben; wahrscheinlich wird auch sie, wenn sie ausgedient haben wird, wieder nach Alt-England zurückwandern und dann als Reliquie für hohe Preise verkauft werden. Vielleicht wird man später alle diese Inschriften sammeln und entziffern, und sollte es dann auch erst geschehen, wenn Englands Stolz gebrochen sein wird. Das Wohnzimmer Napoleon's ist gegenwärtig ein Pferdestall, und in einem Gärtchen, welches Napoleon selbst vor seinem Fenster anlegte, gedeihen gegenwärtig die Englischen Hämmel so gut, daß sie außerordentliche Anlage zu Fettschwänzen zeigen und für die Tafel des Gouverneur's bestimmt sind; Enten und Gänse werden daselbst nach den neuesten Erfahrungen der Agricultur-Gesellschaft zu London gezogen; doch vergebens blickt man nach einem Bäumchen, vergebens nach einem Pflänzchen, welches damals diesen Garten zierte. Auf der

*) Conyza gummifera Roxb.

anderen Seite des Hauses stehen einige Eichen und Kiefern; Napoleon selbst hat einige dieser Bäume gepflanzt, doch man stellt sich hier, als wisse man nichts davon.

Das neue Wohngebäude, welches für Napoleon gebaut wurde, liegt einige 100 Schritte seitwärts von dem alten Hause; es ist niedlicher und auch anmuthiger gelegen. Der Gouverneur der Insel wohnt gegenwärtig darin, wohl das beste Zeichen, daß die Luft daselbst nicht so ungesund ist, wie sie Napoleon schilderte. St. Helena, im Bereiche des Süd-Ost-Passats gelegen, hat ein sehr angenehmes Klima; durch die kältere Luft, welche auf den Höhen dieser Insel weht, wird die Feuchtigkeit des Passats niedergeschlagen, und Regen und Wolkenbildungen mildern zu allen Zeiten die Hitze und machen den Aufenthalt daselbst angenehm. Die Luft von Long-Wood ist allerdings sehr feucht, was die ungeheuere Menge Usneen *) beweist, welche an der Rinde der Bäume von Long-Wood befindlich sind; die Allee von Gummibäumen, welche zu der alten Wohnung führt, ist so damit behängt, daß sie von Ferne her ganz gelblich aussieht und die spekulative Regierung, (St. Helena wurde bekanntlich von der Ostindischen Compagnie verwaltet) hat sogar schon längst ihre Aufmerksamkeit auf diese Flechten gerichtet, um auch daraus soviel wie möglich Nutzen zu ziehen.

Gewitter und Wetterleuchten gehören zu den größten Seltenheiten auf dieser Insel, so daß man sie schon gänzlich geläugnet hat, und hierauf merkwürdige Hypothesen gebaut hat. Sowie auf offener See, innerhalb der Passatwinde, niemals Gewitter sich bilden, so ist es auch auf St. Helena, welches im Passatwinde gelegen ist, und jede Erklärung dieser Erscheinung, von einem andern Punkte ausgehend, wird hypothetisch sein; erst an den Grenzen der Passate, da treten die heftigen Gewitter auf, welche von furchtbaren Regengüssen begleitet sind. Nicht einmal Regen haben wir auf unserer ganzen Fahrt, innerhalb der Passatwinde, beobachtet.

Auch wir kehrten, unzufrieden über die Maaßregeln der Englichen Regierung, nach James-Town zurück und gingen am folgenden Tage wieder in See, um unsere Rückkehr zu vollenden. Es war am 19. April, als wir die Anker auf der Rhede von Curhaven warfen, und das freundliche Vaterland wiedersahen.

*) Usnea barbata.

Eine Mission nach Paraguay.

(Fortsetzung.)

— Seien Sie unbesorgt, sagte sie lächelnd; ein Pferd, das eine Mähne hat, wird mich nie abwerfen. Die Aliponen, meine Landsleute, werden zu Reitern geboren. Mein Vater pflegte mich vor sich auf den Hals seines Pferdes zu setzen, was ich nicht vergessen habe. — Aber, setzte sie traurig hinzu, indem sie den Lauf unsers Renners etwas inne hielt, die Art, wie ich von meinem Volke getrennt wurde, ist für mich in Dunkel gehüllt. Ich schlief an der Seite meiner Mutter: man hatte die Feuer ausgehen lassen, die Sterne schimmerten nämlich mit hellem Glanze; ich erwachte, aufgeschreckt durch ein Rollen des Donners, ich befand mich mitten unter Feuer, Rauch, Blitzen und Reitern. Meine Mutter warf sich auf ihr Pferd und hing mich an den Sattel in einen Sack von Leder auf; durch den Galopp des Pferdes schlief ich wieder ein . . . als ich die Augen öffnete, lag ich in einer kleinen grünenden Waldung, über mir wölbte sich ein Laubdach von ineinander rankenden Zweigen, mitten dadurch gewahrte ich die aufgehende Sonne und einen unermeßlichen blauen Himmel. Aber meine Mutter, ich suchte sie, ich rief sie vergebens . . . . Mein Geschrei zog einen Diener des Vaters Manuel herbei; er nahm mich und trug mich zu seinem Herrn. Ohne Zweifel hatte mich meine Mutter auf ihrer Flucht verloren, denn die Waldung, worin ich lag, war nichts anders, als das hohe Gras einer unermeßlichen Savanne, und ohne die Hülfe Gottes wäre ich verloren gewesen!

Armes Mädchen! rief ich aus, unglückliche Waise! — Ich bin nicht arm, mein Herr, ich bin nicht unglücklich! habe ich nicht in Don Manuel einen guten Vater gefunden, und ist nicht in unserer Kirche das Bild meiner himmlischen Mutter? Ich rufe sie an, ich spreche mit ihr und sie spricht mit mir in meinen Träumen. Und diese heilige, diese so gute, so gnadenreiche Mutter hat der unwissenden Gretomih Einsicht verliehen, die Einsicht, mein Glück zu verstehen, zu fühlen. O! mein Herr, ich bin nicht arm . . . aber meine Mutter ist vielleicht in der Wildniß; sie hat keine Tochter mehr, noch hat sie eine Mutter des Himmels, nach der sie voll Zuversicht emporschauen kann!

Bei diesen Worten schien das fromme Mädchen nahe daran, Thränen zu vergießen; aber der Ton einer Glocke, der in nicht weiter Entfernung wiederhallte, zog sie aus ihrer Rührung.

Wir kommen immer näher, rief sie aus, indem sie die Seiten unseres Pferdes drückte. Und wirklich, nach Verlauf einiger Minuten, standen wir vor dem Hause. Zu unserm großen Glücke war der Sturm noch nicht vollends losgebrochen. Durch den Schall des Galopps herausgelockt, trat ein Priester in den innern Hofraum der Mission und rief:

— Ines, Ines! bist du es, mein unvorsichtig Kind?

Ja, ja! mein guter Vater, antwortete die Indianerinn, hier ist Ihre Tochter, und hier auch ein Freund, den sie Ihnen zuführt.

Don Manuel eilte mit Freude heran und ich und Ines, wir sprangen von dem Pferde herab, um ihm entgegen zu gehen. Während ich meinen Freund umarmte, nahm Ines den Zügel von dem Pferde und trieb es mit dem Schlag einer Gerte von dannen:

— Lauf, lauf, wilder Neger, sagte sie, du hast deine Pflicht gethan, kehre zurück auf deine Weide, Gott beschütze dich vor dem Blitz!

Nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen ließ mich Don Manuel in seine Behausung eintreten, wo von meiner reitzenden Reisegefährtinn einige Erfrischungen gereicht wurden. Ein kleines Geschäft nöthigte meinen Freund hierauf, auszugehen; ich bat ihn, ihn begleiten zu dürfen, um die nächsten Umgebungen in Augenschein zu nehmen.

Als wir zurückkamen, trafen wir eine Truppe Indianer, die von einer Jagd in die Savannen zurückkehrten, sie sprangen hastig von ihren Pferden, luden die zahlreichen Häute, womit diese bepackt waren, ab und entfernten sich so schnell als möglich, um dem Ungewitter zu entfliehen, welches mit solcher Wuth losbrach, daß ich mich keines ähnlichen zu erinnern wußte.

Um das Geschäft abzumachen, welches mich in Don Manuel's Einöde geführt hatte, schloß ich mich mit ihm ein. Ich zitterte beständig, indem ich fürchtete, das Haus würde durch den Sturm mitfortgerissen. Man hörte die Palmenbäume krachen, und die Schläge des Donners, vermischt mit den brausenden Wogen des ungestümen Parana, brachten ein entsetzliches Getöse hervor. Don Manuel schien an diese

schrecklichen Auftritte gewöhnt, und als ich ihn fragte, wo Ines sei, antwortete er mir, die reitzende Aliponerinn schlafe wohl schon ruhig in ihrem Bette. Ich zog mich ebenfalls in meine Schlafkammer zurück, doch es war mir unmöglich, ein Auge zu schließen: die schreckliche Artillerie des Himmels verscheuchte den Schlaf fern von mir.

Gegen 2 Uhr Morgens legte sich der Wind und der Regen hörte plötzlich auf; aber das schreckliche Rollen des Donners und unzählige Blitze fuhren fort, in den Lüften zu wüthen. Die Hitze wurde unerträglich, die Atmosphäre schien von siedendem Bleie angefüllt, ohne daß ein milder Hauch des Windes sie erfrischte. Wenig gewohnt an ein solches Wetter, öffnete ich tief aufathmend das Fenster meiner Kammer: es ging auf einen Palmwald, durch dessen Zweige hier und da ein blutrother Horizont mir entgegen glänzte. Jedes Mal, wenn ein Blitz den Himmel färbte, schienen die gigantischen Bäume, die hohen Gräser, die kleinsten Gesträuche in einem rosigen Lichte zu schwimmen, welches ihnen einen abentheuerlichen Anblick gab. Das war ein Schauspiel, schrecklich und erhaben zu gleicher Zeit, geeignet, die Gedanken zu dem Schöpfer emporzutragen: nie begriff meine Seele besser die Schwäche der Menschennatur, als beim Anblicke dieses Flammen-Ocean's, dessen kleinster Funke mich in Staub schmettern konnte. Ich hörte Don Manuel, seine Kammer war unter der meinen gelegen, er öffnete ebenfalls sein Fenster, und wie ich mich hinaus legte, sah ich ihn den Himmel mit allen Zeichen einer lebhaften Unruhe betrachten. Ein glühendes Gebet, worin ich glaubte, ihn nicht stören zu dürfen, gelangte zu mir hinauf, und ich begriff, daß seine Erfahrung das Unglück, womit dieser Sturm drohte, in tiefster Seele befürchtete. Indeß er schloß sein Fenster, und ich hörte ihn lange Zeit in großer Bewegung auf- nnd abgehen. Einen Augenblick schwieg der Donner, und die Stille der Nacht wurde durch ein Klingeln, wie das eines Glöckleins, gestört. Ich wußte nicht, was ich von diesem Tone, welcher im Walde hin und her zu wandern schien, halten sollte, als ein drittes Fenster sich öffnete, ein Frauenzimmer sich herausschwang und leichtfüßig dem Gehölze zulief. Es war Ines. Mein Herz preßte sich krampfhaft zusammen bei dem Gedanken an die Gefahren, denen sie so tollkühn trotzte; das Klingeln nämlich entfernte sie von der Mission und an dem Geräusche der Blätter nahm ich ab, daß die junge Indianerinn ihm im Laufe folgte. Ich rief mit lauter Stimme den Vater Manuel, er öffnete wieder.

— Wer ruft mich? sagte er.

— Ich, mein würdiger Freund. Ich sah eben Ines dem Walde zulaufen, und ich fürchte, sie begibt sich in Gefahr. (Schluß folgt.)

Die Kaufläden in London.

Bei der Ankunft eines Fremden in London ist der Glanz der vorzüglichsten Kaufläden eine der ersten Merkwürdigkeiten, welche die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Vor Allem fallen seine Blicke auf die Boutiquen der Goldarbeiter, der Juwelirer, der Kristall- und Porzellanhändler. Oft bietet ein Laden allein eine Sammlung von Kostbarkeiten, deren Preis hinreichen würde, ein ganzes Italiänisches Fürstenthum zu kaufen. Der Anblick so vieler glänzenden Gegenstände bringt für das Gemüth eine Mischung von Lust und Staunen hervor: Alles ist prächtig, im reinsten Geschmack gearbeitet und von einem Reichthume, der unterstellen läßt, daß nur Könige den Preis, der für diese Herrlichkeiten gefordert wird, bezahlen können. Lange währt es, ehe der Fremde sich die Frage lösen kann, wie der Kaufmann diese Handelsartikel abzusetzen vermag. Nehmen wir z. B. das Innere der Boutiquen eines Goldarbeiters: schon die verschiedenen Arten Tischgeräthe haben einen solchen Werth, daß ihr eleganter und reicher Schmuck unermeßliche Summen kostet. Man erblickt da Vasen und Platten von so ausgesuchter Arbeit, daß ihre Kostspieligkeit nur für das glänzendste Gastmal eines Prinzen bestimmt sein kann. In der ganzen Länge des geräumigen Magazins liegen Haufen von Gold- und Silberarbeiten, Trümmer von außer Mode gekommenen Möbeln; sie erwarten nur eine geschickte Hand, die sie unter den verschiedensten Gestaltungen an Vasen, Candelabern, Theekannen und andern Geräthschaften, deren die Pracht und die Ueppigkeit bedürfen, wieder an's Licht treten läßt. Man bricht sich den Kopf bei der Berechnung, wie viele Individuen bei diesem Zweige der Fabrikation und des Handels ihren Lebensunterhalt finden, und durch wie viele arbeitsamen Hände, von dem Schmelzofen bis zum Grabstichel des Graveur's, jedes Stück gehen muß, bevor es wieder in den Kaufladen kommt.

Die Ordnung, die für Diejenigen, welche in den großen Etablissement's zu London angestellt sind, durchgängig eingeführt ist, damit sie die ihnen obliegenden Geschäfte gehörig verwalten können, verdient eine eigene Betrachtung. Wir wollen ein ungeheures Magazin von Seidenwaaren zum Beispiel nehmen. Die Boutique, welche ein Kapital von 200,000 Pfund Sterling zeigt, ist in mehrere Abtheilungen getheilt, in welchen sich die verschiedenen Sorten Waaren befinden. Eine jede Abtheilung hat eine eigene Anzahl junger Handlungsdiener. Die auf diese Art in einer Boutique beschäftigten jungen Leute belaufen sich zuweilen auf 100; hierbei sind, wie es sich versteht, die Eigenthümer nicht mitgezählt. Das ganze Personal, welches zu dem Etablissement gehört, bewohnt die Gemächer, die über den Magazinen liegen; jedes Mitglied davon erhält nach seinem Verdienste oder nach seinem Range seine Besoldung. Das Treiben in einem solchen Hause und die Aufrechthaltung der Ordnung erheischt bei so vielen Einwohnern eine solche Regelmäßigkeit, wie sie nur in einer Citadelle herrschen kann. Jeder Einzelne hat sein besonderes Bett; aber alle speisen gemeinschaftlich, nach verschiedenen Abtheilungen und zu bestimmten Stunden, um die Kräfte, die zum Dienste in den Magazinen nöthig sind, nicht zu verzplittern. Jeder hat seine Nummer, die ihm seinen Platz an der Tafel anweist, sobald seine Geschäfte ihm erlauben, sich daran zu setzen. Für die erste Abtheilung läutet die Mittagsglocke gegen 1 Uhr; von Halbstunde zu Halbstunde ruft dieselbe Glocke nach und nach die verschiedenen Gruppen zu der wohlbedienten Tafel bis 4 Uhr hin. Ferner werden auch dieser Armee von jungen Leuten zweckmäßige Erholungen nicht versagt. Das Haus hat eine Bibliothek, welche Journale und andere periodische Schriften enthält; alle haben da Zutritt und können sich daselbst in den Abendstunden von ihren Strapazen erholen. Auf diese Weise sind alle Mitglieder des Etablissements von Morgens früh bis zum Abende beschäftigt; sie stehen immer unter der Aufsicht ihres Herrn. Diese Einrichtung ist derjenigen viel vorzuziehen, die man in den weniger bedeutenden Handlungshäusern findet, wo die Commis auswärts speisen, so, daß ihnen Muße bleibt, entweder die Zeit ihres Prinzipals zu vergeuten, oder schlechte Bekanntschaften zu machen.

Das Ineinandergreifen eines solchen Etablissements, wie wir es eben beschrieben haben, bietet einen anziehenden Anblick dar. Alles macht sich regelmäßig ab, ohne daß die Unordnung auch nur möglich schiene. Jeder kennt seine Pflichten, Jeder ist an seinem Posten, aber um sich der Erfüllung aller Pflichten besser zu versichern, sieht man Aufseher, gewöhnlich 2, zuweilen auch mehr, die Säle und die Comptoir's durchlaufen; mit aufmerksamem Auge wachen sie darauf, daß die Waaren gut verwahrt werden; sie sind voll Freundlichkeit und Höflichkeit; den Damen, welche das Magazin besuchen, bieten sie Stühle an, und kennen tausend Weisen, Käufer und Käuferinnen anzulocken. In solchen Boutiquen nimmt ein Einziger, nämlich der Kassirer, in seinem Büreau das Geld für die verkauften Waaren ein. Es gibt in der Hauptstadt mehrere Häuser, wo auf diese Weise der Verkauf im Kleinen getrieben wird, und deren Eigenthümer jährlich eine Summe von 10,000 bis 20,000 Pfund Sterling einnehmen Indeß ist die Gefahr, die sie dabei laufen, sehr groß; denn von der Mode und dem Ruf, worin diese Etablissements steh'n, hängt ihr Schicksal ab. Zuweilen brauchen sie keine 12 Monate, um sich zur größten Höhe des Glücks zu erheben, zuweilen reichen ein Paar Jahre hin, um sie völlig zu stürzen. (Schluß folgt.)

Anekdote aus Algier.

Eine Maurische Frau stand in geheimer Verbindung mit einem Franzosen und wurde ihrem Manne untreu. Der Kadi ließ dieselbe von seinen Dienern ergreifen und bestimmte ihr eine schreckliche Züchtigung: es sollten ihr nämlich beide Hände abgehauen werden. Dem unglücklichen Weibe gelang es indeß, zu entfliehen. Sie fand keinen sicherern Zufluchtsort, als bei dem Französischen Obergeneral. Von diesem begehrte sie Schutz, und im Falle der Noth, bat sie ihn, sie als Christinn taufen zu lassen. Der General Voirol, der durch seinen sanften Charakter bekannt ist, suchte die Unglückliche von diesem Entschlusse abzubringen und versicherte ihr, daß sie wieder zu ihrer Familie zurückkehren könnte, wenn der Kadi ihr versprechen würde, sie nicht mehr zur Strafe zu ziehen. Auf Verwendung des Generals that der Kadi auch wirklich dieses Versprechen. Aber kaum war sie zu den Ihrigen zurückgekehrt, als der Meineidige sie ohne Zögern wieder ergreifen ließ, und ohne die Verletzung seines Versprechens zu fürchten, sie ihren Henkern überlieferte. Der wackere General Voirol, über dieses sonderbare Betragen mit Recht aufgebracht, schickte auf der Stelle seinen Adjudanten zum Kadi, bei welchem schon Alles zur Vollführung der Strafe angeordnet war, und ließ dieses grausame Urtheil aufheben. Hierauf zerriß die Unglückliche ihren Schleier und indem sie sich an den Kadi und an seine Ulema's wandte, sagte sie zu ihnen: „Weil die Franzosen menschlicher sind, als ihr, werde ich in Zukunft Französinn und Christinn sein."

Hierauf begab sie sich in den Tempel und erhielt das h. Sakrament. Der Kadi hat in Folge dieser Begebenheit seine Entlassung eingereicht und wurde unmittelbar durch einen Andern ersetzt.

Die Mauern scheinen über das Benehmen des Französischen Generals äußerst aufgebracht; sie sind der Meinung, er habe sich dadurch sehr viel vergeben. Von Seiten der Mauern betrachtet, ist die Sache auch sehr ärgerlich, da sie die Besorgniß hegen können, noch mehrere ihrer Frauen könnten diesem Beispiele folgen, um sich den unmenschlichen Behandlungen ihrer Männer zu entziehen. Das ist freilich ein Unglück für die Männer, aber es ist doch vorherzusehen, daß dadurch die Mauren bessere Gatten werden.

Die wilde Katze.

Eine wilde Katze entsprang auf dem Wege nach Tours aus einer Menagerie in das Haus eines Landmanns zu Tavers. Ohne bemerkt zu werden, schlich sie sich in den Schrank, der in der Küche stand. Ein Kind, welches die Eßbegierde an denselben Ort führte, sah, wie das Thier daselbst die Speisen verzehrte. Obschon sehr erschrocken, schloß es die Thüre mit dem Schlüssel und rief seinen Vater, dem es erzählte, was es gesehen hatte. Der Schrank wurde halb geöffnet und er verwundete die Katze mit einer Flintenkugel, die er auf sie losschoß. Jetzt wurde das Thier wüthend, sprang in einem Satze aus dem Schranke, packte ein Kind, welches in der Nähe stand, mit seinen Krallen, und biß es so gewaltig, daß es nach einigen Tagen starb. Mehrere Landleute, die aus der Nachbarschaft herbeieilten, tödteten die Bestie mit Kelterblöcken völlig. Die Haut verkauften sie zu Beaugency. Dieses Ereigniß hat im ganzen Kanton einen sehr großen Schrecken verbreitet. Man sieht daraus, mit welchen Gefahren der Transport wilder Thiere verknüpft ist.

Ph. Laven, Redacteur.

[24] **Bekanntmachung.**

Am 7. d. M. wurde in einem Laden am hiesigen Kornmarkte das nachstehend signalisirte, der Sprache noch unkundige Kind, männlichen Geschlechts vorgefunden, über dessen Herkunft bis jetzt Nichts hat ermittelt werden können. Dasselbe ist vorläufig in das Landarmenhaus aufgenommen worden.

Indem ich dies hierdurch zur öffentlichen Kenntniß bringe, ersuche ich Jedermann, mir Dasjenige schriftlich oder mündlich anzuzeigen, was zur Ermittelung der Angehörigen dieses Findlings führen könnte.

Trier, den 16. October 1834.

Der Ober-Prokurator beim Königl. Landgerichte,
Für denselben,
Jähnigen, König'. Staatsprokurator.

Signalement.

Alter: 2—3 Jahre; Größe: 2 Fuß 3½ Zoll; Haare: dunkelblond, dünn; Stirn: rund; Augenbraunen: blond, dünn; Augen: schwarz; Nase: etwas eingedrückt; Mund: klein; Zähne: vollzählig; Kinn: rund; Gesichtsbildung: oval; Gesichtsfarbe: braun; Sprache: kann nicht sprechen.

Bekleidung: eine blau baumwollene, roth und weiß gestreifte gewebte Mütze; ein Röckchen von blau gedrucktem Cattun mit gelben Blümchen; ein altes, blau, roth und weiß gestreiftes dreieckiges Halstuch; ein Paar alte Schuhe.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 29. October. №. 35.



Das Lehnrufen in Saarhölzbach.

Von Ph. Laven.

In frühern Zeiten, als die einzelnen Dörfer nicht in dem Verbande mit einander standen, wie jetzt, als jedes Dorf für sich gleichsam ein abgeschlossenes Ganzes bildete, ohne sich viel um die Nachbardörfer zu kümmern: damals war es eher möglich, daß sich eine eigenthümliche Sitte, ein angeerbter Gebrauch Jahrhunderte lang in einem Orte erhielt. Die Sitte ging vom Vater auf den Sohn, von der Mutter auf die Tochter über, und wenn auch gleich der Gebrauch vor dem Richterstuhle der strengen Zucht sich nicht in jeder Rücksicht halten konnte, so glaubten doch die Nachkommen mit treuer Liebe an Dem hangen zu dürfen, was sie in ihrem engen Kreise von ihren Vorfahren als Erbe erhalten hatten. Solche Gebräuche mag man um so lieber festgehalten haben, weil sie nach monatlangen Anstrengungen auf den Feldern und zu Hause Denen, die daran Theil nahmen, manche frohe Stunde verschaffen konnten. In den langen Winterabenden mussten sie dann auch am Heerde und in den Spinnstuben, wo die Jugend des Dorfes sich versammelte, reichen Stoff zu ermunternden Scherzen geben. Der Gebrauch, den ich hier beschreiben will, scheint mir vor allen hierzu geeignet gewesen zu sein; er mochte, wenn der festgesetzte Tag herangekommen war, mit unwiderstehlichem Zauber das junge Volk des Dorfes anziehen. Ein sprechender Beweis, wie ungern man ihn fahren ließ, ist der, daß, während so viele andere Gewohnheiten verwischt und verschwunden sind, diese sich so ziemlich in ihrer Reinheit bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Ob das Jahr gesegnet sei oder nicht, davon hängt wohl das Meiste ab, ob solche fröhliche Feste, wie dieses ist, hervorgesucht oder unterlassen werden. Das Lehnrufen unterblieb so z. B. jetzt seit einigen Jahren in Saarhölzbach; das kommende Jahr mag es vielleicht wieder ins Leben treten, wenn die Scheunen zum Theile noch voll sind.

Wie ich dieses Fest zu beschreiben denke, besteht es in dem eben genannten Orte; Abweichungen davon kommen auf dem ganzen Saargaue, von Saarhölzbach bis eine Stunde oberhalb Merzig vor; doch glaube ich aus der Art der Feier, wie auch aus den örtlichen Verhältnissen schliessen zu können, daß Saarhölzbach die eigentliche Wiege dieses Festgebrauches ist, und daß derselbe, wer weiß wie lange, schon allda bestanden haben dürfte, ehe er sich verführerisch die Saar hinauf von Dorf zu Dorf verbreitete.

In einer der romantischsten Ufergegenden der Saar, im Angesichte des großen Lutwinuswaldes, der sich von Mettlach daherzieht, liegt das Dorf Saarhölzbach. Es zählt 70 Häuser, die zusammen 483 Einwohner enthalten. Hinter dem Dorfe ragen zwei erhabene, einander gegenüberliegende Berggipfel, der Bach- und der Funkenberg. Die Höhen derselben, wie auch die Pfade, auf denen man zu ihnen gelangt, sind mit wildem Gesträuche bewachsen; nur die Abhänge nach der Seite hin, wo sich beide Gipfel gleichsam zu begrüßen scheinen, bestehen aus schroffem, kahlem Felsengestein. Ein schmaler Eingang nach einem waldigen Thale eröffnet sich vom Dorfe her zwischen diesen beiden ragenden Bergen, die wie zwei Vorgebirge, sich an das Ufer der Saar zu drücken scheinen und auf der einen Seite eine beherrschende Aussicht auf das tiefuntenliegende Dorf, auf der andern nach dem die Kappels-Wiese genannten Thalgrunde eröffnen. An dem Tage, wo unsere Reisegesellschaft die beiden Gipfel bestieg, lag die ganze Gegend in einem herrlichen Sonnenglanze, und wir konnten von unserm Standpunkte aus den schlängelnden Lauf der Saar und ihre waldigen Ufer weit hinab verfolgen. Auch boten einen äußerst malerischen Anblick einige zerstreute Hütten, die im Eingange des Thales am Fusse der beiden Berge liegen. Vor Allem muß noch bemerkt werden, daß man auf den zwei Höh-

en jedes noch so kleine Geräusch vom Dorfe her vernimmt und daß man bei nächtlicher Stille auch umgekehrt Alles wohl im Dorfe vernehmen kann, was oben gerufen wird.

Der Sonntag vor Fastnacht-Sonntag ist der auserkorne Festtag, dem im Geheimen manche schöne Bauerndirne schon lange voll Erwartung entgegen sieht. Heute gilt es etwas sehr Wichtiges; sie erfährt nämlich, welcher Bursche ihr für das ganze Jahr zu den Tänzen am Kirchweihtage und andern Festen vorzüglich angewiesen ist. Vielleicht hängt von heute das Glück ihres künftigen Lebens ab. Der eigenthümliche Name, den die Einheimischen in Bezug auf diese Feierlichkeit jenem Sonntage geben, ist Lehn-Sonntag.

Am Lehn-Sonntage, Abends gegen acht Uhr, verläßt das ganze Dorf, Jung und Alt, festlich geputzt, seine Wohnungen. Während die jüngere Welt sich gegen den Fuß der beiden Berge hinzieht, tritt auch manches greise Mütterchen, das seit Monaten nicht über die Schwelle gekommen ist, vor die Thüre des Hauses, um doch auch zu sehen, wie die junge Welt sich freut, und zu hören, wie die Loose fallen. Vor 50—60 Jahren stand sie ja doch auch so geputzt da, wie sie jetzt vielleicht ihre Enkelinn da stehen sieht. Nach und nach gruppiren sich die Mädchen und die Frauen des Dorfes in den Straßen umher; die verheiratheten Männer stehen da mit dampfenden Pfeifen und übereinandergeschlagenen Armen. Während sie die Sache ernster betrachten, hört man unter den Frauenzimmern tausend laute Wünsche kund werden. „Der Michel gefällt mir besser, als der Peter," ruft eine hübsche Bäuerinn aus dem Haufen der untereinander Plaudernden. „Was", schreit eine Andere lachend, „der ist für mich, Gretchen, den hab' ich mir gewählt." So greifen hier Worte und Gelächter munter in einander, während die jungen Burschen, die sich in zwei Abtheilungen getrennt haben, die struppigen Pfade der beiden Anhöhen ersteigen. Auf dem Gange besprechen sie sich noch einmal, welche Paare zu einander kommen sollen. Jetzt ist die eine Abtheilung auf dem Bachberge angelangt. Man ruft, man schreit; einzelne zerstreute Stimmen tönen hinter dem gegenüberliegendrn Berge hervor; aber auf der Spitze selbst läßt sich noch keine Seele erblicken. Indessen haben Die auf dem Bachberge Zeit, den Mädchen unten im Dorfe zuzujauchzen; es entsteht ein Wechselrufen und Schreien, ein Durcheinander, daß weithin die bergigen Ufer davon wiederhallen. Jetzt sieht man auch einige auf den Funkenberg heransteigen, denen bald die Andern ihrer Abtheilung folgen. Einer, der unter seinen Kameraden den Ton anzugeben pflegt, gebietet mit gellender Stimme Stillschweigen: das Dorf, die Anhöhen werden ruhig.

Die Abtheilung auf dem Bachberge beginnt; es ruft Einer von ihnen Denen auf dem Funkenberge zu: Ich geb', ich geb'!

Die Funkenberger antworten: Gieb, wem du willst!

Jetzt schreit die erste Abtheilung ihnen den Namen des ältesten Burschen zu.

Nachdem Die auf dem Funkenberge den Namen deutlich vernommen haben, berathen sie sich, welches Mädchen sie ihm bestimmen sollen.

Während Dessen herrscht im Dorfe tiefe Stille; die Plaudermäulchen, die bisher vielleicht noch nicht ruhig gestanden haben, schweigen nun, denn es geht um Eine von ihnen. Jetzt erschallt der verhängnißvolle Name des Mädchens von der Höhe her und nach ihm der Ruf:

Dies Jahr zum Lehn,
Das andere Jahr zur Eh'!

Ein lautes Gelächter, ein lauter Jubel erfolgt von allen Seiten. Die genannte Schöne wird von ihren Dörfnerinnen tausendfältig begrüßt. Sie kennt jetzt, wie eben gesagt, Denjenigen, der sie das ganze Jahr zum Tanze führt und der allda die meisten Ansprüche auf sie hat. Keiner darf sie zum Tanze aufbieten, ohne ihn vorher zu fragen.

Auf die beschriebene Weise wird nun weiter zum zweiten, dritten, vierten Paare vorangeschritten. Frohsinn und Lachen, Jauchzen und Jubeln nehmen kein Ende. Nur in dem Falle, wo der Gewählten ihr Bursche nicht ansteht, mag die allgemeine Heiterkeit etwas getrübt werden. Es ist dem Mädchen alsdann erlaubt, Einsprache zu thun. Sobald ihr Name gefallen ist, ruft sie, unterstützt von ihren Freundinnen, hinauf: Es ist Nichts, es ist Nichts! und das ganze Dorf stimmt ein. Ein zweiter Bursche wird ihr gegeben; mit dem muß sich aber die Arme begnügen, sie mag wollen oder nicht, denn ein nochmaliges Refusiren ist nicht erlaubt. (Schluß folgt.)

Eine Mission nach Paraguay.

(Schluß.)

— Ines, Ines, schrie der Geistliche, deine Verwegenheit wird mich einstens um meine angenommene Tochter bringen. Thöricht Kind! Wer kann dich so von deinem ruhigen Lager aufscheuchen! Die Mutter Gottes beschütze dich.

Bei diesen Worten stieg der ehrwürdige Manuel in aller Eile durch sein Fenster und rief aus allen Kräften Ines. Als er sah, daß sie nicht antwortete, ging er dem Walde zu.

— Warten Sie auf mich, sagte ich ihm, ich gehe mit Ihnen, wir finden sie gewiß. Aber wir gingen lange, ohne Etwas zu entdecken; unser Rufen erhielt keine andere Antwort, als das Gebrüll des Donners, das sich fürchterlicher, als je, hören ließ. Don Manuel war außer sich. Weinend rief er seine Tochter, die er getauft, die er mit so viel väterlicher Zärtlichkeit erzogen hatte. Der Wald erbebte unter den wiederholten Schlägen des Ungewitters; ein furchtbares Donnern hielt uns plötzlich an und steigerte unsere Furcht auf's Höchste. Zwanzig Blitze auf einmal brachen über unsern Häuptern los und zerschmetterten, wie schwaches Rohr, die hundertjährigen Bäume, die uns umgaben. Durch ein unverhofftes Wunder schien das Feuer des Himmels um uns her zu lodern, ohne uns selbst erreichen zu wollen, und die zerrissenen Bäume fielen, ohne uns zu verwunden. Manuel warf sich betend auf die Kniee.

— Rette nur Ines und nimm mein Leben, o mein Gott!

Mehr todt, als lebend, warf ich mich ebenfalls auf die Kniee nieder, aber der Schreck erstarrte das Gebet auf meinen Lippen. In diesem Momente kam der sonderbare Ton, den ich aus meinem Fenster gehört hatte, nahe zu uns heran.

— Armes Thier, sagte Manuel, welcher unselige Gedanke hat dich in diese Waldung geführt, in einer so scheußlichen Nacht? Wo ist deine Herrinn? Ein Rehbock nahte sich uns mit langsamem Tritte, kam und leckte die Hand des Geistlichen. Ein ehernes Glöcklein hing dem Thiere am Halse....

— Wo ist deine Herrinn? sagte Manuel wieder. Dies Mal schien das Thier die Frage zu verstehen,

denn es schaute uns wehmüthig an und stieß einen kläglichen Laut aus. Die traurigsten Vorgefühle bemächtigten sich unser. Wir erhoben uns hastig und schauten einander mit Entsetzen an. Der Rehbock ging einige Schritte rückwärts, und als er sah, daß wir ihm folgten, eilte er schnell vor uns her. Bald blieb er stehen, stieß nochmals einen Schrei aus, der uns in's Herz drang, und legte sich auf die Erde nieder. Das zerreißendste Schauspiel traf unsere Augen: beim Glanze der Blitze sahen wir unsere junge Ines, noch vor Kurzem so schön, so stark und so muthig, schrecklich von dem Blitze getroffen.

— O Himmel! schrie Manuel verzweiflungsvoll, ich ehre deinen Willen, aber das ist ein Schlag, der ist zu hart für mein schwaches Alter.

— Sie athmet noch! sagte ich, indem ich mich über sie herbog.

— O! Wenn es möglich wäre, sie zu retten! Ines! mein geliebtes Kind, hörst du mich? Ein leiser Seufzer zeigte uns an, daß das Leben sie noch nicht verlassen hatte: aber dieser so reitzende Körper war so schrecklich verstümmelt, daß es unmöglich war, die kleinste Hoffnung zu hegen. Sie öffnete die Augen und sagte mit erloschener Stimme: Ich wollte mein... Rehböckchen entziehen dem Gewitter, und das Gewitter hat mich getroffen... Verzeih mir, mein guter Vater, den Schmerz, den ich Dir mache; ich hatte im Traume meine himmlische Mutter gesehen... ich fahre zu ihr hin... leb' wohl. Gieb deinem Kinde den letzten Segen!

Manuel segnete unter Schluchzen das unschuldige Kind. Leben Sie wohl, Freund meines Vaters, sagte sie mit Anstrengung zu mir... und ein unterdrückter Seufzer kündigte uns an, daß ihre Seele zum Himmel emporschwebte.

Wir beharrten einige Minuten lang in einer Erstarrung, die man nicht zu beschreiben vermag.

Ohne ein Wort zu sagen, entfernten wir den unglücklichen Rehbock, die unschuldige Ursache ihres Todes; er hatte sanft ihr blasses Antlitz geleckt; wir brachten den entseelten Leichnam zur Mission. Ich versuche nicht die Ergüsse des Schmerzes zu malen, welche die Neger und die Indianischen Dienerinnen von sich gaben; ihr Schluchzen hallte lange Zeit in meinen Ohren wieder. Aber ich will erzählen, wie bewunderungswürdig die Fassung war, die bei Manuel dem ersten Momente der Schwäche folgte. Er ließ die Reste seines angenommenen Kindes in der Kirche beisetzen und kam bald darauf zur Mission zurück. Das Ungewitter dauerte fort; er gab mit Umsicht alle nöthigen Befehle, damit in dem Falle, wenn eine Hütte von dem Blitze getroffen, oder von den reißenden regengeschwollenen Fluthen des Parana bedroht würde, Hülfe bei der Hand wäre . . . Aber diese Vorkehrungen waren unnöthig. Gegen 4 Uhr hörte der Blitz, der sich durch das jugendliche Opfer, das er zerschmettert hatte, für befriedigt hielt, auf; ein kühlender Wind durchwehte die Atmosphäre, und nach einem leichten Regen verkündete die aufgehende Sonne das Erwachen eines heitern Tages. Ines allein erwachte nicht wieder: aber ihre unschuldige Seele war gewiß schon zum Wohnorte der Seligen emporgeschwebt.

Gegen 9 Uhr tönte die Glocke der Kirche zum Begräbnisse der Ines; ihre sterbliche Hülle, geschmückt mit Blumen, wurde durch die Frauen ihres Volkes in die Erde gesenkt. Bei dieser Todesfeier weiß ich nicht, was mich am innigsten ergriff, ob der allgemeine Schmerz der Indianer, oder die Starkmuth, womit Manuel die Ceremonie beging. Aber ein Umstand entlockte Jedem von uns neue Thränen: als wir nämlich hinter dem Sarge der Ines ihren Lieblingsrehbock dem Leichenzuge folgen sahen. Dies arme Thier sah mit Unruhe und kläglichem Geschrei seine junge Herrinn in das Grab legen, und als die Erde sie deckte, eilte es zum Walde hin, wo es bald mit seinem ehernen Glöcklein am Halse Aller Augen entschwand.

Die Kaufläden in London.

(Schluß.)

Wenn es den Kaufleuten gelingt, sich bei der Modewelt in Ruf zu setzen, so können sie in kurzer Zeit sich ein ungeheures Vermögen erwerben. Bei Denjenigen, deren Geschäft im Schwunge ist, trifft es sich dann auch gewöhnlich, daß die Fabrikanten schöner Zeuge, auserlesener Seidenwaaren, diesen großen Handelsleuten die herrlichsten Muster von allem Neuen übersenden. Alles Das, was in einer angegebenen Zeit gearbeitet werden kann, wird sofort wie in einem Nu abgesetzt, und weil Alles sogleich baar bezahlt wird, ist der Vortheil unmittelbar für den Fabrikanten; ein solcher Handelsmann kann auf diese Weise dem Publikum seinen Artikel wohlfeiler anbieten, als geringere Handelshäuser, wo der Absatz nicht so schnell ist. Manche große Magazine, die im Kleinen handeln, behalten so die Waaren nicht länger, als 10 bis 15 Tage. Wenn sie nach Verlauf dieser Zeit keine Käufer dafür gefunden haben, so schicken sie dieselben in die Läden einiger in der Gegend liegenden Städte.

Die Einrichtung, die sich in den großen Handelshäusern findet, ist so ziemlich überall dieselbe: der Betrag ihrer jährlichen Einkäufe bestimmt allein ihren Rang und oft auch ihren Ruf. Wir können hier zur Ehre Derjenigen, die die großen Kaufläden besitzen, sagen, daß viele von ihnen dreißig Jahre lang ihre Kunden behalten, ja so lange behalten, bis der Tod ihrem Handel ein Ende macht. Ein so günstiges Resultat kann man bloß ihrer Rechtlichkeit bei dem Verkaufe und ihrer Genauigkeit im Bezahlen zuschreiben.

Ein Fremder, der gleichgültig bei den Läden vorbeigeht, die weiter nichts Merkwürdiges bieten, thut wohl die Frage an sich, wie zu London eine so große Anzahl Magazine bestehen kann, worin man die verschiedenartigsten Kleidungsstücke für alle Klassen von Menschen von dem Rocke eines Fashionable's an bis zu dem Strumpfe herunter kaufen kann. Es gibt Kramläden, zu welchen die Schneider, wenn sie ein Modekleid für einen ihrer Stutzer verfehlt haben, ihre Waare zum Verkaufe schicken. Dieses Kleid, welches ursprünglich für 6 Guineen bezahlt worden wäre, wird jetzt nur mehr für den Preis von 2 Pfund Sterling und 6 Schillinge verrechnet. Auf dieselbe Weise verhält es sich mit andern Putzartikeln. In andern Läden wird dieses selbe Kleid, oder ein anderes, nachdem es auf dem Leibe eines zweiten Eigenthümers seinen Dienst gethan hat, für 20 bis 25 Schillinge gekauft. Dann kann es sich noch auf dem Leibe eines jungen Mannes, der sich den Anschein eines Fashionable's geben will, ziemlich gut ausnehmen. Bei ihm bleibt es, bis das Tuch an den Nähten abgeschabt ist, oder bis es, um kunstgerecht zu reden, seinen Glanz verloren hat. Jetzt wandert unser Kleid zu einem Juden oder Trödler, der es durch die Stadt trägt, indem er immerfort ausruft: Alte Kleider! Der neue Ankäufer untersucht den kostbaren Gegenstand seines Kaufes mit der größtmöglichen Sorgfalt und handelt so lange daran, bis man es ihm für 8 bis 10 Schillinge abläßt. Nun erleidet das

Kleid eine völlige Umwandlung: es wird wohl gewaschen, von Fettflecken gereinigt, zuweilen gewendet. Ein Kragen von schwarzem Sammet gibt ihm einen neuen Glanz, neue Knöpfe kommen daran, es wird Eigenthum eines jungen Lehrlings, oder eines Andern, der in einem Kleide nach neuem Schnitt den Herrn spielen will. Aber, weil es just nur nacheinander gemacht ist, um bis zum Augenblicke, wo es verkauft wird, zu dauern, ist es bald wieder in seinem vorigen Zustande, und sein neuer Eigenthümer kann mitunter kaum sich in einem Garten sehen lassen, wo er eine Tasse Thee nimmt, noch auf einer Promenade in Gesellschaft seiner Freunde. Das arme Kleid kehrt von Neuem in den Sack des Juden zurück, der 4 Schillinge dafür gibt, und der daran schneidert und wieder schneidert, um ihm vielleicht die Gestalt eines mit glänzenden Knöpfen besetzten Kamisols zu geben. Als solches kleidet es recht sauber einen Herrn Johann. Ein Großpapa kauft es nun, um eines seiner Enkelchen damit zu putzen, und der kleine Junge zeigt sich ganz hübsch und stolz einige Tage mit seinem neuen Röckchen, bis seine kleinen Ellenbogen auf eine recht augenscheinliche Weise zeigen, daß ein Kleid nicht ewig dauern kann.

In dieser letzten Lebensperiode können noch viele Zufälle sein Schicksal bestimmen. Es kann noch mit Stroh angefüllt werden und auf öffentlicher Straße bei einer Maskerade als Maskenpopanz dienen; oder, wenn es ein alter Lumpen geworden ist, wird es in einer Lehnkutsche als Futter gebraucht. Aber möglich ist es auch, daß ein weniger trauriges Loos seiner wartet und daß ein betriebsames Mütterchen, die jetzige Eigenthümerinn des Lappens, aus den Resten des Zeugs ein paar Kamaschen schneidert oder einen Umschlag daraus macht, der die Füße eines unglücklichen Podagristen warm halten soll. Vielleicht nimmt es auch die Gestalt einer eleganten Reisemütze an. Alsdann wird es durch den Glanz einer vergoldeten Borde und vergoldeter Eicheln prächtig ausstaffirt. Zuletzt kommt es, in braunes Papier verwandelt, um ein neues Kleid einzuwickeln, wieder zu derjenigen Person, die es in ihrer Jugend besessen hat.

Diese Geschichte der Begebenheiten und der Metamorphosen, die ein altes Kleid erlebt, kann unsern Lesern zeigen, durch wie viele Hände, durch wie viele Oerter ein einziger Gegenstand gehen kann, der sonst überall, nur in London nicht, 2, höchstens 3 Menschen dient.

Strafe eines geschlagenen Ehemanns.

Seit undenklichen Zeiten ist in Perigord wie auch in der Auvergne der Gebrauch, daß ein Ehemann, der sich von seiner Frau hat schlagen lassen, sich auf einen Esel setzen und sich in der ganzen Stadt von seinen Kameraden herumführen lassen muß. Wenn er sich dem widersetzt, so gibt man ihm einen Stellvertreter, der einen großen Zettel trägt, worauf die Namen, das Gewerbe und der Wohnort des geschlagenen Ehemannes zu lesen sind.

Die jungen Bursche zu Agonac zeigten sich in Bezug auf einen ihrer Kameraden, der sich von zwei Frauen hatte schlagen lassen, viel strenger. Sie forderten, daß er persönlich die Sühnungsceremonie vornehmen sollte. Von Worten kam man zu Schlägen. Die beiden Hauptanführer wurden dem Zucht-Polizei-Gerichte zu Perigueur übergeben und der Eine zu einem Monat, der Andere zu zehn Tagen Einsperrung verurtheilt.

Der Maire von Agonac wurde vor Kurzem seines Amtes entsetzt, weil er in dieser Angelegenheit zu wenig Energie gezeigt hatte.

Beleuchtung bei den Türken.

Die Türken haben eine sehr sinnreiche Art der Beleuchtung, die sie in der letzten Zeit bei ihren Festen anwenden. Jeden Abend strahlen alsdann verschiedene Figuren auf der Façade des Serails: bald ein Schiff, bald die Galeere des Sultans mit 10 Ruderbänken, bald ein ungeheurer Stern, bald ein Vers aus dem Koran, u. s. w. Die Veränderungen werden zuweilen im Angesichte der gaffenden Menge vorgenommen. Diese Art der Beleuchtung, die den Türken eigenthümlich ist, könnten recht wohl die Europäischen Nationen von ihnen annehmen. Hier folgt die Beschreibung davon. Ein Rahmen von 20 bis 40 Fuß wird vor das Gebäude gestellt, welches beleuchtet werden soll. Auf der obern horizontalen Latte bringt man eine große Menge kleiner Rollen an, über welche Seile gehen, an die in geeigneten Entfernungen Glaslampen so gehängt werden, daß sie möglichst viel Glanz von sich werfen. Diese so aufgehängten Lampen kann man nach Willkühr herauf und herunterlassen, indem sie der Länge nach an eisernen Drähten, die, wie der Einschlag eines Webers, perpendiculär an dem Rahmen angebracht sind, auf- und niedergleiten. Es ist leicht, mit wenig Kosten der Beleuchtung eine große Ausdehnung zu geben. Die Schnelligkeit, womit sich eine Figur in die andere verwandelt, ist wahrhaft überraschend. Um die Verwandlung zu erleichtern, hat jedes Seil verschiedene Zeichen, welche andeuten, bis zu welchem Punkte man die Lampe herauf oder herunter lassen muß, um eine neue Zusammensetzung hervorzubringen. Man stellt diese Rahmen an alle Orte, die erhaben sind; man sieht sie an Bäumen, an Schornsteinen, an den Thürmen der Moscheen, überall bringen sie einen wundervollen Effekt hervor. Es ist eine Art von Feuerkunst, deren wahrhaft überraschender Anblick eine anziehende Manchfaltigkeit in unsere öffentlichen Feste und Vergnügungen bringen würde.

Homonyme.

Ein Ritterlein bin ich, stolz und galant,
Ein König in meinem Revier;
Von Sammet und Gold mein täglich Gewand,
Von Purpur mein Helm und mein Vesier.

Ich athme und übe nur Ritters-Pflicht
Im Kampfe für Freiheit und Recht;
Den Nebenbuhler dulde ich nicht,
Und bin doch selber nur Knecht.

Hoch über dem Heiligsten strahlet mein Bild:
Einst galt es als Siegeszeichen;
Da mußten Ritter und Wappenschild
Und Helm und Krone weichen.

Mich hat auch Bacchus zum Wächter gesetzt,
Zu hüten den köstlichen Saft:
Wem dieser die Zunge gehörig benetzt,
Dem spendet er Wonne und Kraft.

Mein Namens-Vetter, ein strenger Geselle,
Der hütet ein eisernes Haus;
Wenn der sich regt, — mit Blitzesschnelle
Fährt Tod und Verderben heraus.

Brimmeyr.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 1. November. N°. 36.



Die Ruine bei Fliessem.

Von Landrath Hesse.

Unter den in hiesiger Gegend aufgefundenen Denkmalen der Vorzeit zeichnen sich die, eine gute Stunde von hier, östlich von der nach Aachen führenden Landstraße, in einem Thale unweit des Dorfes Fliessem, ausgegrabenen Ueberreste eines alten Gebäudes auf so bemerkenswerthe Weise aus, daß sie wohl bekannter zu werden verdienen.

Schon vor Jahren waren daselbst Bruchstücke von Mosaik gefunden worden, die jedoch, gänzlich verwittert, kaum eine Berührung ertrugen, und zu weitern Nachforschungen damals keinen Anlaß gaben.

Zufällig stieß man an der nämlichen Stelle im Sommer vorigen Jahres wieder auf Mosaikstücke, die, nach ihrer Beschaffenheit, zu ferneren Aufgrabungen anspornten. Der Erfolg lohnte die Bemühungen reichlich, indem man, dem in geringer Tiefe unter dem Schutte entdeckten Mauerwerke folgend, auf mehrere, von kleinen Steinwürfeln, theils in blau und weiß, theils in blau, weiß, roth, musivisch zusammengesetzte Zimmerböden stieß.

Das zuerst aufgeräumte Zimmer (N°. 1.) auf zwei Fuß hohen Ziegelsäulen mit einer Ziegel- und Cement-Unterlage, ruhend, mit Wärmeleitern an den Seiten, zeigt einen im Ganzen wohl erhaltenen Mosaikboden in blau, weiß und roth von 16 Fuß Länge und gleicher Breite, von sehr gefälliger Zeichnung. Gleich anziehend ist die Mosaik eines anstoßenden kleinen Kabinets; (N°. 2.) zwar etwas eingesunken, sonst aber noch in besonders gutem Zustande, von 10 Fuß Länge und 7 Fuß Breite. Minder gut erhalten, auch in Hinsicht der Zeichnung weniger hervortretend, sind die fragmentarischen Mosaikreste in weiß und blau zweier etwas abgelegener Gemächer nach der Ost- und Westseite (N°. 3. und 4.). Der Boden in dem einen ist 12 Fuß lang, 10 Fuß breit, jener in dem andern Gemache ist durch eine bedeutende Lücke getheilt, und nimmt mit dem ersten Stück 11 Fuß in der Länge, 6 Fuß in der Breite, mit dem letzten 6 Fuß in der Länge und eben so viel in der Breite ein.

Seit diesen ersten Auffindungen sind die Nachgrabungen, so weit es die Umstände gestatteten, fortgesetzt worden, und nicht ohne Erfolg geblieben. Außer dem in beträchtlicher Ausdehnung unter der Erde fortlaufenden Mauerwerke und Bruchstücken schöner Wände-Bekleidung, theils in grün, theils in gelb, theils in roth, sind im verflossenen Frühjahre, nördlich von den schon bezeichneten Gemächern, wiederum zwei Zimmer, (N°. 5. und 6.) das eine von 14 Fuß Länge und ungefähr gleicher Breite, das andere von 26 Fuß Länge und 14 Fuß Breite, aufgedeckt worden. Bis auf einige sehr zu bedauernde Beschädigungen ist auch hier die Masaik im Ganzen gut erhalten. Steinchen von der manchfaltigsten Farbenmischung in weiß, hell- und dunkelblau, hoch- und blaßroth, grün, grau und gelb, sind mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit zusammengefügt, und in der Schönheit des Desseins, wie in der Sorgfalt der Ausführung, verräth die Arbeit einen nicht gemeinen Standpunkt der Kunst. Vorzüglich überraschen in dem letzteren größeren Zimmer unter den Arabesken hervortretende Thierstücke, mit außerordentlicher Zierlichkeit und großem Reichthume der Erfindung gebildet. Die Figuren, (Pferd, Löwe, Tiger, Steinbock, Storch, Eule und zwei Eichhörnchen), durch die gelungenste Farbenmischung ausgezeichnet, treten so frisch und lebendig hervor, daß sie meist schon bei der ersten Anschauung vollkommen erkennbar sind.

Geschichtlich zu verbürgende Aufschlüsse über die Gründer, die Zeit und Bestimmung des Baues, von dessen Bedeutung so beachtenswerthe Ruinen zeugen, haben sich bis jetzt nicht ermitteln lassen. Ein prüfender Blick auf die Construktion des alten Mauerwerks, die Beschaffenheit der Ziegel, die Reste der Heitzungs-Einrichtungen, die Anlage und Ausführung der musivischen Arbeit gestattet aber kaum einen Zweifel über

den Römischen Ursprung des Gebäudes. Die bekannten frühen Römischen Niederlassungen in hiesiger Gegend, die vielfach schon entdeckten Trümmer Römischer Mauern und Kanäle, die häufig gefundenen Münzen, die Ueberreste der alten von Trier über Beda (Bittburg) und Ausava (Oos) nach Cöln führenden Straße stehen jener Annahme unterstützend zur Seite.

Lage, Beschaffenheit und Umfang der Ruinen rechtfertigen vielleicht die Vermuthung, daß das Gebäude ursprünglich den Land- oder Jagdsitz eines mächtigen Römischen Großen war. Noch in späterer Zeit war das jetzt fast baumleere Thal unterhalb Fliessem Wald, und selbst der Volksname der Stelle, auf der sich die Trümmer finden, Weilerbusch (Weiler im Busch, villa silvatica), scheint einen Fingerzeig zu enthalten.

So wenig der Ursprung des Gebäudes mit Zuverlässigkeit nachzuweisen ist, so wenig läßt sich der Zeitpunkt der Zerstörung angeben. Deutliche Brandspuren beweisen, daß letztere gewaltsam geschehen ist.

Nicht unwahrscheinlich ist es, daß schon früher einmal die Ruinen aufgefunden worden sind. Spuren von Restaurationen nach der Römer-Zeit finden sich, unter andern, in der Ausbesserung eines Theils des Bodens im Zimmer No. 6 mit Ziegelmörtel ohne Mosaik, und die Vermuthung selbst mag nicht ganz leer sein, daß im Mittelalter sich ein Bau auf jenen Trümmern erhoben hat. Hieraus erklärt es sich auch vielleicht zum Theil, daß die Ausbeute an Römischen Münzen gerade hier kaum nennenswerth ist, daß aber im Weilerbusch eine Tempelherrnburg gewesen, ermangelt bis jetzt jeder Bestätigung, und scheint mehr in das Gebiet der Volkssage zu gehören, in welcher der Orden der Templer — der allerdings Besitzungen in hiesiger Gegend hatte — hier noch immer seine Stelle findet.

Alle Freunde der Geschichte, der Kunst und der Alterthumskunde, welche die Fliessemer Ruine bis jetzt gesehen, sind übrigens über deren Werth und Bedeutung völlig einig. Ein erlauchtester Kenner — des Kronprinzen Königl. Hoheit — hat ihr im vorjährigen Herbst die höchste Aufmerksamkeit geschenkt, und sich darüber in einer Weise ausgesprochen, welche die Sorgfalt für die Erhaltung des Denkmals, die dieses an sich schon hervorrufen muß, zu einer noch größern Pflicht macht.

Bereits sind die Mosaikböden in den Zimmern No. 1, 2, 5, 6 ganz und in No. 4 zum Theil, mit einem schützenden Ueberbau versehen worden. Die Behörden haben die Ruine unter ihre besondere Obhut genommen, und einen am Orte wohnenden Wächter bestellt, der, nach den erhaltenen Anweisungen, über Conservation, Reinlichkeit und Ordnung wacht, und Fremden das Denkmal zeigt.

Der Gesammt-Flächen-Inhalt der bis jetzt aufgefundenen Ruine beträgt 219¼ □Ruthen, nämlich 184 Fuß Länge von Osten nach Westen, und 172 Fuß Breite von Süden nach Norden, und noch läßt sich der ganze Umfang nicht genau bestimmen, da der Verfolg der Untersuchungen zunächst von weiteren Terrain-Acquisitionen abhängt. Aller Wahrscheinlichkeit nach dürften fernere, planmäßig vorgezeichnete, und mit Umsicht geleitete Nachgrabungen nicht ohne Resultat bleiben, deren Mittheilung dann seiner Zeit erfolgen wird.

Wem soll man die Zerstörung des ehemaligen Klosters St. Maximin bei Trier, als diese Stadt im September 1522 von dem Junker Franz von Sickingen belagert wurde, zu Last legen?

Untersucht

von M. F. J. Müller.

Da Richard von Greifenclau, Erzbischof und Kurfürst zu Trier, sich überzeugen konnte, daß er mit Franz von Sickingen eine ernsthafte und für Stadt und Vaterland gefährliche Fehde werde bestehen müssen; Franzens Fehdebrief aber unserm Richard in einem Zeitpunkte zugestellt wurde, wo er kaum die nöthigsten Vorkehrungen treffen konnte, so war er gezwungen, Manches, was er bei größerer Muße wohl anders gemacht hätte, wider seinen Willen zu übereilen. So wie dermalen die Bauten des ehemaligen Klosters St. Maximin nur einige hundert Schritte östlich von unsern Mauern entfernt sind, so ungefähr waren sie es auch damals; also im Falle einer Belagerung der Stadt gefährlich, dem Feinde aber vortheilhaft. Es war dem Erzbischof wohl bekannt, daß in den Scheunen dieses Klosters sich ein beträchtlicher Vorrath von Früchten und Fourage vorfinde; diese Gegenstände in die Stadt führen, konnte er nicht, denn Sickingen war schon bis zu dem Walde Kaßholz hinter dem Kloster St. Matheis vorgerückt; dieselben aber dem Feinde überlassen, durfte er nicht. Daher heißt es in dem Tagebuch eines Augenzeugen *): »Und alsbald unser gnädiger Herr (Rich»ard) mit dem Offizial (von Ecken) sich zu Perde »hinuf erhabenn und etliche der Burgerschaft, die an St. »Simeonsport verordnet, mitgenomen, die Stallung und »Schüren zu St. Maximin und das foder (Futter) da»rynn angestochen, auch befohlen, das Mair (Mar), die »Leübe, sampt der Moelen sant Symeons buyssent der »Statgraben zu verbrennen; dergleichen auch ein ersa»mer Rat vur der alter porten bede der stat und der »Duischherrn Moelen sampt den Huyßern zu St. Bar»barn dem Fuyr lassen befelhenn; damit die Fiandt »(Feinde) den Leger der E. Oerter keyns bequemlich »moigten gehaben 2c. In mittler Zyt ist auch das Cloi»ster der Carthüser noch unzerstört gestanden, doch in »Betrachtung, daß daruß, wie ußer St. Maximin, der »Stadt Schaden und Beschwernuß zugefuegt moigt wer»den, dazumail durch die Burger sampt denen von »Lympurg dar des Orts verordnet, mit aus unsers gnädi»gen Herrn Wissen angestoissen und verbrandt worden **).«

Eine Maximinische Handschrift von der Feder eines gleichzeitigen Schriftstellers erzählt uns, der Erzbischof Richard habe zu Maximin selbst die Fackel ergriffen, um Scheune und Stallung anzuzünden, daß aber Einer aus dessen Gefolge sich dieselbe von ihm ausgebeten habe, mit der Bemerkung, diese Handlung stehe ihm besser an, als einem Bischof. Eben so stark spricht daselbst eine andere Stelle für Sickingen, die ich in einer andern Handschrift gelesen habe, wo es heißt: Franz habe seinem Kriegsheer unter hoher Strafe verboten, dem Kloster Maximin einigen Schaden zuzufügen; wie Diejenigen eidlich bezeugt haben, welche damals in seinem Gefolge waren; denn der Rath zu Luxemburg habe in einem eigenen Schreiben denselben mit der Kaiserlich-

*) Dieses in unserm Stadtarchiv aufbewahrte Tagebuch ließ ich in der Trierischen Kronik vom Jahr 1820 von den Monaten Mai, Juli, August und September abdrucken.

**) Dieses Kloster stand bis zum Jahr 1674 in einer kleinen Entfernung vor unserm Neuthore.

en Ungnade bedroht, wenn er diesem Kloster auf einige Art schädlich sein würde *).

Nikolaus Novillanius, ein Mönch und Geschichtschreiber dieses Klosters, sagt, daß die Trierer vor der Ankunft Franzens am 3. September 1522 daselbst einige Mauern niedergeworfen, am 4., 5. und 6. das Kloster geplündert, und am 8. Nachmittags die Scheune und Stallung, dann ferner die Kirche St. Michel und die Scheune des Hospitals St. Elisabeth angezündet haben **). Diese Aussagen scheinen nun freilich mit unserem Brower ***) nicht im Einklang zu sein; daher nennt ihn auch einer unserer neuesten Schriftsteller †) einen lügenhaften Mann: ein übereilter Ausdruck, der einem wissenschaftlich Gebildeten nicht wohl ansteht; in den Augen Derjenigen aber empörend ist, welchen die Verdienste dieses unermüdlichen Geschichtforschers wohl bekannt sind, der beinahe Nichts geschrieben hat, ohne vorliegende Quellen, die er mit vieler Mühe aufgesucht, mit Scharfsinn geprüft und nicht ohne Verdienst der Welt bekannt gemacht hat; ein Schriftsteller also, der kein Wiederkauer ist. Sagt denn Brower nicht schon an einer vorhergehenden Stelle, daß der Erzbischof Richard in der Scheune des Klosters St. Maximin Feuer angelegt habe ††)? Dann bemerke ich noch ernstlich, daß man unsern Brower nicht nach dem Abdruck, sondern nach der Handschrift seiner Annalen beurtheilen müsse; diese wurden nach seinem Tode in manchen Stellen durch profane Hände verändert, ja verfälscht! Bei der Zusammenstellung so mancher Umstände, welche hier zur Betrachtung kommen, muß man immer unterscheiden Franzens Ankunft zu Trier und dessen Abzug von da. Bei Franzens Ankunft waren ihm die Bauten des Klosters Maximin höchst wichtig und vortheilhaft, bei seinem fruchtlosen Abzuge aber war hier Alles, was noch nicht in der Asche lag, Gegenstand seiner Rache. Brewer in der genannten Stelle spricht aber nicht von Sickingens Ankunft, sondern von dessen Abreise. Hören wir noch, was der in der ersten Note angemerkte Augenzeuge sagt: »Und hait Franzen bewegt »und verursecht, daß er am Sonntag zu Morgen sine »Läger, darzu das Eloister St. Maximin und »St. Elisabethen-Spidale darfür auch zu beiden vur und »hinter St. Paulin zum mehreren Theil sampt etlichen »Huyseren zu Coritz (Kürenz) anstoissen, verbrannt, »und also vur Mittag uff die zehende Ure vonn deiser »Statt Triere abgeschieden.« — Dabei ist es nun aber nicht geblieben; die Stadt Trier hatte diesem Kloster Haß und Zerstörung geschworen. Noch ehe der Erzbischof die Stadt verlassen hatte, um Sickingen zu verfolgen, bat ihn der Magistrat und die Bürgerschaft um seine Einwilligung, das Kloster Maximin zu zerstören; und wie Scheckmann, ein Augenzeuge, in seiner hinterlassenen Handschrift sagt: »Es erhob sich eine all»gemeine Stimme, und alle schryen: Kommt und laßt »dieses Kloster aus unsern Augen verschwinden, dasselbe »dem Boden gleich machen und keinen Stein auf dem »andern lassen!« Diese Stimme wurde unterstützt von dem gegenwärtigen Domprobst, Domdechant und einigen Kapitularen, wie auch von dem genannten Offizial von Ecken. Der Magistrat machte nun einstweilen folgende Verfügung bekannt: »Da leyder die Stadt Trier »durch die umbstehenden Buwe beschädigt, als darumb »in Betrachtung auch durch Anrügen des ersamen Raidts »mit sampt gemeiner Burgerschaft, darzu der edelen und »würdigen Domprobst, Domdechant und Gemeineren »Capitels des hohen Domstifts alhie durch unseren gnä»digsten Herrn von Trier als Landsfürsten bewilligt »und zugelassen ist worden, daß alle umstehende Buwe, »die der Stadt hinderlich sin mögen, abgethan und hin»weg genohmen werden sullen; ist derhalb eines ehrsa»men Raids und gemeiner Burgerschaft Begehren und »ernsthaftige Warnung, daß ein Jeder, der sine Buwe »in der Nähende bi der Stadt gehabt hait, hie und »zwischen Sent Andreas Tag naiß kommend, abreisen »und an ander Endt daher der Stadt nit schädlich siy, »verfüge, wo das nit bestehe, werde ein gemeine Burger»schaft dieser Stadt unseren gnädigsten Herrn anrofen »oder selbst zu bestehen verschaffen.« Diesem allgemeinen Befehl folgte bald ein spezieller, das Kloster Maximin betreffender Aufruf, diejenigen Bauten, welche noch unbeschädigt da standen, ebenfalls zu zerstören; die Ungehorsamen wurden mit einer Geldstrafe bedroht. Nun stürmte der Haufe zum Thore hinaus nach Maximin, mit Mauerbrecher-Instrumenten versehen, und bemüheten sich alle recht ernstlich, des Magistrats Befehle zu vollziehen und sowohl diesem, als sich selbst, auf den Trümmern dieses berühmten Klosters ein minder ehrenreiches Denkmal aufzustellen.

Wie sehr dieses wilde Verfahren dem Kaiser Karl V. mißfallen habe, dieses erhellet aus dessen Schreiben an den Pabst Hadrian XI. vom 14. September 1523. Wer diese Denkmähler, besonders die handschriftliche Hinterlassenschaft bewährter Augenzeugen aufmerksam gelesen hat, der wird sich so aussprechen: Franz von Sickingen that dem Kloster St. Maximin, (doch nur erst bei seinem Abzug) den wenigsten, der Erzbischof Richard aber, der Magistrat und die Bürger zu Trier den größten, den zerstörendsten Schaden. Gegen diese sind auch Abt und Mönche mit ihrer Klage auf Entschädigung bei dem Kaiserlichen Kammergericht eingekommen. Indessen kam dieser Prozeß nicht zum Endspruche; denn der Abt Johann ist davon im Jahr 1531 freiwillig abgestanden, obschon mit Widerspruch seiner Mönche *). Der Verfasser der oftgenannten Lateinischen Handschrift konnte sich nicht enthalten, gegen die Urheber dieser Zerstörung einen Beweis seiner Dankbarkeit zu äußern und das Ebenbild des damaligen Magistrats zu Trier in der großen Gallerie den Augen der Nachwelt darzustellen. Das Kolorit dieses Bildes ist indessen nichts weniger, als schmeichelhaft. Uebrigens wollen wir die sämmtlichen Akteurs dieses großen Trauerspiels ruhen lassen, und der Herr gebe ihnen droben den Frieden, welchen sie hienieden nicht genießen konnten.

*) Praeceperat enim Franciscus exercitui suo sub poena capitalis sententiae, sicut hi protestabantur sub attestatione jurisjurandi, qui ea tempestate Francisco famulabantur, ne quisquam manum mittere praesumeret in dispendium aut conflagrationem monasterii et aliorum; miserat nempe ei Senatus Lutzenburgensis literas comminatorias sub indignatione Caesareae Majestatis, ne quidquam damni inferre praesumeret monasterio isti.

**) Bei Hontheim im Prodromus Hist. trevir. dipl. Tom. II. Seite 1035.

***) Annal. trevir. Tom. II. S. 344.

†) Franz von Sickingens Thaten, Plane, Freunde und Ausgang. Durch Ernst Münch. Stuttgard ꝛc. 1827. I. Band, Seite 260.

††) A. a. O. Tom. II. Seite 342 Num. 96. wo er sagt: Ipseque princeps e vestigio cum delecto familiarium globo, adversa se porta ejiciens, annonam horreaque D. Maximini, ne potiretur hostis, igne cremat: passimque a nostris in molas, atque suburbana aedificia circumquaque conjectae faces.

*) Siehe das Chronicon S. Maximini bei Hontheim im Prodromus Histor. trevir. dipl. Tom. II. S. 1037 a.

Besuch bei Muhamed-Ali-Pacha im Januar 1834.

(Fragmente aus einem Reisejournale.)

Der Lieblingsaufenthalt Muhamed-Ali's ist Alexandrien: vielleicht findet sich seine Eitelkeit durch die Fortschritte, die diese Stadt unter ihm in Handel und Gewerben gemacht hat, vorzüglich geschmeichelt. Auch ist sie die einzige Stadt Aegyptens, die seit 30 Jahren nicht verfallen ist. Ferner gibt vielleicht in seinen Augen die See diesem Aufenthaltsorte einen eigenen Reiz. Er freut sich da, während der brennenden Tage des Afrikanischen Sommers von seinem Pallaste aus über das Meer hin zu sehen, wo er seine Schiffe manövriren läßt. Dabei ist er so zufrieden und so vergnügt, wie die Kinder, welche die kleinen Schiffchen, die sie selbst gemacht haben, hinfahren sehen. Manchmal bringt er auch seine Tage auf einem anmuthigen Gartenhause zu, welches gleichsam aus den Wassern hervorzutauchen scheint. Ausgestreckt auf prächtige Polster athmet er da die kühlen Meerlüfte, den Blick geheftet auf seine Arbeitsleute und auf seine zahlreichen Galeerensclaven.

Indeß fährt er während des Winters gewöhnlich den Nil hinauf und verweilt einige Monate in Kahira. In diesem Orte, welcher Zeuge seines aufblühenden Glücks und seiner Erhebung war, in dieser Citadelle, dem Schauplatze des Drama's, welches seiner Größe das Siegel aufgedrückt und Aegypten unterworfen hat, thront er wie eine erhabene Statue auf festem Grunde.

Er war eben dort angekommen, als wir unsere Reise dach Ober-Aegypten vollendet hatten. Seit langer Zeit brannten wir vor Verlangen, diesen berühmten Mann zu sehen. In dieser Absicht wandte sich mein Vater an Herrn Mimault, den Französischen Geschäftsträger. Dieser zeigte sich sehr gefällig und sprach selbst deßwegen mit dem Pacha. Der Tag wurde bestimmt. Mimault lud uns für denselben zum Mittagessen ein, damit wir uns hernach zusammen in den Pallast begeben könnten.

Den Tag vorher ging ich mit einem Europäischen Bedienten allein durch die engen und volkreichen Strassen; ich gewahrte um mich her eine ungewöhnliche Bewegung. Mich umwendend sah ich einen Greis zu Pferde, dem einige Offiziere auf Eseln folgten. Ich hatte nie die Gewohnheit diejenigen Personen, die ich nicht kenne, zu grüßen, und ich glaube nicht, daß ich es vor einem Andern thun würde, als grade vor dem Sultan Mahamed. Aber bei dem Anblicke der schönen und edlen Gestalt, die bei mir vorbeiritt, machte ich, gleichsam durch den majestätischen Blick bezaubert, unwillkührlich eine Bewegung mit der Hand an den Hut und ich nahm ihn ab. Der Greis machte eine huldreiche Verbeugung mit dem Kopfe. Damals wußte ich nicht, was das für ein Mann war; den Tag darauf erkannte ich ihn; es war Muhamed-Ali-Pacha. Niemals habe ich einen ehrwürdigern Greis gesehen.

Den 24. Januar, um 5 Uhr Nachmittags, begaben wir uns zu Hrn. Mimault; wir hatten das Vergnügen, allda den Hrn. Lubert zu treffen, den alten Direktor der Französischen Oper. Während der Unterhaltung kamen wir auf die Tänzerinnen von Paris und von Kahira zu sprechen. H. Lubert ergriff enthusiastisch die Partie der Aegyptischen Tänzerinnen und zog sie den Pariser Tänzerinnen weit vor. Was mich betrifft, so wollte ich einem Richter, wie H. Lubert ist, in dieser Sache nicht widersprechen; aber ich war überzeugt, daß mir bei meiner Rückkehr aus Aegypten die Französischen Mädchen mit ihrer weißen Haut, ihrer zarten Haltung, ihren schönen langen Kleidern und ihrem schlanken Körperbaue, mehr verführerisch vorkommen würden, als alle Bajaderen des Orients. Man würde sich sehr irren, wenn man die Aegyptischen Frauen von Jetzt mit jenen im Alterthume so berühmten Schönheiten des Nil's vergleichen wollte, mit jenen Mädchen, die in langen weißen Gewändern, die Haare mit Lotus-Gewinden durchflochten, einstens um den geheiligten Ibis und das mit Goldketten umwundene Krokodil tanzten. Heutzutage ist das Alles verändert, ihr Wuchs, das ist wahr, ist nicht von jedem wollüstigen Reize entblößt, auch zeigt ihr Gang eine gewisse Wohlanständigkeit, aber ihre niedergebeugte Gestalt hat etwas Unedles an sich; ihre Lippen und ihr Kinn, mit Indigo gefärbt, ihre Hände, mit Orlean gelb bemalt, ihr Mund, den sie auf eine läppische Weise immer offen halten, scheinen mir wenig geeignet, Liebe einzuflößen.

Als das Essen beendet war, fanden wir uns in großer Verlegenheit: den ganzen Tag über war ein feiner Regen gefallen; die Straßen zu Kahira sind nicht gepflastert, und sobald sie naß werden, gleitet man auf ihnen aus, oder vielmehr, man kann sie gar nicht gebrauchen. Mit einer unglaublichen Mühe hatten wir den kurzen Weg von unserer Wohnung bis zu der des Hrn. Mimault zurückgelegt; dieser wohnte von der Citadelle ungefähr ¾ Meile. Ein Janitschar, den wir vorausgesandt hatten, um über die Beschaffenheit der Straße Erkundigungen einzuziehen, war zweimal in den Schlamm gefallen; auf der andern Seite konnten wir uns auch nicht dem Beherrscher Aegyptens vorstellen, wenn wir zu sehr beschmutzt waren.

Wir überlegten die Sache, so gut wir konnten; das Resultat war, den Versuch zu wagen.

Jeder von uns bestieg seinen Esel und wir ritten voran. Unsere Karavane war zahlreich. Außer den Consuln und dem Vice-Consul von Kahira, außer ihren Kanzlern und ihrem Gefolge hatte sich eine Anzahl Europäischer Kaufleute an uns geschlossen; mehrere Diener leuchteten uns auf unserm Wege mit eisernen Laternen, die sie an langen Stöcken hielten. Mehrere bewaffnete Soldaten gingen voran. Wir selbst folgten je zwei und zwei. Während des Zuges öffneten die friedlichen Bewohner Kahira's, durch den hellen Schein der Laternen und unsere etwas laute Unterhaltung aufmerksam gemacht, die Thüren und betrachteten uns mit der größten Neugierde.

Gegen 9 Uhr, nachdem wir manche enge und steile Straßen zurückgelegt hatten, ritten wir in die Thore der Citadelle ein. Sie waren erleuchtet und mit vielen Wachen besetzt.

Zu unserer Rechten lag der Pallast der Frauen, etwas weiter mehrere dunkele und verschlungene Gänge. Hinter dem alten Gebäude, welches zur Hälfte verfallen ist, und andern neuen Gebäuden, welche, wie es scheint, nie beendet werden sollen, findet sich im Hintergrunde eines kleinen überdeckten Hofes ein aus Holz gebauter Pallast mit einer marmornen Stiege.

(Schluß folgt.)

Auflösung der Homonyme in No. 35: Hahn.

Ph. Faven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 5. November. No. 37.



Das Lehnrufen in Saarhölzbach.

Von Ph. Laven.

(Schluß.)

Wenn alle Paare durchgenommen sind, so verlassen die jungen Leute die Anhöhen und suchen ihre Mädchen auf. Mitunter trifft es sich, daß manches Mädchen keinen Burschen bekommen hat: solche mögen wohl am Ende traurig drein seh'n.

Jedes Mädchen, das vierzehn Jahre alt ist, kann gerufen werden; die Mädchen, die über dreißig sind, haben nicht mehr viel Hoffnung dazu. Für die Männer ist das 18te Jahr dasjenige, welches Ansprüche giebt. Bei dem Abrufen der Namen fängt man, wie oben schon angedeutet, mit dem ältesten Burschen an und steigt so stufenweise zum Jüngsten herab.

In frühern Zeiten pflegte man, nach Beendigung des Lehnrufens, ein mit Stroh umwundenes Rad, welches man in Brand steckte, von dem Funkenberge herabzuwälzen. Diese Freuden-Ceremonie, welche auch anderswo früherhin vorkam, hat man seit langer Zeit in Saarhölzbach unterlassen, obschon die andern Festlichkeiten noch Statt fanden. Ein anderer Gebrauch, der die Lust und die Feierlichkeit des Festes hob, ist ebenfalls abgekommen; er bestand darin, daß jedes Mal, nachdem ein Paar auf den Höhen zusammen gegeben war, der Ortsspielmann oder auch mehrere Musikanten ein Stückchen abspielten.

Am Lehnsonntag gegen 10 Uhr Abends weiß also, mit wenigen Ausnahmen, jedes erwachsene Mädchen des Dorfes, wer die kommende Fastnacht sein Tänzer ist; denn die Narrenzeit wird in Saarhölzbach, wie überall, mit Spiel und Tanz gefeiert. Am Fastnachtsonntage backen die Mädchen ihren Burschen große Bretzeln, die sie ihnen Nachmittags in ihre Häuser tragen. Das Gebäck wird jedoch nicht gleich verzehrt; es wird aufbewahrt bis gegen Abend, wo man sich in der Schenke wiedersieht. Da sitzen denn die Paare und lassen sich bei dem Glase ihre langen Bretzeln wohl schmecken. Findet sich Einer, der einen Walzer herschnarren kann, so wird auch noch eins getanzt, daß Boden und Fenster dröhnen.

Die jungen Bäuerinnen haben sich, wie wir gesehen, höflich bewiesen; sie haben ihre Bretzeln zum Geschenke gebracht. Der Mann darf sich in der Welt an Großmuth nicht vom Weibe übertreffen lassen, und wenn sie ihm auch nur eine Bretzel zum Geschenke brächte, die sie noch zur Hälfte mit ihm verzehrt. Ich will sagen: in Saarhölzbach, wie überall, wird der junge Mann sich galant zeigen. Eine Gelegenheit hierzu kann ihm unmöglich fehlen. Das schöne Lutwinusfest kommt bald. Am Sonntage nach Christi-Himmelfahrt ist dann in dem nahe gelegenen Mettlach Markt. Viele Buden sind aufgeschlagen und viele schöne Sächelchen werden zum Kaufe ausgeboten. Es sollte mich wirklich wundern, wenn die jungen Saarhölzbacherinnen heute leer ausgingen. Nein! Jeder Bursche, der auf Ehre hält, bringt heute seinem Mädchen Etwas mit. Silberne Ringe und Kreuzschnüre sind die gewöhnlichsten Geschenke. Weil die Paare, die man am Lehnsonntag zusammengiebt, mit jedem Jahre wechseln können, so ist es nicht selten, daß in Saarhölzbach Mädchen vier Ringe, die sie von Verschiedenen erhalten haben, an den Fingern tragen; ja es giebt deren mit sechs.

Ich brauch' kaum zu bemerken, daß viele Paare sich wirklich mit einander verheirathen und so den Spruch wahr zu machen suchen, der jedem Paare nachgerufen wird:

Dies Jahr zum Leh'n,
Das andere Jahr zur Eh'!

Was über den ganzen Gebrauch in sittlicher Beziehung zu sagen ist, das überlasse ich Jedem zum eigenen Nachdenken; nur will ich hinzufügen, daß durch dieses Verpaaren wenigstens manchen Balgereien auf den Tanzböden vorgebeugt wird. Weil Jeder schon im Voraus die Tänzerinn, die ihm vor allen ange-

wiesen ist, kennt, darum braucht er nicht erst mit Andern darum zu rechten.

Es wird nicht uninteressant sein, hier vergleichungsweise einige ähnliche Gebräuche folgen zu lassen, wovon der eine nicht gar weit von Saarhölzbach, der andere am Rheine vorkommt.

Zu Nalbach, im Kreise Saarlouis, einer Pfarrei von 2,400 Seelen, herrscht der Gebrauch, daß am Kirchweihfeste, Nachmittags nach der Vesper, wenn die Leute die Kirche verlassen, jeder Bauernbursche sich förmlich das Mädchen wegraubt, was er an diesem Abende und das ganze Jahr hindurch zum Tanze führen will. Die jungen Männer warten hierbei nicht, bis die Mädchen vor die Kirche getreten, sondern während des Herausgehens, schon in der Kirche, entsteht ein solches Raufen, ein solches Gedränge, daß man seines Lebens nicht mehr sicher ist. Im Jahr 1826 stürmten Mehrere zugleich auf ein Mädchen, das sich durch seine Schönheit vor allen andern auszeichnete. Ein schrecklicher Kampf begann und dem armen Kinde riß man im eigentlichen Sinne die Kleider vom Leibe. Das Ganze ist ein wahrer Sabinerraub. Wenn jeder Bursche seine Beute errungen hat, dann fügt sich Alles, und die geraubten Sabinerinnen gehen gelassen mit den Siegern in die Schenke, wo dann das Tanzen und Kirmesjauchzen anfängt. Derjenige, welcher sich in den Kampf wagen will, muß wenigstens das 17te Jahr erreicht haben. — — Wer denkt hierbei nicht an ähnliche Sitten, die sich in mehreren Schweizer-Kantonen finden? —

Zu Niederzissen, im Kreise Ahrweiler, Regierungsbezirk Coblenz, kommen auf Maiabend die Burschen in einer Schenke zusammen und versteigern die Mädchen unter einander, oder nach ihrem Sprachgebrauche, sie steigern sich Lenchen.*) Einer aus ihrer Mitte wird zum Einnehmer ernannt. Manches Mädchen kommt bei dieser Versteigerung ein, zwei, drei bis vier Thaler zu stehen; für das erlös'te Geld kauft man Getränke, wobei man sich's wohl sein läßt. Viele Burschen eilen sogleich nach der Versteigerung zum Hause ihrer Geliebten und pflanzen ihr da einen schönen Maistrauß auf. Die Privilegien, die der Ansteigerer auf das Mädchen gewinnt, bestehen in Folgendem. An Kirchweihtagen und andern Festen des Jahrs thut er mit der Erlesenen den ersten Tanz und an Samstag-Abenden ist es ihm gegönnt, ein Stündchen mit ihr in ihrem Hause zu verplaudern, d. h. er geht zu ihr maien. Ist das Jahr um, so sind die Ansprüche aus, und eine neue Versteigerung wird vorgenommen. Wer das vorige Jahr für sein Mädchen zwei Thaler gegeben hat, der kann, wenn es bekannt ist, daß er es innig lieb gewonnen hat, jetzt versichert sein, den doppelten Preis dafür zahlen zu müssen. Die Mitsteigerer vertheuern ihm den ihm so theuern Gegenstand, so viel sie können. Mitunter mag er ihn aber auch aus derselben Ursache sehr wohlfeil bekommen, wenn sich kein neuer Liebhaber für die Waare findet.

Jeder ist gehalten, seinem Lenchen das Neujahr anspielen zu lassen. Auf Neujahrsabend wird, nach gemeinschaftlich gemachten Beiträgen, wieder mit einander getanzt und gesprungen. Am Dreikönigsabende bilden die Mädchen aus ihren Mitteln eine Kasse, dingen sich Spielleute, zieren sich mit Lorbeer und Bändern und durchziehen unter lautem Jubel und Singen das ganze Dorf. Vor den Häusern, worin die Burschen wohnen, wird angehalten, man dringt hinein und nimmt die Tänzer ab. So wälzt sich der Haufen, immer größer werdend, voran. Manchmal verstecken sich jedoch die spröden Liebhaber in den Scheunen und auf den Kornböden, dann sind die Mädchen gezwungen, das Haus zu durchsuchen, bis sie den Schalk aus seinem Schlupfwinkel hervorzieh'n.

Dies sind ungefähr die Notizen, die ich mir über die beschriebenen Gebräuche aus dem Munde glaubwürdiger Leute, meistens an Ort und Stelle, gesammelt habe. Mehreres hab' ich dabei mit Absicht übergangen, was mir, denk' ich, der Leser nicht übel nehmen wird.

*) Offenbar hat man hier, verführt durch den Gleichlaut, das Wort Lehn (eigentlich eine Sache, deren Nießbrauch einem Andern unter gewissen Bedingungen und mit gewissen Feierlichkeiten übertragen wird) mit dem weiblichen Namen Lene, Lenchen vertauscht.

Autographische Schreiben merkwürdiger Männer und Frauen.

Mitgetheilt aus den Sammlungen, die in der Trierischen Bibliothek niedergelegt sind.

3) Schreiben Blücher's an den Kaiser Alexander*).

Der Obrist von Grollmann bringt mich die Nachricht, daß die hauphtarmee eine Rückgengige bewegung machen wird, ich halte mich verflichtet Eur Kaiserligen Majestet die unvermeidligen nachtheilligen vollgen davon aller untertänigst vorzustellen.

1) Die ganze francösche Nation trit unter den Waffen, der theil, so sich vor der guten sache geäußert, ist unglücklig.

2) unsre Sigreiche Armee wird muthloß.

3) Wihr gehen durch rückgengie bewegungen in gegenden, wo unsre Truppen durch mangell leiden werden, die einwohner werden durch den verlust des Letzten, was sie noch haben, zur verzweiflung gebracht.

4) Der Keiser von Frankreich wird sich von seiner bestürtzung, worin er durch unser vordringen, erholen, und seine nation wider vor sich gewinnen.

Euer Keiserlige Majestet danke ich aller untertänigst, daß sie mich eine Offensive zu beginen erlaubet haben, ich darff mich alles guhte da von versprechen, wenn sie Gnedigst zu bestimen geruhen, daß die Generalle von Winzingrode und von Bulow meiner Anforderung genügen müssen, in dieser verbindung werde ich uf Paris vordringen, ich Scheue so wenig Keiser Napoleon, wie seine Marschalle, wenn sie mich entgegen träten, erlauben Euer Majestet die versicherung, daß ich mich glücklich schätzen werde, an der spitze der mich anvertrauten Armee Euer Keiserligen Majestedt beföhle und wünsche zu erfüllen.

Merry d. 22. Februar 1814.

L. Blücher.

*) Dieses Schreiben, welches für die neuere Geschichte von der größten Wichtigkeit ist, wurde zu seiner Zeit nur in sechs Exemplaren lithographirt, und wird also bei weitem dem größten Theile der Leser unbekannt sein.

Die Redaction.

Besuch bei Muhamed-Ali-Pacha im Januar 1834.

(Fragmente aus einem Reisejournale.)

(Schluß.)

Nachdem wir den Hof und die marmorne Treppe hinter uns hatten, verweilten wir einen Augenblick in einem großen schönen Vorzimmer. Man meldete Seiner Hoheit unsere Ankunft. Wir warteten. Während Dessen

sahen wir viele Personen sich geschäftig hin- und herbewegen.

Endlich zeigte man uns an, daß Seine Hoheit zu unserer Aufnahme bereit seien. Wir traten ein. Es war ein unermeßlich großes gewölbes Zimmer; die Wände waren blau bemalt und geziert mit herrlichen Tapisserien; im Hintergrunde glänzten 6 silberne Candelaber, vermischt mit duftenden Rauchpfannen. Ein kleiner Greis ging auf und ab; sein Anzug war einfach: ein Türkisches Kleid von blauer Farbe, ein Gürtel von gestreifter Seide, ein breiter weißer Turban. Seine Schritte waren noch ziemlich fest, sein Körper grade. Es war dasselbe ehrwürdige Haupt, das ich gestern gesehen hatte; es war Muhamed-Ali-Pacha.

Hinter diesem Namen liegt eine lange Geschichte, die Geschichte eines Mannes, der, von niederer Abkunft herstammend, sich hoch empor schwang, der auf dem Wege zu seiner Macht Dynastien stürzte, manches Gemetzel leitete, eine Religion umwarf und eine Herrschaft gegründet hat. Sonderbare Mischung von Grausamkeit, Gerechtigkeit, Eitelkeit, Großmuth und Schlauheit!

Herr Mimault trat aus unserer Mitte und stellte uns vor. Ein Jeder von uns machte seine Verbeugung, und der Pacha erwiederte sie. Hierauf stieg er auf ein Sopha, legte sich darauf, indem er den Körper weichlich auf die seidenen Polster hinstreckte. Hinter ihm hingen 8 bis 12 Uhren an der Wand, wovon eine auf die andere ging. Vor ihm standen 3 Drogman. Auf ein Sopha, welches an der Seite stand und mit dem seinigen einen Winkel bildete, ordneten wir uns, wie es der Stand eines Jeden mit sich brachte. Ich hätte gewünscht, ihn wie einen Orientalischen Gott, die Beine gekreuzt, mitten unter den Candelabern, die einen so herrlichen Glanz von sich gaben, sehen zu können. Alsdaun hätte ich seine Gestalt besser gemustert. Die ganze Zeit unseres Besuchs saß er aber in einem Halbdunkel, welches mir nicht vollkommen erlaubte, mich seiner schönen, edeln Physionomie zu erfreuen.

Ich will hier nicht Satz für Satz unserer ganzen Unterhaltung, die sehr lang war, angeben; Hr. Mimault nahm daran thätigen Antheil; auch mein Vater sprach öfters; der Pacha selbst aber redete mehr, als die Hälfte der Zeit.

Im Anfange wurde uns nach Türkischer Weise Einiges angeboten: es wurde in Tassen mit goldenem Gestelle, welches dazu noch mit Diamanten eingefaßt war, ein Kaffe servirt. Dieser Kaffe war übrigens nicht so gut, als man vielleicht denken könnte; er war sehr durchschwängert von einem gewissen Aloe-Geschmack, ähnlich den Mundkügelchen, die man im Serail braucht. Nach meiner Meinung ist der Geschmack des Mokka-Kaffes schon an sich ausgesucht genug; es wäre daher nicht nöthig, ihn durch fremde Beimischung zu verderben.

Die Unterhaltung entspann sich. Man sprach von der Sicherheit, womit wir in Aegypten gereist waren. Das ist das Stecken-Pferd Muhamed-Ali's, sein Lieblings-Gegenstand, weil er ihm Gelegenheit giebt, Das anzurühmen, was er gethan hat. Er erzählte uns daher, wie früherhin die Beduinen der Wüste fast zu den Thoren von Kahira gekommen wären, Lebende und Todte zu berauben, wie die Reisenden mehrere 100 Menschen als Geleit mitnahmen, um die Pyramiden zu besuchen, wie dagegen jetzt ein Kind allein Aegypten durchreisen könnte. Das ist mehr oder weniger wahr, aber wozu hätten wir ihm widersprechen sollen?

Man sprach auch von unserer Reise in Syrien.

— Die Wege, sagte er zu uns, sind da noch nicht so sicher, als in Aegypten, Syrien ist ein Land, welches noch nie ruhig war und sich noch keiner Regierung gefügt hat, aber ich hoffe, daß es sich der meinigen fügen wird.

Herr Mimault, ein sehr geistreicher Mann, erwiederte hierauf:

— Ihre Hoheit wissen am Besten, daß sich nicht alle Länder gleichen; jedes muß auf eine Weise regiert werden, die seinen Gebräuchen und seinem Charakter angemessen ist. Syrien kann nicht dieselben Gesetze haben, wie Aegypten.

— Das ist einleuchtend, erwiederte der Pacha.

Diese Worte des Herrn Mimault spielten auf die Versuche an, die der Vice-König wenig Monate vorher gemacht hatte, um die Seidenwaaren und die niedern Handelsgegenstände aus Syrien unter dasselbe gehässige Monopol zu stellen, welches jetzt auf allen Aegyptischen Lebensmitteln lastet. Diese Versuche wurden erst aufgehoben, nachdem alle Europäischen Agenten die nachdrücklichsten Vorstellungen dagegen gemacht hatten.

Die Unterbrechung war kurz und die Unterhaltung fiel auf Djezza-Pacha, denselben, der vor 35 Jahren bei der Belagerung von Saint-Jean-d'Acre so rühmlich sich gegen Buonaparte hielt.

— Wissen Sie, sagte Muhamed-Ali zu uns, warum man ihn Djezza (Schlächter) nennt? Eines Tages fand er Mittel, einige 60 Anführer, mit welchen er in Krieg war, und die er nicht unterwerfen konnte, in seinem Pallaste zu versammeln. Nachdem er sie eingeschlossen hatte, ließ er Alle, Einen nach dem Andern, niedermetzeln, deßwegen erhielt er den Beinamen Djezza.

Indem ich Dies hörte, konnte ich nicht umhin, daran zu denken, daß in derselben Citadelle, wo ich mich befand, Muhamed vor 25 Jahren die Mamelucken niederhauen ließ. Nach und nach faßte er ein größeres Vertrauen zu uns und sprach von seinen eigenen Angelegenheiten.

— Heute, sagte er, habe ich einen Brief von dem Gouverneur zu Bagdad erhalten, die Araber wollen ihn angreifen, er weiß nicht, wie er sich vertheidigen soll. In seinem Briefe verspricht er mir, wenn ich ihm einige 100 Soldaten schicken wollte, die Stadt und den Pachalik mir zu übergeben.

— Was würden Eure Hoheit mit Bagdad machen? sagte Herr Mimault.

— Ja wohl, antwortete er, das ist ein ruinirtes Land, welches mir mehr kosten würde, als es mir einbrächte.

Unglücklicher Weise sprach der junge Mensch, der ihm als Drogman diente, außerordentlich leise und wir konnten nur einen Theil seiner Antworten fassen.

Die Stimme Muhamed-Ali's ist sehr verständlich, obwohl er ein wenig durch die Nase spricht. Seine Worte folgen mit der größten Leichtigkeit; öfters aber hält er mitten im Fluß der Rede ein, gleichsam, um Zeit zu geben, das von ihm Gesagte zu verstehen. Er bewegt sich auf seinen Polstern, gesticulirt, hebt den Kopf in die Höhe, und seine Augen leuchten, wie zwei Sterne. Dann fühlt er mitunter, daß sein Gedächtniß ihm die gefährlichsten Zeitmomente seiner Laufbahn zurückruft, alsdann erhebt er sich, seine Hand faßt nach dem Griffe seines Degens, sein Blick funkelt, wie der eines Löwen. Hierauf wirft er sich wieder rückwärts, fährt sanft mit der Hand von seinem Barte bis hinunter zu seinen gelben Pantoffeln, legt seinen Gürtel in Ordnung, und bringt die Pfeiffe an die Lippen.

Unterhaltung scheint ihm zu gefallen; stockt sie, so weiß er sie zu beleben. Dabei lacht er gerne, zeigt

sich gefällig, nimmt Einwendungen an, antwortet darauf mit Gründen; sieht man seine Freimüthigkeit, seine einnehmenden Manieren, so sollte man glauben, er wäre einer der rechtschaffensten u. huldreichsten Menschen. Und doch giebt es vielleicht keine Seele, die sich so zu verstellen weiß, wie er! Er spricht nur Türkisch und giebt sich den Schein, als verstände er kein Arabisch. Jedoch versichern mehrere Personen, daß er es vollkommen kennt, was auch ganz natürlich ist, weil er bereits 30 Jahre in Aegypten wohnt. Diesen sonderbaren Trug mißt man politischen Rücksichten, die er nehmen zu müssen glaubt, bei. Er will sich dadurch vorzüglich bei den Ottomanischen Völkerschaften beliebt machen. Er selbst merkt es, daß es mit dem Reiche des Muhamed zu Ende geht, und die Personen, die ihn näher kennen, hegen keinen Zweifel, daß er sich Hoffnung mache, ein neues Muselmännisches Reich zu gründen.

Von Konstantinopel aus wird ihm wahrscheinlich kein Hinderniß werden, das Volk liebt ihn und der Divan ist von ihm bestochen. Er selbst gesteht, daß er jährlich 2,000,000 Frs. verwendet, um die Minister des Sultans zu besolden. Seine Einkünfte betragen, unabhängig von der neuen Eroberung Syriens, ungefähr 1,000,000,000 Frs. Seine öffentlichen Ausgaben kann er, nach seinem eigenen Geständnisse, mit 78,000,000 Frs. bestreiten. Bei allem Dem begreift man nicht, wie ein so armes und so wenig zahlreiches Volk, als die Aegypter, solche unermeßliche Summen aufbringen kann.

Muhamed-Ali hat 2 Söhne, Ismail und Toussou, ferner Ibrahim, einen natürlichen Sohn seiner ersten Frau, und einen Adoptivsohn. Die 2 Erstern scheinen brauchbare Männer gewesen zu sein. Sie sind todt. Ibrahim hat in Aegypten den Namen, als sei er ein guter Soldat, aber nichts weiter; er ist 45 bis 46 Jahre alt. Ausschweifungen jeder Art haben bedeutend seine Gesundheit geschwächt, und die Aerzte geben ihm ein kürzeres Leben, als dem Vater. Indeß hat der alte Muhamed auf ihn seine ganze Hoffnung gebaut, und die Nachricht von seinem Tode würde für ihn lebensgefährlich werden.

In Europa spricht man viel, zu viel von Ibrahim-Pacha. Ibrahim hat von Natur einen Hang zur Grausamkeit, und man erzählt von ihm mehrere schändliche Handlungen; seit einiger Zeit hat er seine Blutgier sehr gemäßigt, allein es ist ihm eine außerordentliche Strenge übrig geblieben, welche in dem letzten Syrischen Feldzuge bewirkte, daß viele seiner eignen Offiziere die Armee verließen. Uebrigens ist er ein sehr aufgeblasener Charakter, und seine Hand ist mehr geeignet den Dolch zu schwingen, als sein Kopf zu denken gewohnt ist.

Um dem alten Pacha in der Regierung zu folgen, ist das Eine, wie das Andere nöthig, denn er hat nicht nur eine Armee zu befehligen, sondern auch ein Land zu beherrschen.

So unvollkommen auch Ibrahim ist, so ist er doch der Würdigste, seinen Vater zu überleben.

Nach Ibrahim gibt es in der Familie des Pacha noch mehrere junge Prinzen, die Söhne des Ismail und des Toussou, so z. B. Aban-Pacha, der in Ober-Aegypten herrscht, Achmed-Pacha, der jetzt die Armee von Hedschan befehligt; dies sind sehr junge Leute von geringen Anlagen.

Früher lebte noch Den-Ten-Daf Bey, der Minister der Finanzen und der Schwiegersohn Muhamed-Ali's. Er ist vor Kurzem gestorben. Dieser Mann ist berüchtigt durch seinen wilden Charakter. Er hatte einen großen Einfluß, den er benutzte, um sich ein Vermögen zusammen zu bringen, was man auf 30,000,000 Frs. schätzte. Durch seinen Tod ist es seinem Schwiegervater wieder anheim gefallen.

Die Notizen, die ich hier mitgetheilt habe, werden vielleicht die Idee, die man sich von dem alten Pacha macht, etwas schwächen. Ich wiederhole es, man täuscht sich in Bezug auf ihn sehr. Man setze ja nicht zuviel Vertrauen auf die große Bildung, die er in Aegypten und überhaupt in seinem Reiche zu wecken sucht; was die Größe seines Genie's betrifft, so zweifelt Niemand daran. Man sagt, daß Muhamed-Ali gebildet sei, weil er einen Theil seines Pallastes zu Chubrach mit Gas beleuchtet, weil er seine Regimenter nach Europäischer Art exerciren läßt. Aber ist das wohl hinreichend, um ihn als einen so gebildeten Regenten überall zu preisen?

Die kleine Bleicherinn.

Hier sitz' ich nun gar lange Zeit,
Ich armes Kind am Fluß,
Genetzt ist mir der Kopf, das Kleid
Von vielem Regenguß.
Die Sonne, die so freundlich schien, —
Ich bin recht bös' auf sie, —
Zog hinter Regenwolken hin,
Umsonst ist meine Müh'.
Da liegt mir nun auf nassem Grund
Der Puppe fein Gewand,
So schön garnirt, so nett und bunt
Bedeckt es jetzt der Sand.
Das Püppchen wohl erwartet mich,
Meint, Nannchen käme gleich,
Sie anzuzieh'n hübsch säuberlich
Mit frisch gewasch'nem Zeug.
Ich Aermste, soll ich bleiben hier,
Bis Alles trocken ist? —
Gewiß verlangt Mama nach mir,
Die meiner nie vergißt.
Ja jetzt, jetzt eil' ich zur Mama,
Nehm' meine Wäsche mit,
Erzähle Alles, Alles da,
Was ich für's Püppchen litt!

Laven.

Buchstaben-Räthsel.

Ich bin ein Unthier, heimisch allen Zonen:
Du findest mich an Lena's kaltem Strand,
Wie in dem heißen Hottentotten-Land;
Doch lieb' ich unter Menschen nur zu wohnen.
Das Schreckenhaupt der Natter gleicht dem meinen,
Von Gift strotzt meine Zunge immerdar;
Wen ich verfolg', der schwebt stets in Gefahr,
Und wenn sich Macht und Witz in ihm vereinen.
Mit jenem Haupte ist ein Leib verbunden,
Den mir die Geiß aus ihrem Körper leiht,
Ich schlag', obwohl ein Bild der Hagerkeit,
Doch jedem, den ich treffe, blut'ge Wunden.
Den Schweif giebt mir das Pferd. So buntgestaltet
Bin ich ein Scheusal, das im Finstern schleicht,
Bis sicher seine Beute es erreicht,
Und Mord und Krieg oft zündet, wo es waltet.

Laven.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 8. November. №. 38.



Das Clima von Trier, nach fünfzigjährigen Erfahrungen beurtheilt.

Von M. F. J. Müller.

Ich wagte es schon einmal, über diesen Gegenstand einen Aufsatz bekannt zu machen (Trierische Kronik von den Monaten März, April und Mai 1821) und hatte dazu einen Zeitraum von vierzig Jahren gewählt. Ich überzeugte mich indessen durch die Fortsetzung meiner meteorologischen Beobachtungen, daß diese Arbeit einer Revision bedürfe; daß nicht nur Zusätze, sondern auch Abänderungen zu machen seien; denn es stellten sich in der Folge in unserem Dunstkreise Ereignisse dar, die wir früher in dem vierzigjährigen Zeitraume nie gesehen hatten. Ich wählte demnach bei der neuen Ausarbeitung des gegenwärtigen Versuches einen Zeitraum von fünfzig Jahren, von 1781—1830. Ich bediente mich dabei zuerst des von meinem verstorbenen Bruder Ludwig Müller hinterlassenen Tagebuchs, dann meiner eigenen, mit den nemlichen Instrumenten gemachten und fortgesetzten Beobachtungen. Langjährige Erfahrungen, unverdrossene, richtige, ohne Vorurtheil und mit Sachkenntniß gemachte Beobachtungen müssen vorhergegangen sein, ehe man es wagen darf, in Bezug auf den gewöhnlichen Gang der Natur in unserem Thale und zuletzt auf unser Clima einige Hypothesen aufzustellen. Ich sage Hypothesen, denn auch der fleißigste Beobachter wird kaum im Stande sein, etwas mehr zu liefern. Ich erinnere endlich noch, daß bei der Beurtheilung des Clima's einer, obschon beschränkten, Gegend man immer Zeiten von Zeiten unterscheiden müsse. Daher wird ein aufmerksamer Meteorolog, welcher mit seinen physischen und mathematischen Kenntnissen die eines Geschichtforschers zugleich verbindet, sich leicht überzeugen können, daß die gegenwärtigen aus fünfzigjährigen Beobachtungen der neuesten Zeit ausgehobenen Resultate unmöglich jenem Clima gelten können, in welchem die Trierer vor 2000 — vor 1000, ja vor 500 und noch weniger Jahren gelebt haben. Diese Angabe ist faktisch gewiß, und die Ursachen sind so bekannt und so begreiflich, daß dieselben keiner weitern Entwickelung bedürfen.

Es ist bei der Darstellung dieses Aufsatzes durchaus zweckmäßig, daß man denselben in mehrere §§. abtheile, je nachdem die vorkommenden Gegenstände verschieden sind.

§. 1. Die verschiedene Luftwärme.

Das Thermometer, dessen wir uns in dem oben bestimmten Zeitraume bedient haben, ist das Reaumur'sche, mit Quecksilber gefüllte; dasselbe war immer ungefähr in der Mitte der Stadt, von dem Erdboden 22 Schuh erhoben, nördlich im Schatten ausgehängt. Die Beobachtungen an demselben wurden nicht nur in gesetzten Stunden gemacht, sondern man war auch überhaupt darauf bedacht, an einem jeden Tage den höchsten und tiefsten Grad der Luftwärme zu bemerken. Eine Menge Umstände können hier so einwirken, daß an zehn verschiedenen Stellen, obschon mit gleichförmigen Instrumenten und in einer gleichen Tageszeit gemachte Beobachtungen, zehn verschiedene Resultate darbieten. Die Angaben unserer Meteorologen sind hier nur relativ, und es kommt vor Allem darauf an, daß derlei Beobachtungen immer an der nemlichen Stelle und mit den nemlichen Instrumenten fortgeführt werden.

Der höchste Grad von Wärme, den wir in diesem fünfzigjährigen Zeitraume empfunden haben, war + 31.2 Grad; der mindeste — 20.5 Gr. Die Menschen, Thiere und Pflanzen waren demnach in diesem Zeitraume einem Temperaturwechsel von 51. 7. Grad ausgesetzt. Diese beiden Extreme stellten sich aber nicht in einem und dem nemlichen Jahr dar. — Die gewöhnliche Luftwärme unserer Sommermonate ist 24, 25, 26 Grad; 27 bis 31 nennen wir schon ungewöhnlich. Die größte Hitze ist gewöhnlich im Juli, auch sehr oft im August. Die gewöhnliche Kälte hat — 6, — 8 bis — 12 Grad, im

Monat Januar, auch schon im Dezember; einigemal im Hornung; ja sogar im Jahr 1786 im Monat März. — Die größte Differenz zwischen Kälte und Wärme in einem und dem nämlichen Jahr waren 47. 2. Grad: an einem und dem nemlichen Tage war der Temperaturwechsel nie größer, als 15 Grad; dieses geschieht eher im Sommer und im Anfang des Herbstes, als in den übrigen Jahreszeiten. Die mindeste Differenz der Temperatur unseres Dunstkreises innerhalb 24 Stunden ist manchmal kaum bemerkbar; ich fand in meinen meteorologischen Tagebüchern mehrere Beispiele, wo dieser Unterschied innerhalb dieses Zeitraumes kaum 0. 4. eines Grades betragen hat: dieses ereignet sich im Winter, wenn der Himmel gleichförmig gedeckt und es ganz windstill ist. Bei gedecktem Himmel ist in dieser Jahreszeit die Witterung gelinder, als bei hellem Himmel, vorzüglich in der Nacht. (Forts. folgt.)

Mittheilungen aus ungedruckten historischen Handschriften.

Von J. H. Wyttenbach.

Es sind vorerst zwei Deutsche Handschriften hiesiger Stadtbibliothek, aus welchen ich von Zeit zu Zeit einzelne merkwürdigere Abschnitte in diesen Blättern werde folgen lassen. Die erste ist betittelt: Kurzer Bericht von Anfang unsers Closters zu St. Johann des Täufers in der heiligen Stadt Trier, zwischen Brod- und Pallast-Gassen gelegen. Die Schrift geht vom Anfange des 16ten Jahrhunderts bis fast zum Ende des 18ten. In der Bibliothek ist sie bezeichnet unter N°. 951. — Die zweite, unter N°. 1291, hat die Ueberschrift: Kurzer und schlechter (schlichter, einfacher) Bericht und Beschreibung des Hauses und Schlosses und Landes Lützemburg sammt deren Fürsten und Herren Ursprung ꝛc. ꝛc. — Die Schrift gehört in das 17te Jahrhundert. Im J. 1819 erhielt die Bibliothek diese Handschrift durch die Güte des Herrn Boch-Buschmann zu Mettlach.

Die Sprache der Handschriften werde ich, wie billig ist, beibehalten, damit der Typus der Zeit, worin geschrieben wurde, nicht verletzt werde. Ich hoffe daher, daß kein neuerer Sprachkünstler an den alten Fehlern Aergerniß nehmen werde — eben so wenig als der Aesthetiker an der unromantischen Darstellung. —

1) Plan zur Organisation eines Bisthums im Herzogthume Luxembung, im 16ten Jahrhundert.

(Aus N°. 1291.)

»Nachdeme aus den umliegenden Königreichen undt landtschafften die Funken des unkatholischen Glaubens in die Niederlanden geflogen, und ein großes Feuer angezündt, und womit der rechte glaub in diesem lutzemburgischen landt erhalten würde, haben die Königl. Maj. vor gut und nöthig angesehen, einen bischöflichen sitz in dieser Statt (Lutzemburg) einzusetzen, umb in Geistlichen sachen auffsehens zu haben undt ordnung zu geben. Die nothwendige mittel zu Underhalt des bischoffs und seiner beamten solten aus denen hie lands gelegenen Abteien, Klöstern, und anderen Kirchen und Capellen — Einkünften genohmen, undt das Stieft in der Franciscaner Kirchen undt Kloster gestalt und verordnet worden.«

»Es solle haben Ein Bischof undt Ihme jährlichst vor seine Portion gegeben werden — 6000 Fl.

Zwanzig Canonici jedwedem — —	200 Fl.
Ein Probst, welcher auch Archidiaconus des teutschen Quartiers sein solle, undt würde nebent dem Deputat seines Canonicats haben — — — — —	200 —
Desgleichen einem Dechandt soll gegeben werden	120 —
Einem welschen Archidiacono nebent seinem ordinario Deputat — — —	100 —
Dem Scholaster — — — — —	60 —
Dem Koster — — — — — —	60 —
Dem Poenitentiario — — —	60 —
Dreyen Doctoren nebent ihrem ordinari Deputat jedwedem 40 Fl. thut — —	120 —
Vor sechs Corallen (Chorales?) — —	300 —
Vor sechs Caplanen — — —	600 —
Vor die schulmeister, Pedello, Organist, Klockenlauder undt andere Diener (!) —	400 —
Pro fabrica — — — — — —	400 —
Summa aller Deputaten	8620 Fl.

»Nachdeme vorgeschlagenes Stiefft der notturft nach begabet undt dotirt geworden, seint die inkünften der Abteyen Münster, Echternach, Orvall undt andere Klöster, Kirchen, Capelle, Altaren undt geistliche beneficien abngeschlagen undt zu gelt gerechnet worden, daraus obige Summen genohmen werden solten.«

»Zu welchem Endt, als in derselben Zeit, nemlich 1570 der Prälat zu Orvall Dominicus a Sathanico tods verfahren, ist die Prälatur an die sieben Jahr ledig gewesen, undt den Religiosen die wahl eines newen Prälaten verbotten worden, womit zwischent ihme undt dem zukunftigen Bischoffen wegen der Portion und Renthen, so aus demselben Kloster gezogen werden möchten, destoweniger Streith entstunden.«

»Das Gotteshaus undt Abtey Münster jährliche Renthen undt Inkünften seint damahlen geschetzt undt erachtet worden uff 2000 Dahler, undt die von den Predigeren, St. Michels und St. Niclaus Pfahr-Kirchen mit den Altaren undt Stiefftungen uff 1000 Dahler zum wenigsten.«

»Nachdeme aber die umliegende Bischoffen, als Trier, Cöln, Lüttig, Namur, Metz, Verdun, Toul, undt andere, welche einiges Interesse an Uffrichtung des neuen Bischtumbs zu besorgen hatten, sich bey Ihre Pabst. Heyl. dargegent gestelt, haben so viel erhalten, daß alles bey seinem vorigen Standt verblieben!!«

»Weilen die Verordnung eines Bischoffs in diesem landt nicht greiffen wollen, hat der hiesie Rath (in Lutzemburg) Ihr. Maj. vorgeschlagen, daß man in dieser Statt einen Officialen so in diesem landt gebürtig, sampt einem Siegeler, einem Fiscalen undt Archidiacono sampt anderen Ministern, zu einem geistlichen Gericht nöthig, anstellen sollte, welche ihre Patenten undt Commissionen von den Bischoffen haben undt auff ihre Kosten unterhalten werden solten, undt in allen geistlichen sachen zu urtheilen, welches — gleichsamb in keine würkung kommen.« — —

— Dem Leser mögen aus dieser schlichten Darstellung mancherlei Reflexionen sich von selbst darbieten!

Die Spanischen Räuber.

Zu verschiedenen Epochen hat sich die Spanische Regierung ernstlich damit beschäftigt, die Heerstraßen von den Räubern, die seit undenklicher Zeit dieselben belagern, zu säubern. Aber ihre Anstrengungen brachten nie das gewünschte Resultat. War eine Bande ge-

sprengt, so bildete sich gleich wieder eine andere. Zuweilen gelang es einem Gouverneur nach unsäglicher Mühe, alle Räuber aus seiner Provinz zu vertreiben, dann aber wimmelten die benachbarten Bezirke davon.

Die Beschaffenheit des Landes, welches von Bergen starrt und keine gebahnten Wege hat, macht die völlige Vernichtung der Räuber sehr schwer. In Spanien, wie in der Vendee, giebt es eine große Anzahl von Meierhöfen, die man Aldenas nennt. Sie sind mehrere Meilen von jedem bewohnten Orte entfernt. Wenn man in alle diese Meierhöfe, in alle diese kleinen Weiler Garnisonen legen wollte, so würde man freilich schnell dahin gelangen, daß sich die Räuber entweder ergeben, oder vor Hunger sterben müßten; aber woher das Geld, woher die Soldaten nehmen?

Den Eigenthümern der Aldenas liegt viel daran, mit den Räubern, deren Rache fürchterlich ist, in guten Verhältnissen zu leben. Auf der andern Seite rechnen diese, um bestehen zu können, auf jene; sie behandeln sie mit Schonung, bezahlen ihnen die Gegenstände, die sie nöthig haben, gut, und theilen öfters sogar die Beute mit ihnen. Ferner muß man bedenken, daß in Spanien das Räuberhandwerk nicht für entehrend angesehen wird; ein Mann, der daselbst mit solcher Verwegenheit sein Leben fristet, ist ein Held in den Augen der Männer, und die Frauen bewundern ihn.

Ein Räuber beginnt gewöhnlich als Schleichhändler. Sein Handel wird ihm durch die Zollbeamten gestört. Er verliert sein Pferd im Kampfe mit ihnen und er wird ein Räuber aus Rache, und weil er sich nicht mehr durchzubringen weiß. Man fragt, was ist aus dem guten Jungen geworden, den man noch vor einigen Monaten als die Zierde seines Dorfes gekannt hat. — Ach! erwiedert eine Frau, man hat ihn gezwungen, sich in die Berge zu werfen. Es ist nicht seine Schuld; der arme Junge! er war so gut! Gott beschütze ihn! Eigentlich genommen, sind sie mehr Spitzbuben, als Räuber und Mörder. Wenige Fälle kommen vor, wo sie die Koffer der Reisenden sich öffnen lassen; sie begnügen sich damit, das Geld zu stehlen.

Das Muster dieser Räuberhelden war der berüchtigte Jose Maria, mit dem Beinamen Tempranino *). Tapfer und höflich, soviel es ein Räuber sein kann, gab er, wenn er eine Reise-Chaise hatte still halten lassen, den Damen die Hand, um auszusteigen. Dabei sorgte er, daß sie, während er Alles ausplünderte, bequem im Schatten saßen; denn meistens beging er am Tage seine Heldenthaten. Nie hörte man einen Fluch von seiner Lippe, nie ein plumpes Wort; im Gegentheile, sein Benehmen war immer ehrfurchtsvoll, und eine natürliche Feinheit begleitete alle seine Bewegungen. Zog er einer Dame einen Ring ab, so sagte er: „Eine so schöne Hand bedarf keines Schmuckes!“ Man versichert, er habe den Reisenden oft so viel Geld gelassen, als sie nöthig hatten, um in die nächste Stadt zu gelangen. Auch schlug er ihnen selten die Bitte ab, ein Kleinod behalten zu dürfen, woran sich süße Erinnerungen knüpften.

Jose Maria trug bei seinen Streifzügen einen Andalusischen Anzug, der sehr reich verziert war. Sein Wuchs ist von mittlerer Größe (er lebt nämlich noch, und wir werden gleich die sonderbare Veränderung seiner Lage mittheilen); seine Haare sind schwarz und dick; seine sehr lebhaften Augen strahlen voll Einsicht und Stolz; seine Ausdrucksweise ist leicht und seine Bildung höher, als die eines Straßenräubers zu sein pflegt.

Das Spanische Volk, welches Romanzen von 12 Strophen auswendig lernt und sie hersingt, mußte nothwendiger Weise für einen Mann eingenommen werden, der in unserer prosaischen Zeit gleichsam an die muthigen Thaten der Vorfahren erinnerte. Ein anderes Mittel trug ferner dazu bei, das Volk für Jose Maria einzunehmen. Es kostete ihn nicht viel Mühe, Geld zu gewinnen, und er theilte es gerne mit den Unglücklichen. Niemals, sagt man, wandte sich ein Armer an ihn, ohne ein reiches Almosen von ihm zu erhalten.

Ein Maulesel-Treiber hatte seinen Maulesel verloren. Das Thier war die ganze Habe des Mannes und er war eben im Begriffe, sich in den Quadalquivir zu stürzen, als er 6 Unzen Goldes erhielt, die in einer schön verzierten Büchse lagen. Es war ein Geschenk von Jose Maria; der Mann hatte ihm einst einen Gefallen gethan, als er als Anführer einer Bande von einer Schaar Soldaten verfolgt wurde.

Ein gewisser Kleinhändler aus der Umgebung von Campillo de Arenas führte eine Ladung Essig nach der Stadt. Dieser Essig befand sich, nach der Sitte des Landes, in Schläuchen, und wurde von einem magern Eselein, welches von Hunger halb todt war, getragen. Auf einem engen Pfade stand ein Fremder, der den armen Mann festhielt. Nachdem er lächelnd den Menschen und sein Thier gemustert hatte, schrie er: „Was für ein elendes Geschöpf hast du da bei dir, Kamerad! Der Esel kann unmöglich den Weg vollenden;“ und weil der Eselstreiber ihm die Bemerkung machte, er sei zu arm, einen andern zu kaufen, warf er ihm einen Sack Geld hin, mit den Worten: „Da hast du 1500 Realen, gehe zu Herr Sierra, der hat einen schönen Maulesel zu verkaufen, kauf' dir ihn von heute an, und treibe so keinen Handel mehr. Wenn ich dich morgen auf dem Wege mit diesem armen Thiere wieder treffe, so stürze ich dich, so wahr ich Jose Maria heiße, in den ersten besten Abgrund.“ Der Eselstreiber blieb allein stehen, und während er den Sack in seinen Händen wog, glaubte er zu träumen. Die 1500 Realen waren wohl gezählt; der Mann wußte, was ein Schwur bei Jose Maria galt, und begab sich sogleich zu Herrn Sierra, wo er sich beeilte, einen schönen Maulesel für seine Realen einzuhandeln.

Die folgende Nacht erwachte Herr Sierra plötzlich. Zwei Menschen halten ihm einen Dolch und eine Blendlaterne vor: „Schnell dein Geld!“ — „Ach! meine lieben Herrn, ich habe keinen Quarto in meinem Hause.“ — „Du lügst, du hast gestern einen Maulesel für 1500 Realen verkauft, den dir Einer aus Campillo bezahlt hat.“ Sie hatten so umständliche Beweise, daß die 1500 Realen bald herausgegeben, oder, um mit Jose Maria zu reden, bald zurückgegeben wurden.

Dieser Räuberhauptmann hatte immerwährend ein außerordentliches Glück. Im Jahre 1833 wurde ein Preis auf seinen Kopf gesetzt; sein Signalement wurde an die Thore aller Städte angeheftet, es wurden Demjenigen, der ihn todt oder lebend, sei es auch Einer seiner Mitschuldigen, auslieferte, 8000 Realen versprochen. Eines Morgens fand man an dem Thore von Sevilla unter dem Signalement folgende Worte mit Bleistift geschrieben: Unterschrift des Obengenannten. Jose Maria.

Im Monat Januar 1833 wollte der Infant Don Francisco eine Reise nach Andalusien machen. Diese Provinz wurde von den Räubern, auf welche Jose Maria eine große Herrschaft ausübte, sehr beunruhigt. Er glaubte Nichts besseres thun zu können, als sich an Jose Maria selbst zu wenden, um sich von ihm für Geld

*) D. i. Einer, der frühe aufsteht.

eine Art von Geleitsbrief zu erbitten. Unser Held wollte selbst den Prinzen begleiten; und umgeben von einer Schaar seiner treuesten Genossen, die alle reich gekleidet waren, führte er ihn an den Ort seiner Bestimmung, indem er an dem Kutschenschlage wie ein Stallmeister galoppirte. Don Francisco ward so von seinem guten Benehmen und von seiner anziehenden Unterhaltung bezaubert, daß er ihm vorschlug, von dem Könige, seinem Bruder, Gnade zu erbitten; ferner versprach er, ihm eine Pension zu erwirken, die ihn seinem gefährlichen Gewerbe entzöge. Jose Maria fing an, dieses abentheuerlichen Lebens müde zu werden, er nahm den Vorschlag an.

Wenn heutzutage ein Fremder nach Sevilla kommt, der den Räuberhauptmann Jose Maria zu sehen begehrt, so zeigt man ihm in den öffentlichen Spaziergängen einen nach der Sitte des Landes reich gekleideten Mann, dessen mit Bändern gezierter Hut in voller Frische glänzt. Seine Weste und Hose, von prächtigem Sammt, werden noch erhöht durch die daran befestigten Reihen goldener Knöpfe; er raucht mit einer Ruhe, wie sie nur der friedliche Handelsmann zeigen kann. Er verzehrt daselbst eine Pension von 24,000 Realen, die ihm die Regierung giebt. Seinem gegebenen Worte treu, läßt sich Jose Maria nicht mehr auf den großen Heerstraßen erblicken, und wenn er mit den Anführern von Räuberbanden noch in Verbindung steht, so thut er Das nur, um ihnen diejenigen Reisenden anzuempfehlen, die sich unter seinen Schutz gestellt haben. Ein Wort von ihm ist der beste Geleitsbrief, den man haben kann.

Die Nachtwandlerinn.

Im Anfange dieses Jahrhunderts lebte in Schottland ein junges Mädchen, das durch sein Nachtwandeln oft in die größte Gefahr kam. Ihr Bruder war Schottischer Landrichter. Er stand mit einem Englischen Hause in ansehnlichen Handelsgeschäften, und um zu gewissen Zeiten seine Rechnungen zu regeln, hielt er sich einen jungen Reisenden. Einstmals war das Resultat seiner Geschäfte so glücklich ausgefallen, daß er dem jungen Manne anlag, die folgende Nacht bei ihm zuzubringen. Dieser nahm um so lieber die Einladung an, weil das Wetter heftig draußen stürmte. Um dem Gaste eine bessere Aufnahme zu bereiten, räumte man der Tochter des Hauses, welche 18 Jahre alt war, eine andere Stube ein. Ihr Schlafzimmer war für den jungen Reisenden bestimmt. Einige Zeit nachher, als sich Jeder in sein Gemach zurückgezogen hatte, saß der Reisende, eingehüllt in seinen Mantel, im Zimmer, um die Rechnungen von Neuem durchzugehen und sich von ihrer Genauigkeit zu überzeugen, als plötzlich die Thüre sich aufthut und das junge Mädchen hereintritt. Sie näherte sich dem Tische, stellte ihren Leuchter hin und ging dem Bette zu. Der junge Mann erholte sich erst da von seinem Erstaunen, als er sah, daß das Mädchen in tiefem Schlafe war. Er verließ sogleich die Stube, begab sich in den anstoßenden Saal und überließ das Zimmer der Tochter seines Wirthes. Die erste Person, die er des Morgens sah, war glücklicherweise der Landrichter selbst. Er erzählte ihm das Geschehene und aus einem gewissen Gefühle von Schicklichkeit gegen die junge Person bat er um die Erlaubniß, abreisen zu dürfen, um sie durch seine Gegenwart nicht verlegen zu machen. Der Landrichter widersetzte sich und verlangte nicht nur, daß er zum Frühstücke bleiben sollte, sondern wollte auch, daß Jenny dabei zugegen sei. Als die junge Nachtwandlerinn wach wurde, merkte sie bald, wo sie sei, und wenig Worte klärten ihr das ganze Geheimniß auf. Es war ein junges Mädchen, voll natürlichem Liebreize. Obschon sie die Verlegenheit, worin sie sich fand, recht wohl fühlte, widersetzte sie sich doch nicht dem Wunsche ihres Bruders, und ging hinab, um zu frühstücken. Als sie in das Zimmer trat, ging sie gerade auf den jungen Reisenden zu, der nicht weniger verlegen war, als sie. Sie ergriff freimüthig seine Hand und sprach: „Kommen Sie doch schnell wieder zurück, um mich mitzunehmen, denn ich heirathe nie einen Andern, als Sie.“ Der Reisende, dem die Gestalt des Mädchens noch besser gefiel, als ihre Freimüthigkeit, stand um die Hand der Schwester an und 15 Tage nachher wurde die Hochzeit gefeiert.

Die Hyänenjagd in Afganisthan.

Diese sonderbare Jagd scheint wohl Jedem, der zuerst davon sprechen hört, sehr gefährlich zu sein. Ein Mann jedoch, der Kraft und Kaltblütigkeit besitzt, kann ohne Gefahr dieselbe unternehmen. Trotz der Wildheit, die die Hyäne besitzt, ist sie ein Thier, das sich leicht einschüchtern läßt. Die Art, wie man das gefährliche Unternehmen vollführt, ist folgende: Wenn man eine Hyäne und den Ort ihres Aufenthalts entdeckt hat, so nimmt man ein Seil, welches zwei Schleifen hat, man hält es in der rechten Hand, in die Linke nimmt man eine Haube von Filz oder von Tuch.

So eingerichtet, geht man still, aber keck auf den Ort zu, wo das Thier haust. Da es die Gefahr, die ihm droht, nicht kennt, so verbirgt es sich, wenn man herankommt und flüchtet an das Ende der Höhle. Man verliert es dann nicht aus den Augen, weil man, wenn man in das Dunkele kommt, an seinen funkelnden Augen immer den Ort erkennt, wohin es sich gezogen hat. So geht man immer vorwärts, und sobald man auf eine kleine Entfernung bei ihm ist, wirft man geschickt und behende ihm den Filz über den Kopf. Dabei muß man Sorge haben, daß es sich nicht losmachen kann.

Durch diesen Angriff wird das Thier so geängstigt, daß es sich zusammenkrümmt. Obschon es in den Filz beißt, so macht es doch keinen Versuch, den Jäger zu beißen. Alsdann umschlingt man vollkommen ruhig die Beine desselben mit dem Seile und zieht sie mit Gewalt an den Hals, womit man sie fest zusammenbindet. Nun ist man Herr des Thieres und kann mit ihm anfangen, was man will. Gewöhnlich wird es so in die Stadt gebracht, oder man schleudert es auch, zum Vergnügen der Jagd, in's Freie; aber man steckt ihm Knebel in den Schlund, um es zu verhindern, die Jagdhunde zu beißen.

Lakonischer Vergleich.

„Du Lump, du Lump,“ schrie einst in voller Wuth,
Ein Christ zu einem äußerst armen Jud';
„Nun Harr,“ sagt der, „ereifert Euch nicht hier,
„Ihr seyd doch user aag kaan Postpapier.“

Crenz.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in N°. 37: Reid.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 12. November. №. 39.



Auszug aus dem Zeitungs-Berichte der Königlichen Regierung zu Trier pro October 1834.

I. Witterung und deren Einfluß auf die Bodenerzeugnisse.

Die warme und trockene Witterung, welche, von Ost- und Nordostwinden begleitet, den ganzen Spätsommer und Frühherbst hindurch vorherrschend gewesen, hielt bis zum 10. des vorigen Monats an, und selbst die seit einiger Zeit rauhen und kühlen Nächte zeichneten sich durch gelinde Temperatur aus. An jenem Tage trat ein erwünschter Regen ein, und bald folgte rauhes und stürmisches Wetter, welches unter den Einflüssen von West- und Südwestwinden mit geringen Unterbrechungen fortdauerte und nicht selten starken Nachtfrost und Schneegestöber mit sich führte.

So gedeihlich der eingetretene Regen für die bereits bewirkten Wintersaaten war, welche von den nachtheiligen Folgen der Trockenheit sich sichtlich erholten, so wenig erwünscht war die regnerische und stürmische Witterung für die jetzt allgemein beendigte Weinlese, welche, sonst eine Zeit allgemeiner Fröhlichkeit im Mosel- und Saarthale, unter diesen Umständen still vorüberging. Rücksichtlich der Quantität wurden die Erwartungen der Winzer im Allgemeinen um ein Merkliches überstiegen, und wenn auch die Regengüsse und Stürme für die fast überreifen Trauben nicht ohne Nachtheil waren, so ist doch auch die Qualität vortrefflich und an den meisten Orten jener der besten Jahrgänge dieses Jahrhunderts gleich.

Die theilweise verspätete Bestellung der Aussaat konnte in dieser Periode nachgeholt und das in Folge der Trockenheit bereits zu Grunde Gegangene ersetzt werden. Die Kartoffelerndte fiel im Allgemeinen ergiebiger aus, als man nach der ungewöhnlichen Dürre dieses Sommers gehofft hatte. Für die jungen Pflanzen in Waldungen war die regnerische Witterung gedeihlich; eben so vortheilhaft für die beinahe ganz vertrockneten Weiden, durch welche nun noch viel Futter erspart werden kann.

II. Preise der Lebensmittel.

Die Preise der Lebensmittel sind wider Erwarten gegen die des vorigen Monats gestiegen, weil das anhaltend trockene Wetter der Bestellung der Wintersaaten hinderlich war, und ernstliche Besorgnisse großer Theuerung für das kommende Jahr erzeugt hatte, welche nunmehr bald wieder schwinden dürfte. Die Durchschnittspreise waren folgende:

	Rtl.	Sgr.	Pf.
1) Weitzen per Scheffel	1	20	6
2) Roggen " "	1	8	9
3) Gerste " "	"	28	6
4) Hafer " "	"	18	10
5) Kartoffeln " "	"	8	2
6) Heu per Centner	"	20	3
7) Stroh " "	"	13	9

III. Gesundheitszustand.

a) Bei den Menschen. Der gegen die Mitte des vorigen Monats eingetretene plötzliche Witterungswechsel wirkte auf die Gesundheit der Menschen nachtheilig ein und erzeugte häufige gastrische Fieber und rheumatische und katharhalische Leiden. Im Kreise Prüm ist die Ruhr (Colitis) in mehrern Bürgermeistereien ausgebrochen; dieselbe zeigt sich mehrentheils als Dysenteria rubra und hat in einem Bezirke von 115 Erkrankten 13, in einem andern von 42 von derselben Befallenen 7 dahingerafft. Von den Behörden sind zweckmäßige Vorsichtsmaaßregeln zur Verhütung des weitern Umsichgreifens der Krankheit getroffen und es ist eine Belehrung über die Mittel zur Vorbeugung derselben und über die Behandlung der Kranken durch das Amtsblatt von uns bekannt gemacht worden. Zu Lieser, Kreises Berncastel, liegen noch mehrere Nervenkranke danieder, und es scheint daselbst dieses Uebel eher im Zu- als Abnehmen zu sein. Auch an andern Orten, vorzüglich auf dem Lande, hat sich hin und wieder das

schleichende Nervenfieber gezeigt. In mehrern Gemeinen des Merziger Kreises herrscht das Wechselfieber. Im Allgemeinen war die Sterblichkeit übrigens nur gering, und namentlich in hiesiger Stadt übersteigen die vorgekommenen Geburten die Zahl der Sterbfälle um 41 pr.%.

b) Bei den Hausthieren. Unter den Hausthieren war der Gesundheitszustand im Ganzen befriedigend. Nur in einigen Bürgermeistereien des Kreises Saarlouis zeigte sich hie und da die sogenannte Tollkrankheit (Abdominal-Koller) und zu Freudenburg, im Saarburger Kreise, die contagiöse Rotzkrankheit unter den Pferden; in den Kreisen Saarbrücken und Saarlouis fielen mehrere Schweine an der Bräune.

IV. Unglücksfälle.

Mit bedeutendern Feuersbrünsten blieb der hiesige Regierungsbezirk während der verflossenen Periode glücklicherweise verschont; nur im Kreise Wittlich ward ein Schäfereigebäude ein Raub der Flammen. — Zu Rehlingen, Kreises Saarlouis, wurde ein 7jähriger Knabe, welcher von seinen Eltern mit einem Pferde zur Weide geschickt war und die Unvorsichtigkeit hatte, die Halfter des Thieres mittelst eines Strickes um seinen Hals zu befestigen, in dieser Lage erdrosselt auf dem Felde gefunden. — Im Kreise Daun kam ein 5jähriges Mädchen während der Abwesenheit seiner Eltern dem Feuer so nahe, daß die Kleider ergriffen wurden und der Tod des Kindes die Folge war. — Eine 26jährige Frau fiel von dem Heuboden einer Scheune und starb nach mehreren Tagen an den Folgen, namentlich der Rückenmarks-Erschütterung. — In der Nähe von Trier wurde ein Mann, welcher beim Aufsteigen auf eine zweirädrige Karre herunterfiel, überfahren und starb am 2ten Tage nachher.

V. Gemeindeangelegenheiten.

Der Gemeinde-Haushalt wird unablässig in möglichst guter Ordnung erhalten, und der Verbesserung der Vermögensverhältnisse, so wie der Gebäude und öffentlichen Anlagen der Gemeinen alle Aufmerksamkeit gewidmet; den Bauten war das anhaltend trockene Wetter sehr förderlich. Die Gemeine-Holzschläge sind größtentheils überwiesen, die Hauungs-Accorde abgeschlossen und der Holzhieb im Gange. Die angeordnete Waldkulturen wurden thätig ausgeführt.

VI. Kirchen- und Schulwesen.

Die Ausführung der in diesem Jahre bewirkten Kirchen- und Schulbauten wurde eifrig betrieben. Die im verflossenen Monate abgehaltenen Schulprüfungen hatten im Allgemeinen ein nicht weniger befriedigendes Resultat, als die frühern. Durch Errichtung mehrerer neuen Schulen und Anstellung tüchtiger Gehülfen zur Unterstützung unfähiger Lehrer an vielen Orten ist eine noch zu nehmende Verbesserung des Jugend-Unterrichts vorbereitet worden.

VII. Handel, Gewerbe und Communikation.

Der Handel mit Vieh ist noch immer unbedeutend und findet im Durchschnitt nur zu niedrigen Preisen statt. Ueber den Absatz des neuen Weines und dessen Preise läßt sich noch nichts Bestimmtes sagen, da sich bis jetzt nur wenig fremde Käufer eingefunden haben. — Die Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 28. September d. J. in Betreff der Erhebung der Weinsteuer, wodurch den Klagen der Weinbauer besonders bei stockendem Verkehr mit Weinen größtentheils abgeholfen worden, hat bei den Weinproduzenten die dankbarste Anerkennung gefunden. — Die Lederfabrikanten zu Prüm haben auf der Leipziger Herbstmesse gute Geschäfte gemacht. Auf der Saar und der Mosel ruhte die Schiffahrt wegen des niedrigen Wasserstandes bis vor Kurzem gänzlich; seit dem eingetretenen Regenwetter sind diese Ströme etwas belebter. Dem Schwarz- und Weisblechfabrikanten zu Dillingen, welcher mit Erweiterung der vorhandenen Walzwerke beschäftigt ist, so wie den Fayence-Fabriken zu Wallerfangen und Mettlach fehlte es nicht an Absatz. Auch die Papiermühlen im Kreise Saarlouis hatten guten Fortgang, und in den Kohlengruben fand eine angemessene Arbeiterzahl Beschäftigung und Verdienst. Die Eisenwerke der Eifel konnten wegen Wassermangel die größte Zeit des vorigen Monats nur wenig fabriciren.

Am 20. v. M. fand zu Daun die jährliche General-Versammlung des Eifeler landwirthschaftlichen Vereins statt.

Das Clima von Trier, nach fünfzigjährigen Erfahrungen beurtheilt.

Von M. F. J. Müller.

(Fortsetzung.)

Diese Erscheinung mag Denjenigen nicht unbedeutend sein, welche sich damit abgeben, die Ursachen von Hitze und Kälte näher zu untersuchen. Die Erfahrung legt uns übrigens eine Menge von Beispielen vor Augen, welche schädliche Folgen die schnellen und zu großen Veränderungen der Luftwärme für das Thier- und Pflanzenreich haben können, und wie wichtig die Vorsorge sei, uns dagegen zu bewahren. Daß dieser schnelle Wechsel in unserem Clima nur zu frühzeitig manche hundert Gräber für die Opfer der Unvorsichtigkeit öffnet, davon spricht ein bisher noch ungedrucktes, von Thomas Sanderad Müller, einem Trierer, (siehe die Trierische Chronik vom Monat April 1820) unter folgendem Titel hinterlassenes Werk: Analogische Abhandlung über einige traurige Wirkungen von Hitze und Kälte auf thierische Körper, zur Warnung und Vermeidung. Dieser schnelle und schädliche Wechsel stellt sich vorzüglich im Frühlinge ein und zerstört leider sehr oft in einer einzigen Nacht die schönste Hoffnung zu einem gesegneten Jahr. In einer sehr kurzen Zeit empfinden wir manchmal Winter und Sommer, und können mit Thomson sagen: **La saison est encore incertaine, l'hiver revient de temps en temps sur ses pas. Il souffle vers le soir, il glace la feuble et tendre aurore et commande à ses frimats d'attrister la plus belle heure du jour.** So kam noch am 19. Mai 1802 das Thermometer auf — 1. 5. Gr. und die ganze Natur trauerte. In einigen Waldungen sah ich bald hernach das Laub der Bäume so gelb, wie im Spät-Herbste. Die gewöhnliche Sommerwärme können wir zu + 25 Grad annehmen, und die gewöhnliche Kälte zu — 10 Gr., das ist eine Differenz von 35 Graden. Die Hälfte davon sind 17. 5. Grad; diese Temperatur möchte ich für uns die angemessenste, die gesundeste nennen. Ich bemerkte es so oft, und Jeder bemerke es an sich selbst, daß wir bei einer solchen Lufttemperatur uns am besten befinden; und wir nennen dann dieselbe weder kühl, noch brennend heiß. Die Herrn Aerzte werden es wahrscheinlich öfter bemerkt haben, daß diese Temperatur unseres Dunstkreises für die Kranken wohlthuend ist. Das Pflanzenreich in der freien Sonne empfindet indessen noch immer eine Temperatur von 25 bis 27 Grad. Dieser Grad Wärme mag zu dem Gedeihen unserer einheimischen Gewächse zureichend sein; fremde, aus einem wärmeren Clima zu uns gebrachte Pflanzen,

als der Weinstock u. v. a. mögen sich freilich wohl mit der oben angepriesenen Luftwärme nicht begnügen; so haben uns heiße Sommer gewöhnlich den besten Wein gebracht; einige unserer Weinbauer wollen sogar einen vor der Weinlese eingetretenen gelinden Frost zur Verbesserung der Qualität des Mostes als ein wirkendes Hülfsmittel ansehen; dagegen Andere sich dessen nicht überzeugen können, und bei dem Genusse einer guten Probe sich mit diesen Worten äussern: Schade, daß der Geschmack von erkalteten Trauben so hervorstechend ist! — Es folgt nun in einigen Tafeln eine Anzeige derjenigen Jahre, in welchen eine ungewöhnliche Hitze, dann eine ungewöhnliche Kälte sich ereignet hat; in einer dritten endlich der Unterschied des Thermometer-Standes im Schatten und in gleicher Zeit in der Sonne.

I. Jahre.	Grade.	II. Jahre.	Grade.
1781 . . .	+ 31. 2.	1781 . . .	— 13. 6.
1783 . . .	» 29. 5.	1784 . . .	» 19. 0.
1791 . . .	» 27. 6.	1788 . . .	« 18. 7.
1793 . . .	» 28. 8.	1795 . . .	» 17. 9.
1794 . . .	» 27. 7.	1798 . . .	» 20. 5.
1802 . . .	» 31. 2.	1799 . . .	» 17. 6.
1803 . . .	» 28. 4.	1800 . . .	» 14. 6.
1807 . . .	» 28. 6.	1802 . . .	» 17. 2.
1811 . . .	» 27. 9.	1803 . . .	» 14. 2.
1818 . . .	» 28. 4.	1808 . . .	» 14. 0.
1819 . . .	» 28. 7.	1812 . . .	» 12. 5.
1822 . . .	» 27. 4.	1820 . . .	» 13. 8.
1825 . . .	» 28. 6.	1826 . . .	» 15. 9.
1826 . . .	» 28. 8.	1827 . . .	» 18. 5.
		1829 . . .	» 13. 5.
		1830 . . .	» 17. 0.

In unserer fünfzigjährigen Periode hatten wir 2990 Tage mit Frost, leichte Fröste mitgezählt. Lehrsysteme *) und Erfahrungen erklären uns hinreichend, daß die Kraft der Sonnenstrahlen desto wirksamer ist, je senkrechter dieselben herabfallen; daher habe ich bei den in der folgenden Tafel angezeigten Beobachtungen ein gleichförmiges Thermometer jedesmal einige Zeit vor der Mittagsstunde der freien Sonne ausgestellt und mehrere Minuten hernach den Stand desselben beobachtet, dann mit jenem im Schatten verglichen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe Anfangsgründe der Physik als Vorbereitung zum Studium der Chemie. Von Benjamin Scholz. Wien 1816. Seite 403. §. 423.

Einige seltsame Ceremonien und Gebräuche des Mittelalters.

Das ganze Mittelalter hindurch wurden, wie Jedermann weiß, bis auf die neueren Zeiten herab verschiedene Begebenheiten der evangelischen Geschichte in den Kirchen dramatisch dargestellt. Diese Darstellungen fielen oft sehr seltsam aus. Eine der abentheuerlichsten jedoch ist unstreitig das Eselsfest, das, wie der Kirchengeschichtschreiber Mosheim mit den gehörigen Belägen berichtet, in verschiedenen Kirchen Frankreichs alljährig mit großem Pompe gefeiert wurde. Zur Belehrung und Ergötzung unserer Leser wollen wir hier einige andere Gebräuche folgen lassen und nur noch bemerken, daß wir uns vorzüglich an Dem halten, was **Dulaure** in seiner **Histoire physique, civile et morale des environs de Paris, Tome III. p. 509 seqq.** wo er von **Beauvais** spricht, darüber berichtet.

»Am drei Königstage, heißt es p. 514, stellten drei Knechte die drei Könige vor; am Ostertage in den Metten ahmten drei Chorknaben die drei Marien nach. Am Tage der unschuldigen Kindlein nahmen die Chorknaben die obern Chorsitze, die Chorherrn die untern ein.«

»Am Feste des heiligen Petrus, der zu Beauvais Dompatron ist, stellte die Brüderschaft oder die Innung der Fiedler Spielleute in das Kloster, und die Chorherrn ließen auf dem Theile des Platzes, worüber sie zu verfügen hatten, Mysterien und andere fromme Possen geben.«

»Noch ein anderer Gebrauch erhielt sich bis in's 17te Jahrhundert. Am Pfingsttage nämlich warf man während des Veni creator angezündete Wergbündel in das Schiff und Hippen von verschiedener Farbe in den Chor, um die feurigen Zungen nachzuahmen, welche sich auf die Apostel niederließen.«

So wie das Mittelalter sein dramatisches Talent besonders in den Kirchen geltend machte, eben so zeigten sich auch hier ganz vorzüglich seine Dichtergenies. Abgesehen von den poetischen Productionen, die von Zeit zu Zeit zur Absingung in den Kirchen manchmal aus Auftrag, manchmal aus freier Begeisterung verfaßt wurden, gab es auch noch poetische Wettkämpfe in heiligen sowohl, als weltlichen Liedern, welche in den Kirchen ihre Beurtheilung fanden. Hier theilen wir unsern Lesern ein Beispiel ersterer Art aus der französischen Geschichte mit.

Zu Anfang der Regierung Karls **VIII.** setzte ein gewisser Peter Daré zu Rouen einen Preis für Diejenigen aus, welche die unbefleckte Empfängniß *) der heiligen Jungfrau am besten besingen würden. Die Gedichte auf diesen Gegenstand, so wie auch der Ort, wo sie gesungen und gekrönt wurden, hießen Paliloten.« Der Erzbischof von Rouen entwarf selbst die Statuten der Paliloten-Akademie. Diese Versammlung ward in einer Kirche gehalten und es dauerte der Gebrauch sehr lange **). Denn in einer Geschichte der Stadt Rouen, die 1775 erschien, heißt es noch: „Der Schauplatz (dieser Wettkämpfe) war nacheinander in verschiedenen Kirchen; gegenwärtig scheint diese Ehre ausschließlich dem Kloster der Carmeliten zuzukommen.«

Bei der Paliloten-Akademie war Folgendes unerläßlich: Die Stücke mußten ganz zur Ehre der unbefleckten Empfängniß verfaßt sein, oder doch wenigstens einen ehrbaren und wahren Gegenstand behandeln, wobei man jedoch nicht ermangeln durfte, das Lob der ohne Mackel empfangenen Jungfrau auf eine passende Weise miteinzuflechten.

*) Was diesen Gegenstand anbelangt, so mögen sich der Kirchengeschichte weniger kundige Leser Folgendes bemerken. Im Jahre 1077 ward in der Normandie die Brüderschaft der Empfängniß Mariä unter dem Namen des Normannenfestes gestiftet, von wo aus es sich in der Folge über ganz Frankreich verbreitete. Anfänglich feierte man einfach die Empfängniß Mariä. Darauf fügten einige Mönche das Beiwort unbefleckt hinzu, welches lange und heftige Streitigkeiten zwischen den Dominikanern und Franziskanern erzeugte. Das Conzilium zu Basel endlich machte dem Streite ein Ende, indem es sich für die Unbeflecktheit erklärte und etwas dieser Meinung Entgegengesetztes zu lehren feierlich verbot.

**) Die fünfte Ausgabe des Dictionnaire de l'Academie française, welche im Jahre 6 der Republik durch ein Gesetz des National-Convents veranstaltet wurde, spricht von den Paliloten als von einer damals noch bestehenden Sache, welches sich daher erklären mag, daß diesem Artikel keine von jenen Marginal- und Interlinear-Noten, wovon im Gesetze Artikel 1 die Rede ist, zu Theil wurde, was bei vielen andern Artikeln der Fall war.

Gedanken bei dem Monumente der Secundiner in Igel bei Trier.

Hier wandl' ich über Staub von Millionen,
Die Zeit hat sie zu Asche still gewiegt!
Doch ihre Geister hoch dort oben thronen,
Sie haben über Erdenleid gesiegt.
Hier schafften sie, hier bauten sie die Plane,
Hier trennte sich die Wahrheit von dem Wahne.

Wie viele Größe schlummert nicht allhier?
Wie viele Werke liegen hier begraben?
Wie suchen, forschen nach den Helden wir?
Wir, gegen sie nur schwache, schwache Knaben?
Sie einten Hoheit, Größe, Macht in sich.
O Vorwelt! wir bewundern staunend dich.

Ha! dieses Denkmal, eilig rauscht der Flügel
Der Zeit an seinem starken Bau dahin,
Zwar drückte sie auf deine Stirn das Siegel;
Doch trotzest du mit muthig kühnem Sinn.
Noch werden Zeiten kommen, Zeiten schwinden,
Und man wird dich, du würdig Denkmal, finden.

Du siehst die Erde neu, sich bräutlich schmücken,
Dir lacht ihr Blüthenduft mit holdem Gruß;
Du hörst den Erndte-Dank zum Himmel schicken,
Du fühlst des Winters kalten Todeskuß.
Du siehst die Menschen blühen, siehst sie ringen,
Und ach! nur gar zu bald zur Ruhstatt bringen.

Wie viele Größe rauschte dir vorüber? —
Ein Augenblick! ach! trug sie schon so weit, —
Noch eine Spanne Zeit, — sie schwand vorüber
Zum stillen Meere der Vergessenheit.
Du bleibst und schmückst dein Haupt mit würd'gen Zeichen,
Die dir der Zeiten Grüße alle reichen.

Und droben, dort auf jenes Berges Höhen,
Von schattigen Gebüschen still umkränzt,
Da sehe ich ein Kirchlein wachend stehen,
Sein Haupt mit Würde durch die Wolken glänzt.
Es wacht mit Liebe ob des Dorfes Gauen
Und trotzet kühn des Ungewitters Grauen.

Ich eil' hinauf in flügelschneller Eile, —
Die fruchtbelad'nen Bäume rückwärts flieh'n, —
So fort der Stufen lange, hohe Zeile,
Bis mich des Friedhofs Mauern still umzieh'n.
Du holdes Thal! liegst still mir da zu Füßen,
Mit heißer Sehnsucht will ich dich begrüßen!

O sieh, wie sich der Berge Reihen ketten,
Wie sich die Dörfer dort an Dörfer reih'n,
Und wie die Flüsse sich im Thale betten,
Und wie sie funkeln, schön im Abendschein;
Doch eh sie sich vereinen, zwinget noch
Des Menschen Macht die Saar in's Brückenjoch.

Sieh dort die üppig kornbelad'nen Auen,
Am Abhang dort der Heerde sanft Getön,
Dort ziehen Wege hin zu Waldes Grauen,
Und dort verlieren sie sich auf den Höh'n.
In dunkler Ferne rothe Blitze sprühen,
Und leuchten zu der Sonne Abschiedsglühen.

— So steh' ich hier, versunken in Entzücken,
Mein Ohr bezaubert durch der Vögel Ton.
Wo soll ich um mich schauen, um mich blicken?
Mein trunk'nes Aug' ist übersättigt schon.
Laß dich auf stillen Grabeshügel nieder,
Denk', wie sie ruh'n; — sie kehren nimmer wieder!

O rauschet nieder auf mich, dunkle Bäume!
Du Westwind, kose mit den Blumen dort!
Senkt mich in stille, süße Bilderträume!
Es ist so traut, so heimlich hier am Ort.
Im Thale regen sich des Lebens Mühen,
Hier ist es still, hier kann nur Friede blühen.

Hier ruh' ich über Staub von Millionen,
Die Zeit hat sie in's stille Grab gewiegt!
Doch ihre Geister hoch dort oben thronen,
Sie haben über Erdenleid gesiegt.
Hier schafften sie, hier bauten sie die Plane.
Hier trennte sich die Wahrheit von dem Wahne.

Th. v. Cederstolpe.

Miscellen.

I. Naturgeschichte.

Die Naturforscher verließen Stuttgart mit Liebe und Verehrung für die biedern Bewohner. Sie wurden königlich bewirthet, angesungen und gefeiert. Man gab ihnen auf der Silberburg ein brillantes Fest — besonders aber waren sie entzückt über die schönen, holden Schwabenmädchen, welche im Winzerinnen-Costüme die Honeurs machten.

II. Landökonomie.

Die Zeitungen berichten, daß in der ganzen Umgegend von Rom eine ungeheuere Dürre herrscht und schon Tausende von Schafen gefallen sind. Wir können froh sein, daß es wenigstens diesseits der Alpen hier und da noch ziemlich wässerig aussieht.

III. Jagd.

Wenn man einen Wolf geschossen hat, so rühmt man sich; hat Einer einen Bock geschossen, so schweigt er schön.

IV. Weinlese.

So eben erfahren wir, daß ein Weinberg-Besitzer aus Freude über die reichhaltige Lese — den Verstand verloren hat. Auch wird erzählt, daß ein ehrlicher Familienvater von 7 unmündigen Kindern aus Freude, daß er durch den diesjährigen guten Herbst in den Stand gesetzt wurde, einen großen Theil seiner Schulden zu bezahlen, — sich todt getrunken hat.

V. Literatur.

Zwischen dem Schriftsteller Saphir und dem Edelsteine Saphir giebt's natürlicher Weise viele Unterschiede. Ich will nur einige anführen Der Edelstein stammt aus Indien; der Schriftsteller aus Palästina, also doch beide Orientalen (!). Der Stein Saphir verliert im Feuer seine Farbe; Saphir, der Schriftsteller, gewinnt, wenn er in's Feuer kommt, an Farbe. Der Stein Saphir ist himmelblau; Saphir, der Schriftsteller, etwas kupferig.

VI. Theater.

Unsere hiesigen Theaterfreunde freuen sich auf die Ankunft der Schauspieler aus Coblenz. Der Theater-Saal, wie auch die Bühne, hat seit 6 Wochen durch neue Decorationen bedeutend gewonnen. Vorzüglich ist man gespannt auf die Opern. Die Direction hat geschrieben, daß sie uns Robert den Teufel mitbringen wird. Die Entschließung ist löblich, nur befürcht' ich, wenn sie uns gar den Teufel selber mitbringen, dann erst wird's im Winter spucken.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 15. November. **No. 40.**



Das Clima von Trier, nach fünfzigjährigen Erfahrungen beurtheilt.

Von **M. F. J. Müller.**

(Fortsetzung.)

So sehr es nun auch wahr ist, daß sich der höchste Grad Wärme gewöhnlich einige Zeit nach der Mittagsstunde einstellt, so irrig wäre dagegen die Schlußfolge, daß die Wirkung der Sonne nicht die kräftigste sei, wenn ihre Strahlen von dem perpendikulären Auffallen am wenigsten abweichen, denn die in folgenden Stunden gemachten Beobachtungen rechtfertigen meine obige Angabe, wenn dieselbe noch einer Rechtfertigung bedarf.

III.

Thermometer im Schatten.	Thermometer in der Sonne.	Thermometer im Schatten.	Thermometer in der Sonne.
— 2. 0.	+ 10. 5.	+ 15. 6.	+ 26. 0.
+ 11. 0.	+ 23. 4.	+ 23. 5.	+ 37. 8.
+ 21. 0.	+ 33. 5.	— 2. 3.	+ 7. 8.
+ 23. 0.	+ 35. 2.	+ 5. 6.	+ 18. 2.
+ 10. 3.	+ 23. 0.	+ 1. 9.	+ 12. 7.
+ 0. 6.	+ 12. 5.	— 1. 6.	+ 13. 0.
— 7. 0.	+ 7. 1.	+ 9. 8.	+ 22. 3.
— 0. 5.	+ 15. 0.	+ 22. 7.	+ 33. 2.
+ 1. 4.	+ 17. 0.	+ 23. 4.	+ 35. 0.
+ 9. 0.	+ 24. 5.	+ 24. 3.	+ 36. 4.
+ 7. 8.	+ 20. 0.	+ 29. 2.	+ 39. 4.
+ 11. 5.	+ 28. 0.	— 8. 4.	+ 0. 2.

Ich füge noch in einer vierten Tabelle eine Anzeige bei, auf welchen Grad von Wärme und von Kälte das Thermometer in einem jeden Monate in diesem fünfzigjährigen Zeitraume gekommen sei, das heißt, welcher der höchste und welcher der niedrigste Stand des Thermometers unter allen Monaten Jänner, unter allen Hornungen u. s. w gewesen sei. Es erhellt also aus dieser Zusammenstellung, daß in keinem der 50 Jänner-Monate die Luft in unserm Trierischen Thale wärmer gewesen sei, als 10. 8. und in keinem kälter, als 19. 7. Grad, in keinem Hornung wärmer, als 12. 6., noch in einem kälter, als 18. 5. Grad, in keinem März wärmer, als 18. 4., noch in einem kälter, als 6. 8. Grad u. s. w.

Monate.	Höchster Stand.	Tiefster Stand.
Jänner	+ 10. 8.	— 19. 7.
Hornung	+ 12. 6.	— 18. 5.
März	+ 18. 5.	— 6. 8.
April	+ 21. 7.	— 5. 2.
Mai	+ 25. 4.	— 1. 5.
Juni	+ 26. 7.	+ 2. 0.
Juli	+ 31. 2.	+ 4. 9.
August	+ 29. 1.	+ 2. 0.
September	+ 24. 5.	+ 1. 8.
October	+ 17. 2.	— 0. 9.
November	+ 12. 5.	— 8. 7.
Dezember	+ 11. 4.	— 20. 5.

§. 2. Luftelastizität. Luftschwere.

Wir bedienten uns zu den Beobachtungen dieser Art eines gut verfertigten und immer des nemlichen Barometers, welches in einem nie gewärmten Gemach, zur Nordseite, 22 Schuh über dem Erdboden und ungefähr 70 Schuh über der gewöhnlichen Moselhöhe aufgehängt und befestigt ist. Der höchste Stand desselben in dieser fünfzigjährigen Periode kam auf 28 Zoll, 4. 8. Linien, das Thermometer an der Scala zeigte + 5. 3. Grad, am 6. Hornung 1821; dessen tiefster Stand war 26 Zoll, 2. 5. Linien, und die Lokaltemperatur + 2. 7. Grad am 25. Dezember des nemlichen Jahrs. Aus den Beobachtungen über diese Rubrik erlaube ich mir einige Hypothesen aufzustellen.

1) Es ist wahrscheinlicher, daß das Barometer

ungewöhnlich hoch steige, wenn der Mond in der südlichen Constitution ist, als in der nördlichen.

2) Einige Wahrscheinlichkeit haben wir, daß der ungewöhnlich hohe Stand des Barometers sich eher bei dem Abnehmen, als bei dem Zunehmen des Mondes einstelle.

3) Das Barometer steigt weit seltener im Sommer auf eine ungewöhnliche Höhe, als in den drei übrigen Jahrszeiten.

4) Ueberhaupt sind die Veränderungen des Barometers im Sommer nicht so bedeutend, als in den übrigen Jahrsvierteln

5) Der außerordentlich tiefe Stand des Barometers ist im Sommer eine sehr seltene Erscheinung; nie sah ich in dieser Jahrszeit einen ähnlichen tiefen Stand desselben, welchen ich in den übrigen bemerkt habe.

6) Der hohe Stand des Barometers ist nicht immer ein Vorzeichen einer heitern oder beständigen Witterung, noch der tiefe Stand desselben ein Zeichen von Wind und Regen; am 7. Hornung 1798 war das Barometer auf 28 Zoll und 2. 3. Linien gestiegen, doch war die Witterung veränderlich, dagegen war das Barometer am 19. März des nemlichen Jahrs auf 27 Zoll 0. 8. Linien gesunken, die Witterung aber ziemlich ruhig und unveränderlich. Mehrere und zum Theil auffallendere Beispiele sahen wir, unter welchen ich nur noch folgende zur Erinnerung bringen will: vom 17. April 1794, vom 17. Hornung 1798 — 22. Hornung 1799. — 31. October 1802. — 22. Januar 1805. — 29. October 1806. — 22. Dezember 1811. — 16. März 1812. — 2. und 4. März 1820; vorzüglich vom 2. Febr. 1823. (Fortsetzung folgt.)

Glasgemälde des Malers Christoph Ruben aus Trier.

Sowohl das Interesse, welches die neueste Glasmalerei für das Publicum haben mag, als auch die Anhänglichkeit an den lieben Landsmann hat den Herausgeber dieser Blätter bewogen, einige im Kunstblatte über ihn vorkommende Artikel unsern Lesern mitzutheilen.

Herr Ch. Ruben, der sich hier unter Anleitung seines Hrn. Vaters zur Academie herangebildet hat, ist ein Schüler von Cornelius, dem er auch von Düsseldorf nach München folgte. Als man vor einigen Jahren den Regensburger Dom mit neuen Glasmalereien zierte, wurde dem jungen Künstler die Fertigung der dazu nöthigen Cartons übertragen; denselben Auftrag erhielt er auch später (im J. 1833) für die Kirche S. Maria Hilf in der Vorstadt Au bei München.

1) Fenster des Regensburger Doms.

»Im Herbste des Jahres 1830 wurden zwei Fenster vollendet und die Façade des Doms auf der sogenannten Johannesseite eingesetzt. Professor Heß hatte dem talentvollen jungen Künstler Christoph Ruben aus Trier die Fertigung der dazu nöthigen Cartons übertragen, welche die Geburt oder vielmehr die Namengebung Johannis und dessen Predigt in der Wüste, sodann die Gestalten der vier Kirchenväter, je zu zwei unter den genannten Bildern stehend, enthielten. Es athmet in diesen Cartons eine ungewöhnliche Tiefe des Gemüthes und eine seltene, zwar mit schüchterner, doch eben deßhalb mit reiner Hand belebte Charakteristik. Vorzüglich gelungen sind die Namengebung Johannis und die Gestalten des h. Ambrosius und Hieronymus. Auch hier, wie in den frühern Bildern, erreicht der Styl die rechte Selbstständigkeit. Es ist keine Spur von jener Allmanachs Altdeutschthümelei darin zu finden, keine schülerhafte Nachahmung alter Werke, womit die Kunstwelt bereits übersättigt worden, sondern die Einfachheit der alten Art, verbunden mit der Correctheit und Schönheit der Zeichnung und des Pinsels, die man von der jetzigen Zeit verlangen kann, so, daß das Werk zwar im Einklang mit den alten, aber an Kunstverdienst ein ganz eigenthümliches ist. Die Glasgemälde nach diesen Cartons, durch dieselben Künstler, wie im früheren, ausgeführt, gelangen noch vorzüglicher, als die vorigen; die Harmonie des Ganzen erschien noch besser gehalten, und jeder Ton war übereinstimmend mit dem Farbenakkord des ganzen Gemäldes. In diesen beiden Arbeiten von 1829 und 1830 war also bereits die Schwierigkeit völlig überwunden....«

»Die beiden andern gegenwärtig in Arbeit stehenden Fenster sind für das linke Seitenschiff des Doms auf der Stephanusseite zu ebener Erde bestimmt. Es werden sämmtliche 5 Fenster der Kapelle, welche den Schluß dieses Seitenschiffes bildet, neu gemacht, und 4 davon mit 8 Bildern aus dem Leben des h. Stephanus verziert. Die Cartons hierzu sind vom Professor Heß dem Maler Ruben übertragen. Vier Bilder, für die ersten 2 Fenster bestimmt, sind von ihm vollendet und bereits auch von den Glasmalern angefangen. Die Anordnung dieser Zeichnungen sind höchst einfach und dem ornamentalen Styl angemessen, dabei herrscht aber in ihnen, wie in den früheren desselben Künstlers, ein überaus gefühlvoller Ausdruck, wodurch eine große Lebendigkeit und Innigkeit der Vorstellung erreicht ist.«

2) Fenster der Kirche S. Maria Hilf in der Münchener Vorstadt Au.

»Den unausgesetzten Bemühungen neuerer Künstler ist es gelungen, die so gut wie verlorne Kunst der Glasmalerei in ihrem ganzen Umfange wieder zu gewinnen, und ihr wurde dann auch sogleich bei Gründung der Auer Kirche durch des Königs Willen ein weites Feld zur würdigsten Thätigkeit angewiesen.

In den 19 Fenstern der Kirche sollen die Leiden und Freuden der Maria, von passenden Ornamenten umgeben, bildlich dargestellt werden. In älterer Zeit — durch Giotto, Taddeo Gaddi, Agnolo Gaddi, Taddeo Bartoli u. A. — ist der Gegenstand öfter und mit Glück behandelt worden, aber noch nirgends waren demselben so große und schöne Räume und ein dem Inhalte entsprechendes Mittel der Darstellung angewiesen. Eines dieser Fenster, das mittlere im Chor, ist vollendet und wird gegenwärtig (1834 April) in einer besonders zu diesem Zwecke im Bauhof der neuen Ludwigskirche errichteten Hütte aufgestellt: es ist darin die Himmelfahrt und Krönung der Maria abgebildet. Die 12 Apostel stehen und knieen verwundert und andächtig um den leeren Sarkophag, aus dem Lilien emporblühen; über ihnen wird die verklärte Jungfrau von einer Schaar lobsingender Engel auf Wolken getragen und von Vater und Sohn zur Königinn des Himmels gekrönt. Zu beiden Seiten steigen goldfarbige architektonische Verzierungen in Weise eines Sakramentenhäuschens, die die vier Apostel in ihren Verzweigungen aufnehmen, aus dem teppichartig reichverzierten Sockel, welcher in einer Höhe von ungefähr 12 Fuß unter dem Bilde zunächst in der Absicht sich befindet, daß die Verzierungen des vorgebauten Hochaltars jenes nicht unterbrechen. Ueber den architektonischen Verzierungen, die sich über dem Bilde zu einer Nische verschlingen, sind die Felder bis zum Bogen mit hellern Ornamenten — zum Behufe des vermehrten Lichtdurchgangs — der Bogen selbst aber wieder mit dunkelfarbigem Glas harmonisch und in edeln For-

men geschmückt. Mit besonderer Aufmerksamkeit wird darüber gewacht, daß sowohl Verzierungen, als Gemälde in dem dem Ganzen entsprechenden Styl ausgeführt werden, da gerade in dem vollkommenen Einklang aller Theile zum Ganzen jene Gewalt der Kunst über das menschliche Gemüth liegt, die uns von der Betrachtung weg zur Empfindung zieht, und die selbst die ältern Werke, wegen der spätern Un- und Zuthaten, selten noch ausüben können. Mit der obersten Leitung der Malereien ist Professor Heinrich Heß beauftragt. Die Zeichnung zu dem erwähnten Bild ist von dem Maler Ruben aus Trier, welcher sich unter Cornelius gebildet, und bereits durch seine Cartons zu den Regensburger Glasfenstern den Namen eines selbstständigen Künstlers erworben hat. Ein zweites Fenster mit der Darstellung der Kreuzigung ist von ihm angefangen. Die Uebertragung der in Wasserfarben bunt ausgeführten Zeichnungen auf Glas geschieht in der K. Porzellanfabrik durch Hrn. Ainmüller und mehrere andere Glasmaler. Im Verlauf von 2 Jahren soll die Kirche eingeweiht werden, und der innere Schmuck bis auf die Fenster des Seitenschiffes vollendet sein.«

Zum Schlusse wollen wir unserm Landsmanne einen freundlichen Gruß in sein stilles Arbeitszimmer nach München senden und seinen fernern Leistungen das schönste Gedeihen, die wärmste Anerkennung wünschen!

Die Plattköpfe.

Die Indianer, welche die Ufer des Flusses Columbia in Nordamerika bewohnen, zeichnen sich durch ihre sonderbaren Sitten und Gebräuche aus. Man hat ihnen den Namen Plattköpfe wegen der Gestalt ihrer Hirnschädel gegeben. Gleich nach der Geburt legt man das Kind in eine Art Wiege, welche die Gestalt eines Trog's hat und deren Boden mit Moos bedeckt ist. Der Theil, worauf es seinen Kopf legt, ist etwas erhaben. Auf seine Stirne bindet man gleich Anfangs ein Polster, welches mit einem Stück Eichenrinde bedeckt ist. Durch kleine Löcher, die sich auf jeder Seite der Wiege befinden, zieht man quer über dünne Seile, mit denen man das Polster auf den Kopf des Kindes preßt. Dies Pressen setzt man ein ganzes Jahr fort, ohne daß es dem Kinde viele Schmerzen verursacht; aber so lange dieser Zustand dauert, hat die Gestalt eines Kindes etwas Widerliches: seine kleinen schwarzen Augen, welche die Spannung der Stricke beinahe aus den Augenhöhlen hervortreten läßt, gleichen nicht übel denen einer Maus, welche in der Falle gefangen ist. Wenn man die Binde ablößt, so ist der Kopf vollkommen platt. Der obere Theil ist selten dicker, als 1 Zoll, und erlangt nie mehr seine Rundung. Diese Unförmlichkeit gilt in den Augen jener rothen Indianer als vorzüglich schön. Sie rechtfertigen sie dadurch, daß sie sagen, ihre Sklaven hätten einen runden Kopf. Wirklich erben alle Kinder, welche in der Sklaverei geboren werden, nicht nur den entwürdigten Stand ihrer Eltern, sondern auch die Rundung ihres Hirnschädels. Man sieht leicht ein, welches zurückstoßende Aeußere diese Indianer durch den schmähligen Gebrauch annehmen. Die Männer dieser Nation haben 5 Fuß bis 5 Fuß 6 Zoll; die Frauen haben 5 bis 6 Zoll weniger; ihre Nase ist platt, ihre Nasenlöcher sehr weit, ihr selten geschlossener Mund läßt kurze, häßliche und schlecht geordnete Zähne blicken. Der Gliederbau der Männer ist im Allgemeinen sehr schön, aber die Frauen haben fast alle krumme Beine, breite und platte Füße, gespaltene Ohrlappen, durchlöcherte Nasen; ihr Haar ist dick und ihre Haut mit einer hohen Schichte Fischthran überdeckt. Was ihren Charakter betrifft, so sind sie sehr listig, nüchtern und duldsam; aber im Allgemeinen auch spitzbübisch, faul und grausam.

Die Plattköpfe glauben an das Dasein eines guten und schlechten Genius, wie auch an Belohnung oder Bestrafung in einem andern Leben. Nach ihren religiösen Ansichten kommen die Guten, nachdem sie diese Erde verlassen haben, an einen Ort der Freude, wo man einen ewigen Frieden genießt, wo sie ihre Frauen und Kinder finden, wo die Bäche voll Fische sind, die Ebenen von Auerochsen wimmeln, deren Fleisch ihre vorzüglichste Nahrung ist. Die, welche sich in der Glückseligkeit freuen, können sich ungestört den Vergnügungen der Jagd hingeben, ohne daß sie die Härte des Winters oder Hunger und Krieg zu fürchten haben. Die Bösen kommen in ein Land, das mit ewigem Schnee bedeckt ist, und wo Alles von Kälte starrt; sie sind verdammt, in einer gewissen Entfernung Flammen zu sehen, die sie nicht erwärmen. Sie haben kein Wasser, um ihren Durst zu löschen; sie können keine Auerochsen, noch anderes rothes Wildpret erjagen, um ihren Hunger zu stillen. Ein undurchdringlicher Wald, voll von Wölfen, Pantherthieren, Schlangen trennt diese Unglücklichen, welche einem ewigen Winter Preis gegeben sind, vom Aufenthalte der Seligen. Indeß hat ihre Strafe eine Grenze; sie ist länger oder kürzer nach den verschiedenen Graden ihrer Verbrechen, und nachdem sie ihre Züchtigung ausgestanden haben, ist ihnen gegönnt, sich mit den Bewohnern des Indianischen Paradieses zu vereinigen.

Wenn die aufgeklärtesten Nationen ihre Quacksalber haben, so darf man sich nicht wundern, daß dieselben bei diesen barbarischen Völkern eine große Rolle spielen. (Schluß folgt.)

Die Beere der Traube.

(Maurische Anekdote.)

Velid hatte Gärten, blühender, als die des Königs der Peris, Rosse, flüchtiger, als die heilige Stute des Propheten, ein Schwert, flammender als das Schwert Salomons. Velid besaß noch Etwas, was er vorzog seinem Schwerte, den glänzenden Städten Sevilla und Granada, die sein Eigenthum waren: er hatte Zenaib, die Tochter Yemer's, ein Mädchen, welches lächelte, unschuldig wie ein Kind, ein Mädchen mit großen Gazellen-Augen, ein Mädchen mit einem Tritte, so leicht, wie ein Zephir.

Und jeden Tag, wenn der Muzzin die Gläubigen zum Morgengebete rief, warf sich Velid mit seiner Stirne zur Erde und sagte: „Gott ist groß; er hat mich glücklich gemacht unter den Kindern des Lichts!“

Eines Abends saßen die zwei Liebenden sanft aneinandergeschmiegt, in duftender Laube und berauschten sich an den Reitzen der südlichen Nacht. Das ganze Weltall schien der Liebe und der Poesie so hold zu sein; über der Erde stand der Himmel mit seinen Sternen in einem Azurglanze, wie man ihn am bleichen Firmamente des Mondes nicht kennt.

„Siehe, sprach das schwarzäugige Mädchen, in seiner kindlichen Seelenfreude, für uns führen die Peris an dem Himmel den weißschimmernden Mond herauf; für uns steigt Israfil, der Engel der Harmonie, auf den Flügeln des tönenden Windes aus der Meerfluth. Ach! Alles ist für die Liebenden geschaffen, denn sie allein verstehen die geheimnißvolle Sprache der Luftgeister. — Meine Zenaib, flüsterte Velid, der Herr der Gläubigen: „Bist du die Tochter der Peris? Deine Stim-

me ist süßer, als die Israfil's, dein Athem balsamischer, als die Rose von Jericho, deine Haut ist sanfter und durchscheinender, als die gold'ne Frucht aus den Weinbergen Almeria's.“ Er hielt eben in der Hand eine Traube aus dem weinberühmten Almeria.

Die fröhliche Tochter Yemer's erhob bei diesen Worten ihre Stirne und wollte die Traube gegen ihr halb geöffnetes Mündlein heranzieh'n. Nein, meine Perle, nein, so sollst du sie nicht kosten; um dich für deine Unehrerbietigkeit gegen den Kalifen zu strafen, sollst du den Gegenstand deines Verlangens nur erhalten, wenn du die Beeren, eine nach der andern, mit deinem wonnigen Munde auffängst. Hochauflachend legte sie ihr schönes Haupt rückwärts auf Velid's Schooß, und der Kalife begann die hellen Beeren in die Luft zu werfen. Seine muthwillige Geliebte suchte sie in ihrem Falle wegzufangen. Da gab's ein ewiges Aufschreien, ein kindlich Gelächter, eine Freude ohne Ende. Nach manchem unnützen Bemühen erhaschten Zenaib's rosige Lippen eine Beere im Falle; aber kein Schrei der Lust bezeichnete ihren Triumph.

„Was ist dir, meine Zenaib? Was ist dir, Mädchen?“ schrie der Kalife. Sie war hingesunken auf ihren Rücken, ihre Arme hingen bewegungslos, ihr Hals, so schimmernd weiß, blähte und furchte sich voll blauer Adern, ihre Augen drehten sich: ein zerreißender Anblick... Velid, außer sich, erfüllte den Harem mit Geschrei der Verzweiflung; als aber seine Weisen herankamen, war es zu spät: sie war nicht mehr, die Traube in den Händen des Kalifen war vergiftet, und eine Beere davon löschte für immer Velid's, des mächtigen Fürsten, Lebenswonne aus.

Söhne der Sterblichen, sagt, was ist das Erdenglück?

Lindner.

Charakterzüge des Don Pedro.

Don Pedro, der am 24. September im Pallaste zu Queluz bei Lissabon gestorben ist, war von sehr reizbarer Gemüthsart, muthig, aber im höchsten Grade eigensinnig, woran der Mangel an einer guten Erziehung die meiste Schuld trug. Als wir in Oporto eingeschlossen waren, erzählt ein Correspondent des Morning Herald, sah ich ihn oft in einer Batterie oder Schanze in größter Wuth hin und herlaufen und die Kanonen selbst auf den Feind richten. Häufig würde er, hätten es ihm seine Offiziere nicht so dringend abgerathen, augenblicklich den Gegner in der stärksten Stellung angegriffen haben, ohne die Gefahr zu beachten, der er durch ein so unüberlegtes Benehmen sein Heer und die Einwohner Porto's ausgesetzt hätte. In ruhigen Augenblicken lachte er dann selbst über solche Donquirotische Gedanken und rief seinen Generalstabe zu: „Ich muß den Kopf verloren gehabt haben, um Das zu wollen, meine Freunde!“ Als er hörte, dem Obersten Cotter von der irischen Brigade habe eine Kanonenkugel den Kopf weggerissen, sagte er mit größter Kaltblütigkeit: „Teufel! Er war ein braver Mann und ein guter Soldat, ich bedaure ihn sehr; aber Morgen kommt vielleicht die Reihe an mich und ich wünsche auf dem Felde der Ehre zu sterben.“ Bis zum letzten Augenblicke behielt er seinen entschiedenen hohen Charakter. Im Gespräche mit dem Arzte, kurz vor der Niederlegung der Regentschaft, fragte er diesen, ob er Familie habe. „Eine zahlreiche,“ antwortete der Arzt. — „Dann lassen Sie ihren Kindern vor allen Dingen eine gute Erziehung geben. Als ein Sterbender, dessen Worte einiges Gewicht haben dürften, bitte ich Sie, darauf zu denken. Mein und meines Bruders Miguel's Erziehung wurde so ganz und gar vernachlässigt, daß wir bei dem Eintritt in die Mannesjahre uns in großer Unwissenheit befanden; die Wechselfälle meines Lebens brachten mich mit Männern von Bildung und Erfahrung zusammen; da lernte ich meine eigenen Mängel kennen und benutzte, so viel mir noch möglich war, die dargebotenen Gelegenheiten zu meiner Ausbildung. Aber diese falschen Jugendeindrücke ließen sich nie ganz verwischen. Das reifere Alter bringt seine eigenthümlichen Pflichten mit sich, und zu seinem Schaden findet dann der Mensch, daß Vieles, was er in seiner Jugend mit Leichtigkeit hätte lernen können, nun nicht mehr nachzuholen ist.“ (Pedro war in demselben Pallaste zu Queluz den 12. October 1798 geboren, wurde also noch nicht ganz 36 Jahre alt.)

Ein Urtheil Bulwer's über Deutschland.

Vor einiger Zeit ersuchte der Verleger der Leipziger Ausgabe von Bulwer's Werken einen Freund in London, durch dessen Vermittelung er schon früher mit Herrn Bulwer über die Veranstaltung dieser Ausgabe correspondirt hatte, ihn zu bitten, ihm etwas von seiner Handschrift zu senden, von dem er einmal einen beliebigen Gebrauch machen dürfte. Er erhielt darauf folgendes Billet, welches, als ein Urtheil eines geistreichen Engländers über unsere Nation, gewiß auch ein allgemeineres Interesse haben dürfte.

Mein Herr.

Ich bin Ihnen für Ihren Brief dankbar verbunden und fühle mich durch den Wunsch Ihres Geschäftsfreundes, ein Facsimile meiner Handschrift erhalten zu können, geschmeichelt. — Er kann dieses Briefchen zu diesem Zwecke benutzen.

Es erfüllt mich mit nicht weniger Vergnügen als Stolz, zu wissen, daß Ausgaben meiner sämmtlichen Schriften in Deutschland verlangt und mit Gunst von dem gründlichsten und denkendsten Volke Europa's aufgenommen wurden. Doch fühle ich eben so sehr, daß ich dadurch vor einer Nation von Kritikern erscheine.

Halten Sie mich, mein Herr, für Ihren ergebenen

E. L. Bulwer *).

*) Es wird Manchem unserer Leser nicht unangenehm sein, diesen Brief auch im Englischen Originale zu sehen:

Dear Sir.

Jam very much obliged by your letter and flattered by the wish of your correspondent, to obtain a fac simile of my handwriting — he can use this note for that purpose.

It gives me no less pleasure, than pride to hear that editions of all my writings are called for in Germany and received with favour by the most profound and thoughtful people of Europe. — At the same time J ful, that J am appearing before a Nation of Critics.

Believe, me Dear Sir, your obliged

Knellworth Park. Aug. 23. 1834.

E. L. Bulwer.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 19. November. **N°. 41.**



Das Clima von Trier, nach fünfzigjährigen Erfahrungen beurtheilt.

Von **M. F. J. Müller.**

(Fortsetzung.)

7) Ich finde kein Beispiel, wo das Barometer in einem Zeitraume von 60 Stunden lang auf dem nämlichen unveränderten Stande geblieben ist; abgesehen von dem Einfluß, welchen die kalte Temperatur auf dasselbe haben konnte. Die Luftschwere und Elektrizität, welche hier die vorzüglichst wirkenden Ursachen sind, sind einem ewigen Wechsel unterworfen.

8) Das Barometer steigt öfter und gewöhnlicher mit Nordost-, Nord- und Nordwest-Wind, als wenn derselbe aus anderen Regionen bläs't; indessen bemerkte ich mehrere Ausnahmen von dieser Angabe, z. B. am 28 Dezember 1811, 16. März 1812 u. a. m.

9) Das Barometer scheint auch heftige, in entfernten Gegenden tobende Sturmwinde zu empfinden; am 12. Jänner 1806 ist dasselbe auf 26, 6. 0. Linien gesunken, doch war es in unserm Dunstkreise ziemlich ruhig, aber an den westlichen Seeküsten tobte einer der heftigsten Sturmwinde.

10) Sturmwinde bei Gewittern bewirken manchmal an dem Barometer keine merkliche Veränderung, z. B. am 11. Juni 1806, am 21. August 1790, am 30. Juli 1794 u. m. a., denn Stürme dieser Art haben sehr oft einen beschränkten Wirkungskreis.

11) Das Sinken des Barometers steht mit der Stärke des Windes überhaupt in einem geringen Verhältniß; unter sehr vielen Beispielen nenne ich die Ereignisse vom 22. Hornung 1799, vom 12. Januar, 11. März, 1. April, 29. August, 2. und 13. Dezember 1806, vom 31 Januar 1809, vom 28. Dezember 1811. Es kommt bei Vorfällen dieser Art manchmal darauf an, aus welcher Gegend der Wind stürmt, auch, ob nicht in der obern Region unsers Dunstkreises der Wind einer andern Richtung folge, als in der untern; Ereignisse dieser Art sind nicht selten.

12) Die im Sommer tobenden Sturmwinde sind auf das Barometer nicht so einwirkend, als jene in den übrigen Jahrszeiten. Siehe noch oben Artikel 4.

13) Einige Wahrscheinlichkeit gewinnt die Hypothese, daß die Sturmwinde, wenn sie gleich vor oder gleich nach dem Vollmonde eintreffen, nicht so stark auf das Barometer wirken, als bei anderen Mondsphasen.

14) Selten sind die Jahre, in welchen das Barometer nicht unter 27 Zoll gesunken ist; noch seltner aber jene, in welchen dasselbe keine 28 Zoll überstiegen hat.

15) Einige Wahrscheinlichkeit liegt vor, daß das Barometer, wie auch die Witterung, keinen so bedeutenden Veränderungen vor und nach dem Vollmonde unterworfen ist, als bei andern Mondsphasen.

16) Bei dem Barometerstande von 27 Zoll und 7 bis 10 Linien scheint das Gleichgewicht unseres Dunstkreises am wenigsten gestört zu sein.

17) Wir haben indessen Beispiele, die ich aber sehr ungewöhnlich nenne, wo das Barometer sich fünf Tage lang oberhalb 28 Zoll erhalten; auch dagegen andere Beispiele, wo dasselbe unter 27 Zoll mehrere Tage stehen blieb.

28) Das Barometer kann in einem Zeitraume von 24 Stunden um 10 Linien sinken, auch zu einer andern gleichen Zeit so viele Linien aufsteigen: derlei Fälle sind aber äußerst selten.

19) In den Wintermonaten geschieht es manchmal, daß das Barometer dann anfängt zu sinken, wenn das Thermometer anfängt zu steigen; dann pflegt auch gewöhnlich Thauwetter zu folgen.

Anzeige

des ungewöhnlich hohen Standes des Barometers.			des ungewöhnlich tiefen Standes des Barometers.		
Jahre.	Zoll.	Linien.	Jahre.	Zoll.	Linien.
1788	28 —	2. 3.	1794	26 —	6. 8.
1789	28 —	1. 2.	1795	26 —	6. 9.
1790	28 —	2. 3.	1798	26 —	8. 0.
1794	28 —	1. 5.	1806	26 —	6. 0.

des ungewöhnlich **hohen** Standes des Barometers. Jahre.	Zoll.	Linien.	des ungewöhnlich **tiefen** Standes des Barometers. Jahre.	Zoll.	Linien.
1795	28 —	1. 5.	1809	26 —	6. 5.
1797	26 —	1. 9.	1816	26 —	6. 4.
1802	28 —	2. 8.	1817	26 —	6. 8.
1805	28 —	1. 9.	1818	26 —	7. 6.
1807	28 —	1. 7.	1820	26 —	5. 0.
1816	28 —	1. 1.	1821	26 —	2. 5.
1817	28 —	2. 1.	1823	26 —	4. 7.
1818	28 —	1. 6.	1824	26 —	6. 8.
1821	28 —	4. 8.	1825	26 —	5. 9.
1822	28 —	2. 9.	1826	26 —	7. 5.
1824	28 —	1. 5.	1830	26 —	7. 8.
1825	28 —	2. 4.			
1826	28 —	1. 9.			

(Forts. folgt.)

Mittheilungen aus ungedruckten historischen Handschriften.

Von J. H. Wyttenbach.

(Aus N°. 1291.)

2) Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach in Trier und der Umgegend, im Jahre 1552.

In meiner Geschichte von Trier (Th. 3. S. 26 ff.) habe ich von dem Verwüstungskriege Albrechts gesprochen. Es mögen nun hier, aus der berührten Handschrift, noch manche neue Zusätze folgen, zur näheren Beleuchtung der traurigen Begebenheiten, die in der Mitte des 16ten Jahrhunderts die Menschen quälten.

Dieser Albrecht, mit dem Beinamen Alcibiades (vermuthlich, wie ein Historiker sagt, wegen seiner jugendlichen Flüchtigkeit und Verbannung) zeigte sich als ein Mann, der in jenen Zeiten sich ohne Unterschied als Kämpfer für jede Sache feil bot. Anfangs verkaufte er sich dem Spanischen Herzog Alba gegen die Protestanten; nachher erbot er sich zur Hülfe für die Protestanten; verkaufte später wieder seine Dienste an den Kaiser. Als geächteter Flüchtling stirbt er im J. 1555.

Ueberhaupt erscheint uns Albrecht als einer der verwegensten und unternehmendsten Köpfe jener tumultuarischen Zeiten. Er war ein unerschrockener Soldat, aber ein mittelmäßiger General. Er haßte die Ruhe, liebte den Krieg leidenschaftlich, und führte ihn wie ein Barbar.

Mit gleichem Wahnsinn stürzte er sich in Schwelgerei des Sinnengenusses, wie in der Schlacht Gefahren. Den Tod scheute er nicht, und achtete es dennoch keine Schmach, im Kampfe zu weichen oder die Rolle zu wechseln.

Gerechtigkeit im menschlichen Geschlechte war ihm ein Nichts, und verwegen spottete er der höheren Lehren des Lebens.

Das ganze Leben verlor endlich für Albrecht Alcibiades alle edlere Bedeutung.

So erscheint dieser Mann, der auch eine böse Rolle in unsrer, damals sehr tragischen Landesgeschichte spielte.

Was die angeführte Handschrift von ihm zu sagen hat, mag nun folgen.

»Es haben des Königs von Frankreich confoederirte Reichsfürsten gegen den Keyseren undt Catholische fürsten den Krieg geführt, undt Albrecht Margraff zu Brandenburg ist mit einem Kriegsheer ins Stiefft Trier gezogen, undt allenthalben das landt verdorben.«

»Im Jahr 1552 legert er sich vor die statt Trier. Der Graff von Egmont, welcher in Abwesenheit des Graffen von Mansfeld gubernirt (in Lutzemburg) schickte der statt dreyzehn Fendell fußvolk zu Hülff. Weil aber dieselbe nicht genugsam der statt Trier weitläufigen Bezirk gegent einen so starcken feindt schützen konnten, die statt auch nicht mit grobem geschütz undt darzu gehörigem gezeug und ammunition versehen, seint sie zurückgezogen. Die Trier'sche haben mit dem Margraffen sich verglichen, undt Garnison eingenohmen; er aber für seine Person hat das quartier in dem Kloster sti Maximini genohmen *).«

»Den ersten Septembris ist er auf die statt Grevenmacheren gezogen, selbige erobert, gebrandtschetzt, undt die Klocken ausser der Kirchen genohmen undt hinweggeführt.«

»Von Grevenmacheren hat der Margraff von Brandenburg mit seinem Volk den zug auf Echternach genohmen. Ihme ist der damahlen gewesene Pastor in priesterlichen Kleideren entgegen durch sein Kriegsher gangen, undt vor ihme auf der Erde liegendt ihn zur barmherzigkeit zu bringen undt von dem vorhabenden brandt undt beraubung ermelter statt Echternach abzuwenden unterstanden — auch so viel erhalten, daß er mit dem Volk von Echternach vermittelst tausend Tahleren, so ihme noch selbigen tag erlegt, abzog, undt weiter ins landt Lutzemburg gieng.« (Schluß folgt.)

*) Es sei mir erlaubt, einiges Spezielle aus meiner Geschichte hier noch beizufügen. Am 27. Aug. langte Albrecht vor Trier an Nach kurzen Unterhandlungen empfingen ihn am andern Tage die Bürgermeister mit dem Stadtmagistrat am sogenannten Feldthore, und übergaben die Stadtschlüssel, was bisher noch keinem Erzbischofe geschehen war. — Die städtische Obrigkeit scheint die Verwirrung der Zeit nicht sehr zu Herzen genommen zu haben; denn sie ließ sich in ihrem Zeitvertreib auf dem Stadthause (der sogenannten Steip auf dem Markte) nicht stören. Dies zeigt die tragisch-komische Begebenheit, welche Albrecht mit diesen Herren hatte. Einer unserer Annalisten der Zeit hat sie uns aufbewahrt; er sagt mit gerechtem Unwillen: »In dieser bösen Lage der Dinge schien der Trevirische Senat nur Scherz und Kurzweil treiben zu wollen; denn als eines Tages die Herren, nach ihrer Gewohnheit, auf der Steipe versammelt waren, und sich »mit Wein und Würfelspielen ergötzten, ereignete es sich, »daß der Markgraf, dessen Truppen es an Proviant fehlte, »zur Steipe eilte. Als er nun auf dem Markte schon »das Gerassel der Würfel vernahm, ergrimmte er, und »schoß aus einer Büchse durch das Fenster, so daß die Kugel in die Decke des Zimmers flog; da stiegen die bestürzten Rathsherren hinab, und besorgten die nöthigen »Lebensmittel. Der Feind selbst soll ihnen Vorwürfe über »ihren Leichtsinn gemacht haben.« — Die Lateinische Originalstelle befindet sich in den noch nicht gedruckten Gest. Trevir. dieser Zeit.

Einige Worte über Sparkassen.

Von Heindl.

Da durch die Errichtung eines Pfandhauses in der Stadt Trier Gelegenheit vorhanden ist, Capitalien gegen Zinsen sicher unterzubringen und auf diese Art zur Erreichung eines unverkennbar gemeinnützigen Zweckes starke Hand zu bieten, so hat die Königl. Regierung mit Genehmigung des Königl. hohen Ministerii des Innern vom 1. Januar 1826 ab eine Sparkasse hierselbst eingerichtet und derselben am 11. Mai 1825 Statuten zu Grunde gelegt, welche im Wesentlichen Folgendes enthalten:

Jeder Einwohner des Regierungs-Bezirks kann in diese Kasse einlegen.

Sie nimmt nur baares Geld an in kleinen Summen, nicht unter einem Thaler und nicht über hundert Thaler. Die Kasse giebt über die eingelegten Beträge ein Bescheinigungs-Büchelchen, welches gut verwahrt werden muß, weil nur gegen dasselbe Rückzahlungen erfolgen.

Schon der erlegte Thaler trägt Zinsen monatlich

1¼ Pfennig, also jährlich 1 Sgr. 3 Pf., mithin 4⅙ p %, wenn er über einen Monat nicht erhoben wird.

Die Kasse ist wohl verwahrt, und es führen darüber unentgeldlich Männer die Aufsicht, welche das Vertrauen ihrer Mitbürger genießen.

Jedes Kapital kann zu jeder Zeit ganz oder theilweise mit den bis dahin fällig gewordenen Zinsen zurückgenommen werden.

Mit den bei der Sparkasse vorräthigen Kapitalien wird das Pfandhaus alimentirt, und Ueberschüsse werden auswärts alsdann nur untergebracht, wenn das Curatorium und die Königl. Regierung völlige Sicherheit bei den Empfängern erkannt haben.

Die allgemeinen Vortheile der Sparkasse sind: daß der Nothpfennig sicher verwahrt wird, man ihn augenblicklich wieder haben kann und solchen durch sich selbst vermehrt sieht.

Die besondern Vortheile der Sparkasse bestehen darin, daß durch die Errichtung derselben die verderbliche Spekulation auf unsichern Gewinn vermindert und der Geist der Sparsamkeit bei dem unbemittelten, also größern Theile der Bürger, erweckt und lebendig erhalten wird, welcher das wirksamste Mittel zur Erhöhung des Gewerbfleißes und zugleich die kräftigste Schutzwehr gegen Verarmung ist.

Um darzustellen, wie kleine Kapitalien bei der Sparkasse mit Zurechnung der jährlichen Zinsen, ohne Berücksichtigung des ausfallenden Monats, indem die Zinsen, wenn solche im Januar nicht erhoben, erst vom 1. Februar ab zum Kapital geschlagen werden — anwachsen, dienen folgende Beispiele:

Wenn die Zinsen am Schlusse jeden Jahres kapitalisirt werden, so wächst ein Kapital von 6 Thalern

am	Ende	des	1ten	Jahres	zu 6	Rthlr.	7	Sgr.	6	Pf.
»	»	»	2ten	»	» 6	—	15	—	»	—
»	»	»	3ten	»	» 6	—	22	—	6	—
»	»	»	4ten	»	» 7	—	»	—	»	—
»	»	»	5ten	»	» 7	—	8	—	9	—
»	»	»	6ten	»	» 7	—	17	—	6	—
»	»	»	7ten	»	» 7	—	26	—	3	—
»	»	»	8ten	»	» 8	—	5	—	»	—
»	»	»	9ten	»	» 8	—	15	—	»	—
»	»	»	10ten	»	» 8	—	25	—	»	—

Werden alle Jahre aber nur 6 Thaler hinterlegt, so geben solche nach Verlauf von 10 Jahren eine Summe von 75 Rthlr. 9 Sgr. 11 Pf.; alle Jahre aber 12 Rthlr. erspart und eingelegt, geben nach 10 Jahren die Summe von 150 Rthlr. 28 Sgr 8 Pf., in 20 Jahren aber die Summe von 377 Rthl. 17 Sgr 1 Pf.

Mit diesem Gelde können die Einleger einst ein Kind versorgen, eine Tochter ausstatten, dem Sohn ein Gewerbe schaffen, einen ergrauten Vater unterstützen, eine alte Mutter ernähren, sich selbst vielen Vorschub im Alter leisten.

Würde keine Sparkasse bestehen, so würden diese braven Leute ihren Nothpfennig, so wie viele andere bedeutende Summen, ohne Genuß und ohne bleibenden Nutzen verzehren, weil sie keinen Ort hätten, ihr Ersparniß mit Beruhigung aufzubewahren; denn zu Hause könnte es ihnen gestohlen, von Speculanten durch Aussicht auf höhere Zinsen oder durch andere Zufälle entzogen werden.

Viele Dienstleute haben sich schon überzeugt, daß ihnen die Sparkasse als unmittelbares Gegenmittel gegen Putzsucht und Ausschweifung ihre Ersparnisse erhält, welche sie ohne diese Anstalt zwecklos vergeudet haben würden.

Andere Dienstleute haben, um ihren Dienstherrschaften zu gefallen, sich Mühe gegeben, fleißig zu arbeiten und emsig zu sparen, um sich ein Sparkassen-Büchelchen, wenn auch mit einem kleinen Beitrage, anschaffen und somit über gute und ehrbare Sitten sprechend ausweisen zu können, indem als Regel angenommen werden darf, daß der Eigenthümer eines solchen Büchelchens, der sich dasselbe durch eigenen Fleiß und eigene Sparsamkeit erworben hat, sittlich und brav sein müsse.

Mehrere Kinder sehen jetzt schon in der Sparkasse ein Capital wachsen, welches ihnen die erste Stütze für ihre Zukunft, der erste Anhaltpunkt bei ihrem Eintritte in das bürgerliche Leben sein wird.

Taufpathen, welche die für ihre Pathen bestimmten Geschenke, die nur zu oft unnütz verausgabt werden, zum Besten dieser ihrer Pathen verwendet wissen möchten; Verwandte und Freunde, welche bei Geburts- und Namensfesten oder bei andern Gelegenheiten Geschenke zu geben pflegen, finden alle in der Sparkasse das sicherste Mittel zur Erreichung ihrer heilsamen Zwecke. Desgleichen werden auch Vormundschaftsgelder, welche wegen ihrer Geringfügigkeit nicht wohl auf eine andere Art sicher angelegt werden können, bei der Sparkasse angenommen.

Kein Vater, keine Mutter, kein Seelsorger, kein Schullehrer, kein Handwerker, kein Dienstherr, kein Menschenfreund soll eine Anstalt mit gleichgültigem Auge betrachten, welche keinen andern Zweck hat, als für die Menschen wohlthätig zu wirken, sie zu gewöhnen, an die Zukunft zu denken, sie aufzufordern, sich selbst, ihren Angehörigen und Lieben ein frohes Alter zu bereiten.

Jeder Hausvater, der für sich, für seine Familie und für seine Dienstleute auf eine Art sorgen will, daß sein Andenken ewig verehrt, ewig gesegnet bleibe, lasse sein Haus nicht ohne Sparkassen-Büchelchen; tausend Thränen wird diese Vorsicht ihm und den Seinigen sparen, viele frohe Stunden werden der Lohn seiner väterlichen Sorge sein. (Schluß folgt.)

Die Plattköpfe.

(Schluß.)

Jedes Dorf hat seinen Charlatan. Wird Jemand krank, so ruft man diesen Aesculap, der seine Kur damit beginnt, daß er den Patienten auf den Rücken streckt. So lange derselbe in dieser Lage ist, schlagen seine Verwandten und Freunde mit zwei Stöcken von ungleicher Länge den Takt zu einem melancholischen Gesange, den der Doktor herplärrt; von Zeit zu Zeit vereinigen sie auch ihre Stimmen mit der seinigen.

Zuweilen läßt man auf die Spitze der Hütte einen Sklaven hinaufsteigen, der diese seltsame Melodie begleitet, indem er mit einem großen Stock auf's Dach schlägt und aus allen Kräften mitsingt. In der Folge kniet sich der Arzt und drückt fest mit seinen zwei Daumen auf den Magen des Kranken. Dies gewaltsame Drücken bewirkt, daß der Patient schmerzlich aufschreit; aber man vernimmt sein Klagen und Schreien nicht durch den Spektakel, den der Doktor mit seinen immer lauter heulenden Assistenten macht. Am Ende jeder Strophe nimmt der Quacksalber die Hände des Kranken, legt sie zusammen und bläs't darüber; dann fährt er fort zu blasen und den Magen des Unglücklichen zu quetschen, bis dieser einen kleinen weißen Stein von sich giebt, den ihm der Arzt selbst im Anfange der Kur in den Mund gelegt hat. Diesen zeigt der Letztere alsdann der ganzen Familie mit triumphirender Miene, und mit der Würde der größten Selbstzufrieden-

heit versichert er, daß nun alle Gefahr verschwunden sei, und daß der Kranke bald zu seiner vollkommenen Gesundheit gelangen werde.

Man sieht wohl ein, wie leicht es manchmal wäre, einen Unglücklichen durch die einfachsten und natürlichsten Mittel herzustellen, der in Folge einer so barbarischen Behandlung den Geist aufgiebt. Mag derselbe unterliegen oder geheilt werden, der Arzt wird auf jeden Fall für seine Mühe belohnt.

Ein Engländer, der einige Zeit bei dem Stamme der Plattköpfe zubrachte, erzählt die Art der Todesstrafe, die diese Wilden ihren Gefangenen anthun. Er hatte erfahren, daß ein feindlicher Anführer, den man in dem letzten Kriege gefangen genommen hatte, sollte zum Tode geführt werden. Der Reisende begab sich auf den Richtplatz und war Zeuge des schrecklichsten Schauspiels. Der Unglückliche wurde an einen Baum gebunden; die Plattköpfe machten hierauf einen alten Flintenlauf glühend, bis er ganz roth war, und bedienten sich seiner, um dem Gefangenen nach und nach Beine, Schenkel, Brust, Wangen und Bauch zu verbrennen. Hierauf schnitten sie ihm das Fleisch um die Nägel, die man ihm ausriß, ab, und trennten, Glied nach Glied, die Finger von den Händen. Während man dies scheußliche Urtheil vollzog, machte der Gefangene nicht die geringste Bewegung. Anstatt Gnade zu verlangen und Seufzer auszustoßen, suchte er noch die sinnreiche Grausamkeit seiner Henker durch die beleidigendsten Schmähungen zu erhöhen. Einer der Henker warf sich auf ihn und riß ihm mit seinem Messer in einem Male ein Auge aus und schnitt ihm die Nase entzwei. Aber der Unglückliche fuhr nichts destoweniger fort, seine Feinde herauszufordern: Ich habe deinen Bruder getödtet, sagte er, ich habe deinen alten Vater geschunden. Der Krieger, zu welchem er diese Worte sprach, verließ von Neuem seinen Platz und wollte eben sein Messer in dessen Herz tauchen, als er auf den Ruf des Anführers inne hielt. Den Hirnschädel nackt, das Auge blutig, die Nase zerstümmelt, bot das unerschrockene Schlachtopfer einen gräßlichen Anblick; und dennoch hörte er nicht auf, Schmähungen und Flüche auszustoßen. Ich war es, sagte er zum Anführer, ich, der letzthin deine Frau gefangen nahm.... Bei dem Namen seiner Frau wurde der Anführer wüthend, nahm sein Gewehr und machte dem Leben und den schrecklichen Qualen des Schlachtopfers ein Ende. Alle diese Grausamkeiten wurden noch übertroffen von denen, die man gegen die ärmern Gefangenen ausübte. Dabei muß man bemerken, daß die Frauen der Sieger mehr Erbitterung und Grausamkeit zeigten, als die Männer. Die Einzelheiten dieser Todesstrafen sind so entsetzlich, daß die Feder sich dawider sträubt, sie zu schildern. Umsonst haben die Europäer diese furchtbaren Gebräuche abschaffen wollen; die Wilden achten nicht auf ihre Vorstellungen; sie antworten kalt, ihre Feinde thäten ihnen dasselbe an; es sei allgemeine Sitte bei den Indianischen Kriegern, ihre Gefangenen zu martern, und Nichts käme der Lust der Rache gleich.

Der Schmarotzer.

Dieses Kapitel ist ein delikates Thema, da es sich in's Innere des Familienlebens verliert.

Schmarotzer ist ein Mann, der, um manches Große zu erreichen, sich manches Kleine gefallen lassen muß.

Die Kunst, ein Schmarotzer zu sein, ist nicht leicht. Ein solcher Mann muß wohlgekleidet, von schlanker Taille, sprechenden Augen, feiner Tournüre und nach Befinden auch von — Geld sein. Der Kopf ist meistens die Nebensache! — Der Schmarotzer muß artig gegen den Mann, galant und doch zurückhaltend gegen die Frau sein. Er muß mehr errathen lassen, als er spricht, muß schweigen können, auch, wenn er Nichts weiß, muß alle möglichen Aufmerksamkeiten hegen und sich in Launen fügen bis zur Verzweiflung. Er muß mit den Kindern spielen, den Schooßhund kratzen, beim Thee die Stühle zurecht setzen, wenn gesungen wird, die Noten umkehren, wenn getanzt wird, Walzer spielen, im Pfänderspiel seinen Rücken dem Plumpsack Preis geben, beim Whist den vierten Mann machen, sich ohne Murren auf die Hühneraugen treten lassen, den Champagner öffnen, und bei Tische die Teller wechseln.

Er darf die erste Gesundheit der gnädigen Wirthinn ausbringen und dem Hausherren einen Haarbeutel antrinken; darf sich aber dabei nicht selbst vergessen. Bei allen diesen Verrichtungen darf er aber von der Dame des Hauses kein Auge verwenden. Beim Nachhausegehen muß er den Damen die Mäntel umhängen und die Ueberschuhe präsentiren, und da er beim Treppenhinuntergehen der Letzte ist, so muß er auch das Trinkgeld für alle Vorangehenden bezahlen. Dieses Amt ist sehr sauer, wie nicht zu läugnen. Dafür bringt es aber auch manche Annehmlichkeiten. Er darf der Dame verstohlen die Hand drücken, manche fette Suppe verzehren helfen, darf, wenn die Dame krank ist, sich 25mal ihre Krankheitsgeschichte erzählen lassen, darf, wenn ein Kleines sie beglückt hat, mit ihren 5 Schwestern und Cousinen Gevatter stehen; darf auf dem Balle um den siebenten Galopp und den fünften Contretanz bitten, und wenn es draußen gar nicht regnet, sogar den Regenschirm tragen. Ist im Theater ein neues Stück, so muß er sich zur Kasse drängen, als Menschenfreund viele Rippenstöße erdulden und Billets zu Sperrsitzen erobern. Ist zufällig kein Platz, oder hat man eine Freundinn mehr mitgenommen, so darf er an der Thüre stehen, wo er nichts sieht. Bedient sich die Dame bei der Heimkehr einer Sänfte, so darf er nebenbei im Kothe gehen, die Sänfte oder den Wagen auch bezahlen, und sich dabei, wenn der Wagen zu voll ist, auf den Bock neben den Kutscher setzen. Hat die Dame auf dem Balle etwa den Fächer vergessen, so darf er auch noch zurück laufen und ihn holen. Unten am Hause nimmt er dann Abschied und kann schlafen geh'n! —

Miscellen.

I. Kritik.

Bei vielen Dichtern sind oft die Verse, die in der Feder stecken geblieben sind, die besten.

II. Verse.

In manchem Abend-Kränzchen
Läßt man dem Mund die Zügel,
Und unter dem Geflügel
Prangt manches hübsche Gänschen.

Funke.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 22. November. № 42.



Das Clima von Trier, nach fünfzigjährigen Erfahrungen beurtheilt.

Von M. F. J. Müller.

(Fortsetzung.)

§. 3. Beschaffenheit des Himmels.

Der Zustand unseres Himmels ist bald hell, bald trüb, bald aber zum Theil hell, zum Theil gedeckt. Daher theilen wir die Tage in helle, dunkle und veränderliche Tage. Erstere sind diejenigen, wo der Himmel frei und die Sonne den Tag hindurch sichtbar geblieben ist; einige überziehende Wolken oder gar ein Morgennebel, der hernach bald verschwindet, benehmen dem Tage noch nicht die Benennung eines hellen Tages. Dunkle Tage sind uns diejenigen, an welchen der Himmel gedeckt war, auch noch dann, wenn sich die Sonne einigemal gezeigt hat. Veränderliche Tage endlich nennen wir diejenigen, an welchen der Himmel abwechselnd bald gedeckt, bald offen ist.

Nach einer genauen Uebersicht unserer meteorologischen Tagebücher habe ich mich belehrt, daß in unserm Dunstkreise in diesem fünfzigjährigen Zeitraume die Zahl der hellen Tage die mindeste gewesen sei, nämlich 2574; größer war die Zahl der dunkeln, n. 6049; die größte aber war die Zahl der veränderlichen Tage, nämlich 9538. Diese übersteigt die Summe der hellen und dunkeln Tage zusammengenommen; das übrige wechselseitige Verhältniß läßt sich nach der obigen Angabe leicht berechnen; es folgt aus allem Dem, daß das Clima von Trier ein veränderliches Clima zu nennen sei.

In dieser fünfzigjährigen Periode war in keinem Jahr die Zahl der hellen Tage größer, als 81; in keinem geringer, als 32. — Die Zahl der dunkeln Tage war nie größer, als 146, und nie geringer, als 83. — Die Zahl der veränderlichen Tage nie größer, als 245, und nie geringer, als 164. — Selten folgten sich unmittelbar 14 dunkle Tage; selten 12 helle, manchmal aber 16 bis 18 veränderliche Tage. — Sprechen wir von einzelnen Monaten, so finde ich keinen, in welchem die Zahl der hellen Tage 18 überstiegen hätte; dagegen sind einige, selbst Sommermonate, wo kein heller Tag erschienen ist. Wir hatten Monate mit 25 dunkeln Tagen, auch einige ohne einen einzigen dunkeln Tag. Die Zahl der veränderlichen Tage überstieg nie 27. Unter diesen 600 Monaten habe ich keinen einzigen angemerkt, in welchem nicht wenigstens einige veränderliche Tage gewesen sind; also wohl mehrere ohne helle, mehrere ohne dunkle, aber keiner ohne veränderliche Tage.

Ich bemerke noch ferner, daß die Zahl der dunkeln Tage gewöhnlich größer wird, jemehr sich die Sonne dem Zeichen der Winter-Sonnenwende (dem Zeichen des Steinbocks) nähert. Daß sich dagegen dieselbe nach und nach vermindert, jene der hellen Tage aber sich vermehrt, je mehr sich die Sonne der Sonnenwende des Sommers (dem Zeichen des Krebses) nähert. Zur Begründung dieser Hypothese lege ich hier eine Vergleichungstafel vor, worin ich aus einer zehnjährigen Periode die Zahl der hellen Tage und jene der dunkeln derjenigen Monate ausgehoben habe, in welchen der Sonnenstand nicht so sehr verschieden ist.

Die nach dem Sonnenstand ähnlichen Monate.	Zahl der dunkeln Tage.	Zahl der hellen Tage.
Die 10 Jänner und Dezember.	340	68
Die 10 Hornungen u. November.	258	59
Die 10 Märze und Oktober.	164	125
Die 10 Aprile und September.	102	143
Die 10 Maie und Auguste.	87	123
Die 10 Juni und Juli.	71	92

Traurige Sommer sind es übrigens, in welchen dieses wechselseitige Verhältniß zwischen dunkeln und hellen Tagen merklich abweicht, so wie es im Sommer 1816 geschehen ist. (Forts. folgt.)

Mittheilungen aus ungedruckten historischen Handschriften.

Von J. H. Wyttenbach.

2) Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach in Trier und der Umgegend, im Jahre 1552.

(Aus N°. 1291.)

(Schluß.)

»Wasserbillig, Remich, Königsmachern, Kettenbowen undt viele andere Dörffer wurden beraubt, abgebrent undt ganz undt gar ins Verderbnus gebracht.«

»Den 10ten 7bris hat Er die Klocken von St. Maximini Abtey undt St. Paulini Stiefft genohmen.«

»Den 22ten 7bris die stadt undt schloß Saarburg abgebrent. Deßgleichen seindt beyde Abteyen St. Maximini undt Martyrum (St. Marien) am 25ten selbichen monaths angezundt undt verbrent worden *).«

»Der Churfürst (Johann von Isenburg) hatte durch die seinige das stattlein Pfaltz (Pfalzel) einnehmen undt besetzen lassen; aber Albrecht hat den Ort angegriffen undt erobert, undt das schloß, welches so viel Jahr der Churfürsten Residentz gewesen, samt der statt ausgeplündert undt in die aschen gelegt.«

»Als der Keyser in allen seinen Königreichen große Kriegs-praeparation gemacht, hat der König in Frankreich unterstanden, den Margraffen samt seinem Volck in seinen Dienst zu ziehen, undt zu dem Endt unterschiedliche Herren, umb wegen seiner undt seines Volcks besoldung zu handeln, zu ihm geordnet, welche er solchergestalt zu unterhalten gewußt, daß die Frantzosen keine eigentliche resolution von ihme haben können, bis undt dahin er inmittels sich mit dem Keyser versöhnet undt zugesagt, sich mit ihme zu conjungiren undt in Dienst zu stellen. Bei solcher Handelung mit den Frantzosen bliebe er im Lothringischen landt, sonderlich umb Pontamouson mit seinen Völkern liegen, plündert undt verherget alles, lassendt dem gemeinen Volck anderst nichts, als was er nicht hinwegschaffen konnte.«

»Als aber der König dem Margraffen nicht mehr trauwet, undt dieser sicher geleit, umb wiederum nacher teutschlandt zu ziehen, begehrt, ist er von Pontamouson auffgebrochen, sich unter Toul in die Wiesen einquartirt, und den gemeinen Mann verdorben. Derowegen das Landvolck sich aufgemacht, zu gewehr gegriffen, undt diejenige Margraffische soldaten, so sich von dem grossen Hauffen abgesondert, undt von den Bauren angetroffen, wurden wie die Hundt todtgeschlagen; welches den Margraffen verursachet, auffzubrechen undt weiters fortzuziehen.«

*) Die Abtei St Martin wurde sehr gelind behandelt. Der Schultheis des Klosters, Peter Malburg, reichte dem dahin kommenden Markgrafen den besten Ehrenwein; dies gefiel dem Markgrafen. Er ließ etwa vier Ohmen des guten Moselweins †) in sein Quartier abführen und befahl das Kloster zu schonen. — Diesen menschlicheren Zug in Albrechts Charakter dürfen wir nicht verschweigen. Die Gesta Trev. haben ihn aufbewahrt. — Die Stadt Trier selbst wurde auch, die Kirchen und Klöster ausgenommen, noch ziemlich verschont, und es war, wie die gleichzeitigen Gesta sagen, zu wundern, daß die rohen Soldaten, da sie die Fenstergitter und dergleichen Sachen von Eisen an den Kirchengebäuden abbrachen, um sie den Bürgern zu verkaufen, doch noch den reichen Bleivorrath auf den Dächern des Doms und der Simeonskirche unberührt ließen.

†) Dies war vielleicht 1540er, von welchem die Limburger Chronik sagt: „Ein heydrucken Jar, gut Korn, und „sehr lieblicher, edler Wein gewachsen, dergleichen kein „Man so alt mehr hatte mit Mundt getruncken in diesen „Landen. Man kauffte ein Fuder Wein umb 10. 11. „auch 12 Gulden.“ — —

»Der König befahl dem Herzog von Daumal, ihn zu verfolgen undt zu schlagen. Freytags 28ten Octobris 1552 ist es zum Haupttreffen gekommen, darin die Frantzosen zerstreut, der von Daumal gefangen, undt viele Vornehme von Adel nebent den gemeine soldaten erschlagen worden.«

»Der Margraff, dem der muth sehr gewachsen, zog wieder zurück, undt legte sich wieder in sein altes quartier bey Pontamouson. Bald nachher zog er ins lager des Keysers, welcher bereits die Belegrung der statt Metz angefangen, undt nahm sein quartier ober der todtenbrücken in den Weingarten.«

»Die belegerung wurde bis zu Endt des Jahrs vergeblich continuirt, und Carl V. mußte mit seiner schönen armee abziehn.« — —

— Hier endet die Erzählung unsers Berichterstatters. Es kömmt darin über die Zerstörungszüge des Markgrafen Mehreres vor, welches man sonst nirgend findet.

Merkwürdig ist es noch, daß dieser Krieg in der Volkssprache der Trierer der Rübenkrieg genannt wurde *), so wie man den im nämlichen 16ten Jahrhundert folgenden Kampf der Trierer mit dem Erzbischofe den Bohnenkrieg betittelte!

Das Schreckliche kleidet der Mensch manchmal gern in das Gewand des Lächerlichen; dem Großen giebt er die Farbe des Kleinlichen, und bildet sich ein, sehr witzig gesprochen zu haben.

*) Weil, wie man sagte, die Soldaten Albrechts unter den Rüben eine große Verwüstung angerichtet hätten!

Einige Worte über Sparkassen.

Von Heindl.

(Schluß.)

In dem Hause, wo der Hausvater darauf hält, daß die Seinigen, daß seine Dienstleute sich daran gewöhnen, entbehrliche, wenn auch kleine Beträge in die Sparkasse zu legen, werden Vater und Mutter geliebt, werden Fürst und Vaterland geehrt sein; in diesem Hause wird der Segen Gottes nicht fehlen.

In der Stadt, wo eine Sparkasse besteht und solche dem wohlmeinenden Zwecke der Obrigkeit gemäß benutzt wird, wird die Armuth abnehmen; Armen-Verwaltungen werden ihre Unterstützungen reichlicher und zweckmäßiger an wirklich Nothleidende zu vertheilen vermögen; dort dürfen denn auch billigerweise Demjenigen Vorwürfe gemacht werden, welcher die Sorge für seine Person auf Andere gewälzt, welcher zum Sparen Mittel und Gelegenheit gehabt, sie aber versäumt hat.

England und Schottland haben vortreffliche nachahmungswürdige Sparkassen-Anstalten; in mehreren größern Städten Preußens sind deren ebenfalls mit gutem Erfolge errichtet. — Ueber die durch die väterliche Vorsorge unserer Staats-Verwaltung in vielen Städten der Rheinprovinz schon eingeführten derartigen Anstalten werden die Resultate gesammelt und in einer besondern vergleichenden Darstellung mitgetheilt werden.

Das Institut der Sparkassen gewinnt auch in Frankreich immer größere Ausdehnung. Die erste derselben wurde im J. 1818 nach Englischem Muster errichtet, und es entstanden deren 11 bis 1830. Im Jahr 1831 dachte man bei den damaligen Bewegungen nicht an die Gründung von Sparkassen. Allein gegen das Ende des Jahres 1832 fing man an, sich mehr mit den materiellen Interessen zu beschäftigen; in diesem Jahre entstanden 4, im folgenden 20 Sparkassen und in den ersten 5 Monaten von 1834 haben sich deren schon 39 gebildet.

Folgendes ist eine Uebersicht der Einlagen in den Haupt-Kassen Frankreichs:

Auf 1000 Seelen legen ein in den Städten Metz 71, Rennes 20, Toulon 10, Paris 44, Versailles 17, Rheims 6, Bordeaux 35, Rouen 17, Marseille 5, Brest 30, Mühlhausen 12, Avignon 4, Nantes 23, Troyes 10, Lyon 3.

Daraus ließe sich nun folgern, daß unter allen Bewohnern der Französischen Städte die Metzger am meisten, die Lyoneser aber am wenigsten sparsam sind. Die Summe aller Einlagen in die Französischen Sparkassen beläuft sich auf 21 Millionen Franken.

Die Summe der Einlagen in die Sparkassen an den verschiedenen Orten steht in umgekehrtem Verhältnisse zur Summe des im Lotterie- und Karten-Spiele vergeudeten Geldes. Denn im Mosel-Departement Metz — wo die Einlagen in die Sparkassen am größten, beträgt der Spiel-Einsatz im Lotto auf 1000 Personen 582 Frs., im Rhone-Departement Lyon — aber, wo die Sparkassen-Einlagen am geringsten, 8070 Frs.! — Ebenso beträgt die Ausgabe an Spielkarten-Stempel in jenem Departement auf 1000 Personen nur 10 Frs. und in diesem 117 Frs. — Solche Zahlen sprechen deutlicher, als Alles.

Die Lotterie ergab in Frankreich für die 9 ersten Monate des Jahres 1832 die Summe von 8,240,000 Frs., des Jahres 1833 die Summe von 7,777,000 Frs. und des Jahres 1834 die Summe von 4,090,000 Frs. Die Französische Lotterie, welche man deshalb schon eine unmoralische Anstalt nennen darf, weil sie nicht eine Klassen-Lotterie, sondern ein Zahlen-Lotto ist, befindet sich also im Abnehmen. Viele Lotterie-Büreaux sind schon geschlossen worden; das Lotto soll überhaupt vom 1. Januar 1836 ab ganz aufhören. Während aber das Setzen in die Lotterien abnimmt, steigt im gleichen Verhältnisse das Einlegen in die Sparkassen.

Der Einfluß der Sparkassen auf National-Wohlstand erhellt aus den letzt gegebenen Zahlen und Vergleichungen; er ist von höchster Bedeutung.

Kommen wir nun auf die in Trier bestehende Sparkasse zurück, so finden wir seit ihrem Entstehen bis Ende 1833 folgendes Resultat:

Jahrgang	Zahl der Theilnehmer beim Anfang des Jahres	Im Laufe des Jahres sind hinzugekommen Theilnehmer	Im Laufe des Jahres sind ausgetreten Theilnehmer	Zahl der beim Jahresschlusse verbliebenen Theilnehmer
1826	"	28	4	24
1827	24	26	10	40
1828	40	15	16	39
1829	39	50	6	83
1830	83	77	20	140
1831	140	56	36	160
1832	160	92	26	226
1833	226	62	50	238

Am Jahres-Schlusse 1833 waren vorhanden . . . . 11,510 Rth. „ — „
und diese bestanden
a) in Kapitalien, welche beim Pfandhause angelegt sind: 9,235 — „ — 10
b) in Kapitalien, welche auswärts untergebracht sind. . . . . 1,800 — „ — „
c) in Baarem zur Disposition d. Pfandhauses 474 — 29 — 2
überhaupt . . . . 11,510 — „ — „ balancirt

In Allem waren von 1826 bis 1833 Theilnehmer 406
Hiervon waren
a) öffentliche Anstalten und Vereine 63
b) Militair-Personen 32
c) auswärtige Einwohner des Regierungs-Bezirks Trier 41
Diese abgezogen mit 136
bleiben mithin Theilnehmer auf die Stadt Trier . 270
und bei einer Bevölkerung von 14,362 auf 1000 Seelen nur 18 Einleger.

Möge daher auch in hiesiger Stadt der Geist der Sparsamkeit mehr und mehr geweckt und die von der Königl. Regierung keineswegs für die Wohlhabendern als ein Mittel zur Hinterlegung überflüßiger Geldvorräthe errichtete, sondern zum Wohl der Unbemittelten, der Armen, der Dienstboten und zu Gunsten der Kinder eingeführte Sparkasse von diesen mehr und mehr benutzt werden.

Theater.

Trier, den 18ten November 1834.

Lieber Freund!

Vor ungefähr einer Woche habe ich Ihnen geschrieben, daß wir Ende dieses Monats die Theater-Gesellschaft in unsern Mauern zu sehen gedenken. In einem Ihrer frühern Briefe hatten Sie mich gebeten, Ihnen die Ankunft derselben zu bestimmen, weil Sie als leidenschaftlicher Theaterfreund sich dann erst von Ihren Geschäften lossagen und hieher kommen wollten, wenn die ersten Vorstellungen gegeben würden. Warum Sie grade die ersten zu erhaschen suchen, weiß ich übrigens bis jetzt noch nicht, weil die grade, wie Sie von mehreren Jahren her wissen, gewöhnlich bei uns sehr dünn ausfallen. Die Direction scheint uns bei ihrer jährlichen Zurückkunft, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, als eine Art von Reconvalescenten zu betrachten, denen man, um sie allmählig an solidere Speisen zu gewöhnen, anfangs etwas Brühe reicht.

Vielleicht haben Sie, bester Freund, wenn Sie meinen Brief erhalten, schon Ihr Opernglas zu Ihren sonstigen Effecten gelegt, um in Kurzem den Mantelsack zu schnallen und dem Musentempel entgegen zu zieh'n. Ist das wirklich, so habe ich jetzt nichts Eiligeres zu thun, als Ihnen Geduld anzuempfehlen. Dem Vernehmen nach kommt die Gesellschaft erst Mitte Dezember. Legen Sie also bis auf weitere Nachricht Ihr Opernglas wieder schön bei Seite, oder plagt Sie zu viel die Schaulust, so rathe ich Ihnen, nach Coblenz zu wandeln, wo jetzt Hr. Siebert spielt und Hr. Kunst erwartet wird, wo man also beinahe noch einen ganzen Monat die langen Abende mit Kunstgenuß vertreiben kann.

Im Sommer vergnügt sich die ganze Welt bei uns lieber draußen im frischen grünen Thale, als vor den gemalten Wänden.

Ich errathe, bester Freund, Ihre Gedanken über das Benehmen der Direktion. Es sind gewiß auch die meinen. Die Direktion handelt, mindestens gesagt, sehr ungerecht gegen unsere Stadt. Wie oft hat Trier schon in frühern Jahren, wenn anderswo die Geschäfte minder glücklich ausgefallen waren, eben dieser Direction wieder auf die Beine geholfen! Freilich mußten sie uns dafür Lustspiele und Opern geben; aber wenn sie uns verlassen hatten, dann kam auch das Trauerspiel für sie wieder früh genug. Man kann es gewiß Trier zum Ruhme nachsagen, daß hier ein Sinn für's Theater herrscht, wie er verhältnißmäßig

in manchen großen Städten nicht gefunden wird. Man würde sehr irren, wenn man Dies blos von den vornehmsten Familien verstehen wollte. Denn obschon viele derselben, trotz anderweitigen Zerstreuungen, alljährig stehende Abonnements haben, so giebt es doch auch hundert andere minder vom Glücke Begünstigte, die man bei nur etwaiger Aussicht auf einen Kunstgenuß Abends zur Kasse eilen sieht. Nein, was man so eigentlich curios nennt, ist man bei uns gewiß nicht; man müßte denn, was freilich schon geschehen ist, Trier mit Trier in einem andern Welttheile necken wollen. In dem Falle möchten wir freilich das Theater nach Ostindien oder in's Pfefferland verlegt wünschen. Auch wissen wir gar zu gut, daß wir für unsere Bühne nicht die ausgezeichnetsten Sänger und Schauspieler in Anspruch nehmen können; jedoch einen Tüchtigen in jedem Fache begehren, ist nicht zu viel. Den gar zu Mittelmäßigen muß man ferner, wie es sich versteht, ehe sie durch ihr Spiel dem Ganzen zu schaden drohen, ein Körbchen oder gar einen Korb geben. Auch sollte jede Direction das wohl beherzigen, daß man den Einzelnen wohl durch schmeichelnde Worte hinzuhalten vermag, aber nie ein ganzes Publikum.

Ungerecht handelt ferner die Direction dadurch, daß sie, trotz den diesjährigen Aufopferungen von Seite der Stadt und der Stadtbewohner für das Theater, ihre Ankunft verschieben will. Als Hr. Eisenhut im vorigen Frühlinge von hier wegzog, machte er in Bezug auf bessere Einrichtung und Ausschmückung der Bühne einige nicht unbillige Vorschläge. Die hiesige Stadtbehörde ging nicht allein mit der größten Bereitwilligkeit auf diese ein, sondern ließ sich es auch angelegen sein, den Theatersaal auf eine recht geschmackvolle, elegante Weise ausschmücken zu lassen. Sie sollten jetzt nur einmal unser Theater seh'n! Brustlehnen, Logen, Decke, Proscenium, Alles neu verziert bis zum obersten Giebel. Dem Vorhange, der ebenfalls neu gemalt wird, hat man eine eigene Aufmerksamkeit gewidmet, er wird gewiß ihren Beifall haben! Auch was die Bequemlichkeit in den Logen angeht, hat man Nichts gespart. — Dank der Stadtbehörde, die sich des Kunstlebens mit solcher Wärme annimmt! Wie sehr Dieselbe das spätere Ankommen der Theatergesellschaft mißbilligen mag, kann man sich aus dem Vorhergesagten leicht vorstellen; aber guter Rath ist im schlimmsten Falle wirklich sehr theuer, da für den Winter jetzt überall die Arragements getroffen sind.

Ob die neuen Opern und Dramen, die die Direction, dem Vernehmen nach, mitbringen will: Robert der Teufel, Joconde, Schneider in Verlegenheit, Lumpazi-Vagabundus, Polnische Judenschenke, Schwarze Frau, Diamant des Geisterkönigs, Bauer als Millionair, Wunderschrank, Charlotte Corday, Einsiedlei im Walde, Damen und Husaren, Schreckensnacht, Falsche Schlüssel u. a. m., ob diese Stücke für die spätere Eröffnung der Bühne Alle entschädigen können, weiß ich nicht. Ich für mein Theil wollte mich für einen solchen Preis schon gerne drein fügen, da ich höre, daß der bekannte Baßsänger Hr. Siebert mitkommen und sogar Kunst einige Gastrollen hier geben soll. Was an Hrn. u. Mad. Dreves, den HH. Huppmann, Pohlmann, Mad. Bömly und andern Neuangeworbenen ist, ob Dem. Kraus schön ist oder nicht, kann ich nicht sagen. Hrn. Oldenburg, Hrn. Bömly, Dem. Heller, Dem. Koch, Mad. Euling kennen Sie schon als alte Bekannte. Dem Anscheine nach, können wir so wenigstens was Gutes hoffen! Manche hiesige Theaterfreunde, die sich jetzt schon an den langen Abenden langweilen, sind aber eben deswegen nicht Freund von langem Hoffen, und mögen, wie wir Alle, um schnell in unserm neudecorirten Theater die Bühne zu einem frischern Leben aufblühen zu seh'n, dem Hrn. Eisenhut von Herzen einen Wünschhut wünschen.

Leben Sie wohl!

Die h. Cäcilia.

Von Ph. Laven.

Ueber den leuchtenden Sternen der Erde thront der Herr der Heerschaaren, dem die seeligen Geister in ewigen Lobgesängen huldigen. Sein Odem ist Leben für die endlosen Sphären des Himmels; er ist's, in dem die Harmonie der Welten feierlich zusammenklingt. Zu ihm, dem Grundtone der melodischen Schöpfung, schwingt sich die Seele in Augenblicken frommen Entzückens so gerne empor. Um den scheuen Flug des Geistes gleichsam zu beleben, hat uns Gott, der Urquell aller Harmonie, die Himmelstochter Musik verlieh'n, deren beseeligender Zauber die Herzen der Erde entrückt. Durch die holde Kunst ist es uns gegönnt, auf den Fittigen des Gesanges und des heiligen Tonspiels, unsere Anbetung, unsere Liebe gegen den Allvater, vereint mit den himmlischen Geistern, auszusprechen. Die Schutzpatroninn dieser tonbeschwingten, himmlischen Andacht ist die h. Cäcilia, deren Gedächtnißtag heute die Kirche feiert. Fern von allem irdischen Tande, von aller Musik, die bloß die Sinnenlust anreitzt, flößt Cäcilia, die tonbegabte Heilige, ähnlich der alten Urania, Begeisterung und Schwung nach Oben ein, unterscheidet sich aber von ihrer heidnischen Tonschwester dadurch, daß sie diese himmlische Begeisterung, diesen Drang nach der Harmonie höherer Weltkreise mit Christlichen Tugenden, mit Glaube, Liebe, Hoffen weiht und segnet. Sie ist es, welche gefeiert durch die unsterblichen Gemälde eines Raphael, eines Domenichino, eines Dolce, als heilige Tonkünstlerinn nach dem großen Dreiklange hinaufweis't, in den sich alle Seelen, wie Töne eines sanften Accords, verlieren. Glücklich die Kunst, die sich rühmen kann, eine solche Schutzgöttinn zu haben, die sich rühmen kann, an einem bestimmten Tage des Jahrs all ihre Verehrer nach dem Urbilde ihrer Vollkommenheit hinzeigen zu können. Durch dies himmlische Urbild steht die Kunst immer in neuverklärter Schönheit da, und was kann der künstlerischen Begeisterung höhere Schwingen leih'n, als die Andacht?

(Schluß folgt.)

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 26. November. N°. 43.



Das Clima von Trier, nach fünfzigjährigen Erfahrungen beurtheilt.

Von M. F. J. Müller.

(Fortsetzung.)

Wir kommen an die bekanntesten Lufterscheinungen unseres Gesichtskreises, welche auf unser Clima bald mehr, bald weniger Einfluß haben.

a) Die Gewitter: diese erscheinen sehr selten im Winter; nicht selten im Frühlinge und Herbste; am häufigsten im Sommer. Sie bilden sich einigemal in unserm Dunstkreise und entladen sich dann in entfernteren Gegenden. Die meisten kommen von Süden, Südwesten und Westen; kommen dieselben aber von Nordwesten, Norden oder Nordosten, dann sind dieselben wegen Hagel, Sturm und Ueberschwemmungen gefährlicher. Die Gewitter erscheinen bei uns gewöhnlich Nachmittags, doch auch nicht selten Vormittags: diese stehen mit jenen ungefähr in einem Verhältniß, wie 1 zu 7, sogar haben wir in den Jahren 1792 und 1810 Vormittags keine Gewitter gehört. Gewöhnlich sind dieselben mit einem Platzregen, seltner aber mit Hagel begleitet. Sie entladen sich mehr in die obere Atmosphäre und zur Seite, als auf hienieden befindliche Gegenstände. Angelegten Blitzableitern folgen sie nicht immer dahin, wo man sie hin haben will; am 27. Juni 1783 berührte der Blitz den an dem Schloß Monaise angebrachten Wetterleiter, verließ aber den in den Erdboden leitenden Draht und schleuderte sich in die Mosel. Wir können annehmen, daß das Gewitter so viele französische Schuh von uns entfernt ist, als man zwischen Blitz und Donner Sekundminuten zählen kann. — In unsrer fünfzigjährigen Periode hatten wir in dem Dunstkreise von Trier 733 Gewittertage. In keinem Jahr hatten wir mehr Tage mit Gewitter, als 21, und in keinem Jahr weniger, als 8.

b) Tage mit Regen sind bei uns häufig; nach Verschiedenheit der Tropfen und der Menge des Wassers nennen wir dieselben Wolkenbrüche, Platzregen, Strichregen, Landregen, Staubregen. Die erstern sind in unserm Thale selten, die übrigen aber sehr gewöhnlich. In keinem Jahr hatten wir mehr, als 180 Tage mit Regen, und in keinem weniger, als 65. Die Gesammtzahl derjenigen Tage, an welchen es in diesem fünfzigjährigen Zeitraum geregnet hat, ist 5652. — In manchen Jahren fallen die Regen zu wenig, um das Pflanzenreich gehörig zu laben; aber auch in andern Jahren so häufig, daß sie schädlich werden, besonders wenn sich dieselben bei lang anhaltenden dunkeln Tagen und mit Nord- oder Nordwestwind einstellen. Demnach die Jahreszeit ist, demnach ist die Temperatur des Regens; doch treten hier sehr oft bedeutende Ausnahmen ein; ich bemerkte mehrmalen an dem im Hornung gefallenen Regen eine Temperatur von 8 bis 9 Grad, dagegen im Sommer an Gewitterregen nur 10 bis 11 Grad Wärme, wenn schon dieselben mit feinem Hagel begleitet waren. So geschieht es manchmal, daß die zarten Pflanzen alsdann wegen dieses schnellen Wechsels gelblich erscheinen.

c) Des Schnees fällt in jedem Jahr bald mehr, bald weniger; das Jahr 1779 war beinahe frei von allem Schnee, in den hohen nordwestlichen und südöstlichen Gegenden fällt derselbe häufiger, und ist von längerer Dauer, als in unserm Thale, und ist nicht ohne Einfluß auf unser Clima. In unserm Thale ist seine Höhe bald 1, bald 2 bis 7 oder 8 Zoll; höherer Schnee ist schon nicht so gewöhnlich. Im Jahr 1783 zu Ende des Dezembers kam derselbe zu einer Höhe von 20 bis 28 Zoll; einen ähnlichen Fall haben wir bisher nicht mehr erlebt. — Jenachdem die Luft feucht oder trocken ist, abgesehen von andern Umständen, kann eine bestimmte Menge von Schnee, geschmolzen, ungefähr den 10ten, 12ten, auch nur den 14ten Theil Wassers geben. Man wird vielleicht fragen: Warum denn im Winter die Flüsse bei dem Abgehen eines gewöhnlichen Schnees und bei einem mittelmäßigen Regen so hoch und so schnell

anschwellen? Mehrere Ursachen lassen sich hierüber angeben: 1tens sind im Winter die Regen mehr ausgebreitet, als sie es gewöhnlich im Sommer sind; 2tens ist auch der Schnee gewöhnlich weit ausgebreitet und deckt sehr oft die ganze Erdstrecke und sämmtliche Gegenden, aus welchen ein Hauptfluß, so wie seine Nebenflusse und Bäche herströmen; 3tens ist eine der vorzüglichsten Ursachen, weil im Winter der Erdboden gefroren ist und er mithin nur wenig Wasser einsauget. 4tens ist im Winter das Verdunsten des Wassers bei weitem nicht so beträchtlich, als im Sommer. 5tens. Selbst die Pflanzen ziehen im Sommer eine Menge Wassers an. — Die gewöhnlichen Schneemonate sind bei uns der Dezember, Januar und Hornung; aber auch schon manchmal sehen wir Schnee im Monat November bis in den März und April. Ja unsere erhabenen Umgebungen können sich nicht schmeicheln im Monat Mai nie eine Schneedecke getragen zu haben, z. B. im Jahr 1832. In unserer fünfzigjährigen Periode sahen wir nie mehr, als 52, und nie weniger, als 8 Tage mit Schnee in einem und dem nemlichen Jahr; die Gesammtzahl der Schneetage in jenem Zeitraume ist 1017. (Forts. folgt.)

Die h. Cäcilia.

Von Ph. Laven.

(Schluß.)

Um zu sagen, wie unter den vielen Tausend auserwählten Seeligen Cäcilia die Vorsteherinn der erhabensten Musik geworden ist, zeichne ich hier einige Züge ihres Erdenwallens.

In der Weltstadt Rom geboren, verlebte das fromme Mädchen, im Lichte christlicher Erziehung, seine Jugendjahre. Blühend durch körperliche Reitze, besaß sie ein Herz, das mit glühender Liebe an ihrem Gotte hing. Ihre Eltern, die den Göttern opferten, bestimmten ihr zum Gatten den Jüngling Valerian, ausgezeichnet durch Geburt und Schönheit. Am Hochzeitstage prangte Cäcilia in goldgestickten Kleidern, doch ihres Herzens tiefinnerste Sehnsucht war, eher eine Braut des Himmels, als eine Braut ihres Jünglings zu werden. Sie verachtete die Lockungen der Welt und während mit verführerischem Zauber die Hochzeitinstrumente klangen, sang die Gottbegeisterte in ihrem Herzen dem Herrn. Als sie getraut war, bat sie mit Thränen im Auge den Himmel, ihre Unschuld zu wahren und ihrem jungen Gatten das Licht des Glaubens leuchten zu lassen. Auf ihre Bitte ging er zu den Lehrern des lebendigen Wortes in die Gräber *) und erhielt die Weihe der Taufe. Als er zurückkommt, findet er seine Geliebte in inbrünstigem Gebete, neben ihr einen Engel in verklärtem Lichtglanze. Der Gottesbote reicht ihr und ihm Kränze von Lilien und Rosen als bedeutungsvolle Geschenke des Himmels. Nicht lange, so blutete Valerian unter dem Martyrschwerdte. Cäcilia setzte ihm auf sein Grabmal eine Palme mit einem Phönix als zarte, sinnige Bilder der höhern Liebe, der einstigen Auferstehung und des Wiederseh'ns **). Nach

*) In die sogenannten Katacomben, wohin sich in Zeiten der Noth die Bischöfe mit den Christen flüchteten. Damals war Urban I. Bischof von Rom, er taufte den Valerian S. Histoire des Emper. par Tillemont, Alex. Sev., act. 18. Auf dieselbe Weise flüchtete sich Papst Xystus II. in die Katacomben. S. Cyprian. Ep. 80. ad Successum. Ed. Fell. p. 333.

**) S. über die Deutung der genannten Symbole: Beschreibung der Stadt Rom von E. Platner, C. Bunsen u. s. w. B. I. S. 399.

einigen Tagen schied auch Cäcilia als Martyrinn von der Erde *). Ihr Körper ward, wie einst am Hochzeitstage, in goldgestickte Gewänder gekleidet und in einen Sarg von Cypressenholz gesenkt. Zu ihren Füßen legte man blutgefeuchtete Tücher, die letzte Hülle der muthigen Gotteskämpferinn, als sie für Den, der am Kreuze starb, ihr junges Leben opferte. Man legte sie in den unterirdischen Grabgängen neben ihren Valerian, die schlafende Braut neben den schlafenden Bräutigam. Zur Verherrlichung unserer Heiligen stand schon im fünften Jahrhundert eine ihr geweihte Kirche in Rom. Diese Kirche drohte den Einsturz, als Paschalis II den Stuhl Petri bestieg. Er ließ sie glänzender aufbau'n und beschenkte sie reichlich; später folgten Andere seinem Beispiele und gaben Gold und Silber in Menge **). Der Cypressen-Sarg der Tonheiligen ruht jetzt in einem silbernen Sarcophage. Ueber dem Ganzen prangt sie, in Marmor gehauen, wie sie im Sarge liegt.

Warum Cäcilia zur Beschützerinn des heiligen Gesangs und Tonspiels auserlesen wurde, kann, däucht mir, nicht zweifelhaft sein. Jedoch einig ist man darüber nicht. Herder ***) glaubt, die Heilige genieße deswegen dieses Ehrenamtes, weil man die Worte: während die Instrumente klangen, sang sie in ihrem Herzen dem Herrn, widersprechend gedeutet habe. Andere meinten anders. Sie sagen: Daß Cäcilia dem Herrn sang, Das verstand man von wirklichem Singen †). Eine dritte Meinung ist durch einen Römischen geschnittenen Stein entstanden, welcher eine mit Kränzen verzierte Orgel, bei welcher ein Frauenzimmer sitzt, vorstellt. Man glaubte, ein frommer Verehrer der h. Cäcilia habe diesen Stein auf die Heilige mit der Orgel gedeutet und so wäre ihr Ruf als Orgelspielerinn, als Erfinderinn dieses Instruments verbreitet worden ††). Wendt †††) erklärt sich mit Recht für die symbolische Auslegung jenes Ausdrucks: dem Herrn im Herzen singen. Nach ihm ward diejenige Heilige zur Schutzpatroninn der heiligen Musik gemacht, welche beim Anhören der irdischen Musik eine höhere, gottgeweihte Harmonie in ihrem Herzen trug und gleichsam unhörbar zu dem Herrn sang. Damit scheint, wie ich glaube, genau noch verbunden werden zu müssen, was vom Papste Paschalis in Bezug auf die Auffindung des Leichnams der Heiligen erzählt wird ††††). Als nämlich einst Paschalis an einem Sonntagmorgen am Grabe des h. Petrus saß und den dabei befindlichen Sängern zuhorchte, verfiel er aus Alterschwäche in Schlummer. Siehe, da erschien ihm im Traume eine himmlische Jungfrau, reitzend, wie nie ein irdisch Mädchen ist. Sie nannte sich Cäcilia und gab ihm den Ort ihres Grabes an. Wie oben angedeutet, erhielt der Dienst dieser Heiligen durch den

*) Sie starb am 22. November. Das Jahr ist ungewiß, man setzt es zwischen 218 — 231 n. Ch., Andere noch früher.

**) S. Baronius T. IX. p. 708.

***) In den sämmtl Werken zur schönen Literatur und Kunst. Thl. XIII. S. 77.

†) Diese Meinung äußerte Rochlitz in: Musikal. Zeitung. VI. Jahrgang N°. 7.

††) Diese Ansicht findet sich im Kunstblatt zum Morgenblatt. Jahrg. 1819. N°. 8.

†††) In: Allg. Encyclopädie von Ersch und Gruber. Thl. XIV. 2te Abthl. S. 30.

††††) S. Baronius T. IX. p. 706. Die Worte der Urkunde lauten so: ... Unde tamen, Domini annuente clementia, quadam die dum ante confessionem b. Petri Apostoli psallentium, matutinali lucescente Dominica, residentes observaremus harmoniam: sopore in aliquo corporis fragilitatem aggravante, adstitit nobis puella pulcherrima, virginali aspectu et habitu decora etc.

prächtig ausgeschmückten Tempel, den dieser Papst ihr baute, einen neuen Schwung. Daß die heilige Jungfrau durch die Harmonie der Sänger am Grabe Petri gleichsam herangezaubert wurde, war ein Umstand, der in Verbindung mit jenem Berichte, daß sie, fern von allem Reitze für weltliche Musik, dem Herrn im Herzen sang, wohl berücksichtigt zu werden verdient. Auch darin scheint man mir zu irren, daß man glaubt, man habe der Heiligen deswegen die Werkzeuge der Orgel in die Hand gegeben, weil man sie für die Erfinderinn derselben hielt. Der Weg, den man hier ging, ist wohl der. Die Künstler, die sie zuerst darstellten, wollten andeuten, daß sie das begeisternde, himmlische Ideal der heiligen Tonkunst sei. Man suchte ein Zeichen, dies zu versinnlichen und ergriff die Orgel, die Begleiterinn und Heberinn des zu Gott emporschwebenden Kirchengesangs. Nachher vergaß man, daß das Symbol, was sie zur Versinnlichung der in ihr auszusprechenden Idee in den Händen trug, blos ein Zufluchtsmittel der Kunst war: man hielt sie für die Erfinderinn des Symbols *).

Als Vorstand der himmlischen Musik ist Cäcilia zugleich das Bild aller höhern Harmonie, das Bild des Zusammenklangs der Geister. Der Gedanke an sie feuere in uns die Sehnsucht an, alle Dissonanzen unserer Herzen in liebliche Wohllaute aufzulösen und mit der Außenwelt in ein harmonisches Ganze zu treten. Schön sagt in diesem Sinne ein begeisterter Verehrer der Tonkunst **): „Um vollkommene Zusam„menstimmung und reine Musik in gesellschaftlichem „Verbande zu bewirken, muß jeder den ihm bestimm„ten Ton rein anstimmen, und der ihm eignen „Melodie folgen, ohne allein herrschen und die an„dern Stimmen unterdrücken zu wollen; er ist als „Theil bestimmt, sich dem Ganzen, so viel als mög„lich, zu opfern, mit und durch Liebe in andere „Töne überzufließen.“ — Wie mild weh'n uns in diesem Gleichnisse von dem Einklange der Seelen die Himmelsgenien Liebe und Freundschaft entgegen! Wie bereichern sie uns in Cäcilia das Ideal andächtiger, musikalischer Begeisterung noch mit dem göttlichen Ideale geistigen Zusammenklangs und brüderlicher Eintracht! O süße, himmlische Freundinn, Cäcilia, schaue huldreich immerdar auf deine Jünger nieder und beglücke unsere Stadt stets segnend mit all deinen himmlischen Gaben!

*) Aus allem Vorhergehenden erhellt, wie unrichtig Das ist, was in: A. Butler's Leben der Väter und Martyrer, Deutsch. Uebers. von Räß und Weiß, Bd. XVII. S. 190 steht: „Aus den Akten dee h. Cäcilia ersehen „wir, daß sie dem Herrn lobsingend oft mit ihrer Stim„me die Musiklaute vereinigte.“

**) F. H. von Dalberg in seinen Fantasien aus dem Reiche dee Töne. S. 25.

Die rothhärige Veronika.

An einem kalten Dezembermorgen im Jahre 1831 fuhr ich mit einem meiner Freunde auf dem Wege, der von Limoges nach B . . . führt. Der Himmel war düster, die letzten Blätter der Kastanienbäume wurden durch die heftigen Nordwinde heruntergejagt, und auf den hohen Baumspitzen hatten sich Schneeflocken gelagert. Unsere Unterhaltung, die anfangs so belebt war, wurde nach und nach einsilbiger und trauriger, die Gegenstände, die uns umgaben, mißstimmten uns. Nach und nach schwiegen wir ganz und als wir in das Gehölz kamen, welches uns noch von B . . . trennte, empfing uns eine melancholische Stille, die nur durch das Knittern des Eises unter den Rädern des Wagens und den Hufen der Pferde unterbrochen wurde. Plötzlich machte eines der Pferde erschrocken einen Seitensprung; wir sahen hin und erblickten zur Rechten, beinahe an dem Rande des Weges, eine schwarzgekleidete Frau, die in dem Holzverschlage sich niedergekauert hatte. Ihre blasse Gesichtsfarbe, durch die Kälte ins Bläuliche übergehend, bot den Anblick einer Leiche; ihr Blick starrte hin, lange rothe Locken, die aus der Haube dick herausquollen, fielen über ihre Backen. Ihre langen knöchernen Hände stemmte sie auf die Kniee. Sie mußte schon eine lange Zeit so gesessen haben, denn der Schnee hatte sich tief in die Falten ihres Kleides gesetzt. Wir sprachen sie an, aber sie antwortete nicht, und schien uns nicht einmal zu sehen; dann setzten wir unsern Weg fort und in einigen Minuten waren wir zu B . . . Durch die seltsame Erscheinung fühlten wir uns so lebhaft ergriffen, daß wir in den ersten Augenblicken gleich unser Abentheuer im Walde erzählten.

— Sie haben also die rothhärige Veronika gesehen? antwortete man uns in geheimnißvollem Tone. Mit gespannter Neugierde fragten wir, was es mit Veronika für eine Bewandniß habe, und man erzählte Folgendes:

Vor ungefähr 15 Jahren verbreitete sich in der Umgegend das Gerücht, daß der Zimmermann Johann Devallois die rothhärige Veronika heirathen wolle. Man verwunderte sich sehr über diese Heirath. Veronika hatte das 20te Jahr schon lange zurückgelegt, sie war eine Waise, arm und nicht hübsch. Johann im Gegentheile war ein schöner junger Mann von kaum 19 Jahren. Auch erzählte man, daß seine Eltern sich dieser Verbindung widersetzt hätten, die gleichwohl einige Zeit nachher Statt gefunden habe. Nie schien eine Ehe glücklicher, und wenn die Eltern Johann's mit Verdruß die arme Veronika in ihre Familie aufgenommen hatten, so waren ihre Besorgnisse doch bald vorüber, als sie sahen, daß ihre Kinder so zufrieden mit einander lebten. Ein arbeitsames Leben gab ihnen hinreichenden Unterhalt.

So verflossen einige Jahre. Da wurde ihr Glück plötzlich gestört durch eins jener Ereignisse, welche man nicht vorhersehen kann. Eine verhängnißvolle Zeit trat für den jungen Zimmermann ein. Er war 20 Jahr alt, und das Gesetz rief ihn zum Militärdienste.

Ein tiefer Schmerz ergriff die ganze Familie, aber Nichts glich der Verzweiflung Veronika's. Bei dieser jungen Frau waren die Leidenschaften noch stark und rege und alle schienen nur in der Liebe zu ihrem Gemahle zusammen zu fließen. In den ersten Zeiten ihrer Verbindung war diese glühende Liebe aus dem innigsten Dankgefühle entsprungen. Sie hatte für ihren Gatten eine Zuneigung, eine Hingebung, eine Hochachtung, die an wahre Verehrung gränzte. Im Grunde genommen hatte sie ihm auch ihr jetziges Lebensglück zu verdanken. Er hatte sie unter allen Andern gewählt, er, der die Reichste und Schönste im Dorfe hätte wählen können. Was war natürlicher, als daß sie ihm ein Herz voll Liebe weihte!

Sie lief zum Vorsteher des Ortes, bat ihn kniefällig, für den alten Vater, für sie, für ihre Mutter, für alle, die seiner so sehr bedürften, ihren Gatten zu bewahren. Es waren herzliche, rührende Bitten, die sie aussprach, unterbrochen von Weinen und Schluchzen. Der Mann weinte mit ihr und erklärte ihr weitläufig, unter welchen Bedingungen allein das Gesetz einen Sohn seinem Vater, einen Gatten seiner Gattinn, einen Vater seinem Kinde lasse. Veronika dankte und

entfernte sich blaß und zitternd: sie lief nach Hause. Als sie eintrat, näherte sie sich ihrem Schwiegervater.

— Vater, sagte sie, seid Ihr 70 Jahre alt?

Ihre Stimme war so verändert, daß man sie kaum verstand. Die Mutter, welche weinend das Haupt auf die Schulter ihres Sohnes gelegt hatte, antwortete: Nein! Hierauf bedeckte Veronika ihr Gesicht mit den Händen und stieß ein Geschrei aus, dann lief sie in die Kirche und blieb bis zum Abende da.

Als sie zurückkam, weinte sie nicht mehr, sondern ihre Worte waren kurz und abgebrochen. Sie hatte etwas Sonderbares in ihrem Blicke. Während des ganzen Abends war sie ungestüm aufgeregt, bald warf sie ihre Augen auf ihren Vater und auf ihren Gatten, bald betete sie leise. So ging die Nacht vorüber. Den Morgen ging Johann zu H . . . , um seinen Abgangs-Befehl zu nehmen. Als er sich entfernt hatte, kam Veronika ruhig zurück, als hätte sie eine feste Entschließung genommen. Ihre Züge waren unbeweglich; sie wurden nur verfinstert, als der alte Vater sich mit den Worten erhob, er wolle bis zum Abende in das Wäldchen an dem Fischteiche gehen.

Eine Stunde nachher ging auch Veronika aus und nahm den Weg nach demselben Gehölze. Als sie bei der Kirche vorbei kam, kniete sie sich an die Thüre, aber sie ging nicht hinein, schlug ein Kreuz, erhob sich und setzte ihren Gang fort. In dem Augenblicke, wo sie in das Gehölz kam, gewahrte sie von Ferne den Greis, der zurückkehrte. Sie mußte sich an einen Baum stützen, so sehr zitterten ihre Füße unter ihr; endlich ermannte sie sich und ging ihm entgegen. Sie gingen zusammen den Weg nach dem Dorfe. Als sie auf einem Stege waren, der über den Weiher führte, fragte ihn Veronika, die an der Seite des Greises ging, ob er wohl sein Leben für seinen Sohn geben möchte. Der Vater antwortete mit einem Seufzer: Ja! Sie näherte sich ihm.

— Verzeiht mir, mein Vater, sagte sie. Immer trat sie näher Der Greis machte einige Schritte zurück, und der Weiher war hinter ihm . . .

Hierauf entspann sich ein Kampf . . . von kurzer Dauer . . . Der Greis war schwach . . Den Morgen darauf fand man einen Leichnam, den das Wasser auf die Binsen des Ufers geworfen hatte. Johann, als der einzige Sohn einer Witwe, kam jetzt vom Militärdienste frei, aber Veronika wurde närrisch.

M i s c e l l e n.

I. Statistik.

Im August dieses Jahres machte der Präsident der Nordamerikanischen Freistaaten eine Reise durch die Provinz Tenessee. Bei einem Festmahle, welches ihm die Bewohner von Nashville gaben, brachte er den Trinkspruch aus: „Es lebe das Gold und das Silber! —“ Wir Deutsche sind doch wahrhaft arme Teufel gegen so ein reiches Handelsvolk; dafür haben wir aber auch tausend lebensfrohere Toaste.

II. Geographie.

In einigen Provinzen Persiens ist es gebräuchlich, daß man Strafen durch Auslieferung von Weibern büßt. So pflegt man für einen ausgeschlagenen Zahn 2 Weiber, für einen abgehauenen Arm 4 Weiber dem Betheiligten zu geben. Es ist gut, daß in vielen andern Ländern diese Sitte nicht herrscht, sonst wäre des Schlagens und Hauens kein Ende.

In einer Abendgesellschaft, wo diese Persische Sonderbarkeit aufgetischt wurde, fand sich eine reiche junge Dame, die dazu noch unverheirathet war. „Ne! sagte sie mit in einander geschlagenen Händchen, das Persien muß aber gewiß ein recht garstiges Land sein, wo die Frauen so aus einer Hand in die andere geh'n!“ —— Nach zwei Stunden, bei dem Aufbruche der Gesellschaft, hörte ich das liebenswürdige Geschöpf an meinen Nachbarn, einen hübschen jungen Mann, flüsternd die Frage richten, ob Persien für einen Extrapost-Reisenden wohl weit entfernt sei. „Nein“, sagte der Schalk hastig, und bot ihr schnell den Arm, um sie nach Hause zu begleiten.

III. Bildungsgeschichte.

Eine Portsmouther Zeitung meldete vor einiger Zeit, die Admiralität werde eine neue Methode annehmen, um die bis jetzt durch Dampf getriebenen Schiffe in Bewegung zu setzen; sie würden nämlich in Zukunft Quecksilber statt des Dampfes anwenden. Ohne Zweifel wird Das der Admiralität von vielem Nutzen sein, aber die Welt sollte sich dieser Veränderung entgegenstemmen, denn wenn man den Dampf verläßt, um zum Quecksilber seine Zuflucht zu nehmen, so ist das offenbar ein Rückschritt der feinen Bildung; denn was kann feiner sein, als Dampf?

Ph. Laven, Redacteur.

Berichtigungen.

In der vorigen Numm.r lese man:

S. 3. Spalte 1. Zeile 9: Metzer.

S. 4. Spalte 2. Zeile 30: Taube.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 29. November. No. 44.



Das Clima von Trier, nach fünfzigjährigen Erfahrungen beurtheilt.

Von M. F. J. Müller.

(Fortsetzung.)

d) Die *Nebel* sind in unserm Thale häufig; kein Jahr hatte deren weniger, als 18, und keines mehr, als 61; in dieser ganzen fünfzigjährigen Periode aber hatten wir deren in Allem 2434. Gewöhnlich erscheinen dieselben im Herbste und im Winter und halten manchmal einige Tage an; dann aber steigen sie lieber auf, als daß sie niedersinken. Auch im Frühlinge sieht man deren mehrmalen; seltner aber im Sommer, weil dann die Dünste in der Nacht sich sehr oft mit Thau niederlassen: steigen aber diese Dünste bis zu einer gewissen Höhe empor, ohne sich zu verwässern, so erhalten sich dieselben manchmal eine lange Zeit in unserm Dunstkreise, und wir nennen sie dann *Höherauch*. Ein aufmerksamer Beobachter wird sich leicht überzeugen können, daß wir in sehr wenigen Jahren keinen Höherauch bemerkt; keiner derselben war aber so ungewöhnlich und so merkwürdig, als der im Monat Juni und zum Theil Juli 1783. Da erschien die Scheibe der untergehenden Sonne feuerroth und prachtvoll; dieser Dampf hatte sich durch viele benachbarte Provinzen verbreitet. Selten weht bei einem Nebel auch nur ein mittelmäßiger Wind; gewöhnlich ist dann der Dunstkreis ruhig. Am gewöhnlichsten erscheinen die Nebel mit Südost-, Süd- und Südwestwind; bei West-Nordwest- und Nord-Westwind verwässern dieselben gewöhnlich eher, bilden Wolken, oder fallen bei gleichförmig gedecktem Himmel in Regen herab. In diesem Falle pflegen dann die Regen anhaltender zu sein, als wenn dieselben aus Wolken herabrinnen; doch nicht so häufig. Zeigen sich die Nebel im Winter bei einem gewissen Grad Kälte, dann werden Bäume und Gesträuche mit befrornen Dünsten so zart und so schön belegt, daß viele derselben, besonders kleine Pflanzen, damit prangen.

e) Der *Hagel* ist in unserm Thale weder so gewöhnlich, noch so verderblich, als in andern Gegenden. Seit dem 11. August 1802 hatten wir keinen mehr, der eben so schädlich war, als dieser. Damals hatten die gefallenen Eisstücke 10 bis 11 Französische Linien in der Länge und 6 bis 9 Linien in der Dicke; deren 3 wogen überhaupt ein Loth. In unserm angenommenen fünfzigjährigen Zeitraume hatten wir in unserm Thale 141 Hagelschläge, unbedeutende sogenannte Schloßen nicht gezählt.

f) Auch die *Nordscheine* (lumen boreale) sind dem Trierischen Horizonte nicht fremd, sie mögen übrigens in Bezug auf unser Clima keinen unmittelbaren Einfluß haben. Wenige Jahre gehen bei uns ohne derlei Erscheinungen vorüber, obschon dieselben nicht immer von Jedem bemerkt werden. Die Zahl derjenigen, welche in unsrer obigen Periode bemerkt wurden, sind 35. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen dieser Art war jene am 27. April 1783. Da schien der ganze Himmel in Flammen zu sein. Ludwig *Müller*, in dem Tom. I. und II. seiner in Handschrift hinterlassenen meteorologischen Tagebücher, giebt uns eine Beschreibung mit beigefügten Zeichnungen von den Nordscheinen, welche am 15. November 1784, am 13. Juli 1787, dann am 27. März, 19. August und 26. Dezember 1789 an dem Trierischen Himmel sichtbar waren.

§. 4. Die wässerichen Lufterscheinungen.

Unsre Atmosphäre ist nie rein, immer ist dieselbe in der niedern Region mit fremdartigen Körperchen angefüllt, denn immer dünsten die Körper aus, und bei der grimmigsten Kälte stockt die Ausdünstung nie ganz. Daher erscheinen uns die entfernten Berge, auch bei heitern Tagen, blaulicht.

Wenn wir sagen, dieses oder jenes Jahr ist ein *nasses* oder ein *trockenes* Jahr, so drücken wir uns eben nicht schicklich aus, denn nie ist ein Jahr nach seinem ganzen Umfange naß oder trocken, sondern es ist dieses nur eine oder einige Jahreszeiten. Bei der

Beurtheilung einer Jahreszeit, ob dieselbe eine nasse zu nennen sey, kommt es nicht so viel darauf an, ob es eine große Menge Wasser geregnet habe, sondern, ob an vielen Tagen regnerische Witterung gewesen sei. Wir haben mehrere trockne Sommermonate gesehen, in welchen ein einziges Gewitter mehr Regen gebracht hat, als in nassen Monaten 20 Regentage. (Forts. folgt.)

Zwei Briefe, Wallenstein betreffend.

Die nachstehenden beiden Briefe sind ein Beitrag zu der Geschichte Wallenstein's. Die Originale derselben sind Böhmisch; die Uebersetzung ist möglichst treu.

An den Herzog von Friedland.

Durchlauchtigster Fürst!

Nebst dem Anerbieten meiner gehorsamsten Dienste sehe ich mich gezwungen, Euer fürstlichen Gnaden bekannt zu machen, daß ich hier von mehreren Leuten von Bedeutung, die von der Tillyschen Armee ankamen, vernommen, daß Tilly den Befehl habe, Euer fürstlichen Gnaden beim Kopf zu nehmen und ins Gefängniß zu werfen; im Fall es ihm aber nicht gelänge, Höchstdieselben auf eine andere Art aus dieser Welt zu schaffen; aus welcher Ursache aber — darf nicht geschrieben werden. Ich, der ich im Verfolg dieser Unruhen von Euer fürstlichen Gnaden so viele Gnadenbezeugungen empfangen, sehe es für meine Pflicht an, Euer ꝛc. hiervon Nachricht zu ertheilen; denn es müßte mich sehr schmerzen, wenn Höchstdieselben auf so eine Art aus der Welt kämen; und wenn ich wüßte, daß Euer ꝛc. mich ohne meinen Nachtheil sprechen wollten, so würde ich Alles mündlich berichten, und vielleicht noch Mehreres, worüber sich Euer ꝛc. verwundern würden. Was ich hier schreibe, kann ich auf mein gutes Gewissen nehmen; der ich verbleibe

Euer fürstlichen Gnaden
gehorsamster Knecht,
J. M. Slawata.

Gegeben zu Amsterdam *) den 14. Juni 1629.

Antwort.

Gestrenger Herr, Herr!
Mein besonders Lieber!

Euer Brief, d. d. Amsterdam den 14. Juni, ist mir am heutigen Tage zugekommen, woraus ich Eure Anhänglichkeit an meine Person ersehe, und solche mit Dank annehme. — Aber ich muß mich wundern, wie Ihr euch mit so kindischen Sachen zu befassen Belieben tragen könnt. Mein Herr, der Römische Kaiser, ist ein gerechter und erkenntlicher Herr, der die treuen Dienste auf eine andere Art belohnt, als Ihr mir schreibet. Herr Tilly ist auch ein Cavalier, der es versteht, die Aufwiegler zu Paaren zu treiben, aber nicht mit Meuchelmord umzugehen. Die Herrn aus dem Orte, aus dem Ihr schreibet, gaben sich von jeher mit lügenhaftem Gewäsche und Praktiken ab. Aber ich lebe der guten Hoffnung, daß auch sie die verdiente Rache treffen werde, und sie werden in Kurzem erfahren, ob ich todt, oder im Gefängniß sei, oder nicht, und somit verbleibe ich Euer ꝛc.

Güstrow, den 20. Juli 1629.

*) Wahrscheinlich Prag.

Erzählungen aus Briefen eines Trierers, welcher seit 1821 als Kaufmann in Buenos Ayres wohnt, und mittlerweile seine Vaterstadt besucht hat.

Liverpool, den 15. März 1821.

„Mein nächster Brief aus Chili!“ so schloß ich den von hier vom 3. dieses. Allein, wie kann der Mensch sich trügen, und wie kurzsichtig sind wir, wenn eine Zukunft vor uns liegt! Die Rede war doch nur von fünf Monaten: kaum aber war ich sechs Tage in See, und schon war die ganze Berechnung umgestoßen! Das ist sehr natürlich zugegangen. Während des beständigen Lavirens gegen den Wind fiel dem Capitain ein, daß er seit fünf Nächten nicht geschlafen hatte, und er legte sich nieder. Kaum aber im Bette, wurde er durch einen Stoß des Schiffes erinnert, wo sein Platz sei. Wir saßen auf einer Sandbank. Es dauerte drei Stunden, bis das Schiff wieder flott wurde, und obschon kein merkbarer Schaden die Fortsetzung der Reise bedenklich gemacht hätte, wenn es nur nach Nord-Amerika gegangen wäre: so war sie es doch in Hinsicht unserer Fahrt um das Cap Horn. Wir kehrten also nach dem Hafen zurück, und was ich in der Mathematik über Proportionen zu sagen wußte, das konnte ich nun aus Erfahrung deduciren, nämlich, daß der Wind, der gegen uns ist, sich zu dem Winde für uns verhält, wie 5 zu 1 im Fortkommen. Denn dieselbe Strecke, welche wir mühsam in 5 Tagen durchlavirt hatten, legten wir herfliegend in einem Tage zurück.

Die Tranmere ist schon ausgeladen, die Ladung, die Reisegesellschaft, mit Einschluß des Geflügelten aller Art, der Schaafe, Schweine, Ziegen (die Milch geben) u. s. w. sind am Lande; der des kupfernen Beschlages entblößte Schiffsboden liegt am Tage, und mit ihm die Ueberzeugung, daß er keine Spalte verbirgt.

Wenn wir nun wieder in See gehen, so hoffe ich, daß mir Neptun die verlornen fünf Tage guthalten und kein neues Opfer von mir fordern wird. Ich hielt eben meinen Seekrankheitsprozeß für gewonnen und wollte meine Flöte, Musik und Bücher auspacken lassen, als die Sandbank störte.

Meine Reisegesellschaft, zwei charmante Engländer u. ein Dritter, der lange in Spanien war und in London als Sprachlehrer gewohnt hat, gewinnt an dem neuen Capitain einen erfreulichen Zuwachs. Er ist ein gebildeter Mann. Der Abgedankte war nur ein guter Seemann.

Valparaiso, den 6. September 1821.

Mit einem Amerikanischen Wallfischfänger, der uns jenseits des Cap's Horn begegnete, schrieb ich Euch am 8. Juni. Seit dem 30. August bin ich hier. Ich habe einen Boten nach S. Jago geschickt, um zu hören, ob ich hier bleiben oder nach Lima segeln soll. Am 3. April, wie Ihr wisset, segelten wir von Liverpool ab. Am 1. Mai kamen wir bei den Canarischen Inseln vorbei, und des folgenden Tages sahen wir in der Ferne einen Schooner, der ohne Segel und ohne Bewegung schien. Er legte indessen ein wenig Tuch heraus und nahm eine andere Richtung, als die unsrige. Bald aber, als er uns sehen konnte, spannte er alle Segel auf und kam auf uns zu. Als wir durch unser Fernglas gewahrten, daß das kleine Ding gepfropft voll Menschen sei, hielten wir es für einen Seeräuber, deren es in dem Atlantischen Meere häufig giebt. In dieser Vermuthung wurden wir bestärkt, als er in grader Richtung auf uns zukam. So klein wie es war, gewann das Schiff, als scharfer Segeler, mit jeder Minute über das unsrige. Die Frage war, was es wolle? und wir mußten sie uns mit Angst beantworten, daß es ein ungebetener Gast sey. An Gegenwehr war nicht zu denken; wir waren auch nicht auf dergleichen gefaßt. Wir suchten Alles zu verbergen, was wir zu retten hofften, und erwarteten, was kom-

men würde. Als nun der gefürchtete Seeräuber in unserer Nähe war: siehe da! Ein Schiffchen von Guernsey, das seinen Weg verloren hatte. Der Capitain war, wie sich ergab, weder Astronom, noch mit Instrumenten versehen, um sich zu orientiren; darum hatte er ein Schiff abgewartet, an dem er sich bessern Raths erholen könne, als an den Sternen.

Sechs Tage später waren wir in der Breite vom Cap Verd, wo wir die ersten fliegenden Fische in unsern Segeln fingen, die nun häufig wurden und von den Delphinen, ihren Feinden, gejagt, in unzähliger Menge daher flogen. Vom 24. Mai an tranken wir täglich den Toast: „Unsern Freunden jenseits der Linie!" Wir sahen Ost- und Westindienfahrer und sprachen mit ihnen. Keiner segelte nach Europa. Am 8. Juni waren wir auf der Höhe von Rio de Janeiro, bei dem Inselchen Trinidad, auf welchem wir wußten, daß die dort gewesenen Bewohner allerlei Geflügel, Schaafe, Schweine, u. d. g. zurückgelassen hatten, wovon wir gern etwas einfangen wollten und ein Boot aussetzten, allein die Brandung verhinderte das Anlanden. Wir gewahrten aber eine Bucht. welche von vorn durch eine 60 Fuß hohe und 40 Fuß weite und tiefe, felsendurchbrechende Höhle sichtbar wird, und im Hintergrunde einen baumbewachsenen Felsen mit einer verlassenen Kapelle zeigt. Unser Boot, oder die darin saßen, erregten in einem Haifische die Lust, sein Glück zu versuchen; er sprang über die Ruder der Matrosen hin. Gleich darauf schrieb ich die Briefe, welche der Wallfischfänger mitnahm. Wir tauschten mit ihm das schöne Wetter gegen das schlechte aus. Schon am folgenden Tage widerfuhr uns, was er uns verkündet hatte. Wir segelten 50 Tage in Stürmen von Trinidad bis zu den Falklands-Inseln. Hier wurde der Wind besser. Als wir unter dem 60° der südlichen Breite waren, drehten wir nach Norden herum, wo uns Stürme abwechselnd mit lästigen Windstillen die Reise erschwerten. Indessen erreichten wir zur guten Stunde wieder die gemäßigte Zone, wo die warmen Bettdecken, der schottische Mantel und das Kaminfeuer entbehrlich wurden. Das Letztere zerstörte sich selbst, nämlich der Kamin. Durch Unvorsichtigkeit des Cajütenjungen brach darin Feuer aus, und es würde das Schiff ergriffen haben, wenn ich es nicht im Augenblicke des Entstehens gesehen und zu Hülfe gerufen hätte. (Schluß folgt.)

Theater in New-York.

Es giebt 3 schöne Theater in New-York und ein kleines, wo die Schauspieler Schwarze sind. In den Haupt-Theatern hat man für die Farbigen einen eigenen Platz abgeschlossen, damit sie sich nicht mit den Weißen vermengen. Ueberall herrscht viele Gefälligkeit zwischen den Einheimischen und den Fremden, vorzüglich wenn man in Handelsverhältnissen steht; nur im Theater beobachtet man eine gewisse Zurückhaltung. Die Männer im Parterre strecken ihre Füße und ihre Beine auf die Bänke, die sich vor ihnen befinden, und stützen ihre Ellbogen auf die Polster, die hinter ihnen sind, ohne je ihre Hüte abzunehmen. Ja, was noch mehr ist, Viele haben die Gewohnheit, ihre Röcke auszuziehen. In den Logen setzen sich Diejenigen, welche im ersten Range sind, auf die Brustlehnen, und kehren den Rücken gegen das Publikum. Die Damen sind etwas höflicher. Nicht eine einzige Seele giebt darauf acht, was auf der Bühne vorgeht, es müßte sich denn da ein Amerikanischer Schauspieler zeigen, oder man müßte den anwesenden Engländern eine bittere Pille zu verschlucken geben. Dann bricht ein außerordentliches Stampfen mit den Füßen los, und Dies ist dann der Dollmetscher des allgemeinen Beifalls.

Eines Abends sah ich in einer Loge des Park-Theaters, welches das schönste und besuchteste Schauspielhaus in New-York ist, eine Dame mit zwei Gentlemens; der eine unterhielt sich mit der Dame flüsternd, was den andern zu beleidigen schien. Es entspann sich daraus ein Streit und der empfindliche Gentleman schlug seinem Gegner den Hut vom Kopf. Ein eleganter Herr, der im Parterre nachläßig ausgestreckt lag, sah grade hinauf gegen die Loge und schrie: Hinaus! unterbrechet das Stück nicht! schlagt euch draußen. Es zeigte sich am Eingange der Loge ein Polizeibeamter und führte die zwei Gentlemens und die erschrockene Dame, die unschuldige Ursache dieses Zerwürfnisses, vor die Thüre. Nebenan lag ein dicker Herr in einer Loge, der seine Schuhe ausgezogen hatte und seine Füße über die Brustlehne hinstreckte, weil es ihm sehr warm war. Bis dahin hatte er dem Hergange in der Nebenloge ruhig zugesehen. Als aber die drei Zuschauer hinaus escordirt waren, zog er ganz ruhig seine Schuhe an und ging sehen, was der Streit draußen für Folgen habe.

Die Theater sind Privat-Eigenthum. Man vermiethet sie zu hohen Preisen, aber sie werden im Allgemeinen wenig besucht. Wie aber kann sich der Direktor auf diese Weise halten? Er hilft sich durch eine Menge Prozesse. Er wirbt sich Schauspieler an um jeden Preis. Am Auszahlungstage giebt er ihnen nur Das, was er ihnen aus gutem Herzen geben will. Dabei vertröstet er sie durch Versprechungen und Dieß nennt er dann Entschuldigung. Dieß ist so der gewöhnliche Gang, ein Gang, wobei man auf wenig Hindernisse stößt. Der Schauspieler lebt vom Beifallklatschen. Ein theures Engagement macht Aufsehen und befriedigt die Eitelkeit; das Uebrige findet sich von selbst, die Verträge, die mit Fremden geschlossen werden, gehören in eine andere Kategorie. Den vorigen Winter kam eine Truppe Englischer Sänger nach New-York. Der Direktor machte sich verbindlich, ihnen die täglichen Einnahmen zu überlassen; nur behielt er sich 600 Dollars vor. Sie spielten 6 Wochen lang und Alles ging ruhig fort, ohne daß sie einen Liard zu sehen bekamen. Eine Truppe Ballettänzer kam noch schlechter weg, denn ihre ganze Gardrobe, alle ihre Habseligkeiten waren in einer Schenke versetzt. Vor einigen Jahren verlangte man sehr, daß Vestris mit seiner Frau von Paris nach New-York kommen sollte. Der Direktor machte sich anheischig, ihnen die Hin- und Herreise und dazu noch 20,000 Dollars zu bezahlen; von ihrer Seite versprachen Herr und Madame Vestris eine gewisse Anzahl Mal zu tanzen, bald zu New-York, bald zu Philadelphia, bald zu Boston und in einigen andern Städten: besonders noch wurde festgesetzt, daß sie zu New-York in der Zeit, wo der neu erwählte Präsident dorthin zum Besuche kommen sollte, tanzen müßten. In Folge dieses Vertrages kam die Familie Vestris nach Amerika und spielte einige Male, als der Direktor von Philadelphia diese Künstler für 12 Vorstellungen engagirte: ein zweiter und ein dritter Direktor thaten dasselbe. Diese vertragsmäßige Anzahl Vorstellungen wurde ohne weitere Einsprache gegeben. Während dieser Zeit kam der Präsident Jakson nach New-York, Vestris folgte ihm unmittelbar dorthin, und meldete seine Ankunft dem Direktor, der ihn jedoch zum Tanzen gar nicht aufforderu ließ. Der Präsident reiste ab, und als das Jahr, worauf sich Vestris verbindlich gemacht hatte, verflossen

war, forderte er sein Geld. Dieser Forderung stellte der Direktor eine andere Forderung von 22,000 Dollars als Entschädigung entgegen, weil Vestris während der Anwesenheit des Präsidenten zu New-York nicht getanzt hätte. Es war wohl nicht zu vermuthen, daß Vestris ohne Vorbereitung, ohne Aufforderung, in irgend einer Tragödie oder einem dramatischen Stücke von selbst eine Vorstellung geben würde. — Darum kümmerte man sich nicht. — Er wurde verurtheilt zu bezahlen, weil er nicht buchstäblich seinen Vertrag gehalten hatte. Er mußte sich am Ende glücklich schätzen, in der Nacht mit seiner Frau und seinem Kinde in einem kleinen Fahrzeuge zu entfliehen und das offene Meer zu gewinnen, wo ihn ein Schiff erwartete, um ihn nach seiner Heimath zurückzubringen. Der Constabler war ihm schon nachgesetzt, um sich seiner Person zu bemächtigen.

Es giebt kein eitleres Volk, als die Amerikaner. Nur um ihren National-Stolz zu befriedigen, werben die Direktoren fremde Künstler an, und um sie zu unterstützen, kommt eine weise Gesetzgebung ihnen patriotisch zur Hülfe, um sie vor allzugroßen Ausgaben zu bewahren. Dabei nehmen sie weder auf Kunst, noch auf Talent Rücksicht. Ein schlechtes Orchester verdirbt die schönsten Opern Vor dem allgemeinen Geräusche versteht man kaum den besten Sänger. Wenn Ballete aufgeführt werden, so dreht der größte Theil der Zuschauer der Bühne den Rücken Für Anstand und gute Sitten sorgen sie übrigens sehr. Sie dulden z. B. nicht, daß die Französischen Tänzerinnen sich der kurzen Unterröckchen bedienen, obschon sie enge und schließende Unterhosen tragen. Deßwegen wurden Madame Vestris und die Tänzerinnen, die sie bei sich hatte, gezwungen, Unterröcke, die bis auf die Knöchel gingen, zu tragen und darunter noch weite Türkische Hosen von weißer Farbe anzuziehen.

In den häuslichen Zirkeln beobachtet man dieselbe Anständigkeit, die mitunter doch etwas affektirt ist. So duldet man nicht, daß ein Fremder mit den Frauen des Hauses anderswo zusammenkömmt, als im Sprachzimmer. Dies Zimmer nämlich ist immer geöffnet. Wenn ein Freund der Hausfrau einen Besuch macht, so setzt sich ferner eine Kammerfrau neben sie und diese führt die Unterhaltung. Diese Zofe ist so vertraut mit ihrer Herrinn, daß sie den Hut und den Schleier derselben anzieht, wenn sie Sonntags ausgeht. Wer diese allzugroße Vertraulichkeit nicht leiden mag, ist gezwungen, sich Negerinnen oder farbige Mädchen als Dienerinnen zu halten. (Panorama de Londres.)

Die Feuerkugel.

In einem Journale von Bordeaux liest man unter dem 29 Oktober: Gestern Abend um 6 Uhr 20 Minuten sah man eine feurige Kugel, welche mit außerordentlicher Schnelligkeit von Westen nach Osten flog. Sie ließ hinter sich einen dem Schweife eines Kometen ähnlichen Lichtstreifen. Diese Kugel schien nicht in sehr großer Höhe zu sein, weil sie dem Auge so dick, wie eine Bombe, vorkam. Sie war nur 2 Minuten sichtbar, indem sie sich schnell am Horizonte verlor.

Eigene Art, Kinder zu wiegen.

Ein erfindrischer Kopf, welcher verspricht, die Kinder durch Dampf zu wiegen, hat vor Kurzem zu London deßwegen um ein Privilegium nachgesucht. Seine Art zu wiegen besteht darin, daß er mit der Dampfmaschine eine andere Maschine in Verbindung setzt, welche die Wiege hin- und herschaukelt.

Die vier Stöcke.

Eine Viertelstunde von Brüssel saß einst ein gutmüthiger Flammänder mit 3 Freunden in einer Schenke zusammen. Als der Abend herangebrochen war, entschloß sich das Kleeblatt ihrem Freunde einen kleinen Spaß zu spielen. Der Flammänder, welcher diesen Abend noch nach Brüssel gehen mußte, nannte sich Vierstaf, ein Name, der im Flammändischen vier Stöcke bedeutet.

Der erste seiner Freunde ging zu dem zunächst gelegenen Thore hinein, und als man ihn um seinen Namen fragte, antwortete er: Eenstaf (1 Stock); man ließ ihn passiren.

Der zweite kam 10 Minuten nachher und bei derselben Frage antwortete er: Tweestaf (2 Stöcke). Der Wache habende Offizier schien über diesen zweiten Stock etwas überrascht zu sein; aber er sagte noch kein Wort.

Der 3te hatte den Flammänder hinter sich gelassen, und erschien bald nach dem zweiten, und auf die Anrede, die man an ihn that, antwortete er: Ich heiße Driestaf (3 Stöcke). Der Angestellte ließ ihn seinen Namen wiederholen. Macht man sich heute Abend lustig mit mir? dachte er bei sich, und er hatte große Lust, loszubrechen. Indeß nach einem Augenblicke des Nachdenkens, schien ihm diese Sonderbarkeit nicht unmöglich und er ließ den Mann ziehen.

Aber noch waren nicht 5 Minuten vorbei, als unser guter Flammänder herankam. — Ihr Name? schrie ihm der Offizier zu.

— Vierstaf, Mynherr! Nein! Das ist zu arg, donnerte der Angestellte ihn an, du sollst mir gewiß für die Andern bezahlen!

Und ohne daß er die Einwendungen des guten Mannes anhören wollte, ließ er ihn auf die Wache führen. Hier blieb er, bis seine Freunde, die sich zu erkennen gaben, ihn aus der Haft befreiten.

Englische Sprache.

Die vielen und manchfach geäußerten Wünsche, einen tüchtigen, soliden Lehrmeister der Englischen Sprache in unsern Mauern zu haben, veranlaßten den Unterzeichneten, einmal die Sache öffentlich zur Sprache zu bringen. Jemehr, abgeseh'n von allem mercantilischen Nutzen, die Englische Sprache durch die Genialität und Fulle ihrer Literatur es verdient, von Jedem, der Lust und Muße dazu hat, getrieben zu werden; desto beklagenswerther ist es, daß wir schon seit geraumer Zeit einen wackern Lehrer dafür bei uns vermissen. Der Unterzeichnete würde sich daher sehr gerne der kleinen Mühwaltung unterziehen, die Namen der einzelnen Interessenten zu sammeln, wenn man sich bei ihm melden wollte. Würde sich eine hinreichende Zahl finden, so wäre es am Ende wohl leicht, die geeigneten Maaßregeln zu treffen.

Ph. Laven.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 3. Dezember. N° 45.



Das Clima von Trier, nach fünfzigjährigen Erfahrungen beurtheilt.

Von M. F. J. Müller.

(Fortsetzung.)

Die größte Menge Wassers, welche innerhalb 27 Jahren (nur erst so lange beobachtete ich mit dem Hyetometer) mit Regen, Schnee, Hagel ꝛc. in einem und dem nemlichen Jahre gefallen ist, überstieg nie 978 Millimeter, und war nie geringer, als 450 Millimeter. An einem und dem nemlichen Tage oder vielmehr in einem Zeitraum von 24 Stunden ist nie eine höhere Quantität Wassers gefallen, als von 57 Millimeter, in keinem Monat mehr, als 177 Millimeter. — Daß übrigens die Menge des in einem Jahre gefallenen Regens mit der Zahl der Regentage in keinem Verhältniß stehe, das ist schon zum Voraus begreiflich, und durch die folgende Vergleichungstafel hinreichend bewiesen:

Tage mit Regen, Schnee ꝛc.	Wassermenge nach Millimeter.	Tage mit Regen, Schnee ꝛc.	Wassermenge n. Millimeter.
123	796	122	631
88	794	161	624
198	790	168	641
92	665	142	566
100	877	136	588
115	563	153	495
114	797	186	650
120	865	195	787
105	813	140	573
150	885	139	450
138	604	166	566
157	679	180	664
145	978	167	732
134	722	173	659
118	712		

Unsere Vegetation würde sich wahrscheinlich mit einer Wassermenge von 700 Meter jährlich begnügen lassen, würde dieselbe, zur gehörigen Zeit und gehörig vertheilt, herabfallen. Die Wasserquellen und Flüsse möchten vielleicht ein anderes Verhältniß in Anspruch nehmen.

§. 5. Winde, derselben Richtung und Stärke.

Unser Dunstkreis ist in einer fortdauernden Bewegung, und wenn wir auch die Witterung windstill nennen, so ist dieses nur in einem relativen Sinne zu verstehen. Beständige Winde in einer oder der andern Jahreszeit, so wie dieselben in einigen andern Gegenden unsrer Erde bemerkt werden, haben wir nicht. Wir haben in Hinsicht der Winde auf ihre Richtung, dann auf ihre Stärke zu sehen. Die zu diesen Beobachtungen gewöhnlich gebrauchten Instrumente sind das Plagoscopium (Windrose) und das von dem Grafen Mons-enbray erfundene und in den Akten der Akademie zu Paris vom Jahr 1734 beschriebene Anemometron; dieses wurde bei uns nicht gebraucht; es scheint mir auch dasselbe den Beobachter nicht hinreichend zu befriedigen. In einer Thalgegend, wo die Gegenstöße der Winde so manchmal an dem Plagoscopium falsche Wendungen bewirken, ist es schwer, jedesmal die wahre Richtung des Windes zu erkennen, und die Bewegung des Zeigers auf der Windrose ist sehr oft trügerisch, auch die gewöhnlichen Windfahnen sind selten treue Anzeiger: die Bewegung der Wolken, des Rauches und einiger anderer Umstände können hier manchmal ihre Dienste leisten. Aber auch das Gewölk, demnach dasselbe in verschiedenen Luftschichten schwebt, kommt so manchmal aus verschiedenen Regionen. Rücksichtlich der Geschwindigkeit und der Stärke der Winde kann ich, wie ich schon oben bemerkt habe, nichts Zuverlässiges sagen. Die Geschwindigkeit des Windes bei einem tobenden Sturmwinde der ersten Klasse berechnete ich auf ungefähr 45 bis 60 Französische Schuh in einer Sekundminute; indessen kann man hier

so manchmal getäuscht werden, denn sehr oft hat der Sturmwind keinen graden, sondern einen Wirbelgang.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abentheuer Don Pedro's.

Ein Englisches Journal erzählt, als sich Don Pedro, als Kaiser von Brasilien, einst in der Oper in Rio-Janeiro befunden, sei eine Dame in tiefster Trauer bis in seine Loge gedrungen und habe sich ihm zu Füßen geworfen. Sie erzählte ihm, außerordentliche Ereignisse hätten sie vom Reichthume zu der größten Dürftigkeit gebracht. Ihr Mann sei in Portugal in Oporto eingekerkert und aller seiner Güter beraubt worden. Sie habe einen einzige Sohn bei sich gehabt, und dieser sei vor Kurzem im Dienste Brasiliens geblieben. Die vergangene Nacht habe sie diese Trauernachrichten erhalten, und in derselben habe auch eine schreckliche Feuersbrunst ihr Haus zerstört, wobei das jüngste ihrer Kinder verbrannt sei. Don Pedro suchte die Bittende zu trösten. „Wir haben hienieden Alle Unglück und Ungemach zu ertragen, Madame, man muß sich mit doppeltem Muthe waffnen, wenn solche Ereignisse hereinbrechen. Uebrigens blickt auch durch die düstersten Wolken bisweilen die Sonne.“ Dann wandte er sich zu Einem seiner Kammerherrn und sagte: „Geben Sie der Frau alles Geld, was Sie bei sich haben.“ Der Kammerherr hatte kurz vorher und zwar mit so viel Glück gespielt, daß er 600,000 Francs in Bankzettel bei sich trug, als ihn der Kaiser aufforderte, seinen Beutel der Bittenden zu reichen. Er zögerte einen Augenblick, that aber sodann, was ihm befohlen war. Als Don Pedro den andern Tag erfuhr, welches Geschenk er, ohne es zu wissen, der Dame gemacht habe, gerieth er in heftigen Zorn, mußte sich aber in das Geschehene fügen. Bei seiner Landung in Porto an der Spitze des Befreiungsheeres zeichnete sich besonders eine Dame unter der Menge durch ihre laute und enthusiastische Freude aus. Einige Tage später erhielt er von unbekannter Hand 12,000 Dollars — als Dank der Dame, welche er in Rio-Janeiro einst so freigebig unterstützt. Während sie so ihrer Schuld gegen Don Pedro sich zu entledigen suchte, ließ sich ihr Mann an der Spitze einer Compagnie Constitutioneller, welche er gegen die Gegner geführt, umbringen und die beiden letzten Söhne der Dame traten in das Befreiungsheer ein, ohne eigentlich zur Führung der Waffen alt genug zu sein.

Erläuterung.

Im 29ten Blatte der Treviris wird unter dem Artikel: „Von der Macht der Aehnlichkeit in der äußern Gestalt“ auch jenes Betrügers gedacht, der sich 30 Jahre nach Kaiser Friedrichs des Zweiten Tode mit Erfolg für denselben ausgab.

Unterliegt danach zuvörderst die Zeitbestimmung der Treviris einem Irrthume, so bedarf die Angabe: „dieser Verbrecher sei auf Kaiser Rudolphs von Habsburg Befehl in Sachsen ergriffen und verbrannt worden“ nicht minder einiger Modificationen. *)

Thilo Kolup oder Holztuk, so hieß der Betrüger, war, wie aus Urkunden nachgewiesen wird, ein vertrauter Leibdiener Friedrichs des Zweiten gewesen. Im Besitz mancher Geheimnisse desselben und begünstigt durch die Stimmung der kleinern, von Rudolph in ihren Anmaaßungen sehr beschränkten Fürsten und Herrn, versuchte er anfänglich sein Glück in einigen Rheinstädten. Als es ihm nach und nach gelungen war, unter höherm und niederm Adel, höherer und niederer Geistlichkeit *) einigen Anhang zu erschleichen, nahm er, mit gewissem Pomp hervortretend, sein Hoflager in der Burg Carlsmund, deren Ruinen noch heute dicht am Coblenzer Thor der Stadt Wetzlar zu sehen sind. Länger als ein Jahr trieb er hier sein Wesen, und hatte endlich sogar die

---

*) Da der geehrte Hr. Einsendee die folgende Legende mit der vorangehenden Erläuterung der Redaction mitgetheilt hat: so können wir obige Bemerkungen nicht vorübergehen lassen, ohne unsere Leser auf Folgendes aufmerksam zu machen. Nach dem Berichte verschiedener gleichzeitiger Geschichtschreiber verbreitete sich nach dem Tode Kaisers Friedrich II. das Gerücht: der Kaiser sei nicht gestorben, sondern halte sich nur verborgen, werde aber zu seiner Zeit kommen und dem Reiche eine bessere Verfassung geben. Sieh z. B. die Augsburgische Chronik beim J. 1250. Dieses Gerücht veranlaßte nun Mehrere, sich für den verstorbenen Kaiser Friedrich auszugeben. Sieh: Geschichte und Topograph. Beschreibung der Kaiserlichen freien Reichsstadt Wetzlar. Von W. Freyherrn v. Ulmenstein. Theil I. S. 158. Von diesen Mehreren lebte Einer in Sachsen, der auf Befehl Kaiser Rudolph's fiel. Sieh unter Andern den Pirnaischen Mönch, in den Sächsischen Auszügen, welche sich in Menkens Sammlung Sächsischer Geschichtschreiber, im 2ten Bande, S. 1509 finden. Allerdings ist der von dem Hrn. Einsender genannte Betrüger der wichtigste von Allen, aber er ist, wie gesagt, nicht der Einzige, der jenes Gaugelspiel trieb.

Ferner müssen wir bemerken, daß in Bezug auf den vom Hrn. Einsender genannten Thilo Kolup oder Thile Koluf oder auch Friedrich Holstuch oder endlich Friedrich Holtschuh, wie Andere ihn nennen, keineswegs die historischen Data, namentlich auch das Jahr, wann er verbrannt wurde, so fest da stehen, wie man zu glauben scheint; ja Manche sind sogar so weit gegangen, daß sie die ganze Geschichte desselben für ein Märchen hielten. S. den Freyherrn von Ulmenstein im angef. Buche S. 157 und 173. Der Verfasser dieses Buches hat sich die größte Mühe gegeben, durch Vergleichung aller vorhandenen Quellen mehr Licht in diese merkwürdige Begebenheit des dreizehnten Jahrhunderts zu bringen, dennoch gelang es ihm nicht, in den Zeitbestimmungen die vorkommenden Widersprüche zu beseitigen. Vergl. S. 160 mit S. 162 und 177. Ja er sah sich sogar genöthigt, in einer Urkunde, die der gelehrte G. M. v. Ludolph (in seinen Anmerkungen zu J. Ph. Chelius Chronik von der Reichsstadt Wetzlar) und schon vor ihm Lehmann (in seiner Speyrischen Chronik) mit dem Jahre MCCLXXX. bekannt gemacht haben, einen Irrthum rücksichtlich der Jahrzahl zu sehen. Außerdem bemerke ich noch, daß der Name des Thile Koluf in keiner einzigen Urkunde vorkommt, man müßte denn das Grabmal desselben im Kaisers-Grund (nicht Carlsmund) hieher ziehen, dessen Aechtheit aber unverbürgt ist. S. d. Freyh. v. Ulmenstein a. a. O. S. 162. D. Red.

*) Ob Kolup auch unter der Geistlichkeit einen Anhang sich erschlich, steht sehr zu bezweifeln, da er allgemein für einen Heretikee und einen in Teufelskünsten bewanderten Menschen angesehen ward Es sei mir erlaubt, hier aus einem gleichzeitigen Schriftsteller eine Stelle auszuheben. Sie steht in: **Magni Ellenhardi Chronicon, quo res gestae Rudolphi Habsburgici et Alberti Austriaci Regum Romanorum egregie illustrantur**, und lautet wörtlich so: „**Illa expeditione cum laude peracta anno Domini, ut supra, quidam spiritu seductus reprobo falcem suam mittere volens in messem alienam asseruit, se esse Fridericum quondam Imperatorem, quamvis moribus suis contrarium ostenderit nefandis, heretica pravitate cecatus, excecavit cum eo multos nobiles Alemanniae, licet tamen per aliquos dominos Teutonicae in odium Domini Rudolphi Regis fuerit sustentatus, statuitque sibi mansionem in Nusen, in oppido dni. Archiepi. Colon. super fluvium Rheni ibique factus fuit concursus magnus a nobilibus Alemanniae et Civibus diversarum civitatum, ad quos fama repleta malis evolavit et specialiter ab hereticis, qui in eo tanquam in secta manicheorum anchoram hereticae pravitatis firmaverunt.**“

D. Red.

Frechheit ein Manifest gegen Rudolph zu erlassen, worin an diesen die Aufforderung zum Niederlegen der Krone erging. Kurze Zeit nachher erschien der Kaiser mit einem Heere vor Wetzlar. Der Ort ergab sich gleich, die Burg etwas später, und auf der Flucht verrathen und ergriffen ward der Beleidiger der Majestät durch richterlichen Spruch zum Flammentode verdammt. Im Wetzthale, dem Thale des Bachs, der, nachdem er Wetzlar durchflossen, unfern der Burg Carlsmund in die Lahn sich mündet, fand das Urtheil seine Vollstreckung.

Dem Carlsmund fast gegenüber, auf dem andern Thalrande des Wetzbachs, lag die Burg Nauborn. Zwischen beiden Burgen und dem alten Umringe der Stadt, von allen drei Punkten ungefähr eine halbe Stunde entfernt, macht noch jetzt ein Stein mit Inschriften die Richtstätte erkennbar.

Noch muß zum Verständniß angeführt werden, daß der auf dem Lahnberge liegende Dom zu Wetzlar überaus herrliche Ueberbleibsel Gothischer Baukunst und im sogenannten Heiden- oder Teufel-Thurme ein riesiges Denkmal altdeutscher Vorzeit in sich schließt.

Der Teufels-Ritt.

Legende.*)

Mathildis schaut vom Rittersaal,
Das Zagen der Sehnsucht im Blicke,
Hinab in Nauborns stilles Thal,
Ob nicht sie den Theuern erblicke,
Der jedesmal
Zu ihr sich stahl,
Gab sie ihm vom Söller das Zeichen:
Es kann uns heut Niemand beschleichen.

Stolz stand sein Schloß am Saum der Lahn,
Nicht weit, wo der Wetzbach sich mündet,
Doch Nauborns stolz're Zinnen sah'n,
An's Ufer des Baches gegründet,
Ein prächtiger Bau
Mit reichem Gau,
Verachtend, und dennoch mit Neide
Herab auf des Carlsmunds Gebäude.

Und so war auch der Herren Sinn;
Bis Hugo Mathilden erblickte,
Die bald als holde Mittlerinn
Den Streit ihm im Busen erstickte.
Er näh'rte sich, —
Und sichtbarlich
Gewann er von Tage zu Tagen
Des Grafen von Nauborn Behagen.

Doch knüpft sich so ein freundlich Band
Beim Becher, bei Brettspiel und Jagen,
So durfte auf des Fräuleins Hand
Herr Hugo zu hoffen nicht wagen;
Denn: Falkenstein
Mathilden frei'n —
Das schien für den Grafen hienieden
Wie Himmel und Erde geschieden.

Doch wie die Liebe immer hofft,
So liebten und hofften die Beiden;
Sie kos'ten viel und sah'n sich oft,
Und wußten den Schein zu vermeiden;
Und öfter schlich
Vom Grafen sich,
Mit dem er zu jagen gegangen,
Herr Hugo die Maid zu umfangen.

Und so auch sollt' es heute sein.
Die Lüftchen, sie locken so labend,
Doch immer noch ist sie allein,
Schon dunkelt die Dämmerung zum Abend,
Da klagt sie laut:
„Mein holdes Traut!
Was weilst Du, du Böser, du Lieber? —
Ach eile! die Zeit geht vorüber.“ —

Da, horch', da flüstert's zu ihr hinauf:
„Süßliebchen! ach eile geschwinde!
Es trug mich beflügelt im Lauf
Der Rappe zur traulichen Linde.
Der Falkenstein,
Er harret dein,
Es woget in stürmenden Schlägen
Sein Herz der Geliebten entgegen.“

„Mein Hugo, ach! du bliebst so lang,
Sonst warst du viel rascher, viel schneller,
Und heut' ist mir das Herz so bang,
— So redet das Fräulein vom Söller; —
Nur heute nicht!
Das Sternenlicht,
Es muß uns verrathen, entdecken,
Und schädlichen Argwohn erwecken.“ —

„O komm, du theure, süße Maid,
Hernieder zum heimlichen Grunde!
Schon tönet, horch!, des Carlsmund's Geläut
Die Vesper und nächtliche Stunde.
Das Sternenlicht
Verräth uns nicht;
Doch könnt' uns die Jagd überraschen
Dann Adé du Tändeln und Naschen.“ —

Er spricht so süß und fleht so mild:
Laß, Liebchen, nicht länger mich warten,
Mein Herz in Sehnsucht überquillt,
Komm! eile zum traulichen Garten!“ — —
Und aus dem Thor
Tritt sie hervor,
Da säuseln die Worte hinüber:
„Hier bin ich, du Süßer, du Lieber!“

Und fort zum nahgeleg'nen Teich,
Zum moosig weich schwellenden Hügel
Geleitet er Mathilden gleich,
Es folgt ihm das Schwarzroß am Zügel.
Da herzt er sie,
Und küßt er sie;
Doch hält sie ein heimlich Erbangen,
Sie kann ihn nicht liebend umfangen.

„Wie bist du doch so heftig heut,
Wie glühet im Schatten der Rüstern
So flammigroth dein blendend Kleid;
Der Rapp hat so feurige Nüstern;
O laß mich fort,
Dein Liebeswort,
— So spricht sie in bangendem Ahnen —
Will heut mich so schrecklich gemahnen.“

*) Diese Legende ist aus einem Cyclus von poetischen Sagen und Legenden entnommen, die insgesammt die Geschichte der Burg Kalsmunt †) und ihrer Umgebungen poetisch behandeln. Wie wohl sie eigentlich nur locales Interesse hat, so wollten wir sie doch unsern Lesern nicht vorenthalten, weil sie durch ihren eigenthümlichen poetischen Gehalt und die schöne Darstellungsweise gewiß interessiren wird.

†) Wir schreiben Kalsmunt statt Carlsmund, weil jene Burg in allen Urkunden des Mittelalters so genannt wird. S. des Freyherrn von Gudenus Cod. dipl., untee andern im 2ten Bande S. 196, wo derselbe bemerkt, daß die Kalsmunter Burgmänner (Armigeri et Castrenses in Calsmunt) einen Wolfskopf im Siegel geführt hätten, mit der Umschrift: Sigillum Castellanorum de Calsmunt. Auch der Freyherr von Ulmenstein schreibt im angeführten Buche immer Kalsmund, da wir hingegen Carlsmund nirgends finden konnten. D. Red.

Da schallt von Rauborns Felsenhorst
Der Rüden Gekläff und Gebelle.
Die Heimkehr ist's der Jagd vom Forst,
Sie nahet den Kosenden schnelle;
Da siehet sie,
Wie schaudert sie,
Den wahren Geliebten zur Seiten
Des Vaters in Wirklichkeit reiten.
Und plötzlich hebt sich riesengroß
Der Falsche, von Dunkel beschattet;
Dem Fräulein graus't, sie reißt sich los,
Ruft Hilfe, doch bald sie ermattet;
Zum Gaul hinauf,
Im Sturmeslauf,
So muß sich die Sträubende schmiegen
Und mit ihm das Wetzthal durchfliegen.
Doch Falkenstein, sobald er nur
Die Stimme Mathildens erkennet,
So jagt er los und folgt der Spur,
Das Herz ihm in Rache entbrennet.
Er weit vorher,
Und hinter her
Der Vater auf dampfendem Pferde,
Und Funken entstieben der Erde.
Und fort zum Lahnberg tobt die Jagd,
Fort zu der verrufenen Stelle,
Wo tief in Graus und Wald und Nacht
Noch stehet des Heidengotts Zelle.
Der Teufel haust,
Hu! wie es graust,
So sagt man, in diesem Reviere,
Auf daß er die Seelen verführe.
So braust sie fort, und stürmt und fliegt.
Schon naht sie des Teufelthurms Stufen,
Das Fräulein tief in Ohnmacht liegt.
Da hört man den Falkenstein rufen:
„Herab die Braut!
Mein holdes Traut!
Du Frecher! trotz Sturmwind und Wettern
Ereil' ich dich, will dich zerschmettern!"
Und wie des Bogens Pfeilgeschoß
Die Lüfte durchschneidet, durchsauset,
So fliegt er nach, — da stürzt das Roß,
Im Fallen der Tod ihn umgrauset.
Er bricht den Hals,
Doch lauten Schalls
Noch ruft er: „Es loben die Geister
Dich Gott als den Herrn und Meister!"
Da zuckt der Blitz und kracht die Luft,
Durchschallet von höhnischem Lachen,
Und Feuer speit und Schwefelduft
Des Heidenthurms offener Rachen.
Und hochempor
Zum Höllenthor
Getragen von Flammen und Winden
Sieht Mädchen und Reiter man schwinden.
Der Vater fällt in Krankheit tief,
Und als er zum Leben genesen,
Den Bischof er von Cöln berief,
Zu läutern die Stätte des Bösen.
Mit Räucherfaß
Und Weihquells-Naß
Durch Hymnen und fromme Gesänge
Weiht dieser den Ort mit Gepränge.
Und einen Dom erbaut man drauf
An der so geheiligten Stelle;
Wahrt dann den Leib Herrn Hugo's auf
In eigens erbauter Kapelle,
Und über'm Thor,
Nicht weit vom Chor,
Da seht ihr, in Stein eingeschnitten,
Das Fräulein vom Teufel geritten.
Zu Wetzlar könnt ihr Dies noch sehn.
Da ist's noch zu lesen, zu hören.
Ihr Junker, Mägdlein, hold und schön,
Drum liebt, wenn ihr liebet, in Ehren;
Denn allzuleicht,
Was hier gezeigt,
Kann keck, Euch bei Tändeln und Naschen
Der Teufel berücken, erhaschen.

A. O. w.

Begräbniß einer Violine.

Es ist keine Mystifikation, keine rhetorische Figur, sondern ein wirkliches Faktum in London geschehen. Eine Violine ruht im Grabe neben ihrem Eigenthümer. Einer der herumziehenden armen Teufel von Musikern, welche man in allen großen Städten Europa's findet, die von den Almosen leben, welche man ihnen aus den Fenstern zuwirft, starb in London. Da er immer in dem jämmerlichsten Aufzuge erschienen war, so erstaunte man nicht wenig, als man seine Angelegenheiten völlig geordnet, ein regelmäßiges Testament und eine ziemliche Anzahl Banknoten in dem Bauche seiner Violine fand. In seinem Testamente verlangte er, man solle das Instrument, das ihm seinen Lebensunterhalt gegeben und die Banknoten, welche er sich verdient, neben ihn in das Grab legen.

Miscelle.

Viele Leute sagen, die Dichter leben von der Luft; daher sind denn auch viele Dichter so schwebend und federleicht. Aber viele Leute, die Das sagen, wiegen mitunter 250 Pfund und sind dabei so wenig schwebend, daß sie sich nicht mit aller Muhe zu einem passabel leichten Dichter, geschweige zu dem leichtesten, hinauf schrguben können. Funke.

Sylben-Räthsel.

Mein Erstes aus dunkelem Höhlenschlund
Hinauf zu den Wolken sich windet;
Mein Zweites auf finsterem Kerkers-Grund
In Fesseln und Banden sich findet.
Dem Ganzen entströmt bisweilen in Fülle
Ambrosischer Duft aus eherner Hülle.

Anagramm.

Du magst es vor- oder rückwärts schreiben,
Das Ding wird immer ein Läufer bleiben.

Brimmeyr.

Ph. Laven, Redacteur.

Berichtigungen.

In Nummer 36, Seite 3, lese man: Hadrian VI.
„ „ 41, „ 1, Artikel 7, lese Lokal-Temperatur.
„ „ 43, „ 1, Artikel a. lese: so viele Tausend Französische Schuh.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 6. Dezember. N° 46.



Das Clima von Trier, nach fünfzigjährigen Erfahrungen beurtheilt.

Von M. F. J. Müller.

(Fortsetzung.)

Heftige Sturmwinde und zerstörende Orkane sind in unserm Thale nicht so bekannt; der heftigste, dessen ich mich zu besinnen weiß, tobte in der Nacht vom 4. auf den 5. Hornung 1775; da wurden mehrere Kamine niedergeworfen, einige Häuser zum Theil abgedacht, mehrere Bäume niedergestreckt, in dem Dorfe Euren aber sind die Reste des sogenannten Helenaschlosses zusammengestürzt; der Wind stürmte damals von Südwesten. Noch heftiger muß jener Sturm gewesen sein, welcher am 2. Juli 1631 das Dach von dem Thurme der Kirche U. L. Frauen, so wie jenes von der Kirche zu St. Irminen niedergeworfen hat.

Obschon nun nach meiner obigen Aussage unsre Atmosphäre in einer ewigen Bewegung ist, so haben wir doch Zeiten, wo der Wind mehrere Tage lang seine Richtung nicht merklich abändert, sondern bald zur Linken bald zur Rechten, 5, 10 bis 15 Grade auf der Windrose abweicht. — Welche Winde in unserm Dunstkreise die herrschenden zu nennen sind, darüber läßt sich ebenfalls Nichts bestimmen. Wenn wir indessen betrachten, daß die Zahl der veränderlichen Tage bei uns die Mehrzahl ist, (siehe oben §. 3.) daß ferner, wenn die Witterung veränderlich ist, der Wind gewöhnlich von Süd, Südwest, West oder Nordwest weht, so läßt sich die Angabe einigermassen rechtfertigen, daß diese Winde bei uns die herrschenden sind.

Hier noch einige Worte über die Erdbeben (terrae motus). Bei tobenden Windstürmen wollten Manche auch ein Erdbeben bemerkt haben; ich will Dem im Allgemeinen nicht widersprechen; indessen kann man hier leicht getäuscht werden. Die durch ein Erdbeben bewirkten Erschütterungen der Körper sind eben nicht der nämlichen Art, wie jene bei Sturmwinden; auch habe ich wahrgenommen, daß die meisten Erdbeben, welche ich erlebt habe, sich bei einer windstillen Witterung empfinden ließen. In der fünfzigjährigen Periode meiner Beobachtungen bemerkten wir zu Trier ungefähr 15 Erdbeben; keines derselben war für uns Trierer bedeutend oder schädlich, und man könnte vermuthen, daß der Boden unsers Thales einen festen Kern und keine beträchtliche unterirdische Höhlen habe; daß ferner die meisten dieser Erdstöße uns aus entfernten Gegenden mitgetheilt werden. — Das stärkste Erdbeben, dessen man sich zu Trier zu erinnern weiß, ereignete sich vor siebenzig und mehreren Jahren im Spätherbste. (Ich bedaure, daß ich weder Jahr noch Tag davon genau zu bestimmen weiß*). Viele Augenzeugen erzählten mir, daß an jenem Tage gegen 10 Uhr Vormittags sich ein furchtbares Gerassel hören ließ, gleich als kämen viele mit Eisengeschirr geladene Wagen angerollt. Die Menschen seien hin und her getaumelt, als hätte sie der stärkste Schwindel ergriffen. Studenten und Lehrer stürmten im größten Schrecken aus den Schulen in die freien Straßen. Spuren dieses Erdbebens seien indessen keine bedeutende zurückgeblieben; nur an dem Schulgebäude des Gymnasiums, zur Seite in der Engelgasse, habe sich von oben bis in das Fundament eine Ritze gezeigt. Wir sahen dieselbe noch viele Jahre hernach, sie wurde aber in der Folge durch öfteres Übertünchen unsichtbar gemacht. Die Erzählungen jener Augenzeugen machten es mir wahrscheinlich, daß in dem Stadtviertel, wo das Gymnasium steht, damals die

*) Schon hatte ich den gegenwärtigen Aufsatz eingesandt, als ich in dem Hausbuche des ehemaligen Nonnen-Küsters St. Johann in der Brodgasse folgende Stelle fand, die ich hier nachbringen will: „Anno 1756 seindt solche „große Erdbebungen gewesen, daß das Stadt-Brauhaus ist „eingefallen: Auch wir seindt nicht unbeschädigt geblieben, „denn in dem alten Hauß in der Hosengasse ist der große „steinerne Pilar tief in die Erdt gesunken." Siehe noch die Treviris vom 3. September Num. 19.

stärkste Erschütterung gewesen sei. Unsere vaterländische Geschichte macht uns übrigens mit keinem Erdbeben bekannt, welches Erdfälle (terrae labes) oder andere schreckbare Wirkungen hinterlassen hätte. (Forts. folgt.)

Beitrag zur Geschichte der Schulen in Trier.

Mitgetheilt

von J. H. Wyttenbach.

Eine Geschichte der Schulen in Trier wäre von bedeutendem Umfange und von mehrfacher Wichtigkeit. Der Verfasser hätte das Römische Unterrichtswesen, hierauf die Kloster- und Stifts-Schulen des Mittelalters, dann das folgende Universitätsleben und das Gymnasium der sogenannten goldenen Priester, endlich die Schulen der Jesuiten und die nach diesen bei uns nach und nach bestandenen mannichfaltigen gelehrten Anstalten bis auf die neuesten, mit gründlicher Sachkenntniß und reiner Wahrheitsliebe darzustellen.

Beiträge zu einem solchen Werke sind schon hier und da gegeben worden, und es wird immer verdienstlich bleiben, dergleichen Beiträge auch ferner noch mitzutheilen — bis endlich eine solche, das Ganze umfassende Geschichte wird erscheinen können. Noch aber ist die Zeit dafür nicht gekommen; denn eine solche Arbeit erfordert große Vorbereitungen, und das Zusammenbringen vieler Dokumente: dazu kömmt noch, daß die Darstellung der letzten 35 Jahre, auch bei der bescheidensten Wahrheitsliebe, doch nicht verfehlen würde, hier und da ein Stein des Anstoßes zu sein.

Es mag also hier ein neuer Beitrag zum gelehrten Schulwesen im ehemaligen Erzstift Trier bekannt gemacht werden. Die Sache gehört in das Jahr 1793. In dieser Zeit der Unruhen und Verwirrungen war die Kurfürstliche Regierung mißtrauisch geworden auf die damaligen Leiter des öffentlichen Unterrichts, und wünschte, der Geistesbildung, die man bis dahin sehr befördert hatte, weit engere Grenzen zu setzen. Doch forderte die Regierung, ehe sie diesen Schritt that, vorerst ein Gutachten von dem Erzbischöflichen General-Vicariate zu Trier. Diese Oberbehörde bestimmte einen tüchtigen Mann aus ihrer Mitte zum Vortrage über die zwei Fragen, welche die Regierung aufgestellt hatte.

Es ist nun eben jener Vortrag, der hier folgen wird. Die Original-Handschrift ist in meine Hände gekommen, und ich habe sie, mit andern Papieren, das Schulwesen früherer Zeiten betreffend, unter N°. 1569 der Handschriften in der öffentlichen Bibliothek niedergelegt.

Der Vortrag ist deutlich genug und bedarf daher von unserer Seite keiner weiteren Randglossen. Die genannte Oberbehörde nahm die Ansicht ihres Referenten an, und die Sache blieb, wie sie war.

Nicht lange nachher, im Jahr 1794, occupirten die Franzosen unsre Stadt, und das Schulwesen mußte sich bald in anderen Formen bewegen, als die bisherigen gewesen waren. —

Nun mag der Vortrag für sich sprechen.

Ueber folgende Fragen:

1) Ob die akademischen Mittelschulen (Gymnasien) einem Regulärorden, und welchem, aufzutragen? — oder

2) Bei der Weltgeistlichkeit zu belassen sein, und unter welchen Modificationen und Verbesserungen? sind meine Gedanken diese.

1) „Bei der ersten Frage ist eine Vorfrage nothwendig, ob einer von den religiösen Orden die erforderliche Subjekte zu diesen Lehrämtern jetzt und in der Zukunft aufstellen könne?"

2) „Diese Frage nun möchte man wohl nach dem Umfange der Gegenstände, die ein Schulmann wissen muß, und nach dem Umriß, den man sich von Ordensleuten, wie sie itzt sind, machen mag, unbedenklich mit nein beantworten können: allein ich will mich doch begnügen, nur mein Bedenken darüber vorzulegen."

3) „Gegenstände, die ein Lehrer in den Gymnasien wissen muß, sind nebst gründlicher Religions-Kenntniß — denn sie tragen den sechs Classen auch die Christenlehre vor — gründliche Kenntniß der Griechischen, Lateinischen, Deutschen Sprache; wobei man sich wohl was mehr, als die Grammatik dieser Sprachen denken muß. Denn ein Lehrer muß tief in den Geist der Sprachen eindringen, muß die allgemeinen Grundsätze aller Sprachen und die Eigenheiten der vorgemeldeten kennen — muß die oft mannichfaltigen Bedeutungen einzelner Wörter genau unterscheiden, von einander ableiten, und darum der Abstammung der Wörter bis auf die Wurzel nachspüren — muß auf Wahl und Stellung der Wörter und Verknüpfung der Gedanken merken, um den daraus entspringenden Reiz und Nachdruck empfinden zu können, und zu gleicher Empfindung das Gefühl der Candidaten zu stimmen."

„Ferner, da man Latein und Griechisch lernet, um die Griechischen und Lateinischen Schriftsteller lesen und verstehen zu können — denn die Erfahrung von mehr als zwei Tausend Jahren hat bewähret, daß die Schriften der Alten nicht nur reichhaltige Behältnisse von Lehren, durch welche der Geist der Jugend bereichert wird, sondern auch Werkzeuge sind, alle Anlagen und Geisteskräfte derenselben zu üben, und vornemlich, daß sie die entschiedenen Muster zur Bildung des Geschmackes sind; welche Dinge bekanntlich der Hauptzweck alles Unterrichtes und aller Beschäftigung in jüngern Jahren ist — da man, sage ich, Griechisch und Lateinisch lernet, um diese Schriftsteller zu verstehen: so muß der Erklärer dieser Schriftsteller, der Lehrer also auch in den Gymnasien, mit einer Menge Vorkenntnisse ausgerüstet sein:

er muß tief in den Geist des ganzen Alterthumes eindringen — muß die politische und Litterärgeschichte kennen — muß eine anschauliche Kenntniß von den Ländern, den Staatsverfassungen, dem Gottesdienste, der Privatlebensart, den Meinungen, Kenntnissen und der Denkungsart der Alten haben — nicht allein der Griechen und Römer, sondern auch aller andern Völker, von welchen die Griechen und Römer uns dergleichen Schriften überliefert haben — er muß die Gründe verschiedener Meinungen, Einrichtungen, Gesetze und Sitten aufsuchen — er muß sich alle die Kenntnisse der Natur und Kunst, die er in den Alten findet, eigen machen, und seinen Geschmack nach den Mustern der besten Geschichtschreiber, Redner, Dichter 2c. bilden, oder besser, aufgesucht, eigen gemacht, und gebildet haben -- ja auch das mühsame Studium der Critik muß er sich gefallen lassen, und wirklich darin nicht fremd sein, um die vortrefflichen Werke der Alten, wo sie durch die Länge der Zeit, oder durch Nachläßigkeit der Menschen, hin und wieder verstellet auch mit unächten vermischet sind, zu berichtigen, und in verdorbene Stellen Licht hinein zu tragen." (Forts. folgt.)

Erzählungen aus Briefen eines Trierers, welcher seit 1821 als Kaufmann in Buenos Ayres wohnt, und mittlerweile seine Vaterstadt besucht hat.

(Schluß.)

Daß wir an einem hellen Tage, bei leichtem,

gutem Winde das Land sahen und hier einliefen, gehört auch zu meinem Glücke. Man sagte uns, es sei während vier Wochen Nichts als Nebel zu sehen gewesen. Ein Schiff, das man früher, als das unsrige, in der Nähe gesehen hatte, versäumte den günstigen Augenblick und konnte wegen des Nebels erst heute, sechs Tage später, einlaufen. Mein Glück ist also eine Merkwürdigkeit geworden. Möge ich verdienen, daß es mir treu bleibe!

Andere Merkwürdigkeiten habe ich nicht zu erzählen. Daß ich im Juli und August mit Schnee und Eis umgeben war und vom Cap Horn aus mir die Sonne um 12 Uhr Mittags vorkam, als sei sie am Nordpol mit einem Besenstiele befestigt; daß während dieses Winters mein Schauspiel in Luft- und Wassererscheinungen aller Art bestanden hat, z. B. Wasserhosen, Leuchtkugeln, Helenenfeuer über uns; Heerden von Wallfischen unter uns, und Seevögeln, die zu Tausenden um uns herumflogen und uns die Zeit angenehm vertrieben: das Alles sind bekannte Erscheinungen.

Valparaiso (Paradiesthal) ist ein Eigenname, der sich wenig zur Sache eignet, die er bezeichnet. Es ist eine mit steilen Bergen eingefaßte Bucht, die gleichwohl eine Aussicht auf die gepuderten Andes darbietet. Die Stadt könnt Ihr nicht weit von Trier im Ebenbilde sehen, wenn Ihr nach Pfalzel geht. Nur etwas bedeutender, aber unregelmäßiger gebaut. Die Straßen sind nicht reinlich. Die Bewohner haben noch die alte Spanische Kleidertracht. Ein viereckiges buntgefärbtes Tuch, mit einem Loch in der Mitte, durch welches der Kopf gesteckt wird, werfen sie über einen ärmlichen Anzug, und sind so geputzt. Niemand geht zu Fuß; Alle reiten, denn die Pferde kosten nur das Futter: daher sind den Menschen auch die schlechten Straßen und Wege gut genug. Die Faulheit ist ihr Element. Mit der Sprache komme ich aus zur Nothdurft; so viel hat mir die lange Reise mit einem Lehrer der Spanischen Sprache genützt

Santiago de Chile, 8. Oktober 1821.

Nicht seewärts, sondern landwärts hat meine Reise sich erstreckt, und ebenso verschieden, wie diese Richtung, sind die Eindrücke, welche meine Sinne empfangen haben. Aufs Pferd sitzen; beständig im Galoppe reiten; in anderthalb Tagen einen Weg von 30 Stunden in diesem unwegsamen Lande zu machen: das ist gut für einen Spanier, aber nicht für einen neugebackenen Engländer, wofür ich hier angesehen werde. Die Gebirge, welche zu übersteigen sind, würden bei Euch als hoch gelten: hier sind sie nichts gegen die Andes, wohin sie führen. Wild, wie das Land ist, hat sein Anblick etwas Imposantes, und die Bewohner sind mit ihren Sitten und Gebräuchen für den Europäer, der neu ankommt, ein Gegenstand der sonderbarsten Betrachtungen. Auf fast steglosen Bergen begegnet man Heerden von bepackten Mauleseln, die von einem Wegweiser geführt und von einem Treiber begleitet werden. Der buntgekleidete Spanier sitzt auf seinem muthigen Rosse, ist umgürtet mit seinem Säbel, nennt jedes Maulthier mit seinem Namen, lobt es oder hat Scheltworte dafür, je nachdem es deren verdient. Die Vögel mit ihrem bunten Gefieder und ihrem mannichfachen Geschrei; die umgekehrte Welt: Frühling im September, warmer Nordwind, stürmischer Südwind . . . ich glaubte mich in ein fabelhaftes Land versetzt. Doch bald vergißt man seinen Kalender und orientirt sich nach und nach.

Santiago ist eine große und schöne Stadt; doch nicht schön in dem Sinne, wie es in andern Ländern genommen wird. Dort bezieht es sich auf's Aeussere, hier auf's Innere. Die Häuser sind im Quadrat gebaut; die Fenster sind einwärts gekehrt, was den Häusern das Ansehen von Ställen giebt; sie haben kein „Obenauf" der heftigen Stöße wegen, die sie zuweilen aushalten müssen bei Erdbeben, die nicht selten sind. Regelmäßigkeit ist ihre Basis und bildet die Straßen, die ebenfalls in Vierecken gebaut und alle gleich lang und gleich breit sind: was es einem schwer macht, sich zurecht zu finden. Jedes Haus hat zwei Quadrathöfe; das eine Viereck ist ein Garten, umgeben von den Wohn-, Speise- und Schlafzimmern, die daher alle sehr freundlich sind; das andere ist (bei uns) in Comptoir und Magazine verwandelt worden. Die Zimmer sind mit Teppichen, Spiegeln und schönen Möbeln aller Art ausgestattet und der Stolz der Hausfrauen.

In der Mitte der Stadt ist ein großes Viereck, an dessen einer Seite ein zweistöckiges Gebäude, der Pallast, und an den drei andern Seiten ebenfalls öffentliche Gebäude sich gut ausnehmen. Eine Cathedralkirche in moderner Bauart ist angefangen. In der Mitte des Marktplatzes steht ein Röhrbrunnen mit messingenen Becken. Das Theater, welches so gut sein soll, wie das Madrider, kann ich nicht loben, ausgenommen die Pantomimen, welche von Italienern gespielt werden. Bälle und Cenzerte sind häufig. Die Militair-Musik spielt bei Wachtparaden u. s. w. meist Walzer, Contretänze; den Walzer der Königinn von Preußen; Mal-Borough s'en va-t-en guerre u. d. g. Wenn ich Das so anhöre, glaube ich mich nach Europa versetzt.

Das Gouvernement ist militärisch. Generäle, Offiziere sind überall am Ruder. Der Direktor Higgins selbst ist Feldmarschall.

Die Gegend um Santiago ist reitzend. An der einen Seite die Andes, von allen andern Seiten ist sie mit Hügeln umgeben. Wenn ich Zeit dazu finde, dann sollt Ihr eine Skizze davon haben.

Trotz der kriegerischen Unruhen haben wir Engländer Nichts zu besorgen, weder für Eigenthum, noch für die Personen. Drei Englische Fregatten liegen zu Valparaiso, drei zu Lima und eine Eskadre ist unterweges. Aber mit einer Fregatte wäre es genug, um Chili im Zaume zu halten: also urtheilet selbst.

Ich habe mehrere Deutsche hier gefunden; ein Hamburger Haus spielt eine große Rolle als Spekulant.

Es ist ungewiß, ob ich hier bleibe.

Wanderung der Vögel aus Preußen nach Syrien in Asien.

Die Wanderung der Vögel ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Naturgeschichte, worüber aber noch sehr viel Dunkel herrscht; denn wo weilen die vielen Schwalben, welche im Sommer in unsern Gegenden sich aufhalten? Wo sind die übrigen Zugvögel? Die Nachtigallen, Wachteln u. a. findet man den Winter hindurch in Aegypten, Syrien und Kleinasien. So eben ist jedoch ein Fall bekannt geworden, daß man im J. 1825 zu Damask in Syrien einen Falken geschossen hat, der eine Holztafel um den Hals hatte, auf der stand: „Landsberg in Preußen 1822." Diese Thatsache wird in des Englischen Reisenden John Mader Excursion in the holy Land, Egypt, Nubia, Syria etc. etc. Lond. 1834, im 2. Bande S.

195 erwähnt. Diese Nachricht erregte sogleich die größte Aufmerksamkeit und aus amtlichen Untersuchungen, die zu Preußisch-Eylau den 10. Mai 1834 auf dem landräthlichen Amte statt fanden, ergab sich, daß der verstorbene Justizrath und Stadtrichter Rippentrop in Landsberg ein großer Liebhaber von Geflügel gewesen, und in seinem großen Garten vor der Stadt Adler, Falken, schwarze Störche u. s. w. als zahm herumlaufen ließ. Bisweilen flogen die Vögel fort; um sie wieder zurück zu erhalten, hing er ihnen hölzerne Tafeln mit Eisendraht um den Hals. Dies war auch mit zwei Habichten (Falken) geschehen, welche verschwanden, und zwar der eine das Jahr vor dem Tode des Hrn. Rippentrop, der andere im Todesjahre desselben.

Theater und Conzert in Trier.

Trier, den 4 Dezember 1834.

Lieber Freund!

Ueber das Theater kann ich Ihnen Einiges mittheilen, was neu und auch wieder nicht neu ist. Daß Bömly, nachdem er den Tag vorher den Ertrag eines reichen Benefizes eingestrichen hatte, sich den 27. Nov. Nachts mit seiner Frau der Direction empfohlen hat, haben Sie wohl noch nicht gehört; daß die Gesellschaft ohne Tenorsänger ist, grade jetzt, wo man hieher kommen soll, ist eine alte Sache, eine Sache, die sich schon seit mehreren Jahren wiederholt hat. Es kommt mir grade vor, als wollte man uns an der Nase herumziehen. Daß die Direction von jedem Vorwurfe frei sei, glaube ich nimmermehr. Sie versteh'n mich, was ich damit sagen will: Unter einem Theater-Direktor, wenn er auch noch so eitel ist, läßt sich noch auskommen; aber unter einer wahnsinnig eiteln, gefallsüchtigen Directrice, da hält es kein Menschenkind aus. Noch wundert's mich, daß Mad Bömly so lange Stand gehalten hat. Aber bei alledem haben wir doch eigentlich den Schaden davon. Wenn eine Dame 300 Meilen von uns entfernt spielt, so ist es mir so gleichgultig, wie nur etwas in der Welt, ob sie die Herrina oder die Dienerinn macht; aber so ist es anders. Wandert jetzt die Oper zu uns, so ist sie ohne Kopf. Drei Monate leben wir wieder in der schönen Hoffnung, daß uns die Post Heute oder spätestens Morgen einen Tenorsänger bringt. Kommt er endlich, so hat er auf der Post nur umzupacken, um wieder nach Süden zu fliegen.

Wie ich höre, hat die Direktion eine Aufforderung an alle Tenorsänger Deutschlands in die Didaskalia und in die Leipziger Theater-Chronik einrücken lassen, um für Trier einen Tenorsänger ausfindig zu machen. Gott! wenn nur eins von diesen Blättern, die in so viel hundert Exemplaren erscheinen, an den rechten Mann kommt!

Unser Tenorsänger soll außerdem, daß er sehr gut singt, ein ganz ruhiger, stiller, unverheiratheter, zufriedener Mensch sein, gar nicht aufbrausend, nicht rechthaberisch, nicht wanderungssüchtig ...

Uebrigens scheint das Wandern an der Tagesordnung zu sein; Kunst ist, wie man hört, auch nicht mehr in Mainz; vielleicht kommt er auf Umwegen hieher, wenn unsere Bühne den 18. dieses Monats (nicht den 14., wie es früher hieß) eröffnet wird.

Frohere Hoffnungen, lieber Freund, habe ich in Bezug auf den hiesigen Musikverein. Daß auf Veranlaßung der Städtischen Behörde der Cäcilien-Abend mit einem glänzenden, herrlich ausgeführten Conzerte bei uns gefeiert wurde, daß die ersten Sängerinnen unserer Stadt daran Theil nahmen, wissen Sie schon. Dieser gute Erfolg hat unsere Musikwelt von Neuem zu dem warmen Wunsche begeistert, auf der begonnenen Bahn voranzuschreiten. Die hiesigen Künstler, wie alle Diejenigen, die unter uns Polyhymnia's Gaben zu würdigen wissen, sind ungemein thätig, dieses frisch auflodernde Feuer nicht verrauchen zu lassen. Man brennt vor Verlangen, den Verein, wie er jetzt seit einiger Zeit besteht, zusammenzuhalten, um uns in Zukunft, irr' ich mich nicht, noch viele solcher Cäcilien-Abende genießen zu lassen. Das Erfreulichste hiebei ist, daß sogar holde Frauen und Fräulein, denen doch das häufige Ueben und Zusammenkommen manche angenehme Stunde in stillerer Sphäre wegstiehlt, unter einander zu wetteifern scheinen, die Vergnügungen unserer Stadt mit dem herrlichsten der Genüsse, mit dem Genusse, den Conzerte bieten, noch zu bereichern. Sie lächeln, lieber Freund, und denken an Ihren herrlichsten Genuß, an die Oper. Ich versichere Ihnen, daß ich mich in keiner Oper noch so seelig fühlte, als in manchem mittelmäßigen Conzerte. Hier ist die Seele nicht gefesselt, nicht neugierig gespannt durch die erbärmlichen Intriguen der Erde, wie sie in jedem Drama vorkommen müssen; nein fessellos kann sie sich den höhern Gefuhlen hingeben und sich frei hinaufschwingen in die Sonnenhöhen der Phantasie. Ich lobe mir einmal meine Conzerte.

Sollte nun bei den wärmsten Wünschen, einen festen Singverein, als die Grundlage der folgenden Conzerte, in unserer Stadt gegründet zu seh'n, derselbe für die Dauer doch nicht zu Stande kommen, so wäre Das nur ein neuer Beweis für den Satz, daß vom Wollen bis zum Ausführen sehr oft meilenweite Strecken liegen. Einen solchen Verein zu beginnen, mag leicht sein; jedes Neue zieht an, jede frisch gebildete Gesellschaf hat ihre Reitze. Aber einem solchen Vereine Festigkeit, Haltung und Dauer zu geben, hat tausend Schwierigkeiten. Das Aufhören so vieler gewesenen Singvereine liefert den sprechendsten Beweis dafur.

(Forts. folgt.)

Auflösung des Sylben-Räthsels in No. 45: Rauchfaß, des Anagramms: Renner.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 10. Dezember. N° 47.



Das Clima von Trier, nach fünfzigjährigen Erfahrungen beurtheilt.

Von M. F. J. Müller.

(Fortsetzung.)

§. 6. Vegetation. Fruchtbarkeit.

Hinsichtlich der Vegetation, so wie der Fruchtbarkeit in einem Clima, kommt viel darauf an, ob die kultivirten Pflanzen heimisch oder aus einem fremden Boden eingebracht worden sind. Die Fruchtbarkeit überhaupt hangt vorzüglich von drei Punkten ab; 1) von der Beschaffenheit des Bodens; 2) von der Kultur, 3) von der Witterung. Poitivin in seinem Vortrag über die gekrönte Preisschrift des bekannten Astronomen und Meteorologen Toaldo *) bemerkt sehr richtig: »Der Einfluß der Witterung auf das Wachsthum der Pflanzen ist von allen Gegenständen der allgemeinen Naturlehre derjenige, der vielleicht die meiste Aufmerksamkeit der Gelehrten verdient. Es ist in der That für die Philosophen ein sehr anziehendes Schauspiel, so viele Wesen von der beständigen Wirkung der Witterung abhängen zu sehen, eine Wirkung, die, indem sie ihre Bestandtheile beständig modifizirt, auf unsere Hauptbedürfnisse vielen Einfluß hat.« Die Witterung kann auch hier nur eigentlich Gegenstand unsrer Beobachtungen werden.

Die Witterung ist in unserm Clima in keinem Jahr so schlecht, noch so verderblich, daß man dasselbe durchaus unfruchtbar nennen könnte; im Gegentheil ist die Witterung manchmal für einige Gewächse gedeihlich, wenn sie für andere ungünstig ist; daher sagt der berühmte Astronom Bode **) ganz richtig: »Es giebt für einzelne Länder sowohl als ganze Welttheile des Erdbodens eben so wenig gänzlich fruchtbare, als unfruchtbare Jahre. — Der Witterungslauf ist im Ganzen weder allgemein vortheilhaft, noch nachtheilig; und er sei auch noch so veränderlich und ungewöhnlich, so ist er doch bald dieser, bald jener Gattung von Getreide, Feldfrüchten, Wiesengewinnungen, Obst und Gartengewächsen gedeihlich, und wenn zu unsrer oder der Thiere Nahrung die eine nicht gehörig hinreicht, so geräth die andere doch oft desto besser. Sehr oft tritt aber auch der Fall ein, daß nicht eine Kargheit der gütigen Mutter Natur, sondern eine weise Politik, so wie die Streit- und Habsucht der Menschen, hie und da eine größere Kostbarkeit oder gar einen Mangel der ersten Lebensbedürfnisse zur nächsten und unvermeidlichsten Folge haben.« Ueberhaupt kommen in unserm Clima (ich unterstelle die gehörige Cultur) so mannigfaltige Produkte zu ihrer Reife, daß wir Ursache haben, uns dessen zu erfreuen; wir wollen die bekanntesten zur Erinnerung bringen.

Die Brodfrüchte, als Korn oder Roggen, Waizen und zum Theil Gerste, werden vor dem Winter gesäet; die Ernte ist dann bei gewöhnlicher Witterung (Gerste früher) zu Ende Juli und Anfang des August's. Die Lenzfrüchte, als Hafer, Linsen, Erbsen, kleine Saubohnen, Wicken, auch Gerste zum Theil, werden im Frühlinge gesäet und Ende August's und Anfang September geerntet. Die Kohlgemüße sind in dem Monat Oktober hinreichend ausgewachsen, um zu dem Wintervorrath gebracht zu werden. Die Spargel werden gegen Ende April und Anfang Mai genossen. Schon im Monat Juni werden junge Gemüße häufig zum Markte gebracht. Schon im Monat Juli und Anfang August's speiset man Kartoffel; indessen werden dieselben in Masse nur erst gegen Ende des Septembers und im Anfang des Oktobers nach Hause geführt; einige Wochen später die weißen und gelben Rüben. Das Heu wird im Monat Juli, der Grummet in der andern Hälfte des August's und im September eingeführt. Sehr oft kommen beide nicht in

*) Witterungslehre für den Feldbau. Zweite Auflage. Berlin, 1784. Seite 11.

**) Gedanken über den Witterungslauf. Berlin, 1819. Seite 76.

gleicher Fruchtbarkeit; ist das Heu wohl gerathen, so giebt es gewöhnlich nicht viel Grummet, und im entgegengesetzten Falle muß der Grummet manchmal den Mangel an Heu zum Theil ersetzen. (Forts. folgt.)

Beitrag zur Geschichte der Schulen in Trier.

Mitgetheilt

von **J. H. Wyttenbach.**

(Fortsetzung.)

„Alles dieses, und mehr anderes, muß der Lehrer wissen, muß es nicht oberflächlich wissen, sondern bis zu einer Stärke gebracht haben, wenn er in seinem Fache Ehre einlegen, wenn er Nutzen schaffen und, wofür er da ist, der Geistesanlage junger Leute Luft machen, und den Mann formen will, der aus ihnen werden kann und soll."

„Wenn ich nun zweifle, ob einer von den Regulärorden Leute von diesem Zuschnitte, und so viele Leute, als zu Bestellung der Schulen nöthig sind, aufzustellen habe, so wird man hoffentlich meinen Zweifel für gegründet ansehen .... Mit den Piaristen, denen das Schullehren Beruf ist, hat man's an hiesigem Gymnasium versuchet; und — sich betrogen: mit den übrigen Mendikantenorden hat mans in Betreff der Tyrocinien versuchet — und sich betrogen. Wollte man's nun auch mit einigen an den Gymnasien zu Trier und Koblenz versuchen, z. B. Minoriten und Franciskanern — bei denen die Studien am besten stehen sollen — ich meines Orts zweifle sehr, ob man sich nicht noch mehr werde betrogen finden."

5) „Wie sollte man denn auch hoffen können, daß diese oder andere Regulärorden den Wünschen über Verbesserung des Schulwesens entsprechen sollten, da bekanntlich gute Köpfe auch vorhin, wo die Aktien des Klosterstandes höher standen, selten in Klöster traten, zumal nicht in Mendikantenorden, und in Zukunft das eben so wenig thun möchten? Zudem war die Verfassung der Mendikankenklöster weder vorhin geschickt, aus mittelmäßigen Subjekten Philologen von Geschmack zu bilden, weder läßt der itzt herrschende Klostergeist, wo so wenig Trieb zum Studieren ist, hoffen, daß Philologie unter Ihnen selbst, und durch sie bei Candidaten in den Gymnasien gedeihen möge."

6) „Ich habe hier nur das Sprachstudium und die Geschicklichkeit — durch gründliche Kenntniß der alten Sprachen die Geisteswerke der Alten nutzen zu können und mit diesem Wetzsteine die Talente der Jugend aufzuwecken und zu schärfen — in Anschlag gebracht: ich übergehe manche andere Eigenschaften, die einem Lehrer in den Gymnasien unentbehrlich sind, und die bei Religiosen — so wie wir sie hier zu Lande und in den sogenannten Provinzen, die das Land durchkreuzen, kennen — eine seltene Erscheinung sind: aus welchem allem ich meines Theils ad 1mam ganz unräthlich finde, die Gymnasien einem Regulärorden aufzutragen; gleichwohl möchte ich einzelnen Klosterleuten, auch Mendikanten in einem ganz außerordentlichen Falle, wo es einer unter ihnen sehr weit in der Philologie möchte gebracht haben, keine exclusivam geben, da mein Grundsatz ist: zu Schulmännern die besten und thätigsten Männer auszusuchen."

7) „Ad 2dam, ob diese Schulen der Weltgeistlichkeit noch ferner zu belassen seyn, wäre ich des ganz unbedenklichen Dafürhaltens, quod ita.

Die Weltgeistlichkeit ist von Gott berufen, Lehrerinn der Völker zu seyn: sie ist mehr von ihrem Hochwürdigsten Landesherrn abhängig, steht in Betreff der Lehrart, der Lehrgegenstände und des ganzen Verfahrens demselben mehr zu Gebote: durch sie kann er also zu dem erhabenen Zwecke — das Schulwesen der lateinischen Classen in guten Stand und in Flor zu bringen, sicherer gelangen." (Fortsetzung folgt.)

Anekdote aus Algier.

Von M. Schneider aus Trier. *)

Bei einem der Züge, deren die Franzosen so viele machen müssen, um die empörten Mauren zu demüthigen und sie zum Tributzahlen zu zwingen oder die unruhigen Beduinen, die nur vom Raube leben, zurückzudrängen, sah sich ein Grenadier vor Ermattung genöthigt, einige Augenblicke zurückzubleiben. Er setzte sich, erschöpft wie er war, hinter einen rothblüthigen Cactus, um sich etwas zu erholen. Kaum aber saß er da, so erhielt er einen Streifschuß an den Kopf und sank betäubt hinter dem Strauche nieder. Von dem Blutverluste geschwächt, fiel er aus dieser Betäubung bald in einen süßen Schlummer. Da er wieder erwachte, fand er sich so schwach, daß er nicht aufrecht zu stehen vermochte. Dazu kam noch ein brennender Durst: er glaubte zu verschmachten. Kriechend suchte er den Schatten eines nahen Palmbaums zu gewinnen, der ihn vor den heißen Strahlen der Sonne schützen sollte; und hier erwartete er standhaft den Tod, der ihm unvermeidlich schien.

Die Strahlen der untergehenden Sonne verlängerten bald den Schatten der majestätischen Palme; das unzählbare Heer fliegender Insekten, welche die Menschen oft, besonders in feuchten Gegenden, bis zum Wahnsinne quälen, verlor sich, und der Thau fing an seine wohlthuende Kraft auf die Erde auszugießen. Einzelne Tropfen, die gleich Perlen sich in den langen, riemenförmigen Blättern einer Aloe sammelten, erquickten bald den muthigen Krieger.

Der Mond stieg gleich einer feurigen Kugel aus den dunklen Wellen des Meeres, und schien mit neuer Pracht die Erde begrüßen zu wollen. Einzelne Schüsse aus der Ferne ließen den Verwundeten bald die Richtung wahrnehmen, welche seine Kampfgenossen genommen hatten. Er raffte sich auf, um ihnen zu folgen, als er in nicht weiter Ferne das Wiehern und gleich darauf den Galopp eines Pferdes vernahm. Der Grenadier stutzte, untersuchte sein Gewehr, und machte sich zu einer tapfern Gegenwehr fertig; denn lebendig wollte er sich den Kopf nicht abschneiden lassen. Wirklich sah er auch einen feindlichen Araber im Galopp auf sich losrennen. Kaltblütig erwartete unser Krieger den Angriff; seiner Kugel wollte er sicher sein. Der Araber, durch dieses Manövre getäuscht, schoß seine Kugel auf ihn ab und fehlte ihn. Sein Gegner erwiederte diesen Gruß mit einem ähnlichen, und der Araber stürzte zu Boden. Der Grenadier ging auf ihn zu, um ihn vollends zu tödten und sich seines Renners zu bemächtigen, mit dessen Hilfe er bald zu den Seinigen zu kommen hoffte. Das Roß schien aber diesen Fremdling verachten zu wollen, indem es schnaubend davon lief. Da diese Hoffnung vereitelt war, suchte der Krieger sich an dem Gefallenen gleichsam auf andere Weise zu entschädigen, und beraubte ihn all seines Schmuckes. Dieser verrieth, daß der Todte ein Tribuschef oder ein anderer Große gewesen sein mußte. Mit dem kost-

*) Der Hr. Verfasser, der sich drei Jahre in Algier aufhielt, lebt jetzt wieder in seinem Vaterlande. Er hat obige Anekdote oft an Ort und Stelle erzählen hören; jeder Soldat in Algier kennt sie.

baren Shawle, der zum Turban gewunden war, verband er seinen Kopf; der aus bunter Seide und Goldfäden gewebte Gürtel behielt seine Bestimmung. Zu seiner eigenen Waffe erhielt er noch zwei reiche Pistolen und ein mit Silber beschlagenes Gewehr. So setzte er, doppelt gewaffnet, seinen Weg muthig fort. Der hohe Atlas entzog ihm bald den süßen Schein des Mondes, der ihm bis jetzt so treulich geleuchtet hatte. Unkundig der gesträuchvollen Gegend, abgemattet von Strapatzen, wollte er den Tag erwarten, um seinen Marsch fortzusetzen; denn er glaubte sich nur mehr einige Meilen von den Posten seiner Kameraden. Bald änderte er aber sein Vorhaben, indem er die Gefahren bedachte, die ihn von neuem bedrohen könnten, wenn er vom Feinde bemerkt würde. Er nahm seine wenigen Kräfte zusammen, und ging gerade auf ein Licht los, welches er in einer kleinen Entfernung bemerkte; er glaubte die Wohnung eines friedlichen Mauren auf Französischem Gebiete zu finden. Aber wie erschrack er, als er das nämliche Pferd, dessen Reiter er einige Stunden früher getödtet hatte, an einem Baume dicht neben dem Hause angebunden sah! Im nämlichen Augenblicke packten ihn mehrere nervige Fäuste mit solcher Kraft, daß alles Vertheidigen vergebens gewesen wäre. Sie führten ihn ins Haus vor ihre Gebieterinn; dieselbe that einen Schrei des Entsetzens, sobald sie ihren Gefangenen erblickte, und fiel in eine Ohnmacht. Zwei Sklavinnen trugen sie in ihr Kabinet. Nach einer halben Stunde brachte eine dieser Sklavinnen den Befehl, man solle den Gefangenen der Gebieterinn vorführen. Ihre erste Frage in Französischer Sprache war, woher er diesen Turban und diesen Gürtel habe? Wahrheit, reine Wahrheit verlange sie zu wissen, setzte sie mit ernstem Tone hinzu, denn nur dadurch könne sein Schicksal erleichtert werden, indem er ganz in ihrer Gewalt stehe. Ihr ernster, doch freundlicher, offener Blick flößte ihm Hoffnung und Vertrauen ein, er erzählte ihr den ganzen Hergang der Geschichte, welche sie sichtbarlich in die größte Verwirrung setzte. Nun! sprach sie, wisse, daß er, dessen Schmuck du trägst, mein Gemahl gewesen. Ob ich aber seinen Mörder hassen oder meinem Erlöser danken soll, weiß ich nicht. Aber welcher Provinz Frankreichs Bewohner bist du? fragte sie hastig. Aus der Dauphine, erwiederte er. Genug, noch vor Sonnen-Aufgang werden wir bei unsern Landsleuten sein! Sie gab hierauf ihrem ganzen Gesinde die Freiheit, beschenkte es reichlich, brachte in Eile ihre Kostbarkeiten zusammen, nahm ihren dreijährigen Sohn, und schwang sich auf ein Roß, welches ein treuer Sklave ihr zurecht gemacht hatte; ihren Landsmann hieß sie sich auf das ihres verstorbenen Herrn setzen, und nun kamen beide nach kaum einer Stunde bei den Vorposten des Französischen Heeres an.

Hier erzählte die neue Mahomedanerinn ihre Geschichte in folgenden Worten: Als Mädchen von 18 Jahren kam ich aus meinem elterlichen Hause, weil ich in eine Heirath mit einem Manne, den ich haßte, nicht einwilligen wollte, da mein Herz außerdem schon gewählt hatte. Um den Mißhandlungen meiner Mutter zu entgehen, floh ich. Ich kam zu einer Dame aus Turin, mit der ich nach Italien reiste. Auch Turin verließ ich bald, um mit meiner Herrschaft nach Alexandrien zu fahren. Ein Sturm warf uns gegen die Küste der Barbarei, wo wir Schiffbruch litten. Ich ward nebst einigen meiner Reisegefährten gerettet, um mir später den Tod zu wünschen, ohne ihn finden zu können. Eine Menge Barbaren war am Ufer versammelt, um uns Unglückliche als Sklaven ins Innere des Landes zu führen. Bald fanden diese Unmenschen Käufer für meine unglücklichen Gefährten: ich aber wurde für den Harem des Dey's von Algier bestimmt. Mein Gemahl muß aber einen sehr hohen Preis für mich gegeben haben, weil ich an ihn abgeliefert wurde. Er behandelte mich immer sehr gut; mein beständiges Widersagen machte, daß er Ehrfurcht gegen mich hegte, statt daß er mich fühlen ließ, ich sei seine Sklavinn. Hier sah ich, daß es auch unter rohen Völkern edle Männer giebt. Nach und nach wußte Ali Muhamed sich wirklich in mein Herz einzuschleichen, ohne daß ich mehr, als Hochachtung, für ihn hatte. Ich wurde seine Favoritinn und gebar ihm diesen meinen Sohn. —

Sie wurde noch am nämlichen Tage mit ihrem Erretter, wie sie den Grenadier stets nannte, nach der Stadt gebracht. Hier hatten sie Zeit, sich über ihre Jugendjahre hundert Fragen zu thun. Aber wer vermag die Freude zu beschreiben, als die scheinbare Mahomedanerinn in ihrem Erretter ihre erste Liebe wiederfand! Freudetrunken sanken sie einander in die Arme, und dankten Gott für ihre so wunderbare Erhaltung.

Die junge Wittwe stellte gleich ihrem Geliebten einen Stellvertreter, und nun fuhren beide mit der ersten Gelegenheit nach Frankreich über, und nahmen grade ihren Weg nach Vienne, *) wo sie geboren waren und wo sie jetzt in glücklicher Ehe leben.

*) Departement Isere, am Rhone.

B o i e l d i e u.

Kaum hatte sich das Grab über den sterblichen Ueberresten Herolds geschlossen, und schon öffnete es sich von neuem, um einen Meister der Töne, das Haupt der Französischen Schule, jenen Boieldieu zu verschlingen, dessen Meisterwerke allgemein bekannt und beliebt sind. Der Verlust ist groß für die Kunst. Die Krankheit, der er unterlag, hatte ihn schon seit einigen Jahren genöthigt, dem Componiren zu entsagen, und man hegte nur wenig Hoffnung, daß sich seine Gesundheit so weit wieder erstarken werde, um ihm anhaltende und anstrengende Arbeit zu erlauben; aber seine Freunde hofften doch, ihn noch länger zu genießen.

Seine künstlerische Laufbahn war nicht reich an Begebenheiten; eine ununterbrochene Reihe von Erfolgen trug ihn unbemerkt zum ersten Range empor; seine Biographie wird deswegen auch ziemlich kurz sein und gleichsam nur ein Verzeichniß seiner zahlreichen Werke enthalten.

A d r i a n B o i e l d i e u war 1776 zu Rouen geboren und erhielt seinen ersten Unterricht in der Musik von einem Organisten jener Stadt, B r o c h e, von dem er stets mit hoher Achtung sprach. Indessen galt derselbe für einen groben Mann und mittelmäßigen Musiker, aber für einen ungemeinen Trinker; gewöhnlich mißhandelte er seine Schüler und vorzugsweise den armen Boieldieu, in dem er keine Anlage zur Musik bemerkte, da er eine bestimmte Abneigung vor geistigen Getränken hatte. Da nun nach der Meinung des alten Broche ein guter Musiker auch ein tüchtiger Trinker sein müßte, so zog er die ganz natürliche Folgerung, wer nicht trinken könne, werde auch nie zu componiren verstehen, und er erwartete demzufolge von seinem Zöglinge nicht viel.

Boieldieu ließ indeß den Muth nicht sinken und kaum war er 19 Jahre alt, so versuchte er sich an einer kleinen Oper, die ein Landsmann gedichtet hatte. Das Werk wurde in Rouen mit solchem Erfolge auf-

geführt, daß jedermann und der alte Broche zuerst dem jungen Boieldieu rieth, seine Oper in Paris zur Aufführung zu bringen. Der junge Componist verließ also seine Vaterstadt mit leichtem Beutel, aber reich an Hoffnung und mit einem kleinen Koffer, in dem seine Garderobe weniger Platz einnahm, als seine Partitur, so klein dieselbe auch war.

Damals ging in der Musik eine Art Revolution in Paris vor sich. Das Düstere war Mode, Mehul und Cherubini standen an der Spitze der neuen Schule und die harmonischen Schönheiten, welche in ihren Werken glänzten, schienen auch bei dem Publikum höher im Werthe zu stehen, als die einfachen und naiven Melodieen, die Gretry und Dalayrac schufen. Die beiden letztern glaubten deßhalb dem Modegeschmack ebenfalls folgen zu müssen, und Gretry schrieb seinen „Peter den Großen" und „Wilhelm Tell;" Dalayrac seine „Camilla", nur um mit der „Elisa" und „Lodoiska" Cherubini's, der „Euphrosyne" und „Stratonice" Mehul's, der „Höhle" Lasueurs, der „Strenge des Klosters" Bertons und einigen andern Werken der Art von weniger berühmten Verfassern wetteifern zu können. (Schluß folgt.)

Theater und Conzert in Trier.

(Fortsetzung.)

Das Erste, worauf es ankommt, ist, daß Alle, die am Vereine Theil nehmen können, wirklich daran Theil nehmen. Wo kein ermunterndes Zusammenwirken waltet, vorzüglich in Städten, wo die Kunstjünger nicht so zahlreich sind, da kann eine solche Vereinigung unmöglich fortbesteh'n. Alle Theilnehmer müssen ferner von voller Liebe zur Kunst beseelt sein, um in vorkommenden Fällen mit willigem Herzen dem Ganzen ein kleines Opfer bringen zu können. Ein anderes Erforderniß ist, so viel wie möglich, ein günstiges Local zu finden. Ich erinnere mich noch recht wohl, lieber Freund, als wir vor einigen Jahren die Schöpfung im Casino-Saale hörten, daß ihnen dieser Saal zu Conzerten so geeignet schien. Auch ich wüßte keinen bessern.

Sind die erwähnten Hauptbedingungen erfüllt, so ist nun das Wichtigste, einen tüchtigen Direktor an der Spitze zu haben. Er ist die Seele des Ganzen; er muß beleben, ermuntern, anfeuern. Um Dies zu bewirken, steht ihm Mancherlei zu Gebote. Ich hebe nur eins heraus: er muß durch die Wahl der Stücke zu fesseln suchen. Er darf weder zu leichte Stücke wählen, damit die Gelegenheit, weiter zu kommen, nicht benommen werde; noch darf er zu schwere Sachen zur Aufführung bringen, damit er nicht abschrecke. Dabei muß ein zweckmäßiger Wechsel streng beobachtet werden. Denn auch die edelste Musik stumpft leicht, wie der herrliche Thibaut sagt, durch ein stetes Einerlei ab, und man findet daher oft, daß die schönsten Sachen sogar immer gemeiner gesungen werden, je mehr man sie singen läßt. — Um Mannigfaltigkeit in die Wahl der Stücke zu bringen, ist — Fonds nöthig. Ich lese Ihnen die Frage, bester Freund, die Ihnen jezt auf den Lippen schwebt, aus den Augen; — aber Geduld, ich will von vorne anfangen. Zu diesem Ende führe ich Sie, als Freund der Kinder, in die Kinderschule und lasse vor ihren Augen das 10jährige Luischen zu einer blühenden sangkundigen Luise sich heranbilden. Ich hoffe, daß Sie mir es durchsehen, wenn ich, die musikalische Bildung des Knaben und Jünglings für jetzt ziemlich außer Augen lassend, mich zu den Sängerinnen hinwende, die man doch bei uns am meisten vermißt. Ich hoffe um so mehr auf Ihre Nachsicht, da ich mich noch wohl zu erinnern weiß, was Sie mir einst zuflüsterten, als in einem Conzerte sich der erste Damenchor, beglänzt von dem hellen Kerzenschimmer, erhob und seine metallreichen Töne, vermält mit dem Chore der Männer, zu uns daherklangen. Ihre Worte waren: Wie das Weib jedem geselligen Zusammensein eine höhere Stimmung leiht, so sind es doch auch hier wieder die Frauen, die dem Ganzen einen höhern Anflug geben!

Wenn unser Singverein auf festen Stützen ruhen soll, damit er nicht, wie so viele andere, eine schnell vorüberrauschende Erscheinung werde, so ist vor Allem nöthig, daß er immer neue Nahrung, neuen Zuwachs aus der jüngern Welt erhalten kann. Nicht Alle, die gerne singen, können an einem solchen Vereine Theil nehmen. Zum Besten des Ganzen wird es vortheilhaft sein, wenn nur Solche als ausübende Mitglieder zugelassen werden, die durch mehrjährige Uebungen Kenntniß im Notenlesen und eine gelenkige Stimme erlangt haben. Wo Schwache und Tüchtige regellos zusammentreten, da verlieren die Einen, wie die Andern, durch das häufige Wiederholen am Ende Lust und Ausdauer.

Wie jede Fertigkeit auf Uebung beruht, so nimmt auch der Gesang viele Jahre in Anspruch. Die ersten Uebungsjahre müssen dazu in eine Zeit fallen, wo die Organe noch zart und geschmeidig sind. Es ist daher nothwendig, daß zur musikalischen Ausbildung, die auch in manchen andern Rücksichten von hohem Werthe ist, frühe der Grundstein gelegt werde. Sie erinnern sich gewiß noch, lieber Freund, aus ihren frühesten Jugendjahren, wie sehr der Vater Eduards von dieser Wahrheit durchdrungen war, durchdrungen war von dem mächtigen Einfluße, den die göttliche Gabe des Gesanges und der Musik auf den Wohllaut der Sprechorgane, auf die Stimmung des Gemüths in den mannigfaltigen Augenblicken des Lebens, auf die Ausbildung des Charakters habe. Sie erinnern sich gewiß noch, wie der kleine Eduard mit seiner Geige vorüberzog und andere Kinder ihn spöttisch den kleinen Musikus nannten. Sie kennen auch den heitern Geist, der jetzt in seinem Hause weht.

Ob Privatstunden das leisten können, was der öffentliche Unterricht leistet, wo Kinder von den verschiedensten Anlagen zusammenkommen und das Eine das Andere zum Nacheifer weckt, wo der Lehrer bei seiner Unabhängigkeit von dem Einzelnen, nach Zweck und Gewissen durchgreifen kann, darüber ist Ihnen, Theuerster, kein Zweifel. In Bezug hierauf werden Sie es billigen, wenn ich Ihnen sage, daß eine öffentliche Gesanganstalt für junge Mädchen als eine wahre Pflanzschule für den weiblichen Gesang überhaupt und die Richtung desselben in einer Stadt anzusehen ist.

Hr. Rebmann hat vor einigen Wochen auf Veranlassung des auch um den Kirchengesang in unserer Gegend hochverdienten Schulraths, Hrn. Gratz, in der Mädchen-Schule bei St. Antonius seinen Gesangunterricht begonnen. Ein Lehrer, wie Hr. Rebmann, berechtigt zu den schönsten Hoffnungen. Mögen seine Bemühungen nur den Anklang finden, den sie verdienen! (Schluß folgt.)

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 13. Dezember. N°. 48.



Auszug aus dem Zeitungs-Berichte der Königlichen Regierung zu Trier pro November 1834.

I. Witterung und deren Einfluß auf die Bodenerzeugnisse.

Die letzten Tage des Octobers und die ersten des Monats November bis zum 12ten hin waren im allgemeinen gelind und bei herrschendem Süd- und Südwestwind meistens feucht. Am 12ten stellte sich plötzlich rauhe Witterung und Kälte, so wie von da ab, bis gegen Ende des Monats, wo dichte Nebel häufiger wurden, jäh abwechselnd, bald helle und kalte, bald trübe und stürmische Witterung ein. Jedoch herrschte eine Trockenheit vor, welche namentlich im Gebirge, bei der Erwartung eines anhaltenden Frostes, Wassermangel befürchten ließ. Auch verminderten scharfe Ost- und Nordostwinde die Wassermenge in den Flüssen und Bächen; mit Rücksicht auf die dadurch entstehende Schwierigkeit des Transportes und des Mühlenbetriebs entstanden Besorgnisse, daß der Bedarf an Steinkohlen und Mehl für den eintretenden Winter schwer zu beschaffen sein werde. Uebrigens haben die gelinden und mitunter feuchten Tage zu Anfange des Monats den Feldbau begünstigt und zum Aufkeimen und Erstarken der Wintersaat beigetragen. Die Fruchtfelder gewähren fast allenthalben und nur mit Ausnahme der tiefer gelegenen Flächen, denen der auf die gelinde Witterung zu plötzlich folgende Frost weniger zusagte, einen befriedigenden Anblick. Dem Kleebau ist die abwechselnde Witterung dagegen nachtheilig gewesen.

II. Preise der Lebensmittel.

Die Fruchtpreise sind gegen den vorigen Monat unbedeutend gefallen, und mag die Ursache hievon in der gelinden und für die Wintersaat gedeihlichen Witterung zu finden sein. Die übrigen Getreidearten, mit Ausnahme des Heues und Hafers, welche etwas in die Höhe gegangen sind, blieben bei den vorigsmonatlichen Preisen.

III. Gesundheitszustand.

a) Bei den Menschen. Der herrschende Charakter der hier und da vorkommenden Krankheiten ist nervöser und entzündlicher Art.

In den Kreisen Bernkastel, Daun, Bitburg, Prüm und dem Landkreise Trier sind Nervenfieber häufig, welche aus vernachläßigter Behandlung der Ruhr entspringen sollen. Diese letztere herrscht gleichzeitig in den Kreisen Prüm und Saarburg. Beide Krankheiten ziehen jedoch nur äußerst selten den Tod nach sich.

In der Bürgermeisterei Gillenfeld, Kreises Daun, und namentlich in der Gemeinde Strotzbüsch, waren jedoch nach ärztlicher Untersuchung unter einer Seelenzahl von 314 bis jetzt 23 Personen an einem ansteckenden Nervenfieber mit hervorstechenden gastrischen Leiden erkrankt, 13 Personen noch gegenwärtig in Behandlung und bereits 3 gestorben. Gegen die weitere Ansteckung sind polizeiliche Vorsichts-Maaßregeln getroffen worden, dagegen ist in den Bürgermeistereien Auw, Bleialf und Winterscheid des Kreises Prüm, wo die Ruhr von 91 Erkrankten 11 Personen weggerafft hatte, gegenwärtig kein neuer Krankheitsfall vorgekommen. In mehreren Gemeinden des Kreises Saarlouis herrscht noch der Keuchhusten unter den Kindern und hie und da im Kreise Bernkastel die Bräune; ohne jedoch eine ungewöhnliche Sterblichkeit zu veranlassen.

b) Bei den Hausthieren. Die in unserm Bericht vom verflossenen Monat angezeigte Krankheit unter den Pferden und Schweinen im Kreise Saarlouis hat gänzlich nachgelassen.

Ebenso ist im Kreise Bitburg, Gemeinde Seffern, wo gegen Ende des vorigen Monats der Milzbrand unter dem Hornvieh zum Vorschein gekommen war, durch die polizeilich getroffenen Absperrungsmaaßregeln, welche bei den Einwohnern bereitwillige Folge gefunden, der weitere Ausbruch verhindert worden, und im

Laufe dieses Monats kein weiterer Krankheitsfall vorgekommen. Dagegen ist in der Gemeinde Bergweiler, Kreises Wittlich, die Lungenfäule unter dem Rindvieh ausgebrochen, und sind daran bereits mehrere Stücke gefallen. Absperrungen und sonstige Maaßregeln sind zur Verhütung weitern Ausbruchs dieser Seuche getroffen worden.

IV. Unglücksfälle.

Ein junger Mensch von 16 Jahren stürzte vom Heuboden herab und büßte sein Leben ein; zwei andere von 17 und 18 Jahren fanden durch Herabsturz von einem Eichbaume, so wie eine 70jährige Frau, welche in Folge eines Schlagflusses die Treppe hinabstürzte, ihren Tod. Eine Taglöhnerinn, ihr Kind auf dem Arme tragend, stürzte in ihren Keller hinab und starb an den Folgen der erhaltenen Verletzungen; ihr Kind blieb aber unversehrt auf den untern Stufen liegen. — Bei einer Feuersbrunst zu Bitburg fand eine schon bejahrte Frau, welcher im Gedränge durch den Stoß eines Karrenbaums das Brustschlüsselbein zerschmettert wurde, ihren Tod. Die Kleider eines 5jährigen Mädchens entzündeten sich am Feuerheerd, und das Kind starb an den erhaltenen Brandwunden. Ein Zögling des hiesigen bischöflichen Seminars wurde in Folge einer bereits überstandenen hitzigen Krankheit plötzlich wahnsinnig. — Ein 13jähriger Knabe, welcher mit Pferden zur Weide geschickt worden war, starb, durch den Hufschlag eines derselben am Kopfe getroffen, augenblicklich. Einige Tage nach diesem Unfall verlor die Mutter dieses Knaben durch Unvorsichtigkeit beim Aufladen eines Wagens ein Glied ihres Zeigefingers.

V. Gemeinde-Angelegenheiten.

Auf den Bureaus der Bürgermeistereien ist man mit Aufstellung der Haushaltungs-Etats pro 1835 beschäftigt, von denen bereits mehrere zur Feststellung eingegangen sind. Die meisten Gemeinde-Rechnungen pro 1833 sind abgeschlossen und der Schulden-Tilgungs-Zustand der Gemeinden ist befriedigend.

Ueberall ist man mit der Ausbeute der diesjährigen Holzschläge beschäftigt; größtentheils ist das Loosholz vertheilt, auch das zum Verkauf bestimmte Holzquantum theilweise bereits versteigert.

In allen Gemeinden, wo die Wegebauten pro 1834 noch nicht beendigt sind, ist man damit jetzt thätig beschäftigt.

Der Landrath des Kreises Daun giebt die Hoffnung, in allen Bürgermeistereien seines Kreises Armen-Unterstützungs-Vereine zu Stande zu bringen, deren Beiträge weniger in baarem Gelde, als in Naturalien bestehen sollen.

Die Gemeindebauten haben im Allgemeinen befriedigenden Fortgang gehabt und sind zum größten Theile beendigt.

In den Communalwaldungen sind die pro 18³⁴/₃₅ vorzunehmenden Culturen zum Theil schon ausgeführt, in andern Gemeinden ist man mit deren Ausführung beschäftigt.

VI. Kirchen- und Schulwesen.

Am 16ten d. M. sind die drei neuen gußeisernen Glocken, deren größte ein huldvolles Geschenk Sr. Majestät des Königs ist, in der katholischen Kirche zu St. Johann-Saarbrücken feierlich eingeweiht worden.

Der zu Wadern verstorbene Pfarrer Classen, welcher bereits der dortigen Pfarrei eine Schuld von 3200 Rthlr. erlassen, hat ihr auch noch mittelst Testaments seine ganze Bibliothek zum Gebrauch des jedesmaligen Pfarrers, so wie den Armen der besagten Pfarrei, seine Kleider u. sämmtliche Leinwand hinterlassen.

Die Schulhausbauten sind zum größten Theile und jedenfalls so weit beendigt, daß überall in den Lokalen Schule gehalten werden kann. Der Schulbesuch findet, mit geringer Ausnahme in den ärmern Gemeinden, regelmäßig statt, und nur in den letztern kommen häufige Schulversäumnisse vor.

Die neue Einrichtung der höhern Stadtschule zu Saarlouis verspricht bei der Persönlichkeit und den Leistungen des Direktors Kuhl ein freudiges Gedeihen.

VIII. Handel, Gewerbe und Communikation.

Nach Getreide ist wenig Nachfrage. Der Viehhandel hat sich jedoch theilweise gehoben. Namentlich wurden Ochsen, Kühe, Rinder, Pferde und Füllen, am meisten aber Hämmel und Schweine, zu nahmhaften Preisen gesucht.

Im Kreise Prüm fand die diesjährige Vertheilung der Preise für die besten Zielstiere statt. Von den 12 vorgeführten Stieren ward der 1te Preis von 10 Rthlr. für einen 3jährigen Stier von Schweitzer Raçe, der 2te Preis von 8 Rthlr. für einen 3jährigen Stier von Westerwalder Bastardraçe; der 3te von 6 Rthlr. für einen 3jährigen Stier von Birkenfelder Bastardraçe und der 4te von ebenfalls 6 Rthlr. für einen 3jährigen Stier von großer Landesraçe zuerkannt.

Der Absatz der neuen Weine, besonders derjenigen der bessern Lagen, welche zu den Preisen von 150 Rthl. bis zu 250 Rthlr., das Fuder zu 860 Quart, verkauft werden, ist in den meisten Gemeinden bedeutend; am größesten ist derselbe in der Gemeinde Zeltingen gewesen, wo über 600 Fuder, durchschnittlich per Fuder zu 170 Rthlr., verkauft worden sind. Aber auch in den Gemeinden Rachtig, Erden und Lösenich sind resp. über 200 und 130 Fuder Verkäufe abgeschlossen worden. Ein einzelner Privatmann hat 10 Fuder, das Stück zu 210 Rthlr., erstanden, und selbst in der Gemeinde Conz sind Preise von 110 bis 120 Rthlr. für Weine bezahlt worden, deren beste Lage im Jahre 1811 für nicht mehr als 100 Trierische Thaler zu haben waren.

Der Mangel an Wasser in den Bächen und Flüssen hatte die meisten Hütten stille gelegt, und die Fabrikate wurden zu geringen Preisen verkauft. So war auch des niedrigen Wasserstandes wegen auf der Saar und der Mosel im Allgemeinen wenig merkantilische Regsamkeit, mit Ausnahme einiger Ladungen neuen Weines, welche in hiesiger Stadt abgelagert worden sind.

So weit die Gegenstände einer Ausgleichungssteuer im Zollvereine nicht unterliegen, blühen Handel und Gewerbe an den Grenzen ziemlich auf. Dagegen befinden sich sämmtliche Brantweinbrenner dieser Gegenden in einer sehr ungünstigen Lage. Der höchst einträgliche Schleichhandel mit auswärtigem Brantwein muß den Betrieb der diesseitigen Brennereien nach und nach gänzlich unterdrücken, und befördert außerdem durch niedrigen Preis die Consumtion von Brantweinen zum Nachtheil der Moralität.

In den Weinbergen wird noch thätig gearbeitet, und der Landmann ist beschäftigt mit dem Umstürzen der Felder, dem Düngen der Wiesen und dem Schwingen des Flachses. Deß ungeachtet wird theilweise, wie schon oben bemerkt worden, an Ausbesserung der Gemeindewege vor eintretendem Winter thätig gearbeitet.

Die Privat-Post-Expedition der Erben Recking hierselbst nach Metz und Luxemburg hat eine wesentliche Verbesserung erfahren, indem der letztere Cours zeitiger,

als bisher nach Luxemburg befördert, der erstere aber sich den Einrichtungen der Messagéries generales unter der Firma: Lafitte, Cailliard et Comp. in der Weise angeschlossen hat, daß Reisende, welche über Trier nach Paris reisen wollen, unmittelbar nach Ankunft des hiesigen Wagens in Metz weiter von dort nach Paris befördert werden können, und es möglich wird, von Trier aus am 3. Tage bereits um 10 Uhr Vormittags in Paris einzutreffen.

Beitrag zur Geschichte der Schulen in Trier.

Mitgetheilt
von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

„Die Weltgeistlichkeit hat vom Jahre 1477 an, wo zu Trier das Collegium der sogenannten goldenen Priester errichtet ward, bis nach dem Jahre 1560 — wo die Gesellschaft Jesu hier aufgenommen wurde, in den mittlern und höhern Schulen ersprießliche Dienste gethan, — sie hatte auch im Jahr 1773, nach Aufhebung dieser Gesellschaft, wiederum angefangen, gute Dienste zu thun; als man ihren ersten Curs im J. 1779 mit Einschiebung der Väter der frommen Schulen endigte. Indessen da die entlassenen Lehrer an denen Diensten, wozu man sie nachher anstellte, Ehre eingeleget haben: so mag es nicht so wohl scheinen, daß sie das Mistrauen, das man gegen sie erweckt hat, verdienet haben sollen, als daß man — bei allenfallsiger Verbesserung des Plans, oder wenn man will, auch etwa des Personals, — vieles Gute von ihnen zu erwarten gehabt hätte."

„Aber die P. P. piarum Scholarum entsprachen der größern Hoffnung, die man von ihnen geschöpft hatte, noch weniger: man entließ also auch diese im J. 1786, und würdigte die Weltgeistlichkeit abermal des schmeichelhaften Zutrauens, ihr die Bildung der studierenden Jugend in die Hände zu geben.

„Die Weltgeistlichkeit kann auch — wenn man ihr die gehörige Richtung giebt — die besten Aussichten gewähren, da durchgängig die besten Candidaten sich zu diesem Stande entschließen: aus den besten Candidaten können nun, wenn ihnen nachgeholfen wird — die besten Lehrer gebildet werden; und die besten Lehrer möchten wohl unbedenklich wiederum gute Candidaten liefern, und so fort bis ans Ende der Welt; daß man mithin auch wegen der Nachfolge an den Lehrämtern außer Furcht seyn kann."

8) „Aber diese Richtung geben, dieses Nachhelfen, oder wie die Hohe Regierung in der Frage saget, unter welchen Modificationen und Verbesserungen die Schulen der Weltgeistlichkeit zu belassen seyn möchten. Dieß ist wohl der einzige Gegenstand, den man bey der ganzen Sache im Auge haben kann; aber auch ein wichtiger Gegenstand, der für die Nachkommen der Grundstein von Glücke oder Unglücke, von Ehre im Reiche der Wissenschaften, oder von Unehre seyn wird."

„Was man für Klagen gegen die jetzige Verfassung der Schulen oder gegen die Lehrer habe, davon ist dem Generalvikariate keine Eröffnung geschehen: man wird daher von dieser Seite außer Stand seyn, den Gebrechen zu steuern. Indessen da die Candidaten nicht mit dem Grade von Ausbildung die Gymnasien verlassen, der zu wünschen wäre, und der gefodert wird, so dürften wohl Fehler unterliegen, die verbesseret werden müssen.

9) „Leyder ist man bey Klagen über Fehler im Schulwesen viel zu geneigt, sie den Lehrern aufzuhalsen: obgleich weder sie es immer sind, die die Schuld haben, und obgleich es nicht in ihrer Macht steht, sie abzuändern." (Schluß folgt.)

Boieldieu.

(Schluß.)

Diese Reaktion für die ernste, strenge, wissenschaftliche Musik konnte dem armen jungen Mann nicht günstig sein, dem fast die ersten Regeln der Harmonie unbekannt waren und der Nichts hatte, als einige schlecht ausgedrückte und noch schlechter instrumentirte Ideen. Fünfzehn Jahre früher wäre sein Werk in Paris Mode geworden, wie es in Rouen Mode wurde, aber damals wanderten die Partituren nicht so schnell, wie jetzt, durch das Land, die Schauspielergesellschaften in den Provinzen spielten und sangen die einfachen Opern Gretry's und Monsigny's recht gut, waren aber nicht im Stande, die nämlichen Töne Mehul's und Cherubini's durchzuführen.

Der junge Mann von Rouen mußte also mit seiner musikalischen Bildung von vorne anfangen. Aber woher sie nehmen, wo sie finden? Das Conservatorium bestand damals noch nicht, und außerdem mußte er doch vor allen Dingen leben. Boieldieu mußte sich deßhalb anfangs mit der niedrigsten Beschäftigung begnügen, welche ein Musiker, um zu leben, wohl ergreifen kann: er stimmte Piano-Fortes, und hatte er von seinem geringen Verdienste einige Sous erspaart, so trug er sie in das Theater, um die Meisterwerke zu hören, denen er einst gleich kommen sollte, die er aber damals kaum zu erreichen hoffte.

Indessen war er durch sein hübsches Gesicht und sein gutmüthiges, freundliches Aussehen bemerklich geworden. Das Haus Erard *) war schon damals der Sammelplatz alles dessen, was Paris an ausgezeichneten Künstlern besaß, und Boieldieu wußte, trotz seiner nicht eben vortheilhaften Stellung, dort Zutritt zu erhalten. Er fand eine Romanze, und die Musik, welche er dazu componirte, verschaffte ihm großen Beifall; er war nicht mehr als Clavierstimmer, sondern als Musiklehrer bekannt, der Eintritt in die besten Häuser fand. Seinen Romanzen folgten die Duetts für Piano-Forte und Harfe, welche ebenso beifällig aufgenommen wurden; endlich vertraute man ihm einen Operntext: Zoraime und Zulnare an. Die Musik wurde in kurzer Zeit componirt, aber Nichts konnte eines der beiden Theater bewegen, eine dreiaktige Oper eines Unbekannten einzustudiren. Er mußte sich zuerst in einaktigen Stücken versuchen, und seine erste aufgeführte Oper war: die Schweizerfamilie; dann kamen: Zoraime und Zulnare, Monbreuil und Merville, die Mitgabe Susettens; Benjowski, worin man Chöre von einer Kraft und Energie findet, deren man ihn bis dahin nicht fähig gehalten hatte; der Kalif, dieses Werk von so reichem Gusse, so originellen Melodieen und so anmuthigen Motiven. Diese Oper wurde auf seltsame Weise componirt.

Boieldieu war zum Professor am Conservatorium ernannt worden, und während seiner Unterrichtsstunden, umgeben von seinen Schülern, erfand und schrieb er auf eine Ecke des Instruments die lieblichen Arien, welche sämmtlich in das Volk übergingen und nach 30 Jahren (ein Jahrhundert in der Musik) noch nicht veraltet sind. Das ungewöhnliche Glück, das der Kalif machte, hatte auf Boieldieu durchaus nicht die Wirkung, welche es auf jeden weniger gewissenhaften Künst-

*) Des berühmten Pianofortebauers.

ler gewiß gehabt hätte. Er fühlte damals recht deutlich, was seinem Talente noch fehlte, er begriff, daß, welche Gabe die Natur ihm auch gegeben, doch auch in der Wissenschaft Hülfsmittel liegen, von denen das Genie Nutzen ziehen könne. Er brachte Cherubini dahin, ihm Unterricht in der Theorie der Kunst zu geben, und man kann den jungen Künstlern, welche so häufig die Eigenliebe und Selbstgenügsamkeit blendet, kein besseres Beispiel vorhalten, als das des Componisten des Kalifen und Benjowski's, der seine Unwissenheit dem Componisten der beiden Tage gestand und sich unter den Augen desselben zum Lehrling und Schüler machte.

Die Frucht dieses Unterrichts blieb nicht lange aus; das erste Werk, welches Boieldieu nach demselben gab, war meine Tante Aurora. Er hatte in der Instrumentation und der Vertheilung der Harmonie unermeßliche Fortschritte gemacht; die Beweise davon lassen sich in der Introduktion der Ouvertüre finden, wo die Violoncelles so geschickt benutzt sind; in der harmonischen Instrumentation von: „Nein, meine Nichte, du liebst nicht!“

Nun fehlte dem Talente Boieldieu's nichts mehr; obgleich vielleicht weniger tief, als einige seiner Nebenbuhler, war er ebenso dramatisch und häufig anmuthiger, als sie. Damals wurde ihm die Stelle eines Kapellmeisters bei dem Kaiser von Rußland angetragen. Die damit verbundenen Vortheile waren so groß, daß Boieldieu nachgab. Obgleich er in Paris im ersten Range glänzte, so hatte er doch an Männern, wie Gretry, Dalayrac, Berton, Mehul, Cherubini, Kreutz u. A. sehr zu fürchtende Mitbewerber. Auch Familienverdrießlichkeiten bestimmten ihn, die Reise zu unternehmen, und er blieb, geehrt von der Verwaltung und geschätzt von der ganzen Kaiserlichen Familie, bis 1811 in Petersburg. Dort schrieb er die beiden Opern Telemach und Aline, die Königinn von Golconda, aus denen er Manches in seine spätern Opern aufnahm. Die ersten Opern von ihm, welche nach seiner Ruckkehr nach Paris aufgeführt wurden, waren: nicht viel und die junge zornige Frau, die er beide noch in Rußland componirt hatte. Ihnen folgten Johann von Paris, das Kirchweihfest im Nachbardorfe, der neue Gutsherr und Karl von Frankreich (zur Vermählungsfeier des Herzogs von Berry) in Gesellschaft mit Herold, den er bei dem Auftreten in der Laufbahn begünstigte, der er sobald entrissen werden sollte.

Im Jahr 1817 wurde Boieldieu an die Stelle Mehul's in das Institut berufen. Das erste Werk nach seiner Ernennung war le Chaperon; aber die Arbeit hatte die Kräfte Boieldieu's bereits erschöpft. Eine böse Krankheit brachte ihn an den Rand des Grabes, und erst nach langer Unterbrechung konnte er wieder in seine Harfe greifen. Die umgeworfenen Wagen, die weiße Dame und die beiden Nächte waren seine drei letzten Werke.

Seit der letzten Oper verschlechterte sich sein Gesundheitszustand immer mehr. Vergebens reiste er und suchte überall ein Mittel gegen sein Uebel. Der Verlust der Stimme, der ihn vor einem Jahre traf, verließ ihn nur, um einem heftigen Hustweh Platz zu machen, bei dem er unerhörte Schmerzen ausstand. Er versprach sich vom Mineralwasser, das ihm schon einmal gute Dienste gethan hatte, wohlthätige Wirkungen; aber es entsprach seinen Erwartungen keineswegs. Man brachte ihn fast todt nach Bordeaux und von da nach Jarcy, wo er in den Armen seiner Gattinn und seines Sohnes verschied.

Das fast allgemein anerkannte Talent Boieldieu's wurde nicht immer, wie es verdiente, gewürdigt. Lange sah man in ihm nur einen gewöhnlichen Menschen, der einige hübsche Ideen habe. Aber wer glaubt wohl, wenn er die weiße Dame hört, daß sie das Werk eines fünfzigjährigen Mannes ist? Wer glaubt, hört er das so volle, effectreiche Orchester, daß die Oper aus derselben Feder geflossen ist, welche vor dreißig Jahren die armselige Begleitung zu Zoraime und Zulnare schrieb? Boieldieu wußte stets mit dem Jahrhundert fortzugeh'n, seine Musik war immer der Zeit gemäß, in welcher er schrieb, und als sich im vergangenen Jahre alle Componisten in Paris vereinigten, um für die Oper Galopaden zu schreiben, welche war die beste, die reichste an Instrumentation, wenn es nicht die Boieldieu's war?

Eine Eigenthümlichkeit Boieldieu's ist es, daß er alle Componisten nach ihren Verdiensten zu würdigen verstand. Er war ein enthusiastischer Verehrer Gluck's und Gretry's, was ihn aber nicht hinderte, auch ein leidenschaftlicher Bewunderer Mozart's und Rossini's zu sein. Nie hatte irgend ein Schulvorurtheil auf sein Urtheil Einfluß.

Weil immer ein großer Zwischenraum zwischen seinem letzten Werke lag, glaubte man, er arbeite langsam und mit Mühe; dies war aber keineswegs der Fall; die Gedanken kamen ihm sehr schnell, aber er war nie zufrieden mit Dem, was er that. Oft schrieb er ein Stück wohl 6mal, ehe es ihm gefiel. Er ließ allen seinen Collegen Gerechtigkeit wiederfahren, und schien es schmerzlich zu empfinden, wenn es Andere nicht auch thaten. Als er das Kreutz der Ehrenlegion erhielt, schien es ihm sehr verdießlich, daß es Catel nicht auch erhalten habe; er that aber Schritte, die er für sich selbst nicht hätte thun wollen, und erreichte endlich sein Ziel. Catel hatte nach dieser Auszeichnung nicht gestrebt. „Sie haben mir einen schlimmen Dienst erwiesen,“ sagte er zu Boieldieu; man wird nun nicht mehr wissen, wie man mich im Institut kenntlich machen soll; ich war der einzige, der es nicht hatte, und wenn Jemand mich einem Andern beschreiben wollte, der mich nicht kannte, sagte er: „Sehen Sie dort Herrn Catel, den Herrn da unten, der das Ehrenkreutz nicht hat. Jetzt werde ich in der Menge verschwinden.“ Nun, entgegnete Boieldieu, tragen Sie es aus Freundschaft für mich. Ich würde nicht wagen, mich mit Ihnen auf der Straße seh'n zu lassen, würde mich beschämt fühlen, wenn wir zusammen gingen, und man sähe, der Mann von Verdienst habe das Kreutz nicht, das ich trage.“ Solche Züge ließen sich von dem trefflichen Chrarakter Boieldieu's noch viele anführen, wenn wir nicht fürchteten, diese kurze Skizze zu weit auszudehnen.

Literatur.

Der bekannte Schriftsteller C. Fr. von Rumohr hat eine Neujahrs-Gabe für 1835 gedichtet. Die von Rohden'sche Buchhandlung in Lübeck rühmt in ihrer Anzeige von diesem Buche, daß der Verfasser sich bestrebt habe, in einer sogar für Kinder faßlichen, einfachen, allgemein verständlichen Sprache zu schreiben. Der Titel dieses Buches ist Kynalopekomachia. — Ich bitte die Leserinnen, das Blatt aus der Hand zu legen und mir jetzt gefälligst den Titel auswendig herzusagen! Funke.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 17. Dezember. N° 49.



Das Clima von Trier, nach fünfzigjährigen Erfahrungen beurtheilt.

Von M. F. J. Müller.

(Fortsetzung.)

Das Steinobst, als Aprikosen, Pfirsischen, Zwetschen, Pflaumen, Kirschen u. s. w. kommen bei einer guten Frühlingswitterung, zum Theil im März, zum Theil im April in die Blüthe, so auch die Birnen; der Apfelbaum aber gewöhnlich zu Ende April und im Anfange des Mai: später die Welschenuß (nux juglans) und die Haselnuß (nux avellana.) Das Steinobst zeitigt nach Verschiedenheit der Gattungen in den Monaten Juni, Juli, August und September; die Birnen und Aepfel im August und September. — Die Buche grünet zu Ende April und Anfang Mai; die Eichen beinahe 14 Tage später; etwas früher das Weißholz, als Erlen, Linden, Birken, Espen. Der wilde Kastanienbaum, von Einigen, wenn ich nicht irre, Roß-Kastanien genannt, zeigt im Monat Mai seine schöne Blüthe in pyramidenförmigem Büschel. Der Schleedorn pflegt in der zweiten Hälfte des Aprils zu blühen. — Die Rosen floriren gewöhnlich im Anfange des Juni; die Lilien etwas später.

Die Bäume verschiedener Gattung verlieren, einige früher, andere später, ihr Laub; im Allgemeinen aber zu Ende des Monats Oktober; besonders, wenn frühzeitige Reifen einfallen. Ich übergehe die übrigen Gewächse unseres Thales und spreche noch einige Worte von dem Weinstock: dieser wird gewöhnlich im Monat März geschnitten, pflegt im Anfange des Aprils zu thränen und zu Ende dieses Monats oder in den ersten Tagen des Mais zu grünen. Die gewöhnliche Zeit der Blüthe sind die letzten Tage des Juni; beginnt dieselbe aber erst im Juli, so kommt die Traube selten zu ihrer gehörigen Reife. Im Jahr 1781 waren schon in den ersten Tagen des Juni alle Weinberge in der Blüthe; kein Jahr finden wir in dieser fünfzigjährigen Periode, wo die Vegetation so frühe Fortschritte gemacht hat, als in jenem; die Weinlese würde damals schon mit dem Ende des Monats September vollbracht gewesen sein, wären nicht beinahe in jeder Gemeinde die Arbeiter von einer herrschenden Krankheit befallen worden; und nun traf zur Zeit der verspäteten Weinlese Regenwetter ein und schwächte das herrliche Produkt dieses Jahrgangs. — Stellt sich die Weinlese bis in den November aus, so ist die Hoffnung zu einer hervorstechenden Qualität der Weinschaar nicht bei Allen befriedigend. Der Ausdruck, ein ganzer Herbst, ein halber Herbst u. s. w. ist nicht so bestimmt; man nimmt aber gewöhnlich an, daß dann ein ganzer Herbst vorhanden sey, wenn von einer bestimmten Anzahl Weinstöcke so viel Most gewonnen würde, als man sich nach der Bemessung aller Umstände davon versprechen darf: setzt man nun diese Quantität z. B. auf 12 Fuder, so nennt man das Produkt einen ganzen Herbst; auf 9 Fuder, ¾ Herbst; 6 Fuder, einen halben; 3 Fuder, einen Viertelherbst; 1 Fuder, einen Zwölftelherbst u. s. w. nach Verhältniß. — In dieser fünfzigjährigen Periode zeichnen sich in Hinsicht der Qualität die Proben von den Jahren 1781, 1783 (die ihren Namen verewigte)*) ferner 1794, 1802, 1811 und 1822 vorzüglich aus; sehr schlechte Produkte waren jene vom Jahr 1782, 1789, 1805, 1809, 1813, 1816, 1821, 1829

*) In einer gleichzeitigen Handschrift habe ich folgende Ehrenmeldung von dieser Probe gelesen: Hoc eodem anno (1783) crevit vinum adeo bonum, ut merito laudaretur tanquam praecipuum et principale huius saeculi, eratque valde spirituosum, ita, ut modica portione sumta, inebriaret; quapropter plures hoc pertimescentes, ab illo abstinuerunt. Qui vero vino hoc pro potu quotidiano usi sunt, sanitatem vitamque periculo exponebant. Dieses schreibt ein Mann, welcher einen Wein-Vorrath von 500 Fuder täglich nahe war, auch die hochgepriesene Probe vom Jahr 1719 sehr gut kannte.

und 1830. Die übrigen 35 Jahrgänge haben noch 9 gute Proben gegeben, ich nenne jene von 1788, 1792, 1793, 1798, 1800, 1806, 1815, 1818 und 1819. Die andern müssen wir kleine Weine nennen.

(Schluß folgt.)

Beitrag zur Geschichte der Schulen in Trier.

Mitgetheilt
von J. H. Wyttenbach.
(Schluß.)

„Wäre gegenwärtig der Mangel blos auf der Seite der Lehrer, so wäre der Sache am leichtesten zu helfen: man könnte die, gegen welche man Ausstellungen hätte, auf eine billige Art entlassen, und die Stellen mit besseren ersetzen.

„Allein weit schwerer wird die Heilung seyn, wenn die Krankheit daher rühret, woher sie die mehresten Erziehungsschriften herschreiben, die die Schuld den Regierungen zuschieben, weil sie das Schulwesen nicht nach Würdigkeit achten, die Schulmänner zu kärglich besolden, ja nebst dem sie auch noch in Verachtung leben lassen sollen.

„Es ist etwas sehr Sonderbares, saget Scheller in seiner Anleitung, die klassischen Schriftsteller philologisch und kritisch zu lesen

neu. Vorred. zur 2ten Auflag. pag. XXII.

»sehr Sonderbares und Unbegreifliches, daß der Stand, »der andere bildet, just der verachteste und dürftigste »ist.... Man schreibt viel von Verbesserungen der »Schulen, man schreibt Methoden ꝛc. Das einzige »Mittel ist: man schaffe geschickte, feurige, ehrliebende, gebildete Schulmänner! und diese erhält man »leicht, wenn der Schulstand eben so geehrt und be»lohnt wird, als andere Stände.... Es giebt Aem»ter, die sechs und mehre hundert Thaler jährlich »eintragen, und zu derer Verwaltung nichts gehöret, »als 1) daß man ehrlich sey, 2) daß man gut »schreiben und rechnen könne. Ein Schulmann »hat auch ein ehrliches Herz, kann auch gut schrei»ben und rechnen; ja er kann dabey Latein, »Griechisch, Hebräisch, Historie, Geographie ꝛc. und »bildet dabey den Keim künftiger Bürgerschaft und »anderer Stände, und hat hundert bis zwey hundert »Thaler und muß sie noch mit Demuth einnehmen. »Wenn doch die Großen der Erde die Wichtigkeit des »Schulstandes in ihrem Umfange, besonders in An»sehung der Folgen, beherzigten!

So weit und noch weiter geht die Jeremiade des warmen Schulfreundes Imman. Joh. Gerh. Scheller.“

10) „Diese Klage möchte zum Theile auch auf unser vaterländisches Schulwesen anpassend seyn. Gewiß hat das Publikum für den Schulstand jene Achtung nicht, die er verdienet. Ein jeder andere, der mehr Einkommen hat, dünkt sich besser zu seyn, als ein Professor; und kaum würdiget sich ein Mann von Stande, den Schulübungen beyzuwohnen, wodurch sowohl die Lehrer ermuntert würden, als den Lehrlingen das, was sie studieren, mehr interessant gemacht werden könnte, wenn sie sähen, daß Leute von Ehre sich darum interessirten und Zeugen ihrer Fortschritte wären.“

11) „Ich zweifle aber sehr, ob diesem Gebrechen — dem Mangel an Achtung gegen Studien und Lehrer — dadurch werde abgeholfen werden, wenn einige Dikasterialpersonen beordert würden, die Prüfungen oder Disputationen zu besuchen. Das Uebel ist tiefer gewurzelt, als daß es sich durch eine Cur von Formalität sollte ausheben lassen. Man muß dem Keime des Uebels nachspüren: — und sollte der nicht vielleicht in der geringen Besoldung der Schulleute zu finden seyn, die bei stäter Arbeit zu Hause und täglichem Schulunterricht von mehrern Stunden nicht so viel abwerfen möchte, als eine Präbende, die mit Gemächlichkeit bedienet und genossen wird?“

12) „Die wirksamste Modification des bey der Weltgeistlichkeit zu belassenden Schulunterrichtes, und der glücklichste Schritt zur Verbesserung des Schulstandes möchte also auf die Art geschehen, wenn man

1) dem Schulstande Achtung verschaffen wird. Diese aber wird man
2) im ganzen Publikum gewinnen, wenn man sie gut besoldet.

»Ist es nicht natürlich, saget Scheller weiter »am angeführten Orte pag. XXIII., daß, wenn der »Schulstand eben so viel Ehre und Belohnung zu ge»nießen hätte, als andere Stände, viele Personen »von angesehenen Häusern.... von gebildeterm »Verstande und Herzen, von tiefer Gelehrsamkeit, »Ehre und Thätigkeit begierig in denselben treten wür»den? Und dann wäre die Bildung der Menschen in »Schulen kein Problema mehr: denn gebildete Lehrer »schaffen gebildete Schüler ꝛc.

13) „Mit diesen zwey Modificationen, däucht mir, könnten viele andere Vorschriften überflüßig werden; weil, wenn die Wahl des Lehrers geglücket ist, und dieser weiß, daß das Publikum sich um ihn, um seinen Stand, seine Lehre und Schüler interessirt, das Uebrige sich großen Theils von selbst durch dessen Eifer und Geschicklichkeit geben wird. Einem guten Baumeister braucht man keinen Riß über das aufzuführende Gebäude vorzulegen; er kann ihn selbst machen; ein Ungeschickter, und besonders wenn er ein Pedant ist, bauet fehlerhaft, auch wenn er den Riß vor sich hat.

„Ueberhaupt wäre zu wünschen, daß eine solche Einrichtung könnte getroffen werden, daß man einmal aufhörte, das Professoriren — als Mittel zur Versorgung zu gelangen — anzusehen, sondern daß das Schulamt von guten Köpfen als Zweck möchte angesehen werden, den sie nur zu erlangen suchten, und bemühet wären, zu behalten. Fabricando fabri fimus. Professore sind, wie unser Neller irgendwo *) sehr wahr sagt, keine Mauern, die man heute niederreißt, und morgen wiederum neu und besser hinstellt, sondern Bäume, die lange wachsen müssen, ehe sie zur Vollkommenheit gelangen.“

16ten September 1793.

*) De Postulando, sive de advocatis causarum pag. 24.

Ersteigung des Popocatepetl.

(Vom Baron Gros, erstem Secretär der Französischen Gesandtschaft in Mexico.)

Mexico, den 15. Mai 1834.

Das Thal von Mexico, eine der malerischsten Gegenden der Welt, ist im SO. von einer großen Bergkette begrenzt, worauf sich 2 Vulkane erheben, welche unter den Indischen Namen Iztaciuhatl und Popocatepetl bekannt sind. Ihre Gipfel, mit ewigem Schnee bedeckt, liegen 16000 bis 18000 Englische Fuß über der Meeresfläche. Der erstere, welcher Mexico am nächsten ist, zeigt eine Spitze, die in unregelmäßigen Gestaltungen zerrissen ist. Der zweite ist ein vollkommner Kegel. Er hat viele Aehnlichkeit mit dem Aetna, aber sein unterster Theil ruht nicht, wie der des letztgenannten Vulkans, auf einer horizontalen Fläche. Auf der nordwestlichen Seite endigen die Tannenwal-

dungen, die ihn ganz umgeben, am Fuße des Thales, und die letzten Bäume vermischen sich mit Feldern, die mit Getreide, Mais und andern Europäischen Pflanzen prangen Aber auf der südöstlichen Seite laufen die Waldungen fort. Sie ändern ihre Natur mit jedem Schritte und verschwinden bald, um den Zuckerpflanzungen, den Cactus und der ganzen reichen Vegetation der Tropenländer Platz zu machen. Ein Reisender, der von den vulkanischen Sandhügeln, die etwas über die Grenzen der Vegetation hinaus liegen, in grader Linie in das Thal Cuautla-Amilpas herabstiege, würde in einigen Stunden alle Klimate durchlaufen und könnte alle Pflanzen sammeln, die zwischen dem Pole und dem Aequator wachsen.

Mein erster Versuch hatte nicht den gewünschten Erfolg gehabt, aber dieses Jahr begünstigte uns ein Zusammentreffen mehrerer glücklichen Umstände. Die Erfahrung, die wir gemacht hatten, hatte uns einige nützliche Winke gegeben, und den 29. April Abends pflanzte ich auf der höchsten Spitze der Mexicanischen Andes eine Fahne auf, die noch nie so hoch geweht hatte.

Von den ersten Tagen des Aprils an waren unsere Vorkehrungen zur Reise getroffen: wir hatten uns alle nöthigen Instrumente besorgt. Auch hatte ich ein Zelt machen lassen, unter welchem wir dem Ungewitter trotzen konnten. Wir hatten bei uns Aexte, Sägen, Stricke und eisenbeschlagene Bambusröhre, welche zu einer solchen Unternehmung durchaus nöthig sind.

Den 14. Morgens machten wir uns auf den Weg; unsere Karavane bestand aus 4 Mexicanischen Dienern und aus 3 Dragonern, die wir zum Schutze mitnahmen. Ein Jeder hatte ein Pferd und 2 bepackte Maulesel. In 2 Tagen kamen wir nach Zacualpan-Amiplas, wo Herr Egerton, ein Englischer Maler, der an der Reise Theil nehmen wollte, unverzüglich zu uns stieß. Unser Vorhaben war, uns bis zu dem Augenblicke daselbst zu verweilen, der uns zum Ersteigen des Berges am günstigsten scheinen würde

Indem wir diesen so ersehnten Augenblick erwarteten, brachte ich meine Zeit damit zu, daß ich mit einem guten Fernglase den Gipfel des Vulkans untersuchte. Ich zeichnete so genau als möglich die Felsen, die Hohlwege und den Lauf der Lavaströme, die sich auf dieser Seite fanden. Dann suchten wir auf dem Papiere denjenigen Weg auf, den wir mit dem besten Erfolg zu wählen gedachten. Wir wußten nämlich, daß unsere Führer auf der Höhe des ewigen Schnees sich von uns trennen würden. Uebrigens ist noch nie ein Indianer über den ersten Schnee hinausgegangen; und wenn auch diejenigen, die wir mitnehmen sollten, uns weiter hinaus hätten folgen wollen, so hätten sie uns zu nichts anderm dienen können, als unsere Instrumente zu tragen. Als Führer sind sie eigentlich nur zu brauchen in dem Walde. (Forts. folgt.)

Theater und Conzert in Trier.

(Schluß.)

Die übrigen Elementarschulen, worin der Gesang als eigener Unterricht-Zweig gelehrt wird und worunter manche wohl genannt zu werden verdienten, übergehe ich, um zu derjenigen Gesang-Anstalt zu kommen, die uns durch die HH. Mainzer und Dunst angekündigt ist. Die Namen dieser Herrn sind Ihnen schon bekannt, und es läßt sich auch hier etwas Tüchtiges erwarten.

Ich bedauere sehr, daß ich Ihnen den Prospectus zu der Anstalt nicht beilegen kann. Erst dann, wenn ein passendes Lokal gewählt sein wird, wollen, wie ich höre, die beiden Herrn uns mit den Absichten und Einrichtungen ihrer Schule näher bekannt machen. Wenn Sie mir erlauben, vorzugreifen, so ginge mein Wunsch dahin, daß diese Anstalt gleichsam z. B. den von Hrn. Rebmann geleiteten Unterricht fortsetzte. Ich will damit keineswegs sagen, daß auch die Dunst-Mainzer'sche Schule nicht in einer besondern Klasse den musikalischen Unterricht von vorne beginnen könnte; nur möchte ich es nicht in dem Umfang von ihr erwarten, wie es bei einer Elementarschule der Fall sein muß. Gründlichkeit ist bei allem Unterrichte, auch bei dem musikalischen, das erste und letzte Losungswort. Meine kleinen Sängerinnen in der St. Antonius-Schule mögen daher nicht böse werden, wenn ich ihnen aus guter, wohlmeinender Absicht von Anfang an lange, lange Zeit keine Liedchen zu singen gebe. Die Lehre von den verschiedenen Taktarten und so manches Andere ist so wichtig, daß sie sich die lieben Liedchen anfangs rein aus dem Kopfe schlagen müssen. Damit sie mir jedoch ja nicht zürnen, will ich ihnen erlauben, beim Namens- oder Geburts-Tage der Lehrerinn einige kleine Chöre einzuüben. Dies Zugeständniß abgerechnet, wird freilich der Unterricht in der ersten Zeit ziemlich trocken bleiben; allein die kräftigen und süßen Früchte, die aus dieser langen Entbehrung erwachsen, werden desto belohnender, desto erquicklicher sein. Auch die Mama, denk' ich, wird Nichts dagegen haben, wenn Luischen so manchmal, ohne ein Liedchen gelernt zu haben, aus der Schule kommt. Ich versichere ihr, daß es, so wahr Luischen ihr Augapfel ist, zum Besten ihres geliebten Kindes geschieht, wenn auf diese Weise der Unterricht begonnen wird. In spätern Jahren soll das Töchterchen sie gewiß entschädigen; dann singt es ihr, wenn sie will, die größten und schwersten Arieen mit der bewunderungswürdigsten Leichtigkeit und einem solchen Zauber, daß ihr das Mutterherz lacht.

Nach der Schule des Hrn. Dunst und Mainzer möchte ich gerne Mädchen vom 14ten Jahre an schicken. In diesem Alter sind die lieben Kinder so ziemlich den Elementarschulen entwachsen. Thätiger, wie es früher sein konnte, geh'n sie jetzt im häuslichen Wirkungskreise der Mutter zur Hand; doch möchten sich leicht in der Woche einige Stunden für den Gesangunterricht finden lassen. Hinlänglich vorbereitet treten unsere Sängerinnen jetzt auf eine höhere Stufe. Der Unterricht gewinnt täglich an Anmuth und Reiz. Chöre werden aufgeführt und abwechselnd werden an Alle leichtere Solopartieen vertheilt. Denn nicht allein die Fähigkeit zum Singen, sondern auch die Herzhaftigkeit, sich allein hören zu lassen, muß frühe geweckt werden.

Nicht wahr? — lieber Freund, Sie möchten gar gerne wissen, wie lange ich die kleinen Damen in die Gesang-Schule schicke. Hierüber sage ich Ihnen weiter Nichts, als daß ich mir aus einer Solosängerinn, deren Stimme kein Metall hat, gar wenig mache.

Sollte übrigens nach einigen Jahren meine Luise lieber zu Hause bleiben, so mag ein zweckmäßiger häuslicher Unterricht an die Stelle des mehr öffentlichen treten. Zu Hause mag sie nun unter den Augen eines tüchtigen Lehrers allein oder auch in Gesellschaft von Freundinnen singen, bis ich sie in unsern Singverein einführe. Daß ich sie in denselben einführen darf, werden Sie mir, wenn das Mädchen so vorbereitet ist, ohne Schwierigkeit zugestehen. Hier komm' ich, bester Freund, wieder auf Das zurück, was ich oben nur flüchtig hingeworfen habe. Die Mitglieder zu einem solchen Vereine sind mit Umsicht zu wählen: nur ein gewisser Grad von Uebung und Kenntniß im Gesange

kann nach meiner Meinung berechtigen, an dem Vereine thätigen Antheil zu nehmen. Je mehr man mit Fug und Grund den Eintritt erschwert, desto höher wird die Erlaubniß geachtet, in denselben eintreten zu dürfen, und desto mehr wird man sich um sie bewerben. Hier kann freilich nicht die Rede sein von einer nach aller Formalität zu bestehenden Prüfung; allein, wäre es z. B. nicht rathsam, vor der Aufnahme eines jeden ausübenden Mitgliedes von ihm zu verlangen, bei der nächsten Zusammenkunft des Vereins eine von dem Director ausgewählte etwas schwere Arie, zu deren Einübung einige Tage gegeben werden könnten, vorzutragen? Auf die Rechtlichkeit des Directors verlasse ich mich schon im Voraus und will nur noch hinzufügen: Der Vortrag der Arie mag nun ausfallen, wie er will, die Sängerinn ist angenommen. Wer es wagt, vor einer Gesellschaft, wie mein Singverein ist, aufzutreten, der hat schon mehr, als einmal, gesungen; und wenn auch der Gesang minder gut von Statten geht, so weiß doch der Director, was für ein Geisteskind er vor sich hat und an welchen Platz es gehört.

Ob ich dieselbe Nachsicht gegen Sänger hätte, bezweifle ich.

Ich sehe Sie lächeln, lieber Freund; Sie zweifeln, ob ich auf die angegebene Weise einen Damenchor zusammenbringe. Es ist möglich, daß noch einige Zeit hindurch die Sache nicht so streng genommen werden dürfte, daß die Fülle und Pracht der Chöre Rücksichten vorschreiben möchten, die nicht zu übersehen sind; allein nur höchst ungern trenne ich mich von meinem Grundsatze.

Gesetzt, mein Singverein sei, so viel es sich thun läßt, mit Wahl und Einsicht gebildet, für die gleichförmige Besetzung der Stimmen gesorgt, das erwünschte Local sei ihm angewiesen und der Director gewählt, so sind vor Allem die Stunden der Zusammenkunft zu bestimmen. Daß deren nicht zu viel sein dürfen, daß sie mit Rücksicht auf die Mitglieder zu wählen sind, versteht sich. Diesen Anordnungen zur Seite drängt sich aber noch als ein Haupterforderniß auf, was ich schon oben berührte: Alle Mitglieder müssen nämlich von Lust und Liebe beseelt sein. Ein Singabend muß mithin, um mit meinem Thibaut zu reden, höher gehalten werden, als alle gewöhnlichen Thee- und Spielgesellschaften, und es muß die Ueberzeugung Aller sein, daß Das, was hier nur mit großen Opfern geschaffen und gehalten werden kann, nicht wieder von jedem andern Vergnügen abhängig sein darf: nebenbei auch noch deswegen, weil das Wegbleiben in andern Gesellschaften nicht viel schadet, eine wegbleibende Stimme aber leicht Alles in Stocken bringen kann, wenn man auf sie gerechnet hat — In einer veredelten, begeisterten Singgesellschaft scheint die Sonne heller, als in allen galanten und brillanten Zirkeln!

Sie stimmen mir gewiß darin bei, wenn ich verlange, daß man, der Mannigfaltigkeit und noch anderer Rücksichten wegen, eine zweckmäßige Wahl in den Sangstücken treffen möge. Wäre es vielleicht zu weit gegangen, wenn ich vorschläge, daß man, außer den Chören und Arieen aus Opern, mitunter auch ernstere Tonstücke aufführen sollte, Tonstücke aus den Meisterwerken eines Palestrina, Lasso, Josquin, Senffel, Händel, des Shakespeare's der Musik, anfangs Einzelnes, später ganze Oratorien, wie Judas Maccabäus, Simson, Alexandersfest, Debohra, Athalia, Cäcilia, Israel in Aegypten, Allegro und Pensoroso, Saul, Jephta, Zeit und Wahrheit, Theodora u. a.? Hiedurch würde nicht nur die so nöthige Mannigfaltigkeit in der Wahl der Stücke hervorgebracht, sondern der Verein könnte auch auf einen kräftigen Geschmack in der Tonkunst selbst bei uns einwirken.

Jetzt erst, lieber Freund, fühle ich mich nothgedrungen, von den ökonomischen Einrichtungen des Vereins zu sprechen. Daß die Sänger und Sängerinnen einen monatlichen Beitrag geben müssen, ist natürlich. Aber Mitglieder meines Vereins können auch alle Freunde und Liebhaber der Tonkunst werden. Je größer ihre Zahl wird, desto lieber soll es mir sein. Sie besuchen als Zuhörer regelmäßig die Zusammenkünfte; sie vorzüglich bewirken, daß jeder Singabend zugleich ein kleines Fest wird. Ihre Beiträge werden die Kasse des Vereins um ein Bedeutendes bereichern. Dafür soll aber auch aus ihnen ein Ausschuß gebildet werden, der, verbunden mit einem (wenn ich so sagen darf) musikalischen Ausschusse, die oberste Leitung des Ganzen übernimmt, über Ankäufe von Tonstücken, Aufnahme von Mitgliedern, Aufführung von Conzerten deliberirt. Eine dritte Quelle nämlich, die ich dem Vereine öffne, sind seine Conzerte. Der Verein mag sich, ohne schamroth zu werden, selbst nähren. Die Tonkunst, diese göttliche, wird für ihre Kinder gewiß mütterlich sorgen und Das zuführen, was fehlt. Ich bin auch überzeugt, daß diejenigen Mitglieder des Vereins, welche nicht selber Sänger und Sängerinnen sind, gerne ihren neuen Beitrag zu den Conzerten geben und die Sitze nicht leer lassen werden.

Bei solchen Einrichtungen, glaube ich, lieber Freund, müßte die allmählig voranschreitende Bildung einer ausgesuchten musikalischen Bibliothek ein leichtes sein. Auch würde dadurch der Verein in den Stand gesetzt, den Musik-Director für seine Bemühungen anständig zu belohnen und außerdem für jede Zusammenkunft das nöthige Orchester zu besorgen.

Freund, ich habe Ihnen jetzt meines Herzens innerste Meinung ausgesprochen und schließe. Wenn Sie auch in keinem Punkte mit mir übereinstimmen sollten, so werden sie mir doch den guten Willen, den warmen Wunsch, daß für die Bildung eines dauerhaften Singvereins bei uns einmal etwas Tüchtiges geschehen müsse, nicht verargen.

Leben Sie wohl! Ihr

Laven.

Das Kind.

Kind, lächle du mit Unschuld in den Blicken,
Die Aeuglein freudenhell und ungetrübt,
Dein Lebensfrühling wird dich einst beglücken,
Bist jetzt schon glücklich, fühlst dich ja geliebt!
Du lallst mit Wonne in das bunte Leben!
Du tändelst froh, denn Lust erfüllt dein Herz,
Wenn süße Gaukelbilder dich umschweben.
Wohl dir! du kennst noch nicht des Lebens Schmerz!
Hold senkt der stille Schlaf auf dich sich nieder;
Ein Heer von süßen Träumen wartet dein;
Viel munt're Engel wecken froh dich wieder
Und weihen dich zum frohen Dasein ein!
Wohl dir! du Bild von Unschuld und von Frieden;
Wohl mir! wenn ich ein Kind noch wär', wie du.
Das inn're Glück, — noch wär' es nicht geschieden,
Noch nicht geflohen meines Herzens Ruh'!

Theodor v. Kaulsdorf.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 20. Dezember. **N° 50.**



Das Clima von Trier, nach fünfzigjährigen Erfahrungen beurtheilt.

Von M. F. J. Müller.

(Schluß.)

§. 7. Zustand der Mosel bei Trier.

Die Witterungslehre, so viel dieselbe hier in Betracht kommen kann, giebt sich zwar nur mit Lichterscheinungen, und zwar mit denen ab, welche bei der Beschreibung des Clima's einer Gegend beachtet werden müssen, nicht aber mit den Flüssen, welche solche Gegenden durchströmen. Da indessen der Zustand derselben von dem manchfaltigen Wechsel der Witterung nicht wenig abhängt, dagegen aber wiederum anderseits die Flüsse auf das Clima einer Gegend einwirken können; so mag auch hier die Mosel unserer Aufmerksamkeit werth sein. Mit Grund können wir annehmen, daß ohne diesen Fluß bei heißen Sommertagen die Hitze merklich brennender und die Luft unseres Thales unreiner und ungesunder wäre. Wir verfolgen übrigens diesen Fluß nur durch unser Thal. Da die Witterung bei uns so veränderlich ist, so ist es auch der Zustand der Mosel; ihre Wage, ihre Temperatur, ihr schnelles oder langsames Fortfließen ist sehr veränderlich, ihr tiefer Stand ist von einer längeren Dauer, als ihr hoher; daher ist ihr gewöhnlicher Lauf nie reißend. Die Wage der Flüsse hat man wohl auch in andern Gegenden schon längstens beobachtet; aber über die Temperatur und über die Geschwindigkeit, wenigstens unserer Mosel, finde ich nirgend einige Bemerkungen; indessen schienen mir Beobachtungen dieser Art allerdings zu wichtig, um darauf nicht aufmerksam zu sein: beschwerlich und selbst manchmal gefährlich war es, zu Bemerkungen dieser Art zu gelangen; indessen freuet es mich, dieselbe nicht vernachlässigt zu haben. Die höchste Wage dieses Flusses war 27 Franz. Schuh über der gewöhnlichen und die tiefste 23 Zoll unter der gewöhnlichen, eine Differenz von 28 Schuh und 11 Zoll: der höchste Grad Wärme, bei unserer Moselbrücke, nach einer fünf Minuten langen Eintauchung des Reaumur'schen Thermometers, waren 20 Grade; die mindeste, + 0. 4. eines Grades. Die größte Geschwindigkeit seines Laufes oberhalb der Moselbrücke rechnete ich ungefähr auf 900 Franz. Schuh; seine mindeste, bei windstiller Witterung, auf 50 Franz. Schuh. Derlei Messungen sind übrigens nie so ganz zuverlässige Angaben.

Die Temperatur dieses Flusses richtet sich zwar nach der Temperatur der Luft, aber nicht verhältnißmäßig, gewöhnlich ist diese wärmer, als die Mosel; indessen werde ich in der folgenden Vergleichungstafel einige Ausnahmen vorlegen, die ich im Winter sowohl, als im Sommer, und in den andern Jahrszeiten gemacht habe, das heißt, wo die Mosel wärmer war, als die Luft.

Temperatur der Luft.	Temperatur der Mosel.	Temperatur der Luft.	Temperaur der Mosel.
— 1. 8. G.	+ 3. 0. G.	+ 3. 2. G.	+ 3. 5. G.
+ 4. 2. »	+ 2. 3. »	+ 10. 2. »	+ 5. 5. »
+ 7. 5. »	+ 4. 4. »	+ 13. 2. »	+ 10. 0. »
+ 11. 7. »	+ 8. 8. »	+ 18. 6. »	+ 12. 5. »
+ 23. 1. »	+ 16. 3. »	+ 12. 7. »	+ 10. 8. »
+ 25. 7. »	+ 18. 1. »	+ 11. 2. »	+ 9. 3. »
+ 29. 8. »	+ 20. 0. »	+ 10. 8. »	idem
+ 21. 4. »	+ 17. 3. »	+ 11. 2. »	+ 13. 8. »
+ 18. 8. »	+ 16. 3. »	— 1. 4. »	+ 1. 2. »
+ 3. 3. »	+ 10. 8. »	— 7. 3. »	+ 0. 4. »
+ 5. 4. »	+ 6. 8. »	+ 15. 4. »	+ 16. 5. »
+ 19. 3. »	+ 16. 0. »	+ 24. 2. »	+ 19. 0. »
+ 4. 2. »	+ 6. 0. »	+ 4. 1. »	+ 9. 0. »
+ 3. 7. »	+ 2. 7. »	+ 8. 8. »	+ 10. 2. »
— 0. 5. »	+ 2. 8. »		

Wir sehen aus der vorliegenden Tafel, daß die Temperatur der Mosel auf 20 Grad steigen kann; man denke sich dann den unangenehmen Zustand, in

welchem sich die Fische befinden; viele derselben nähern sich daher den Quellen, welche in diesen Fluß emporrinnen, deren Temperatur in heißen Sommertagen nur 10, 12 bis 14 Grad hat.

Kommt die Kälte unseres Dunstkreises auf 6, 8 bis 10 Grad, und ist sie bei einem Ost- oder Nordostwinde anhaltend, dann zeigt sich schon nach mehreren Tagen Flotteis und nach 10 und mehreren Tagen trägt dieser Fluß in jenen Gegenden schon eine Eisdecke, wo die Tiefe nicht bedeutend ist. In den kältesten Wintern sah ich bei unserer Moselbrücke noch immer eine kleine Oeffnung. Die gewöhnliche Dicke der Eisklumpen hat 10 bis 16 Zoll. Die Eisgänge währen gewöhnlich 20 bis 36 Stunden, jenachdem der Fluß hoch oder nicht hoch angeschwollen ist.

Ermesinde von Johannisberg. Eine Volkssage.

Von Apotheker Brimmeyr.

Sagt mir, friunt Sifrit: ist iu daz bechant,
Wes sint dise burge unt ouch daz herliche lant?
(Nibelunge-Liet.)

Eine Stunde von Luxemburg, in der Gegend, wo einerseits die Straße von Thionville und Metz, andererseits die von Longwy, sich hinziehen, liegt eine herrlich-fruchtbare, mit Dörfern gleichsam übersäete Thalebene, das sogenannte Röserthal; sie beginnt bei dem Dorfe Hesperingen und breitet sich südlich bis an die Grenze Frankreichs eine Stunde, westlich aber mehrere Stunden weit aus, wo sie in's Escherthal übergeht. Südlich dieser vortrefflichen Ebene stehen, als Grenzmarken, zwei, scheinbar isolirte, kahle Bergkegel, der Johannisberg und der Soleuvre (auch Zolverknopf genannt), beide steil und kühn über sämmtliche Nachbarhügel emporragend und schon aus weiter Ferne sichtbar. Nicht nur gewinnt das umliegende Gebiet an Interesse durch diese zwei Riesengestalten, sondern man pflegt sie im Lande als Orientirungspunkte anzunehmen, wonach man einen Ort bezeichnet, der rechts oder links von einem dieser Berge, selbst mehrere Stunden weit, gelegen ist. Auf ihren Gipfeln prangten einst stolze, mächtige Rittervesten: noch sind Reste verfallenen Gemäuers und winkelige Erhöhungen des Bodens vorhanden, welche darauf hindeuten; bestimmter noch hat sich in der mündlichen Tradition ihr Andenken erhalten. Daß die Edeln von Kail und Soleuvre, deren in der Landes-Chronik häufig Erwähnung geschieht, eben auf diesen Bergschlössern ihre Wohnsitze gehabt, ist, dem Geschmack und Geiste des Mittelalters gemäß, wohl mehr als wahrscheinlich *). Beiden gegenüber, im nördlichen Winkel des Thales, lag auf einem vorspringenden Felsenhügel die Burg Hesperingen, wovon noch bedeutende Ruinen übrig sind. Die drei Plätze liegen im Dreiecke einander gegenüber, so, daß von jeder Burg aus die zwei Andern deutlich gesehen werden konnten. In Bezug auf diese drei längst verödeten Burgplätze geht nun bei den Einwohnern der Umgegend noch folgende alte Volkssage:

Die drei Söhne eines reichen, mächtigen Grafen, der zur Zeit Herr des ganzen Röserthales gewesen, hatten nach seinem Tode die väterliche Herrschaft und das Land gleich unter sich getheilt und Jeder eine eigene Burgveste sich zum Wohnsitz' auf dem ihm zugeloosten Gebiete errichtet: der Aelteste nämlich auf Johannisberg, die beiden Andern auf Soleuvre und Hesperingen. Bei ihrer Theilung schwuren sie sich gegenseitig lebenslängliche Eintracht und wechselseitigen Schutz bei jeder vorkommenden Gefahr. Nur der Aelteste nahm sich eine Frau, und zwar aus dem fürstlichen Hause Burgund; sie gebar ihm eine Tochter, Namens Ermesinde, die einzige Frucht seiner jahrenlangen Ehe. Ermesinde zeigte schon als Kind die Anlagen zu einer seltenen Schönheit und frühreifem Verstande. Eltern, Verwandte und Vasallen beeiferten sich um die Wette, ihr Vergnügungen zu schaffen; dafür wurde kein Opfer gescheut. Die Brüder des Grafen gingen in ihrer zärtlichen Liebe so weit, daß sie Beide dem Ehebündniß freiwillig entsagten, um ihre reichen Besitzungen der holden Nichte einst zum Brautgeschenke übergeben zu können und somit die getheilte Herrschaft wieder im väterlichen Hause zu vereinigen. Jemehr sich Ermesindens körperliche Reitze und Verstand entwickelten, desto mehr ward ihr von allen Seiten Lob und Bewunderung gespendet: dazu kam das Bewußtsein der hohen Abkunft, des großen Ansehens ihrer Familie und der zukünftigen ungeheuren Reichthümer, wodurch schon frühe in ihr zartes Gemüth der Keim des Stolzes gelegt wurde.

Sie hatte kaum das Alter ihrer vollen Blüthe erreicht, als von allen Seiten her Jünglinge aus dem Grafen- und Ritterstande in der Johannisburg einkehrten, der wunderschönen Gräfinn ihre Huldigungen darzubringen; unter diesen befand sich auch der junge Graf von Lützelburg. Nach der Eltern Wille sollte sie sich aus den Edelleuten Den zum Gemahl auswählen, für welchen sie die meiste Neigung fühlte, und besonders wünschten sie, daß ihre Wahl den von Lützelburg treffe, weil die meisten Edeln des Landes ihn schon damals als ihren Lehensherrn anerkannten und eine Verbindung mit diesem erlauchten Hause für ein hohes Glück angesehen wurde. Ermesinde, jetzt nicht nur von Verwandten und Untergebenen, sondern auch von Fremden, den Vornehmen und Mächtigen gerühmt und gepriesen, -- Ermesinde fand kein höheres Glück, als zu gefallen: sie vergalt die Schmeicheleien ihrer Anbether mit gleicher Artigkeit, sie genehmigte zum Schein alle Liebesanträge mit buhlerischer Gefälligkeit, ließ Allen Hoffnung blicken und hielt sie Alle gefesselt; noch wollte sie sich für Keinen entscheiden. Ihre Eltern hielten dieß wohl Anfangs für jugendliche Eitelkeit; bald aber sahen sie mit Verdruß, daß der Leichtsinn ihrer Tochter in sträfliche Leidenschaft überging. Jetzt wurden ernsthafte Ermahnungen angewandt, sie auf bessere Gesinnungen zu führen, und als auch diese wenig fruchteten, ward ihr mit Strenge gedroht. Ermesinde wies die wiederholten Einreden mit Gleichgültigkeit zurück und gab öfter zu verstehen, „daß sie wohl eines Mannes Gebieterinn, doch nicht seine untergebene Hausfrau werden könne.“ Endlich ward ihr ein abgesondertes Zimmer des Schlosses zur Wohnung angewiesen, wo sie kein Fremder sehen sollte, bis sie sich Einen zum Gatten ausgewählt haben würde. Täglich kam ihre Mutter zu ihr, bat und flehete, empfahl ihr Gebet und Fasten, um sie durch Frömmigkeit auf den bessern Weg zu lenken: das aufgebrachte Fräulein erwiederte immer mit Verachtung und Stolz, — „sie werde sich nie unter das Joch der Ehe fügen; Gebet und Fasten seien elende Mittel, sie auf einen andern Entschluß zu bringen.“ Auch der alte

*) In dem Verzeichnisse der Vasallen Heinrichs IV. von Lützelberg kommen Simon de Kail und ein Seigneur de Soleuvre vor. Eine frühere Urkunde (von 1236) unterschrieb Alexandre de Soleuvre, eine noch ältere (von 1182) Wezel de Soleuvre, als Zeugen.
Das heutige Dorf Kail liegt am Fuße des Johannisberges: der Name bedeutet im Landes-Dialect Kegel.

Burgkapellan versuchte bisweilen seine geistliche Beredsamkeit: doch vergebens; denn Ermesinde kehrte ihm stets den Rücken, oder schlief ein, während der fromme Pater redete. Seit drei Monaten hatte sie ihr Vater nicht mehr besucht; am 24. Mai trat er, von seiner Gemahlinn begleitet, tief innerlich bewegt in der Tochter einsame Wohnung und redete sie in folgenden Worten an: „Von heute noch einen vollen Monat „Bedenkzeit; — — am Festtage des Schutzheiligen „unseres Hauses soll deine Hochzeit gefeiert werden; „— — du wirst dem Grafen von Lutzelburg deine „Hand reichen, oder dein übriges Leben binnen den „Wänden einer Klosterzelle hinschmachten." Ermesinde saß verstummt; der Graf kehrte um und ließ sie mit ihrer Mutter allein. (Schluß folgt.)

Ersteigung des Popocatepetl.

(Fortsetzung.)

Indem ich so den Gipfel des Vulkans untersuchte, gewahrte ich eines Tages, der höchsten Bergspitze etwas zur Rechten, einige weiße Dünste, die von Zeit zu Zeit, so viel ich urtheilen konnte, sich zu einer Höhe von 15 — 20 Fuß erhoben.

Ich sah diese Erscheinung den ganzen Tag hindurch und noch den folgenden bis 11 Uhr. Ich zweifelte nicht, daß sie durch die Wirkung des Vulkans hervorgebracht wurde, den man indeß seit langer Zeit für erloschen hält.

Endlich den 27. machten wir uns auf den Weg, nachdem wir dieselben Führer hatten aufsuchen lassen, die wir das Jahr vorher gehabt hatten. Es waren Indianer aus dem Dorfe Atlantla, welches am Fuße des Popocatepetl liegt. Wir nahmen drei mit. Proviant wurde für 4 Tage besorgt. Morgens um 7 Uhr fingen wir an, mit unsern Mauleseln und Pferden den Berg zu ersteigen. Um 1 Uhr waren wir in Vaqueria oder Rancho de Zacapepelo, wahre Schweizerische Sennenhütten, welche den Hütern zahlreicher Kuhheerden zur Wohnung dienen. Es ist der letzte bewohnte Punkt auf dem Berge. Um 3 Uhr befanden wir uns an den Grenzen der Vegetation. Hiehin gelangt man noch auf Pfaden, welche beinahe gebahnt sind. Nur an einem Orte hatten wir von unsern Aexten Gebrauch gemacht. Weil Du die Alpen kennst, will ich Dir nichts über die bewunderungswürdigen Eichen-, Tannen- und Lerchenbaum-Waldungen sagen, wodurch der Weg führt. Sie gleichen sich auf den beiden Hemisphären; nur findet man am Fuße dieser zahlreiche Schaaren Guacamaias, dicke, grüne Papageien mit rothem Kopfe, welche man weder zu Chamouni, noch zu Salenches sieht. Der Wald ernährt außerdem Löwen von einer kleinen Raçe, Jaguar's, Wölfe, Hirsche, Rehe und eine große Menge wilder Katzen. Wir, für unsern Theil, sahen nicht einziges von allen diesen Thieren. Jemehr man in dem Walde emporsteigt, desto seltner und kleiner werden die Tannen. Nahe bei den Sandhügeln kann man sie gewissermaaßen rachitisch nennen, und alle ihre Aeste beugen sich erdwärts, als wollten sie mehr unten eine Luft suchen, die weniger dünn ist. Nach diesen letzten Tannen, deren größter Theil umgeworfen und zum Theile verfault ist, findet man eine Art Stachelbeeren mit schwarzer Frucht, dann von Entfernung zu Entfernung einzelne Haufen gelblichen Mooses, mitten unter den Trümmern von Bimstein, Lava und Basalt; am Ende hört die ganze Vegetation auf, denn wir sahen nicht einmal eine Flechte mehr auf einem Felsen.

Man fängt an zu fühlen, daß man nicht mehr in der Region ist, wo das Athmen dem Menschen leicht wird. Eine Art Schwermuth, die jedoch nicht ohne allen Reitz ist, bemächtigte sich unser. Es wäre mir nicht möglich, Dir den Eindruck zu beschreiben, der diese Wüste auf uns machte.

Sobald man den Wald verläßt, sieht man den vulkanischen Kegel auf eine weite Strecke mit veilchenblauem Sande umgeben, welcher an einigen Orten so fein ist, daß der Wind die Oberfläche desselben mit einer vollkommenen Regelmäßigkeit, gleich dem Wasser, kräuselt. Große Blöcke von rothem Porphyr, welche sich von der Spitze des Vulkans losgerissen haben, liegen hier und dort zerstreut und verhindern das Einförmige, das in diesem Anblicke liegt. Der höchste Theil des Vulkans ist ganz mit Schnee bedeckt, und dieser Schnee hat um so mehr Glanz, weil der Himmel über ihm so tief blau ist, daß man ihn beinahe schwarz nennen kann. Einige Spuren von Wölfen und Jaguars zeigten sich in dem Sande, welcher den Wald begränzt.

Nachdem wir einige Zeit lang dieses öde und sonderbare Schauspiel bewundert hatten, begaben wir uns in den Wald zurück. Ich ließ nahe bei dem umgerissenen Baume, wo wir das Jahr vorher eine so beschwerliche Nacht zugebracht hatten, unser Zelt schlagen. Die Feuer wurden angezündet und während unsere Diener das Mahl und die Betten zurecht machten, versuchten wir ein wenig den Berg hinan zu steigen, um gewissermaaßen unsere Lungen in einer so ungewöhnlich dünnen Luft an's Athmen zu gewöhnen.

Den 29. um 3 Uhr Morgens, bei dem schönsten Mondscheine, machten wir uns auf den Weg, alle waren warm gekleidet und hatten den Körper, wie auch die Augen, mit einem grünen Gase und einer Brille von derselben Farbe eingehüllt. Wir waren zu 7: unsere 3 Führer, Herr von Gerolt, der Preußische General-Consul, Herr Egerton, der Englische Maler, Luciano Lopez, sein Mexikanischer Diener, und ich. Ein jeder von uns trug einen kleinen Sack, der mit Brod und einer Flasche Zuckerwasser angefüllt war.

(Fortsetzung folgt.)

Theater in Trier.

(Eingesandt als Antwort.)

L. den 15. Dezember 1834.

Lieber Freund!

In Eile nur ein Paar Worte. Der Zufall wollte, daß ich gestern mit einem Manne zusammenkam, dem die Eröffnung Ihrer Bühne sehr am Herzen liegt und der mit den Angelegenheiten Ihres Theaters durchaus bekannt zu sein scheint. Er gab mir beiliegendes Verzeichniß des zu der Gesellschaft des Hrn. Eisenhut gehörigen Personals. Sie werden darauf einige Lücken bemerken, namentlich die des ersten Tenoristen. Diese Lücke ist freilich sehr schlimm, aber wie unangenehm sie auch für das Publikum sein mag, so versichert mir doch mein Gewährsmann, daß die Direction hiebei ganz schuldlos ist.

Was kann, im Grunde genommen, auch die Direction dafür, daß Bömly heimlich fortgegangen, und daß sie, trotz all ihrer Bemühung, noch keinen ersten Tenorsänger gefunden hat?

Hr. Eisenhut wird gewiß, so will es ja schon sein Vortheil, dafür Sorge tragen, beim Beginn des ersten Abonnements einen brauchbaren Tenorsänger zu haben. Gedulden Sie sich also bis dahin!

Ihre Bühne wird den 21. d. eröffnet. Als Probevorstellungen hat die Direction vorgeschlagen: Hinko,

Cabale und Liebe, Czaar Iwan, Judenschenke, Zampa, Figarro's Hochzeit. — Man wird gewiß das Möglichste thun.

Wie ich höre, ist die Ursache, warum die Gesellschaft diese Woche Coblenz verläßt, wohl nicht in dem schlechtbestellten Personale zu suchen (bei der letzten Vorstellung von Zampa in voriger Woche gingen noch 106 Thaler ein), sondern alle Opern, Rollen, Bücher sind schon seit 8 Tagen in Trier. Ein längerer müssiger Aufenthalt in Coblenz könnte am Ende leicht die Auflösung der Gesellschaft herbeiführen.

Dies, um Sie zu versöhnen!

Sollten Sie auch mein Briefchen veröffentlichen wollen, so bitte ich nur, meinen Namen nicht beizusetzen, weil ich, wenn etwa die gemachten Hoffnungen fehl schlagen sollten, mich nicht öffentlich compromittiren will.

Freundlicher Gruß.

Verzeichniß des Schauspiels- und Opern-Personals.

Namen.	in Opern.	in Stücken.
Hr. Oldenburg	Baß- und Bariton-Parthieen.	Gesetzte Liebhaber, Helden und Charakterrollen.
Hr. Müller	Tenor- und Baß-Bouffon.	Komische Bediente.
Hr. Eisenhut		Väter, Greise ꝛc.
Hr. Löwe	Kleinere Tenor-Parthieen und Chor.	Jugendliche Liebhaber, Bonvivants.
Hr. Dreves	Komische Parthieen und Chor.	Komische, alt u. jung, Intriganten u. Juden u. Geizige.
Hr. Huppmann	1. Baß- und Bariton-Parthieen.	Polternde und launichte Parthieen.
Hr. Hübsch	2. Tenor und hohe Parth. Bariton.	Liebhaber, junge Männer, Helden.
Hr. Pohlmann	2. Baß-Parthieen und Chor.	Väter, launichte Alte.
Hr. Röder	2. Tenor.	Nebenrollen
Hr. Bocano	2. Tenor.	2. Liebhaber, naive Burschen.
Hr. v. Weber	Musikdirector.	
Hr. Mögen	Souffleur.	
Hr. Roller	Gardrobier.	
N. N.	1. Tenor.	Ist das Möglichste gethan.
N. N.	Jugendlicher Tenor.	Naive, ist noch verschrieben.
N. N.	Chor-Baß.	dito.
Frau v. Weber	1. Sopran- und Bravour-Parthieen	bekannt.
Mad. Müller	2. Sängerinn } auch 1. Parthieen.	
Mad. Schmitt	2. dito } auch 1. Parthieen.	Muntere Liebhaberinnen, Coketten.
Mad. Dreves	Kleinere Parthieen und Chor.	Anstandsrollen, gesetzte Liebhaberinnen.
Mad. Euling	Mütter-Parthieen.	Tragische und komische Mütter.
Dem. Koch	3. Parthieen.	Muntere und naive Rollen.
Dem. Heller		1. jugendliche, tragische Liebhaberinnen.
Dem. Zitt	Chor.	Nebenrollen.

Miscellen.

Die Gletscher der Schweiz sind in ungewöhnlichem Grade durch die starke und anhaltende Hitze des verflossenen Sommers geschmolzen. Mehrere der Eisnadeln haben sich um die Hälfte verkleinert, alle aber die Gestalt geändert. In dem Canton Uri stürzte eine solche Eismasse ein und man fand darunter das Skelett eines jungen Jägers, der dort vor ungefähr 13 Jahren verunglückte. Neben den Knochen lag die silberne Taschenuhr, das Messer und das Eisen von der Flinte des unglücklichen Jägers.

Als Mad. Malibran neulich in „Norma" im Theater alla Scala in Mailand auftrat, wurde sie achtzehn Male gerufen. Von derselben Sängerinn erzählt man auch eine Anekdote, welche indeß erfunden zu sein scheint. Man sagt nämlich, sie sei bei der Durchreise durch die Stadt Arezzo mit solchem Ungestüme um eine Arie angegangen worden, daß ihr das Volk sogar die Postpferde vorenthielt und sie sich endlich genöthigt sah, unter der Violinbegleitung ihres Reisegefährten Berot, von dem Wagen herab eine Cavatine zu singen, welche die Arezzaner in den höchsten Freudetaumel gebracht.

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 24. Dezember. N. 51.



Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal, am Mittwoch und Samstag. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz No. 112 und bei C. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Indem wir zu dem mit Neujahr beginnenden Abonnement einladen, bitten wir noch besonders die HH. Abonnenten, die das Blatt fortzubehalten wünschen, ihr Abonnement gefälligst erneuen zu wollen.

Erläuterungen über das Leben und Wirken Hontheims aus ungedruckten Original-Handschriften.

Mitgetheilt von J. H. Wyttenbach.

Zweite Abtheilung*).

— Quis nescit, primam esse historiae legem, ne quid falsi dicere audeat? Deinde ne quid veri non audeat?
Cicero (De Orat.)

Nähere chronologische Angaben der merkwürdigeren Begebenheiten im Leben Hontheims, von dem verstorbenen v. Krufft zu Wien, nahen Anverwandten**) und vieljährigen Correspondenten Hontheims.

Krufft hatte die Absicht und auch den Beruf, eine durchaus vollständige Biographie Hontheims zu schreiben, und deshalb sich einen chronologischen Abriß, unter dem Titel: Directoire chronologique, entworfen. Die Materialien zur Ausfüllung wurden mit großer Thätigkeit zusammengebracht. Aber das Unternehmen kam nicht zu Stande. Diese Materialien, so viele ich ihrer erhalten habe, werden mit Auswahl in diesen Erläuterungen folgen. Manche Punkte habe ich aus anderen Papieren, vorzüglich aus Briefen, näher beleuchtet.

— 6. April 1724 promovirte Hontheim als Doctor der Rechte zu Trier, nachdem er während fünf Jahren die Universitäten zu Trier, Löwen und Leiden besucht hatte *).

— Im nämlichen Jahre und 1725 machte er Reisen durch Belgien, Holland, Deutschland und Italien.

— 1728 wurde er Assessor und geistlicher Rath am Consistorium zu Trier; 1732 bis 1738 Professor des Civilrechtes an hiesiger Universität: als solcher hat er mehre Dissertationen drucken lassen **).

— 1738 wurde Hontheim vom Kurfürsten Franz Georg nach Coblenz berufen und im folgenden Jahre zum Official ernannt, in welcher Stelle er bis zum Jahre 1747 blieb.

— 1740, den 20. October, starb der Kaiser Carl VI, und Hontheim und Spangenberg wurden mit den Wahlgeschäften beordert, deren Capitulation die erste Idee zu dem Febronius gab ***).

*) Siehe die erste Abtheilung in N°. 4 und 5 dieser Blätter.

**) Hontheims Bruder, Wolfgang, war vermählt mit Justina von Krufft.

*) Eine separate Note von Hontheims Hand auf die Anfragen seines Freundes, bemerkt hierbei: „Zu Trier „hörte ich die Professoren Deel und Nalbach (nachher „Weihbischof); zu Löwen die Prof. Bawens, Hackius, „Bugenhaut (Van Espen bestieg, seines hohen Alters „wegen, nicht mehr den Lehrstuhl, aber besuchte noch „gerne die Disputationen und argumentirte auch selbst „noch); zu Leiden die Professoren Vitriarius und Westenberg.

**) Auf eine in späterer Zeit gerichtete Anfrage an ihn über die Zahl seiner Dissertationen, macht er die naive Note: „Ich erinnere mich nicht mehr, da ich sie bis jetzt nicht aufbewahrt habe."

***) Eine höchst merkwürdige Original-Correspondenz zwischen Hontheim und Spangenberg, hinsichtlich des damals sehr kritischen Wahlgeschäftes zu Frankfurt, ist mir von einer

In einer andern Original-Handschrift sagt Krufft: Ich und noch ein andrer Freund Hontheims, dieses in der Geschichte eben so sehr, als in den geistlichen Rechten bewanderten Mannes, forderten denselben in den 1740ger Jahren bei einer sichern Gelegenheit auf, zur Unternehmung eines Werkes, das allen Deutschen, weltlichen und geistlichen Regenten den Verfall der Kirche überhaupt, und der Deutschen ins Besondere zu Gemüthe führen und die Mittel zu ihrer Herstellung an die Hand geben möchte. (Forts. folgt.)

andern Seite zugekommen. Das diplomatische Treiben der damaligen Zeit ist darin sehr ins Klare gestellt.

Aus einer eigenhändigen Original-Note Hontheims an seinen Freund hebe ich hier Folgendes aus: „Da Sie „belieben, mein Panegyriker sein zu wollen; so erlauben „Sie, Ihnen noch einige Artikel zu liefern, welche, „nachdem Sie es für gut halten, irgend ein Plätzchen „finden können. Nach dem Tode des Kaisers Carl VI. „im Jahr 1740 sah man voraus, daß das Zwischenreich „lärmend und bedenklich sein werde; da beauftragte der „Kurfürst den Baron von Spangenberg mit Allem, was „auf diesen Gegenstand Bezug hatte, und gesellte mich „ihm bei. Wir arbeiteten gemeinschaftlich unter den Augen „des Fürsten — bis zur Abreise Spangenbergs zum Ge„sandtschafts Posten nach Frankfurt. Nun war ich allein „bei dem Kurfürsten beschäftigt, da Franz Georg in den „Geschäften, die Kaiserwahl betreffend, die er mit „dem größten Geheimniß betrieb, sich keines andern sei„ner Räthe bediente. —

„Nach dem Tode des Kaisers Carl VII. waren wieder „die nämlichen Umstände, und ich hatte den nämlichen „Dienst bei Hofe, bis zur Wahl und Krönung des Kai„sers Franz I., zu welcher ich den Kurfürsten nach Frank„furt begleitete. —

„Im J. 1746 hatten sich mehre Streitigkeiten zwischen „dem Fürst-Bischof von Speier (aus der Familie von „Hutten) und dem Dom-Kapitel erhoben. Beide Theile „wählten den Kurfürsten von Trier als Vermittler und „Schiedsrichter. Dieser gab mir den Auftrag, an Ort „und Stelle Kenntniß zu nehmen und den Streit zu „schlichten, wenn es sich machen könnte. Ich hatte das „Glück, die streitenden Theile in allen Punkten in Har„monie zu bringen. —

„Im nämlichen Jahre sendete mich der Kurfürst, der „auch Bischof von Worms war, an diesen Ort, um über „das dasige General-Vicariat und die Kapitel der vier „Stiftskirchen Visitation zu halten. —

„Da ich mit diesen Aufträgen immer auch noch das „Officialat zu besorgen hatte, fand sich meine Gesundheit, „durch Uebermaaß der Arbeit, im J. 1747 durchaus im „üblen Zustande. Dies war es, was mich bewog, meine „Entlassung von der Stelle eines Officials des Unter„Erzstiftes zu begehren, um mich nach Trier auf mein „Canonikat zurückzuziehen, mit dem Charakter eines Ge„heimenrathes, welchen ich seit 1741 hatte, um so mei„ner Gesundheit zu pflegen. Man bewilligte mir diese „für meine Gesundheit so nöthige Ruhe nach großem „Widerspruch — und ich wage es zu sagen, mit ziemlich „böser Miene. —

„Mein Wohlsein stellte sich im Laufe eines Jahres „wieder her, und da mein Vorfahrer im Suffraganat, „Nalbach, am 11. Mai 1748 gestorben war, ernannte „mich Franz Georg, aus eigenem Antrieb, zum Weih„bischof den 13. Mai desselben Jahres.“ —

So weit diese Note. Bemerkt mag wohl noch hier werden, daß die Diöcese des Erzbisthums Trier sich nicht allein auf das Herzogthum Lutzemburg erstreckte, sondern auch an 30 Stunden in Frankreich; da die Bischöfe von Metz, Toul, Verdun, Nancy und Diez unter dem Erzbisthum von Trier standen. Ein bischöflicher Gehülfe des Erzbischofs hatte daher sehr vervielfältigte Geschäfte.

Ermesinde von Johannisberg. Eine Volkssage.

Von Apotheker Brimmeyr.

(Schluß.)

Das Fest des heiligen Johannes wurde jährlich mit großem Aufwand in der gräflichen Burg gefeiert: dann pflegten sich die Brüder des Grafen mit ihren Freunden und Nachbarn, einer großen Anzahl Ritter und Frauen, hier zu versammeln; dann wurden auf dem großen Burghofe Turnire gehalten, am zweiten und dritten Tage in den benachbarten Wäldern gejagt und jeder Tag mit Gastmahl und Trinkgelag beschlossen. Doch der Vorabend war ausschließlich dem Gottesdienste geweiht: dann kamen alljährlich die drei Brüder in der Schloßkapelle von Johannisberg zusammen, um ihren Bundes-Eid hier vor dem Altar und dem Bilde ihres Familien-Patrons, in Gegenwart des Geistlichen, dreier fremden Ritter als Zeugen und des Aeltesten Frau und Tochter, förmlich zu erneuern. So lange alsdann die Ritter im Kirchlein verweilten, brannten drei helle Fackelfeuer auf den hohen Burgwarten der drei Burgvesten Johannisberg, Soleuvre und Hesperingen, so lange ertönten dann alle Glocken des weiten Röserthales. Nun hatten außerdem die Brüder, noch vor ihrer Trennung, unter sich die Anordnung getroffen, daß bei jeder drohenden Gefahr oder bei außerordentlichen Ereignissen, sogleich Einer dem Andern ein Nothzeichen gebe, um von beiden Seiten Hülfe an Leuten und Waffen zu erhalten, — es bestand darin, daß auf der Warte der in Gefahr stehenden Burg plötzlich ein rothes Flammenfeuer hoch aufloderte, dessen Brennmaterial zu dem Ende stets in Bereitschaft lag. Sobald das Nothfeuer auf einem der drei Berge sichtbar ward, mußten sich die Unterthanen der verbündeten Herrschaften mit Roß und Waffen dorthin in Bewegung setzen; — eine Maaßregel, die in so stürmischen Zeiten häufig angewandt wurde.

Am Vorabend des Johannistages war Alles zum morgenden Doppelfest veranstaltet; Schranken und Sitze standen im weiten Burghofe zum Turnier aufgerichtet, Zimmer und Säle zum Empfang der hohen Gäste herrlich verziert; eine Menge von Knappen, Dienern und Mägden trieb sich in den Gängen des weitläufigen Gebäudes geschäftig umher. Schon war die Sonne am westlichen Horizonte verschwunden und im Widerschein des glühenden Abendhimmels rötheten sich noch die erhabenen Zinnen der Johannisburg; — da blies der Thurmwächter in sein Horn, die Ankunft der Edeln von Hesperingen und Soleuvre verkündend. Alsbald erklang das Glöcklein der Schloßkapelle, der Geistliche begab sich ins Heiligthum, eine Menge Kerzen wurden auf einen Wink angezündet und bald erglühten die buntbemalten, schmalen Fenster im vielfarbigen Lichte. Der Graf ritt seinen Brüdern bis vor das äußerste Burgthor entgegen, geleitete sie in den zweiten Hof herein, wo sie von den Pferden abstiegen und sogleich in der Kapelle einkehrten. Die jetzt eingetretene allgemeine Stille ward gleich darauf durch einen von außen her erschallenden Freudengesang unterbrochen. Eine Schaar Jünglinge und Mädchen drangen, Hochzeitslieder absingend, zu den weitgeöffneten Thoren herein, bis in den innern Burgraum, stellten sich hier in einen Halbkreis und harrten des Fräuleins Ankunft. Noch besteht im Gau von Johannisberg der uralte Brauch, daß jeder Braut am Vorabend ihrer Hochzeit von den Mädchen und Jünglingen des Dorfes der Jungfernstrauß überreicht wird; diesen Abend sollte ihn Ermesinde aus den Händen des schönsten Mädchens im Thale in Empfang nehmen. Nichts fehlte nun zum Beginn der Feierlichkeit, als der Braut persönliches Erscheinen.

Ermesinde erschien nicht. Der Graf sandte einen Knappen, ihr zu melden, daß man ihrer im Gotteshause erwarte. Sie hatte sich in ihrer Kammer eingeschlossen und rief dem Boten, als Antwort auf des

Grafen Befehl, von innen zu: „Meldet meinem Va„ter, ich habe weder mit dem Grafen von Lützelburg, „noch mit dem Schutzpatron des Hauses Etwas zu „schaffen!" — Die Mutter, schon auf dem Wege nach des Fräuleins Wohnung, hört diese Worte mit an; in einem Augenblick steht sie vor der Kammerthüre. Ermesinde, beschäftigt ihr glänzend-schwarzes Haar zu flechten, achtet der Gräfinn Strafrede nicht und bricht in Schmähungen und Flüche aus. Unten im Hofe hört man deutlich der alten Gräfinn schreckliche Verwünschung, mit gellender Stimme ausgerufen: „Dich soll mit deinem Golde die finstere Erd' verschlingen!" Ein Donnerknall, wovon die Burg erbebte, — ein gräßliches Geschrei, in den hochgewölbten Gängen laut wiederhallend, verkundeten des Fluches Erfullung. Verzweifelnd, mit furchtbar verzerrtem Gesichte, mit krampfhaftem Händeringen, stürzt die Gräfinn in den Hof: „ — Sie ist versunken; — — o Erd' verschlinge mich!" — „Versunken?" hallt es von tausend Stimmen wieder. Mit Entsetzen weicht die Menge zurück, und in wenigen Augenblicken ist der weite Burghof menschenleer, nur die Hausfrau liegt, todtenblaß, entstellt, am Boden nieder. Der Graf, vom Donnerkrachen in seinem stillen Gebete aufgeschreckt, hatte kaum Zeit, aus der Kirche herüber zu eilen, als er die schreckliche Kunde vernimmt. Er hat das zweischneidige Ritterschwert, womit die Brüder bald schwören sollten, in der Rechten, kehrt es um und stürzt sich mit der Brust hinein. Vergeblich umfaßt sein jungerer Bruder des Hinsterbenden Leib und reißt der Aeltere das Schwert aus seiner Brust; — der Graf sah mit starrem Blicke nach der Burgwarte hin, wo jetzt statt der feierlichen Fackelflamme das grause Nothzeichen hoch aufloderte, — und verschied. Wüthend senkt der von Soleuvre die blutige Klinge in der Gräfinn Herz, daß ihr der Lebenshauch erstirbt.

Noch in derselben Nacht ging die herrliche Johannisburg in Flammen auf. Der frühe Morgen sah ein Tausend Arbeiter, auf beider Grafen Befehl, das Gemäuer zertrümmern. Am dritten Tage zogen die Herrn von Soleuvre und Hesperingen, in Pilgerkleidung, am Johannisberg vorbei, nach dem heiligen Lande, und Keinen sah man je wiederkehren. In einem unterirdischen Gewölbe sitzt Ermesinde, die glänzend-schwarzen Haare flechtend; neben ihr — Kisten voll Goldes und Edelsteine. Wer am Vorabend Johannis dem schwarzen Hündchen, ihrem Wächter, den Schlüssel entwendet, der hat das Fräulein erlös't; ihm gehören Braut und Brautschatz.

Ersteigung des Popocatepetl.

(Fortsetzung.)

Die Indianer trugen unsere Instrumente und einige Lebensmittel. Der Eine ging hinter dem Andern, Jeder hatte seinen eisenbeschlagenen Stab in der Hand, und wir trugen Sorge, unsere Füße in die Fußstapfen des ersten Führers zu setzen, um einen festern Boden zu finden. Wir gingen sehr langsam. Trotz Dem mußten wir jede 15 Schritte stehen bleiben, um Athem nehmen zu können. Die Flasche Zuckerwasser labte uns sehr; denn, weil wir gezwungen waren, mit offenem Munde zu athmen, so wurden unsere Kehlen so trocken, daß sie uns schmerzten. Einige Tropfen Wasser aber, die wir nach je 5 Minuten zu uns nahmen, machten, daß der Schmerz nicht unerträglich ward. Wir gingen im Zickzack; denn der Berg ist so abschüssig, daß es schwer, ja gefährlich wäre, ihn in grader Linie zu ersteigen.

Gegen 9 Uhr hatten wir den berüchtigten Pico del Fraïle erreicht, den wir im vorigen Jahre nicht zu übersteigen vermochten. Unsere Namen, die wir damals mit einem Hammer eingeschlagen hatten, waren noch unversehrt; nur die ersten Buchstaben gegen Westen überzog ein sehr schönes Gelb.

Unser Weg bis zum Pico war sehr lang und beschwerlich gewesen, aber wenig gefährlich. Wir hatten keinen Schnee gefunden und wir brauchten auch nicht, wie im vorigen Jahre, uns mit den Händen zu helfen, um die Felsen zu erklettern. Die Beklemmung, die ich erfuhr, war nicht so stark, als ich gefürchtet hatte. Mein Puls schlug 120 mal in einer Minute. Wir waren guten Muthes, hatten Zeit vor uns und über uns wölbte sich ein Himmel, so schön und klar, als nur möglich.

Es lag in unserm Plane, auf dem Pico del Fraïle etwas zu rasten und unsere Kräfte durch ein kleines Mahl wieder herzustellen. Ich glaube, es wäre unklug gewesen, in dieser Höhe ein wenig zu viel zu essen, oder zu viele geistige Getränke zu uns zu nehmen, denn das Nervensystem findet sich hier auf eine unaussprechliche Weise aufgeregt. Wir nahmen nur ein Stückchen Brod, etwas Fleisch von einem jungen Huhne und ein Glas rothen Wein zu uns, und nach einer Stunde Rast, die wir am Fuße des Pico zubrachten, setzten wir uns wieder in Bewegung.

Um 10 Uhr fingen wir an zu steigen, aber ohne unsere Führer. Wir trugen die Instrumente selbst, womit wir sie bisher belastet hatten. Die Instrumente drückten sehr.

Als wir den Schnee erreichten, gingen wir mit mehr Leichtigkeit. Er war durch den Wind gefurcht, wie ein frisch geackertes Feld. Auf den Sandhügeln und den Felsen, die wir eben erstiegen hatten, war wirklich Gefahr vorhanden, und eine kleine Ungeschicklichkeit hätte für Jeden sehr verderblich sein können.

Um Mittag erreichten wir die Spitze jener perpendiculären Felsen, von denen ich oben gesprochen habe; aber unsere Kräften fingen an zu schwinden und von 10 zu 10 Schritt waren wir gezwungen, eine lange Pause zu machen, um zu athmen und dem Umlaufe des Blutes zu gestatten, ein wenig ruhiger zu werden. Obschon wir uns mitten in dem Schnee befanden, fühlten wir doch erst dann die Kälte, wenn wir tranken, oder wenn wir das Metall unserer Instrumente berührten.

Man mußte sehr stark schreien, um sich auf 20 Schritte verständlich zu machen. Die Luft ist in dieser Höhe so dünn, daß wir umsonst versuchten, zu pfeifen, ja Herr Egerton hatte die größte Mühe von der Welt, auf einem Horne, welches er mitgenommen hatte, einige Töne hören zu lassen.

Um halb 3 Uhr fand sich Herr von Gerolt auf dem höchsten Punkte des Vulkans. Er sprang vor lauter Freude auf und machte mir ein Zeichen, daß sich ein großer Schlund zu seinen Füßen befinde. Um 2 Uhr 37 Minuten hatte ich die Spitze erreicht und fand mich an dem höchsten Rande des Kraters. Alle überstandenen Mühseligkeiten waren da verschwunden; das Athemholen war nicht mehr erschwert; das Schauspiel, das wir vor uns hatten, ergriff uns so gewaltig, daß wir ganz darin verloren waren und zu einem neuen Leben aufgeweckt schienen.

Der Krater ist ein unermeßlicher Schlund, der, beinahe zirkelrund, nur gegen Süden einige Krümmungen hat. Sein Umfang kann ungefähr eine Stunde betragen und seine Tiefe 900 bis 1000 Fuß haben. Der Rand ist nicht horizontal. Er senkt sich plötzlich gegen Osten,

so, daß der Unterschied der Höhe zwischen den beiden sich gegenüber liegenden Punkten 150 Fuß betragen mag.
(Schluß folgt.)

Theater in Trier.

Erwiederung.

In No 202 der Trierischen Zeitung lies't man einen Artikel mit der Ueberschrift Theater. Der Einsender dieses Artikels beschuldigt darin die Treviris unter andern einiger Irrthümer in Bezug auf die persönlichen Verhältnisse des Herrn Bömly.

Diese persönlichen Verhältnisse sind, wie sie es verdienen, in der angeführten Stelle der Treviris nur nebenbei mit einer einzigen Zeile erwähnt: um nämlich zu sagen, daß die Gesellschaft ohne ersten Tenorsänger sei, und daß unsere Stadt Dies sehr ungerne sehe, wird daselbst erwähnt, daß „Bömly sich mit seiner Frau der Direction empfohlen habe". Die Treviris, in der Ueberzeugung, daß persönliche Verhältnisse eines Schauspielers das Publikum wohl wenig interessiren mögen, hat darauf nicht mehr Gewicht gelegt, als es gerade nöthig war.

Der Herr Einsender, der diesen Punkt aufgriff, hat aber darin eine schöne Gelegenheit gefunden, uns ein langes Potpourri aufzuspielen, ein Potpourri, worin die rastlosen und keine Kosten scheuenden Bemühungen der Direction, die versprochenen gut einstudirten Opern und Vaudeville's, die Ankunft eines tüchtigen Individuums, die Summe von 100 Gulden und wer weiß was Alles als alte, abgenutzte Melodieen immer wiederklingen. Doch wir lassen Das, und begeben uns jetzt nothgedrungen in die Küche des Hrn. Bömly. Mad. X. ist darin beschäftigt, und weil sie mit Hrn. Bömly eine Menage macht, ward sie hier und auch in Coblenz schlechtweg von Denjenigen, denen eine nähere Einsicht in das Hauswesen des Herrn Bömly abging, Frau Bömly genannt. Wir nahmen keinen Anstand, sie auch so zu nennen, und Dies reut uns nicht. Daß es übrigens noch andere Namen für sie gegeben hätte, wird damit nicht geläugnet, und der Hr. Einsender kann sie unsretwegen nennen, wie er will. Daß er aber auch unsern Ausdruck verstanden hat, beruhigt uns in soweit, als wir daraus sehen, daß er mit uns wohl der Sache, nur nicht dem Worte nach übereinstimmt; und Das ist uns genug.

Uebrigens stehn, wie schon angedeutet, diese persönlichen Verhältnisse des Hrn. Bömly in nicht entferntster Beziehung mit dem Wohl und Wehe unseres Theaters, und es ist wahrhaft lächerlich, sie von dem Hrn. Einsender so beachtet zu sehen. Auf derselben Linie steht auch der Umstand, daß Frau Bömly 8 Wochen früher die Gesellschaft und Coblenz verlassen habe. Gesetzt, Dies wäre auch, bleibt es darum weniger wahr, daß durch Bömly's Abgang unserer Oper, wie in frühern Jahren, Jammer und Elend drohte. Unsere Klagen bezogen sich auf Hrn. Bömly, nicht auf seine Frau. Eine Frau mehr oder weniger, verschlägt nichts, da bei uns, Demois. Heller ausgenommen, alles Frauenzimmer nach Kräften singt und trillert.

Ferner wird in dem Artikel der Trierischen Zeitung behauptet, die so genannte Frau Bömly sei eine mittelmäßige, fast unbrauchbare Sängerinn. Auch Das glauben wir dem Hrn Eins. recht gerne. Mittelmäßiges Zeug findet sich überall, warum auch nicht unter den Schauspielern? Zudem wird in der Treviris mit keinem Worte behauptet, daß Frau Bömly eine tüchtige Sängerinn sei. Wir haben aber auch nicht Ursache, sie so herunterzusetzen, wie es in jenem Artikel geschieht; ihre früheren Leistungen auf andern Theatern sprechen dagegen, und es ist, leider, auch nur gar zu sehr der Fall, daß man bei derartigen gespannten Verhältnissen auch selbst die tüchtigsten Künstler anzutasten wagt; warum denn nicht eine Frau Bömly?

Auch wissen wir uns noch gar gut zu erinnern, wie man früher bei der Ankunft der Frau Bömly dahier ihre schöne Stimme ausposaunte. Jetzt freilich, da sie die Gesellschaft verlassen hat, läßt man kein gutes Stückchen an ihr.

Was die Tüchtigkeit der sogenannten Directrice betrifft, so wollen wir ihr, im Gesange wenigstens, alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Bei einer Schauspielerinn kommt übrigens noch mehr in Betracht, als grade Dies. Körperliche Schönheit, eine reine Sprache sind außerdem unverwerfliche Zierden....

Von einer Verabschiedung der Frau Bömly durch die Directrice spricht die Treviris mit keinem Worte. Es wundert uns daher sehr, daß der Hr. Einsender uns diesen Ausdruck in den Mund legt. Der Herr dachte wohl, was nicht lastet, drückt auch nicht, und so schrieb er's frisch weg hin.

Ob endlich der Hauptzweck des Artikels, nämlich die Direction von neuem zu empfehlen, in Erfüllung gehe, hängt gewiß nicht von ihm, sondern von den Leistungen der Gesellschaft ab.

Theater-Critik.

Sonntag den 21. Dez. zur Eröffnung der Bühne: Hinko der Freiknecht, Drama in 5 Aufzügen nebst Vorspiel, nach einem Roman von L. Storch, bearbeitet von Ch. Birch-Pfeifer.

Nach der Weisung der städtischen Behörde liegt es der Theater-Direction ob, vor Eröffnung eines fortlaufenden Abonnements einige Probe-Vorstellungen zu geben. Die erste Wahl fiel auf das genannte Drama. Da nicht vorauszusetzen ist, daß die Direction blindlings in ihr Repertoir gegriffen hat, so lohnt es sich wohl der Mühe, die getroffene Wahl näher zu beleuchten. Um es kurz zu sagen, uns scheint sie sehr unglücklich ausgefallen zu sein. Wenn überhaupt die sittliche Tendenz das erste Erforderniß eines Drama's ist, so gehört ohne Zweifel ein Stück, wie Hinko, zu den verworfensten. Margaretha etwa ausgenommen, sind alle anderen Hauptpersonen nichtsnutzige Subjecte oder doch wenigstens von Geburt aus durch das Verbrechen ihrer Eltern mit einem Schandfleck gebrandmarkt. Wildheit, Grausamkeit, üppige Leidenschaft, Auflösung der heiligsten Familien-Bande, Mord in den verschiedensten Gestaltungen reichen sich hier brüderlich die Hände und flechten ein Ganzes zusammen, vor dem jedes Menschen-Herz mit Abscheu zurückbebt. Aber auch in andern Dramen mögen solche, die Menschheit empörende Motive liegen, — in ihnen wird jedoch am Ende das zerrissene Gemüth des Zuschauers versöhnt, die rächende Nemesis trifft den Mörder und die Tugend siegt. In Hinko ist's anders. Das Stück schließt mit einem frohen Juchhe, mit einer Heurath, aber der myrthengekrönte Bräutigam ist ein Mörder.

Wenden wir uns, abgeseh'n von der sittlichen Tendenz, die man stets auf der Bühne heilig achten sollte, zu dem mehr dramatischen Elemente, so zeigt das Stück, auch von diesem Standpunkte aus, die auffallendsten Mängel. Der Zuschauer findet sich nirgends auf interessante Weise gespannt, d. h. mitleid- und furchterfüllt. Denn, wie könnte ein Mörder, wie Hinko ist, ein sympathetisches Gefühl in Anspruch nehmen, wie könnte er in uns Mitleid und Furcht erregen? Mitleiden erregt nur der Unglückliche, der es nicht zu sein verdient, Furcht nur Der, der uns ähnlich ist. Gesetzt aber auch, die Charaktere dieses Stücks wären es werth, daß man ihretwegen in Angst schwebe, so kann doch das Furchtbare nur durch die dramatische Composition, durch eine die Phantasie anregende Ueberraschung herbeigeführt werden. Aber nicht jedes Unerwartete bringt deswegen die eigentlich tragische Ueberraschung hervor, am wenigsten dann, wenn, wie hier, das Abentheuerlichste, wenn alle finsteren Mächte zu Hülfe gerufen werden, wenn in jedem Momente das blutige Henkerschwerdt droht, um eine frieselnde Kälte zu erregen, um Sinne und Geist in Betäubung zu werfen. Zu diesen Fehlern des Stoffs gesellen sich noch manche andere der Bearbeitung. (Schluß folgt.)

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger. Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 27. Dezember. **№ 52.**



Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal, am Mittwoch und Samstag. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz No. 112 und bei C. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Indem wir zu dem mit Neujahr beginnenden Abonnement einladen, bitten wir noch besonders die HH. Abonnenten, die das Blatt fortzubehalten wünschen, ihr Abonnement gefälligst erneuen zu wollen.

Erläuterungen über das Leben und Wirken Hontheims aus ungedruckten Original-Handschriften.

Mitgetheilt

von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

Er übernahm das Werk, und ich verschaffte ihm alle dazu nöthigen, ihm noch fehlenden Bücher, welche zu verschaffen ich mehr, als sonst jemand, im Stande war, und unterhielt seit dieser Zeit über diesen Gegenstand mit ihm einen ununterbrochenen Briefwechsel, wovon er fünf starke Bände sorgfältig aufbewahrt, welche die Geschichte dieses Werkes und seines Verfassers unwidersprechlich beweisen können.

— 1741 wurde Hontheim Geheimer Rath des Kurfürsten.

— 1747. Er zieht sich vom Hofe zurück nach Trier, um seine Gesundheit herzustellen.

— 13. Mai 1748 wird er zum Weihbischof des Erzbisthums erhoben.

Das Trier'sche Breviarium, von Hontheim auf Verfügung des Erzbischofs Franz Georg verbessert, erscheint in 4 Bänden, Trier, 1748. Der Canonikus Hermans war ihm, als Rubricist, bei der Ausarbeitung zugesellt.

— 1750. Er übersendet an Krufft (damals in Brüssel) seine Abhandlung über das Alter der Trier'schen Kirche (De aera fundatae ecclesiae Trev.), um über dieselbe von den Hagiographen zu Antwerpen *) ein Urtheil zu begehren.

Gegen das Ende dieses Jahres erschien seine Hist. dipl. Trev. zu Augsburg in 3 Bänden. Ein Werk, das von allen Gelehrten Deutschlands gepriesen wurde. Der berühmte von Münchhausen, Minister zu Hannover, Stifter der Universität Göttingen, begnügte sich nicht blos mit Complimenten über die diplomatische Geschichte von Trier, sondern schickte auch als Geschenk an Hontheim das eben erschienene große und herrliche Werk Origines Guelficae.

— 1754. In diesem Jahre machte Hontheim, seit 1746 Vice-Kanzler der Universität, seinen Plan zur Reform der Universität zu Trier — und des Gymnasiums zu Coblenz bekannt **).

---

*) Nämlich den gelehrten Jesuiten, die das Leben der Heiligen nach den besten Quellen als historische Kritiker bearbeiteten. Eine unermeßliche Arbeit, die leider durch den Sturm unsrer Zeit, der solchen Werken nicht günstig war, unterbrochen wurde.

**) Norma studiorum pro Universitate Trevir. et pro Gymnasio Confluentino. Aug. Trev, 1751 4to.

Eine eigenhändige Note Hontheims sagt: „Hier haben Sie die historische Uebersicht der Reform. In Hinsicht der philosophischen Studien hatte ich, aus Auftrag des Kurfürsten Franz Georg, an den Provinzial der Jesuiten geschrieben, daß er mir die Patres Harzheim und Reiffenberg zusenden möge, um mich mit diesen Männern über einen neuen Plan zu bereden. Der Entwurf, worin die neueren philosophischen Systeme auch ihren Theil bekamen, wurde gemacht und gedruckt. Franz Georg gab mir endlich auch die Vollmacht zur Einführung. In Hinsicht.

— 1756. Der Kurfürst Franz Georg stirbt. Anfang der Regierung Joh. Philipps.

— Hontheim erhält das Diplom als Associé der Akademie der Wissenschaften zu Erfurt.

— 1757 erschien sein Prodromus Hist. Trev. zu Augsburg in 2 Bänden.

— 1759. In diesem Jahre ließ er zu Trier seine Argumenta Psalmorum et Canticorum drucken. Das Werk ist in 8°, und sehr selten geworden.

— 1761, am 18. Oct. starb Wilhelm Delvaulx, Bischof von Ypres — und die Regierung der Niederlande, wie selbst auch die Kaiserin Maria Theresia schienen geneigt zu sein, unsern Trierer für die Stelle zu berufen; doch scheiterte der Wunsch der Niederländischen Regierung, weil die Kaiserinn, nach näherer Ueberlegung, dem inländischen Clerus kein fremdes Subjekt vorziehen und die Niederländischen Stände nicht unzufrieden machen wollte *).

— 1762. Krufft erhielt (damals zu Frankfurt) von Hontheim das Manuscript seines Febronius, um Einsicht davon zu nehmen und es drucken zu lassen. Zu diesem Zwecke übergab es Krufft dem Buchhändler Eßlinger zu Frankfurt.

— 1763. Im Monat September verließ dieses Werk die Presse unter dem fingirten Druckorte Bullioni **). Der Nuncius Boromeo zu Wien wußte sich

---

der Theologie gab ich dem Kurfürsten den Rath, drei Benedictiner als Professoren, neben den fungirenden Jesuiten, anzustellen; da den jungen Theologen in Frankreich verboten sei, die Vorlesungen der Jesuiten, ausser dem Königreiche, zu besuchen: diese Anordnung war um so nothwendiger, da die Trier'sche Diözese sich weit in Frankreich verbreitete." — Die Benedictiner traten indessen erst im J. 1762 ein.

*) So heißt es in einem Schreiben der Kaiserinn an den Kurfürsten von Trier und in einem andern des Grafen von Cobenzl an Hontheim.

**) Krufft hat diese Thatsachen auf anderen Blättern mit folgender Ausführlichkeit niedergeschrieben, nämlich: „Im „J. 1762 vollendete Hontheim das zur Herstellung der „Deutschen Kirchenrechte versprochene Werk, betitelte es „gewissen Ursachen halber, Justinus Febronius (Justina und Febronia hießen zwei seiner geschätzten Verwandten), und überschickte es dem sich damals in Geschäften des Kaiserl. Hofes, mit dessen Gesandten Grafen von Pergen, zu Frankfurt befindlichen Baron von „Krufft, um dasselbe nach vorläufiger Durchgehung, zum „Drucke zu befördern.

„K. wählte dazu den Frankfurter Buchdrucker Eßlinger, „übergab es demselben in seine eigenen Hände „und zwar unentgeldlich; aber unter Auflegung „der Verschweigung des Verfassers und des Uebergebers, „und unter der sich von selbst verstehenden Bedingung, „ihm die Handschrift, nach vollendetem Drucke, durch „welchen der sehr zurückgegangene Eßlinger wieder emporgekommen, zurückzustellen.

„Dieses aber ist nicht erfolgt, weil K. vor dem vollendeten Drucke nach Wien zurückberufen und dergestalt mit „Arbeiten überhäuft wurde, daß er auf die Zurückstellung „der Handschrift zu dringen versäumte. Nach dem Tode „des Verlegers konnte Krufft nicht eher erfahren, wo „das Manuscript hingekommen, als bis er die Nachricht „davon in dem Fuldaer Journal von und für „Deutschland gefunden hat, nämlich: Ein rechtschaffener kathol. Geistlicher zu Frankfurt (Dumeiz) soll es „von Hontheim selbst bekommen haben; dieser aber habe „es einem protestantischen Gelehrten zu Heidelberg (Mieg) „geschenkt, der dessen jetziger Besitzer sey! — Aber dem „Dumeiz war blos die Correktur von Eßlinger anvertraut „— und dafür dankte ihm Hontheim in einigen Briefen; „doch schenkte er ihm nicht das Manuscript; auch bezeichnete H. sich ihm nicht als den Verfasser des Werks. „Er schreibt ihm nur: „Ich wünsche, daß Sie einst die „Lust anwandeln möge, in unser Land zu reisen, und „ich werde in diesem Falle es auf mich nehmen, Ih-

eines der ersten Exemplare zu verschaffen, und sendete es alsogleich durch eine Staffette nach Rom.

(Fortsetzung folgt.)

„nen dort die persönliche Bekanntschaft des „Verfassers des Werkes zu verschaffen."

In den Händen Mieg's war das Manuscript noch im J. 1792, wie sein Brief (Heidelberg 27. Februar 1792) beweist.

Ersteigung des Popocatepetl.

(Schluß.)

Man begreift leicht, welches gewaltige Schauspiel ein solcher Anblick bietet. Diese Massen von Lava, von Porphyr, diese rothen und schwarzen Schlacken, diese Dampfwolken, dieser Schwefel, diese Schneeberge, kurz diese ganze sonderbare Mischung von Eis und Feuer, welche wir in einer Höhe von 18000 Fuß in der Atmosphäre fanden, alles Dieses war so angreifend, so erhaben, wie wir nie Etwas erlebt hatten. Herr Egerton meinte, wir hätten die Schmiedesse des Teufels entdeckt. Gerne hätten wir den ganzen Umfang umgangen, aber wir hatten weder Zeit, noch, wie ich glaube, Kräfte genug für eine solche Unternehmung. Unser Fieberrausch war vorbei und wir mußten daran denken, unser Zelt wieder zu erreichen.

Um halb 4 Uhr hatten wir unsere Beobachtungen angestellt; der Maler hatte seine Skizzen genommen und meine Fahne wehte auf dem höchsten Punkte des Vulkans. Um 4 Uhr waren wir in dem Hohlwege, der schräg über den Pico del Fraile führte, wo die Führer uns erwarteten. Wir machten ihnen ein Zeichen, nach dem Zelte zurückzugehen, und stiegen selber auf einem andern Wege herunter, als der war, den wir hinauf gekommen waren. Um 5 Uhr erreichten wir den Rand des Waldes und durchschritten den Kegel in einem rechten Winkel, um unser Zelt zu erreichen.

In dem Walde hatten wir viele Pflanzen und Blumen für den Doctor Schide, einen deutschen Botanisten, gesammelt. Wie ich glaube, habe ich ihm eine Pflanze gebracht, die er noch nie gesehen hatte. Sehr ähnlich unserm Rosen-Loorbeer, hat sie Blüten, die in schönen Trauben, wie Maiglöckchen, herabhangen, aber von rosenfarbener Weiße sind.

Zu Ozumba stellte ich in dem Hofe unseres Gasthauses ein Fernrohr auf und richtete es nach der Spitze des Vulcans, und während zwei Tagen war dieser Hof angefüllt von Neugierigen, welche kamen, um unsere Fahne auf der Höhe flattern zu sehen. So gab ich einen unwiderleglichen Beweis von unserer Reise, einen Beweis, der in diesem Lande nothwendig ist, wo die Reisenden es lieben, den Einwohnern erdichtete Abentheuer aufzubinden.

Den 2. Mai kehrten wir nach Mexiko zurück. Bald hatten wir uns von unserer Reise erholt und waren sehr zufrieden damit.

Der Popocatazetl ist ein Vulkan, der noch nicht erloschen ist, obschon seine Ausbrüche schon viele Jahrhunderte vor der Europäischen Besitznahme aufgehört hatten. Aus seiner Tiefe, wo sich eine ungeheuere Menge reinen Schwefels vorfindet, steigen beständig Wirbel wäßriger Dünste auf.

Sein äußeres ist schwarz, roth und grau, das Innere ist schmutzigweiß und auf der südlichen Seite des Berges mit großen Eiszapfen behängt. Ich sah weder eine fließende Materie, noch auch Steine, welche aus dem Vulkan herausgeworfen wurden. Zuweilen hört man ein sehr starkes und anhaltendes Getöse, welches ich dem Sturze der Felsen

zuschreibe, die sich beständig von dem obersten Rande des Kraters losmachen. Die schwefelartigen Ausdünstungen griffen uns, trotz einem sehr heftigen Winde auf der Höhe, sehr stark an. Wenn man in den Abgrund hinein steigen wollte, so wäre das nur auf der Nordseite möglich. Hier ist nämlich ein großer Theil der perpendikulären Wand eingesunken. Doch würde man dabei noch gezwungen sein, Seile von 300 — 400 Fuß Länge anzuwenden, um bis zum Anfange des Schuttes zu gelangen. Auf der höchsten Spitze des Berges findet sich Sand von violettener Farbe. Dieser Sand ist so warm, das man es mit der Hand wohl wahrnehmen kann.

Wie schon bemerkt, war der Himmel über unsern Häuptern beinahe schwarzblau. Wir sahen deutlich gegen Osten das Städchen Orszaka; gegen Westen den Vulkan von Toluca. Mexiko und seine Seeen schienen vor unsern Füßen zu liegen. Der Iztaccihuatl, den wir aus der Vogel-Perspective sahen, zeigte uns keine Spur von Krater. Ich glaube nicht die Sache zu übertreiben, wenn ich berichte, daß unsere Augen einen Radius von 60 Stunden auf allen Seiten durchlaufen konnten; aber Alles war wie in einen durchsichtigen Nebel gehüllt.

Wir waren sehr abgemattet; ich empfand einen furchtbaren Kopfschmerz; mein Puls schlug 145 mal in einer Minute und 108 mal, nachdem ich mir einige Ruhe gegönnt hatte. Nirgends fühlte ich mich mehr beklommen, als auf dem Pico del Fraile. Wir waren alle 4 schrecklich blaß; auf unsern Lippen lag eine gelbliche Bläue. Wenn wir uns auf die Felsen hinlegten, unsere Arme über den Kopf streckten und unsere Augen schlossen, den Mund offen hielten, und um leichter zu athmen, den Schleier von unserm Gesichte wegnahmen, glichen wir Menschen, die in Ohnmacht liegen und woraus alle Lebenskraft entflohen zu sein scheint.

Historisches.

Der Prinz Emanuel von Portugall liebte in seinem sechszehnten Jahre, mit allem Ungestüme jugendlicher Heftigkeit, ein Hoffräulein aus einer alten und reichen adeligen Familie. Sein Bruder, der König Philipp V., der ihn zum geistlichen Stande bestimmt hatte, ließ ihn zu sich kommen, und verwies ihm seine unberufene Liebelei sehr nachdrücklich. Der Prinz aber erklärte, daß er mit ganzer Seele an dem Fräulein hange, daß er ohne sie das Glück seines Lebens nie genießen könne, und daß er fest entschlossen sei, sich mit ihr zu vermählen.

Der König gerieth über diese freimüthige und männliche Erklärung seines Bruders in solche Wuth, daß er ihm unter den härtesten und drohendsten Worten eine derbe Ohrfeige gab. Der Infant sagte mit einer Ruhe und Mäßigkeit, die man von seinem feurigen Temperament und von seinem raschen Blute nicht hätte erwarten sollen: „Sire, Sie sind mein Bruder und mein König, und ich soll mich nicht an Ihnen vergreifen. Damit ich aber künftig nie vergesse, was ich dem Rechte der Erstgeburt schuldig bin, so sollen Sie mich nicht wieder zu sehen bekommen.“ —

Der Prinz machte Anstalt, noch in derselben Nacht von Lissabon abzureisen; der König traf aber die strengsten und sichersten Maaßregeln, dies zu verhindern. Er vermochte den Ritter von Ribeira, sich in der Stille mit des Infanten Geliebten zu vermählen. Der Prinz schäumte vor Wuth, als er Dies hörte, eilte sogleich zu der Neuvermählten, fiel vor ihr auf die Knie, machte ihr die bittersten Vorwürfe, und wiederholte ihr die Versicherungen der feurigsten Liebe. Der neue Ehegemahl kam dazu, verbat sich für die Zukunft dergleichen Zudringlichkeiten, und beklagte sich beim Könige über die Kühnheit des Prinzen.

Der König befahl nun seinem Bruder, sich nach Holland zu begeben, wohin ihn ein verständiger Hofmeister und eine glänzende Dienerschaft begleiten sollte. Der Prinz befolgte diesen Befehl, reisete aber nach einem zweiwöchentlichen Aufenthalt in Holland nach Paris. Das fröhliche, genußreiche Leben, die mannigfaltige Pracht dieser Hauptstadt der Welt, und besonders die gute Aufnahme, die er am Hofe fand, fesselten den jungen, leidenschaftlichen Prinzen so ganz, daß er darüber Geliebte, Bruder und Vaterland vergaß.

Der König Philipp war darüber im höchsten Grade entrüstet, und schrieb dem Infanten, daß er sich bei dem gänzlichen Verluste seiner Gnade sogleich nach Holland zurückbegeben solle. Der Prinz aber faßte einen anderen Entschluß. Er bittet den Portugiesischen Gesandten, mit ihm nach Versailles und Marly zu fahren, um ihm dort die königlichen Schlösser zu zeigen. Der Gesandte erfüllt den Wunsch des Prinzen, der sein ganzes Gefolge mitnimmt. So wie sie von Marly zurück auf den Markt von Versailles ankommen, befiehlt der Prinz dem Kutscher zu halten und fragt: ob nicht einige Postchaisen bereit ständen. „Oui, Monseigneur, en voici quatre!“ — war die Antwort. „C'est assez;“ sagte der Prinz, und stieg aus dem Wagen.

Der Gesandte, der Hofmeister, und das übrige Gefolge folgten dem Beispiele des Prinzen, der sie mit einer freundlichen Miene also anredete: „Meine Herrn, ich danke Ihnen herzlich für die viele Freundschaft, die Sie mir während meines Aufenthaltes in Paris erwiesen haben. Ich wünsche nichts mehr, als recht bald Gelegenheit zu finden, mich Ihnen dankbar zu beweisen. Ich reise in diesem Augenblicke nach Wien zum Kaiser, um unter seinen Truppen gegen die Türken meine Kriegsschule zu machen. Ich denke, er wird mich gut aufnehmen, denn ich bin ja Geschwisterkind mit ihm. Sie, Herr Hofmeister, brauche ich künftig nicht mehr, ich bitte Sie, nach Lissabon zurückzureisen, und dem König, meinem Bruder, meinen Entschluß mitzutheilen. Wenn Gott mir künftig Glück verleihe, so ist auch das Ihrige gemacht. Leben Sie alle recht wohl!“

Er rief nun zwei seiner Kammerdiener und einen Bedienten, der sein Liebling war, herbei, setzte sich mit Ihnen in die Postchaise, und reisete nach Wien; wo er sehr gut aufgenommen, und bei der Armee sogleich mit dem Character eines Generals angestellt wurde. Wie rühmlich er sich in den nachherigen Türkenkriegen ausgezeichnet hat, ist bekannt genug.

Theater-Critik*).

(Schluß)

Ich rechne dazu den Mangel an Lebhaftigkeit in den Dialogen, die langen Erzählungen und Beschreibungen: die Familien-Geschichte Margaretha's im Vorspiel, die lange kalte Erzählung der Kinder-Vertauschung am Schlusse, das Selbstgespräch Wenzel's vom flüchtigen Henriko, des Scharfrichters Lobrede auf sein Henkeramt u. s. w. Aus allem diesem folgt, daß das Stück langweilen muß und vorzüglich zu einer Probe-Vorstellung wenig taugt. Wenn daher Manche vor dem Schlusse das Haus verließen, so braucht man sich nicht zu wundern.

*) Diese Critik hat unerwartet einen Raum eingenommen, der ursprünglich nicht für sie bestimmt war. In Zukunft werden wir uns kurzer fassen können, oder sollte der Stoff zu sehr anwachsen, so wird ein Extra-Blatt beigegeben.
D. Red.

Was die Ausführung **einzelner Rollen** betrifft, so würde Referent ungerecht sein, wenn er nach dieser Vorstellung die Fähigkeit der neuen Mitglieder überhaupt beurtheilen wollte. Die Reise von Coblenz hieher, das noch ungewohnte Local, die Eilfertigkeit der Vorbereitungen und sogar manche kleine unglückliche Zufälle während der Vorstellung geben uns Gründe genug, hier nachsichtig zu sein, obschon Dies uns nicht verhindern kann, der Wahrheit gemäß zu berichten.

Hr. **Oldenburg**, als König Wenzel, hat nach unserer Ansicht die Aufgabe ziemlich glücklich gelöst, rohe Wildheit mit der zu Zeiten aufflammenden innern Gutherzigkeit zu paaren. Nur hätten wir gewünscht, daß er mehr königliche Majestät hätte durchblitzen lassen; die Wildheit gränzte leider zu oft an eine gewisse Hintansetzung aller innern Würde. Diesen Fehler vergrößerte noch ein von Hrn. Oldenburg angenommenes, überall wiederkehrendes Gebehrdenspiel, das durchaus nicht zu solchen hochherzigen Rollen paßt. Wenn alle Welt Gewohnheiten haben darf, der Schauspieler auf der Bühne darf es nicht. Der Fleiß, den Hr. Oldenburg auf sein Costüm verwendet, verdiente auch dies Mal Anerkennung. Hr. **Drewes**, ein neuer Ankömmling, hatte in der Rolle des Gottschalk zu wenig Gelegenheit, um uns sein Talent für intrigante Parthieen zu zeigen. Gleichwohl wagen wir zu behaupten, daß er hierin Hrn. **Reußler** weit nachsteht. Die Wirthshaus-Szene liefert unter andern einen Beleg dazu. Es dauerte lange Zeit, ehe man den heuchlerischen Gottschalk erkennen konnte; weder Miene, noch Haltung, noch Declamation ließ den eintretenden Bösewicht ahnen. Auch Hr. **Huppmann** mühte sich wenig die Szene zu heben. Als Sänger spricht er uns unendlich mehr an. Hr. **Löwe**, als Henriko, verdient rücksichtlich seines Vortrags Nachsicht, da er an Heiserkeit litt. Was sein übriges Spiel betrifft, so waren seine Bewegungen im Allgemeinen den einzelnen Situationen angemessen; nur zuweilen bemerkten wir, und zwar in Szenen, worin der eigentliche Knalleffect ruhte, daß Hr. Löwe nicht recht aufmerksam in das Spiel der Sprechenden eingriff; er wird es uns glauben, daß ein paar unzeitige Schritte, die man thut, ein Hintersichblicken den Zuschauer aus aller dramatischen Täuschung herauswirft. Dagegen hieng Hr. **Hübsch**, der als Scharfrichter auftrat, mit ganzer Seele an der Handlung. Er ist außerdem ein großer, stattlicher Mann; sein fester Tritt, seine kräftige Haltung, der kurze, gedrungene Vortrag rechtfertigten bei ihm die Worte, die Markitta, sein trostlos Töchterlein, von ihm aussagte: „Mein Vater ist immer kalt und ernst!" — Diese Charakterzüge traten vorzüglich in den 3 ersten Akten hervor; gegen das Ende schien uns seine unbeugsame Kraft etwas gelähmt, was durchaus nicht in der Rolle liegt; doch muß man gesteh'n, daß dieß gleichmäßige Tragen der Rolle bis zu Ende seine guten Schwierigkeiten hat. Hr. **Müller** gab uns den lärmenden aufbrausenden Studenten, comme il faut, car tel est son plaisir. Hr. **Bacano**, als Junker Benko, hat noch viel zu lernen; überdieß scheint sein Sprachorgan keinen großen Bühnenhelden hoffen zu lassen. Hr. **Eisenhut**, Hr. **Röder**, Hr. **Pohlmann** griffen zu wenig in die Haupthandlung ein, um auf ein Urtheil Anspruch machen zu können.

Was das weibliche Personale betrifft, so haben wir, Mad. **Schmitt** ausgenommen, lauter alte Bekannte vor uns. Die in ihrem Fache tüchtige Mad. **Euling** befriedigte diesen Abend nur halb. Weit entfernt, der braven Künstlerinn dieß zur Last zu legen, geben wir vielmehr der Rolle selbst die Schuld. Ich erinnere hier bloß, anderer Szenen nicht zu gedenken, an das Zusammentreffen von Mutter und Sohn in des Scharfrichters Hause. Diese so ergiebige Momente, wie kalt, wie wenig mit dramatischem Leben ausgestattet! Solche Mängel können es verantworten, wenn Mad. Euling als liebende Mutter weniger gefiel, als im Vorspiele, wo sie zornerglüht den Fluch auf die beiden Undankbaren niederdonnerte. Das Widerspiel Margarethens, deren Herz bald von der Treulosigkeit der Beate und des Gottschalk, bald von der ängstlichen Sorge für ihren Henriko stürmisch bewegt wird, dieß Widerspiel bildet die stille, in sich gekehrte, einfache Markitta. Demoiselle **Heller** hat uns das liebliche Mädchen mit rührender Wahrheit gegeben. Nur befürchten wir, daß sie an und in der Laube zu sentimental von dem schönen Jünglinge sprach. Das geht nun einmal nicht, daß man so auf den ersten Blick, zumal bei der Mutter, in volle Liebesseufzer ausbricht. Vorzüglich gelang die Szene zwischen ihr und Hinko im Prachtzimmer des Vaters. Bei den hier und da im Stücke vorkommenden, gereimten Stellen hätte Dem. Heller weniger den darin obwaltenden Rhythmus hören lassen sollen. In denselben Fehler verfiel auch Dem. **Koch**, als Blanka. Uebrigens war auch sie wieder in ihrem Elemente. Im Fischerkleide, wie im glänzenden Hofgewande, spielt Dem. Koch immer mit derselben naiven Liebenswürdigkeit. Auch dies Mal entsprach ihr geschmackvoller Anzug ihrer Stellung im Stücke. Mad. **Schmitt** als Beate, bloß im Vorspiele vorkommend, ist eine zu schnell vorübergehende Erscheinung, als daß man etwas für oder gegen sie sagen könnte. Ueberhaupt hätte Birch-Pfeifer die ganze Rolle weglassen können: sie ist ein wahrer Lückenbüsser. Dem. **Zitt**, als Wirthinn im Bierkeller, stolperte nicht nur über ihre eigene Thüre, sondern auch über ihre eigenen Worte. Sie raspelte die ihr geläufigen Sprichwörter mit einer Geschwätzigkeit her, daß Einem Hören und Sehen verging. Obschon diese Trödeleien wenig sagen mögen, so, denk' ich, sind sie doch zum Verstehen!

Wir wünschen herzlich, daß das Haus nie weniger besetzt sein möchte, als das erste Mal.

Zampa — Musik von Herold.

(Eingesandt.)

War auch die Wahl des Birch-Pfeifer'schen Dramas, als Vorboten dessen, was wir in diesem Genre für die diesjährige Theater-Saison zu erwarten haben, im Allgemeinen nicht ganz gebilligt, so erschien doch durch die Ankündigung dieser, den bessern Schöpfungen neuerer Zeit angehörenden Oper selbige wieder ausgeglichen; dennoch war der Besuch der Logen nicht zahlreich.

Zampa ist der großartigen Anlage, wie der Durchführung bis zum Schlusse nach, eine der gediegensten Opern des leider zu früh dahin geschiedenen Herold; die Ouvertüre, der Contour des ganzen Tongemäldes, reich an tiefgedachten und melodischen Motiven, die einzelnen Partien, besonders der Titel- und der beiden Haupt-Rollen, günstig ausgestattet und mit gut geordneten Chören versehen.

Die Ausführung alles dessen können mit Recht wir gelungen nennen, wovon der der gut besetzten und vorgetragenen Ouverture sich anschließende Mädchenchor eine vortheilhafte Einleitung machte. Die darauf folgende bange Sehnsucht athmende Arie der Camilla aus As dur wurde mit der unsrer ersten Sängerinn, Fr. v. W., eigenen Gemüthlichkeit, wie das sich daran reihende schwierige Allegro mit gewohnter Meisterschaft ausgeführt; daher denn auch rauschender Applaus.

Als nach dem hierauf folgenden allgemeinen Chor Alphons erschien, war man in gleichem Grade gespannt auf Stimme und Spiel, wie schon sein gefälliges Aeußere ihn vorab empfahl. Hr. **Hübsch** befriedigte auch bald durch Gesang und Mimik und ließ dadurch die kleine Unsicherheit in der Scene, wo er, sehr freigebig! jedem der Mädchen einen Mann zusagte und die der Musikdirector durch ein Unisono auf der Geige zu heben bemüht war, gerne übersehen. Diese Scene, in der Alphons sein ihm vermeintlich bevorstehendes Glück preist, ist übrigens durch die fast durchgehends punktirten Sätze, ungeachtet des Anhalts, welchen die hier immer gleichen, festen Gang gehende Begleitung gewährt, so wie in der Declamation dennoch nicht leicht und erfordert ungewöhnliche Gewandheit der Kehle.

Sehr wahr und tief ergreifend gab hierauf Fr. v. W., als Camilla, in der Ballade das traurige Schicksal der Alice; doch wurde die innige Theilnahme hieran durch die noch immer gleiche Laune des Hrn. Müller, als Dandolo, in hochkomischer Darstellung seines panischen Schreckens über die ihm gewordene Erscheinung des Zampa in dem Trio mit Camilla und Ritta bald verwischt.

Zampa — Hr. Huppmann — trat nun herzu und bildete mit jenen Dreien ein Quatuor, wie man es, ungeachtet seiner großen Schwierigkeiten, nicht wohl besser hören kann, und entsprach somit dem ihm vorangegangenen günstigen Rufe auf's vollkommenste. Sein sonorer, runder und angenehmer Bariton, unterstützt von unverkennbar guter musikalischer Bildung, ließ uns hier die Rolle des Zampa sehen, wie sie Dichter und Componist nur gedacht haben mögen. Besonders trat das Angenehme seiner Stimme auch in den höhern Sätzen des Moderato in dem Finale, wo er auch seine geübte Fistel zeigte, hervor, so daß wir, da der neuerdings angekommene erste Tenorist auch Braves leisten soll, von einem solchen Ensemble manchen hohen Genuß zu erwarten haben dürften. (Schluß folgt.)

Ph. Laven, Redacteur.

Ant. Schönberger, Verleger.

Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.

1834. Erster Jahrgang. Trier, den 31. Dezember. **№ 52.**



Dies Blatt erscheint wöchentlich zweimal, am Mittwoch und Samstag. Der Abonnementspreis, der jedesmal vorausbezahlt wird, beträgt für Einheimische jährlich zwei Thaler. Auswärtige, die jedes Blatt einzeln sogleich nach seinem Erscheinen zu erhalten wünschen, zahlen 2 Thlr. 22 Sgr.; in wöchentlichen Lieferungen kostet es 2 Thlr. 17 Sgr. Anzeigen jeder Art werden aufgenommen; die Insertionsgebühren betragen für die Petitzeile 6 Pf. Man abonnirt bei A. Schönberger, Pallastplatz No. 112 und bei C. Troschel, Buchhandlung; Auswärtige bei den ihnen zunächst gelegenen Postämtern. Ein neues Abonnement beginnt mit jedem halben Jahre.

Indem wir zu dem mit Neujahr beginnenden Abonnement einladen, bitten wir noch besonders die HH. Abonnenten, die das Blatt fortzubehalten wünschen, ihr Abonnement gefälligst erneuen zu wollen.

Erläuterungen über das Leben und Wirken Hontheims aus ungedruckten Original-Handschriften.

Mitgetheilt

von J. H. Wyttenbach.

(Fortsetzung.)

— 1764. Den 25. Febr. wurde Febronius zu Rom verurtheilt.

— Am 14. Julius ließ Johann Philipp, Kurfürst von Trier, das Werk in seinen Landen verbieten. Im Monat August trug Hontheim bei dem Kurfürsten darauf an, alle seine Aemter niederlegen zu wollen. Der Antrag wurde indessen nicht angenommen. Der schlaue Abbé Garampi, Begleiter des Nuncius Oddi bei der Wahl Josephs II. zum Römischen Könige, brachte es dahin, daß Eßlinger ihm bekannte, Hontheim sei der wahre Verfasser des Febronius *).

— 1765, im Monat März, erschien die zweite vermehrte Auflage zu Frankfurt. Diese enthält zugleich die Widerlegungen mehrer Gegner. Ueber die Entstehung dieses so merkwürdig gewordenen Buches sagt Krufft auf einem andern Blatte: „Es entstand nicht aus Rachsucht; denn er war nie beleidigt worden. Nicht aus „Geringschätzung der Kirche oder des katholischen „Glaubens; denn er hat selbst vieles zur Unterstützung „beider geschrieben. Nicht aus Ruhmsucht; denn „wahren und unsterblichen Ruhm hatte er schon durch „seine herrlichen historischen Schriften im vollen Maße „gewonnen. Also blos aus Ueberzeugung, in welcher er auch bis an sein Ende geblieben ist, wie ich „durch unumstößliche Beweise darzuthun im Stande „bin." — —*).

1767. 27. April wird Hontheim Ehrenmitglied der Akademie zu Manheim. Im Diplome wird ihm großes Lob gesagt, als einem Manne, den man nur nennen dürfe den Forschern des Alterthums und der Geschichte, um ihn jeder Ehrenbezeugung vorzüglich würdig zu halten — ihn, einen der hellsten Sterne nicht weniger seiner Kirche, als auch der gelehrten Welt **).

— Im nämlichen Jahre erschien das neue Rituale Trevirense im Namen des Erzbischofs Joh. Philipp. Hontheim ist sowohl der Verfasser des Rituals, als auch des angehängten Pastoral-Schreibens.

---

*) Vor dieser Entdeckung hatte man im Anfange verschiedene Vermuthungen über den wahren Verfasser. Einige hielten den Prof. des Kirchenrechts zu Würzburg Barthel für den Verfasser — andere den Prof. Behlen zu Mainz — und wieder andere den Prof. Neller zu Trier. Von der letzten Meinung waren die Herausgeber der Acta Eruditorum Lipsiensia (Januar 1764) wo diese gelehrten Männer unsern Neller mit großem Lobe bezeichnen. —

*) Krufft hatte unter seinen Fragen an ihn, auch diejenige gestellt: Wie viele Auflagen der Febronius habe? Der Greis Hontheim antwortete: „Man kann dieses nicht ganz ge„nau wissen. Die Vorrede des 1. Theiles des 4. Ban„des gibt darüber einige Notizen. Unter andern existirt „eine Deutsche, eine Italienische und zwei verschiedene „Französische Uebersetzungen." —

**) Im Originale heißt es: Quem rerum antiquarum et historiarum cultoribus nominasse sufficit, ut quovis honore dignissimum judicent; ecclesiae quippe non magis suae quam orbis literati lucidissimum sidus.

— 1768 — 12. Januar starb Joh. Philpp — und Clemens Wenceslaus, Prinz von Sachsen und Polen, wird den 10. Febr. zum Kurfürsten von Trier gewählt.

— Im Monat März wird Hontheim von dem neuen Kurfürsten zum Geheimen Staats- und Conferenz-Rath ernannt. Clemens setzte vorerst noch großes Zutrauen in die Geistes- und Herzens-Eigenschaften Hontheims. Die Ruhe, welche jetzt auf einige Zeit eintrat, verwendete Hontheim auf die Widerlegung seiner Gegner, deren Zahl immer größer geworden war *).

— Am 30. Oct. wird er von Coblenz nach dem Kloster St. Thomas bei Andernach gesendet — zum Empfange des Nuncius Caprara, mit welchem er im Wagen eine merkwürdige Unterredung, hinsichtlich des Febronius, hatte. Der Papst Clemens XIII. hatte nämlich seinem Nuncius zu Cöln aufgegeben, dem Kurfürsten von Trier einen Besuch zu machen. Dieser glaubte, nichts besseres thun zu können, als seinen Weihbischof, der damals zu Schönbornslust bei Coblenz sich befand, abzuschicken, um den Nuncius zu empfangen.

Da Hontheim nicht zweifelte, daß der Römische Prälat die Rede auf Febronius bringen würde, als dessen Verfasser der Römische Hof schon seit 1764 eben den Trier'schen Weihbischof wußte: so nahm er sich vor, ihre Unterredung wohl zu merken; auch am nämlichen Abend schrieb er Folgendes nieder, welches er seinem Freunde am 11. November zuschickte:

„Am 30. Oct. 1768 befand ich mich in einem „Hofwagen mit dem Nuncius Caprara Montecuculi „auf dem Wege von St. Thomas nach Schönborns-„lust. Nach den ersten Complimenten fing der Nun-„cius an, vom Römischen Hofe zu sprechen, sich „äußernd, daß in Wahrheit Mißbräuche dort wären; „aber daß der Augenblick noch nicht gekommen sey, „um sie völlig abzuschaffen; daß man bei dergleichen „Dingen nichts übereilen dürfe; daß schon Vieles seit „dem Tridentinischen Concilium geändert sei, und daß „im Laufe der Zeit noch manche Aenderungen geschehen „würden.

„Der Nuncius kam hierauf, durch eine geschickte „Wendung des Gesprächs, auf Febronius, mich vor-„erst versichernd, er sey nicht stark genug, um mit „mir über gewisse Materien zu disputiren; es bleibe „aber immer wahr, daß jenes Buch vielen Schaden „dem h. Stuhl gebracht, und die weltlichen Mächte „gegen denselben aufgeregt habe.

(Fortsetzung folgt.)

*) In allem zeigten sich 23 Kämpfer in 32 Schriften. — Unter den Gegnern waren 7 Jesuiten, 3 Franciscaner, 2 Dominicaner, 8 Canonici regulares, 1 Servite, 2 Weltpriester, 5 Nicht Geistliche und eine Universität (die Cölnische).

Verpflegungs-Ordinantz von Johan Graffen von Tilly im 1629ten Jahre. *)

Wir Johan Graff von Tilly Freiherr von Marbuß, Herr zu Balastre, Montigni, vnndt Breidenegk ꝛc. Röm. Kay. auch zu Hungarn vnndt Böheimb. Königl. Mayst. vnndt fürstl. Dht. in Bayern ꝛc. generall Leutenant, Rhat vnndt resp. Cämmerer ꝛc. fuegen hiemit zuwissen, vnndt thun Kundt allen vnndt jeden vnserer Unterhabender Armada bestallten Obristen zu Fueß, derselben Obrist Leutenanten Obrist Wachtmeistern, vnndt Haubtleuten, wie ingleichen deren nachgesetzten Officieren, vnndt gemeinen Soldaten, auch sonsten menniglich, welche dieses Concerniere, vnndt belangen thuet, waß gestalt vnß die täglich einkommendie viellfeltige gantz Bewegliche Klagten, vmb dero bey dießen nunmehr so viell Jahr Laugh gewehrten, beschwerliche Kriegs expeditionibus, vnndt zwar jetzt abermahls auf ein ganzes Jahr ahn einander Continuierenden einlägerungh ahn tagh gegebenen extremiteten, beideß der noth-vnndt mangelleidenden Soldaten vnndt Underthanen willen, also daß Landt vnndt Leuthen solche beschwerde, dergestaldt Lenger zuertragen vnndt außzustehen Kein miglichkeit geweßen vber vorhero benommenen reiffen bedacht, dahin Christmitleidentlich bewegt, ahn der ffebruaren vnterrm dato Laweuburgh den 1. Novembris, negstabgewichenen, 1627ten Jahrs außgelasseuen getruckten Verpflegungs-Ordinantz diße Moderation vnndt ahnordtnungh vorzunehmen, Nemlich, daß von erstangegangenen dißem 1629ten Jahr nach dem Newen Callender ahn zu rechnen, hinfürter vff den Stab nach folgenden maßen vnndt weiters nicht geraichet werden solle.

*) Mitgetheilt von Herrn Linz, Buchhändler dahier. D. R.

Alß	Rthlr.
Erstlich einem Obristen wochentlich	60
Sodan auff 16 Perdt, die ihme passirt werden	16
Obrist Leutenant, vnndt zugleich Haubtmann .	42
Perdt	12
Obrist Wachtmeistern	34
Perdt	8
Commissary beyem Regiment	25
Perdt	6
Quartiermeister, Regimentsschultheiß vnndt Wachtmeister Leutenamt iedem acht	24
Jedem trey Perdt	9
Caplan, prouiandt. Wagenmeistern vnndt Secretario iedem trey	12
Perdt	4
Prouoßen	6
Perdt	3
Prouoß Leutenamt vnndt Bewältiger iedem 2¾	5½
Perdt	2
Steckenmeister	1½
Zwehen Trabanten	2

Auf welche Perdt iede Wochen für Haberen, Hew vnndt Stroh alles vor alles ahn gelt zubezahlen wehere benentlich iedem ein Reißthlr. Jedoch wirdt hiemit zu der vnderthanen freyen Willkühr gestellet, ob sie liever die Fourage, alß daß gelt zurraichen gemaint wehren, welchen falß dan wir hiemit ordtnen, daß vff iedes Perdt tagh vnndt nacht acht pfundt haberen, zwölff hew, vnndt wochentlich zwey gebundt stroh Subministrirt vnndt gegeben werden solle; Mit welchen sich herr Obrister vnndt befehlchshaber durchgehendt sollen ertragen Lassen vnndt vff weiter oder mehrers nit dringen, wie man dan auch weder von futter oder anderem (außer deß nothürfftigen Holtz vnndt Ligerstatt) im geringsten nicht schuldigh, sondern daß vbrige, wie in allewegh die noth, absonderliche einquartierungh Ihrer auffwärtter vnndt aigener Diener hiemit alles vnndt iedes ernstlich abgeschafft sein solle.

Fernerß vnndt vberdiß ist
vff eine Compagni geordtnet,

	Rthlr.
Einem Haubtman iede Woch für seine persohn, vnndt die fourage vff Perdt alles vor alles	37
Leutenamt	13
Fenderich	9½
Feldtwebell	4½
Fourier, Fuherer, Veltschreiber, Veltscherer iedem	2½
Sieben Corporallen iedem 2¼	15¾
Dreyßig gefreyten, vnndt vier Spielleuthen iedem	

ein Thaller 2 Kopfstück . . . . 49 ¼
Zweyhunderdt ein vnndt fünffig gemeine Soldaten,
iedem fünff Kopfstück 279

Daß belaufft einer Campagnien von drey hundert Köpffen wie die durchgehendt gehalten werden sollen, iede Wochen vff befelchshaber vnndt gemeine Soldaten, dabey auch alle Seruis, Futterungh, vnndt Fourage, wie daß nahm habe mag (außer der nothdurfft ahn Holtz vnndt Liegerstatt wie obg. verstanden, vierhundert vnndt siebentzig Rthlr. Durch daß Vbrige aber sohle weder vor der befelchshaber, oder anderen, Perdt noch sonsten, da die Compagnien in den Quartiren nit effective vorhanden, wegen der abgehend nichts passirt oder gefolgt werden. Wollen dißemnach allen vnndt ieden Obristen, vnndt deren nachgesetzten Officieren, wie obgit allerernsts, vnndt bey ohn außpleibender würcklicher privation oder entsetzungh deß Contravenienten oder widerthätigen tragenden officy vnndt Befelchs demandirt vnndt aufferladen haben, sich nach solcher ietzt angeordtneter moderation allerdings zurichten vnndt daß solche Ordinantz die Herren Obristen in allen Ihren inhabenden Quartieren publicieren, vnndt dermaßen in Ihren effecten kommen lassen wollen vnndt sollen, damit Sie alsobaldten von dato dißes von menniglich ohnzerbrüchlich der gebuer Observirt, vnndt niemandt darüber betrangt werden. Daß ist Unßer ernstlicher zuverläßiger befellender will vnndt mainungh. Darnach sich ein ieder zu richten, vnndt vor ahngetrohtem schaden vnndt Ohnheill selbsten zuhüethen wissen wirdt. Geben in Unserem Haubt-Quartier zu Stade den 5. Monadtstag February im 1629ten Jahr.

Tilly. (L. S.)

Römische Wasserleitung.

Den 20. d. M. fanden einige Arbeiter, welche den Weinberg des Hrn. Valdenaire zu Casel umgruben, ungefähr 8 Fuß unter der Erde ein Stück jener Römischen Wasserleitung, die oberhalb des Dorfes Waldrach an der Ruwer beginnt und wovon ein Theil wahrscheinlich zum Amphitheater und ein anderer, der beträchtlichere, nach den Thermen geführt war *). Theile dieser Wasserleitung hat man schon früher häufig gefunden; das Stück, wovon hier die Rede ist, hat 112 Fuß in der Länge, und es ist kein Zweifel, daß es sich auch noch unter dem zunächst gelegenen Weinberge des Hrn. Schmahl weiter fortsetzt. Die Stelle, wo es jetzt zu Tage liegt, befindet sich hinter dem Hofhause des Hrn. Valdenaire, am Abhange des Berges, 40 Fuß über der fahrbaren Straße. Was die Construction des Kanals betrifft, so ist derselbe bis zum Entspringen des Bogens 3 Fuß hoch, und 2½ Fuß breit. Das Gewölbe, welches aus Schiefern gebaut ist, ist 18 Zoll dick; sein Radius beträgt 15 Zoll. Die Seitenwände des Kanals besteh'n abwechselnd aus einer Lage Kalksteinen und einer dicken Schichte Mörtel. Der Mörtel selbst ist eine Zusammensetzung aus kleingestoßenen Ziegeln, feinem Kies, Ziegelmehl und Kalk. Die äußere Fläche der Seitenwände ist mit einem spiegelglatten, wasserdichten Cemente begleitet. Die Dicke dieser Mauern, jene Begleitung miteingeschlossen, beträgt 18 Zoll. Die Sohle des Kanals besteht aus einem Estrich, dessen Unterlage ein Gemisch von Kalk, Kalksteinen, kleingestoßenen Ziegeln und Kies bildet und mit der Begleitung 1 Fuß dick ist. Diese Zusammensetzung ist so fest, daß man sie in Casel und den umliegenden Dörfern zu Feuerheerden braucht und sie deswegen sehr aufsucht.

Vor einigen Jahren fand ein Mann, der in der dem Weinberge des Hrn. Valdenaire gegenüberliegenden und von demselben durch ein Thal getrennnten Rothhecke arbeitete, ebenfalls Ueberreste dieser Wasserleitung, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß ehmals kurz vor der neulich entdeckten Stelle ein unermeßlicher Bogen nach dem gegenüberliegenden Berge geschlagen war. Solche Bogenstellungen fanden sich mehrere bei dieser Wasserleitung; die einzige, von der sich noch Ueberbleibsel erhalten haben, ist schon in No. 20 dieser Blätter erwähnt.

Wenn Brower in der Proparasceve seiner Annall Trevv. sagt, daß das Gewölbe dieses Aqueducts wohl so hoch und breit war, daß zwei Menschen darin aufrecht stehen und neben einander gehen konnten *), so muß man dem Obigen gemäß Dies nur stellenweise von dem Kanale versteh'n.

Die Messungen, die ich angebe, verdanke ich der Gefälligkeit des Communalbaumeisters des Landkreises Trier, Hrn. Bingler, dem ich hiemit danke.

Laven.

*) S. Treviris No. 20, S. 2 od. Neue Forschungen über die Römischen architektonischen Alterthümer im Moselthale von Trier. Von Joh. Hugo Wyttenbach. S. 64 folg.

*) Antiqq. et Annall. Trevv. etc. Ed. Leod. pag. 40. Seine Worte sind: Fornices itaque canali tanta altitudine erecti superincumbunt, duobus ut hominibus insistere et sine impeditione una inambulare propemodum liceat.

Das Fläschchen des Cagliostro.

Die älteste unter den Damen der Königinn, die Gräfinn von Briars, hatte sich eben vom Hofe zurückgezogen. Sie bewohnte einen Pallast in einer der schönsten Straßen von Paris. Die Gräfinn war 53 Jahre alt. Trotz den gewöhnlichen Mitteln, die man anwendet, um die verblühte Schönheit wieder herzustellen, konnte man höchstens noch von ihr sagen, daß sie einmal schön gewesen war. Ihre Wangen, welche den ganzen Tag mit dem herrlichsten Rothe prangten, die gelockten Haare, welche ihren Kopf zierten, und soviel anderer Schmuck, den sie anlegte, um sich vor der Welt in vollem Glanze zu zeigen, täuschten wohl aus der Ferne; aber sobald man ihr nahe trat, verschwand alle die unsägliche Mühe, die ihr Putz sie gekostet hatte.

Bei allem Dem lebte sie, wie ein junges Mädchen. Sie liebte den Tanz, die Promenaden, die Besuche in Salons, Bälle und Opern. Weil die Gräfinn nicht mehr den Dienst als Hofdame versah, so hatte sie Nichts zu thun, als sich zu putzen, und wenn sie zu Hause war, ihren Neffen Richettini, einen Italienischen Cavalier auf tausend Weisen zu plagen. „Richettini, rücken Sie mir einmal den Stuhl her! — Richettini, meine blaue Stecknadel! — Ich will meinen Fächer, Richettini!" So gieng es fort in einem Athem, und der arme Cavalier wußte manchmal nicht, wo ihm der Kopf stand.

Richettini fand diese ewige Dienstfertigkeit, wozu er sich verstehen mußte, sehr lästig; aber für die Hoffnung, einstens 100,000 Livres Renten zu erhalten, kann man sich schon etwas gefallen lassen. Außerdem hatte die Gräfinn große Capitalien bei der Ostindischen Compagnie, und einen glänzenden Pallast in der Strada-Nuova zu Genua. Das Alles sollte Richettini nach dem Tode seiner Taute sein Eigenthum nennen.

Immerwährende Promenaden, glänzende Abendgesellschaften, der häufige Besuch der Theater trug

Vieles dazu bei, den Character des Cavaliers zu verderben. Nach und nach wurde er der ausschweifendste Mensch, den Paris nur aufweisen konnte. Die Gräfinn von Briars fand ihn geistreich; suchte ihn jedoch vergebens durch die Gesellschaften, die sie Abends zu sich hat, an's Haus zu fesseln. Richettini wußte immer einen passenden Augenblick zu erspähen, um seiner guten Tante zu entschlüpfen. Dann eilte er zum Farotisch und brachte da die Nacht zu. Er spielte, tobte und ließ sich von seinen Freunden leicht zu allen Ausschweifungen verleiten. Obschon Genueser von Geburt, von leichtem beweglichem Character, hatte er doch seine Vaterstadt Genua nie gesehen.

In dieser Zeit stand der Name Cagliostro's in hohen Ehren. Der Signor Allessandro Cagliostro verstand die Kunst, Gold, Gesundheit, Papiere, die man verloren hatte, wieder zu bringen. Ohne die Hülfe von Cagliostro's Wünschelruthe konnte Keiner sich zu einem angesehenen Posten hinauf schwingen. Die Frauen, vorzüglich die bejahrtern, glaubten an die Allmacht seiner Mittel. Die Gräfinn von Briars war nicht seine kleinste Anhängerinn; sie hatte sehr viele guten Gründe dafür! Cagliostro verstand sich dazu, Gold zu machen; er heilte und machte jung — nach Belieben. Die Gräfinn war habsüchtig, alt, gefallsüchtig und hinkte ein wenig.

Richettini wollte, was damals Alle thun wollten, deren Vermögensumstände herunter gekommen waren, sich durch Goldmacherei bereichern. Er studirte die Chemie in all den Stunden, wo er nicht in den Karten studirte; er gieng als Landsmann zum Meister Cagliostro, der ebenfalls ein Italiener war, und mit Italienischem Aberglauben hieng er an ihm. Der Umgang mit seiner Tante unterhielt ihn übrigens in dieser Stimmung; die Tante sprach nur von dem Meister; mit diesem Namen bezeichnete sie Cagliostro. Die Brennkolben waren damals ein nothwendiges Erforderniß unter den Möbeln einer hübschen Frau Die Oefen und andere chemische Instrumente zeigten sich beim ersten Anblicke, wenn man in ein Frauen-Kabinet trat.

Das Zimmer der Gräfinn war auf eine wahnsinnige Weise mit all diesen fantastischen Werkzeugen geschmückt: Flaschen mit langen Hälsen, worin die mannigfaltigsten Liqueure glänzten, silberne Dreifüße, hebräische Bücher, kurz all die Pracht der geheimnißvollen Wissenschaft war hier versammelt.

In einer der Abendgesellschaften, welche die Gräfinn von Briars gab, kündigte ein Diener den Cavalier Richettini an.

In dem Saale selbst war eine große Versammlung von runzligen, hochbejahrten, anmaßenden Freundinnen der Frau von Briars zusammen. Sie verneigten sich alle gegen den eintretenden Cavalier. Er trat ein; — aber dieses Mal mit finsterm Blicke; seine Handkrausen waren schmutzig und zusammengerollt — er hatte im Spiele verloren und war außerdem 4000 Gulden schuldig geblieben.

Sein Erscheinen dämpfte das Geschnatter des großen Saales plötzlich. Nichts in diesem Kreise konnte so interessant sein, als diese blasse männliche Figur. Er ging gerade auf die Tante zu, die ihn nie so verstört gesehen hatte; er bat sie, die Gesellschaft zu entlassen, weil er allein mit ihr sprechen wolle.

Als Alle weggegangen und die Beiden im Saale allein waren, sahen sich die alte Närrinn und der junge Narr eine Zeitlang stumm an. Bald aber bekannte Richettini seiner Tante, daß er 4000 Gulden im Spiele verloren habe.

Dieses offene Geständniß machte der Tante kein großes Vergnügen; dennoch ließ sie ihren Aerger nicht aus. Im Gegentheile, sie näherte sich freundlich dem Stuhle des Neffen, und von Neckerei zu Neckerei fortschreitend, sprach sie feierlich diese Worte: „Richettini, Ihnen bleibt nur ein Ausweg übrig.“

Der Cavalier erhob sich und griff nach seinem Hute.

Der Ausweg, den die Gräfinn ihm vorschlug, war ganz einfach der, daß er sie heirathen solle. „Richettini, Sie lieben das Spiel! Wohlan! Spielen Sie mit meinem Vermögen. Sie lieben den Aufwand, Richettini! Wohlan! schmücken sie Ihren Pallast mit Blumen, führen Sie von Versailles alle Chaisen und Carossen hierher. Ha! Sie spielen mit 4000 Florin, mein lieber Herzens-Neffe! Wohlan, ich lege meine ganze Habe in Ihre Hände, meine Kapitalien, meinen Pallast zu Genua, angefüllt von Fresco-Malereien, mit Statuen, mit den schönsten Vergoldungen! Das Alles ist Ihr Eigenthum, wenn Sie mich heirathen. Ich bin alt, hinkend, etwas gefallsüchtig und ein bischen böse. Wenn Sie mich im fünfzehnten Jahre geheirathet hätten, so würde ich immer Ihren Neigungen entgegengewirkt haben. Aber in dem Alter, worin ich jetzt bin, werde ich alle Ihre Launen hingehen lassen; ich werde ein gutes, unterwürfiges Weib sein. Untreue haben Sie von mir bei meinen hohen Jahren nicht zu fürchten. Heirathen Sie mich, mein schönster Neffe!“

Der arme junge Mann wurde beinahe wahnsinnig.

Der Vorsatz, sich mit ihrem Neffen zu verheirathen, hatte sich so in dem Geiste der Gräfinn eingewurzelt, daß sie ihm den folgenden Tag in den bestimmtesten Ausdrücken schrieb: „Mein theurer Neffe wird mich den 30. des kommenden Monats heirathen. Ich war diesen Morgen beim Meister Alessandro Cagliostro. Er hat mir versprochen, mich wieder jung zu machen, und führte mich in sein Cabinet, welches herrlich eingerichtet ist! Dieser Zauberer ist ein gar geschickter Mann.“

„Leb wohl, mein Herzens-Männchen!

Deine Tante und Gattinn,
Julia von Briars.

(Fortsetzung folgt.)

Der Eber.

Im letztverflossenen Oktober hat sich in den Niederlanden ein Ereigniß zugetragen, welches würdig ist, in den Annalen der Jagd zu glänzen.

Herr von M...., ein großer Jagdliebhaber, besitzt eine Koppel Englischer Jagdhunde, welche außerordentlich schnell sind und gewöhnlich in 2 Stunden ein wildes Schwein abhetzen. Man kann dieser Koppel Hunde mit Landespferden folgen, die mehr abgehärtet sind, aber weniger schnell, als die Englischen Pferde. Herr von M..., welcher seinen Hunden immer folgt und öfters ihnen auch im Laufe voranfliegt, besteigt nur Pferde von der edelsten Raçe, und trägt nie eine andere Waffe, als ein Jagdmesser; nur seine Jäger sind mit Büchsen versehen.

Den 12. Oktober griff der Jagdtroß des H. von M... einen sehr großen Eber an. Die Hunde wurden losgehetzt, und die ersten liefen mit einer solchen Schnelligkeit, daß den übrigen von der Koppel nicht möglich war, ihnen zu folgen. Die Ursache lag darin, weil die erstern schon so weit voran waren und weil ein heftiger Wind sich erhob, der selbst die Jäger des Hrn. von M... außer Stand setzte, an der Jagd Theil zu nehmen.

Herr von M..., glücklicher oder behender,

als seine Diener, stand nicht ab, seinen Hunden zu folgen, er setzt ihnen nach mit verhängtem Zügel, ohne daß ihn etwas zurückhielt: Hohlwege, Hecken und Stauden, Bäche, alle diese Hindernisse wurden mit Hülfe des Pferdes übersprungen und bald hörte er seine Hunde fürchterlich Laut geben. Der Eber, nachdem er ungefähr eine Stunde gradeaus durchgebrochen war, entschloß sich endlich umzuwenden und mit Wuth die Hunde anzugreifen. Er that's, ohne sie jedoch zu entmuthigen. Bei der Ankunft des Hrn. von M... waren schon 6 Hunde außer Kampf gesetzt; die 5 andern hielten jedoch noch in der Mitte eines Feldes aus. Sobald der Eber den neuen Feind gewahrte, stürzte er sich wüthend auf ihn zu; das Pferd vermied den Angriff durch einen Seitensprung; aber H. von M... war nicht der Mann, der alle seine Hunde zum Opfer bringen wollte. Er zog daher sein Jagdmesser, wandte sein Pferd, und ging grade auf das Thier los, dessen Anblick fürchterlich war, und welches, durch die Drohungen des Angriffs von Seiten des Jägers keineswegs entmuthigt, ihn anzugreifen beschloß. H. von M... hielt an, weil er den Eber auf seine Rechte bringen wollte; es glückte ihm, aber kaum hatte er Zeit den einen Fuß aufzuheben, als ein Schlag des Rüssels den Steigbügel mitnahm. Der muthige Waidmann benutzte diesen Augenblick, bog sich hinab, indem er sich mit Kraft an die Mähne festhielt und drückte sein Messer bis zum Griff zwischen die Seiten des Thieres; aber er war gezwungen, seine Waffe fahren zu lassen. Die stürmische Bewegung des Ebers und ein ungeheurer Sprung, veranlaßt durch den Schmerz, die ihm die tiefe Wunde machte, verhinderten ihn, das Messer herauszuziehen. Im selben Augenblicke erhielt das Roß einen Stoß von den langen und schneidenden Hauzähnen des Ungeheuers, welches ihm eine Wunde von 18 Zoll versetzte. Sie erstreckte sich von dem Knie bis weit unter den Bauch. Der Eber setzte seinen Lauf fort mit dem Jagdmesser, welches mitten auf seinem Rücken hin- und herwankte. Er sprang selbst über eine Hecke (was selten geschieht, weil die wilden Schweine sie gewöhnlich durchbrechen, wie dick sie auch sein mögen). Das Pferd strengte sich an zu folgen, mit eben so viel Feuer und Schnelligkeit, wie vor seiner Wunde, die H. von M... übrigens nicht bemerkte. Die Hunde folgten ebenfalls und übersprangen die Hecke. Der wilde Feind hatte sich durch die Hecke seinen Rücken gedeckt, und in dieser vortheilhaften Stellung trotzte er den Hunden, welche die Gegenwart ihres Herrn noch mehr anfeuerte.

H. von M... glühte vor Verlangen, einen vollständigen Sieg davon zu tragen und einen Kampf zu vollenden, den er so rühmlich begonnen hatte; aber um Das zu erringen, mußte er seine Waffe wiedernehmen. Er führte deßwegen sein Pferd bis auf eine kleine Entfernung zur Hecke hin, dann setzte er im angestrengtesten Galoppe über die Hecke und den Eber hin, und im Sprunge beugte er sich, die eine Hand fest an die Mähne, und zieht sein Jagdmesser heraus. Dann kehrte er um, und gab dem wüthenden Thiere den Todesstoß. Eine Stunde nach diesem Siege konnte sein Pferd sich nicht mehr auf dem verwundeten Beine halten: ein großer Blutverlust hatte Statt gehabt, und man befürchtete die Folgen dieser Wunde, die wirklich der Art war, daß dies kräftige Roß erst nach 3 Monaten seine frühere Gelenkigkeit und Stärke wieder gewann.

Theater-Critik.

Zampa. — Musik von Herold.

(Schluß)

Eben dann können Mängel der Art, daß z. B. der Chor in der Kapelle zu Anfang des zweiten Akts nicht fromm genug, auch nicht recht zusammenging und die Alt-Stimme gegen den Sopran zu unverhältnißmäßig hervortrat, billig wohl um so mehr übersehen werden, als es nur des bessern Einstudirens, wozu die Damen gewiß gerne bereit sind, bedarf, um ihnen leicht abgeholfen zu sehen.

Dagegen trug Madame Müller, als Ritta, das Wiedersehen — Duett mit Daniel, ihrem von ganz entgegengesetztem Gefühle beseelten Manne, mit der Naivität und Gewandheit in Gesang und Spiel vor, welche ihre Rollen der Art immer als vorzüglich bezeichnen. Dabei wurde sie von Letzterm, Hr. Oldenburg, welcher seine mehrseitige Brauchbarkeit auch in der Oper immer mehr entwickelt, sehr brav unterstützt und diese sonst sehr schwierige Szene mit dem, durch den hinzukommenden Dandolo sich bildenden Trio, dadurch gelungen dargestellt.

In dem hierauf folgenden großartigen Duett zwischen Camilla und Alphons waren die, nicht zu befriedigenden Schwierigkeiten, unverkennbar, was auch von dem Finale des zweiten Akts, welches nur für die vollkommensten Leistungen aller Zusammenwirkenden berechnet zu sein scheint, gelten dürfte. Daß hierin der Chor, sowohl der allgemeine, wie auch nachher der der Corsaren, in der Begleitung des obligaten Gesanges von Zampa und Alphons, abwechselnd auch des Quintetts u. Sextetts immer zu stark war und jenen zu sehr deckte, ist etwas, anscheinend schwer zu hebendes; — Jeder will immer gern gehört sein!

Daß man den für die Vermählungs-Feierlichkeit am Schlusse dieses Akts componirten herrlichen Orgel-Satz, welcher, wie man ihn wenigstens durch Positive auf größern Bühnen hört, diese Scene so ungemein viel feierlicher macht, hier entbehrt, ist ein wahrer Verlust; indessen kann man nicht Alles haben.

Die Barcarole aus G moll im Anfange des dritten Acts von Alphons und Camilla so innig vorgetragen, hatte auch ihren Werth; wogegen von der Szene hinter der Bühne dasjenige gilt, was zuerst von dem Chorgesang in der Kapelle gesagt worden, daß derselbe gleichfalls nicht zart genug gehalten worden, obschon doch die Mittel dazu vorhanden sind. Dafür müßen wir aber schließlich noch des herrlich ausgeführten Duetts zwischen Camilla und Zampa im Finale des letzten Akts und des zwar kleinen, aber gut gelungenen Schlußchors erwähnen und so dem Ensemble des Opern-Personals hiermit das gebührende belobende Anerkenntniß seiner Leistungen gern gewähren.

P.....

Wenn auch bei der Aufführung einer Oper das dramatische Element weniger geltend gemacht wird, so können wir uns doch nicht enthalten, einige Worte auch hierüber zu sagen. Diese Oper erinnert in dramatischer Beziehung an Don Juan. Zampa's Charakter ist in Italienischer Weise Das, was Don Juan in Spanischer. Hr. Huppmann als Zampa hat sein Möglichstes gethan. Vorzüglich gelang die Scene zwischen ihm und Frau von Weber, (als Camilla), wo sie ihn beschwur, der Welt entsagen zu dürfen. Dieses Flehen, dieses Ringen griff gewiß an's Herz! Für weniger gelungen halten wir die Fest-Scene, wo Alice aus dem Sarge steigt und im Hintergrunde Jubel und Tanz schallt. Zampa's Spiel, wie das seiner Genossen, schien uns etwas kalt. Schade ist's, daß Hr. Huppmann nicht ein hoher, kräftiger Mann, wie Herr Hübsch, ist. Der letztere hat uns gleichwohl heute weniger angesprochen, als das erste Mal. Die Rolle Alphonso's ist eine doppelte, die des feurigen Sizilianischen Liebhabers, und des rachedurstigen Geloso: Als solcher gefiel er gegen das Ende des Stücks besser, als in der andern Rolle zu Anfang. Zu galanten Courtisans scheint Hr. Hübsch sich weniger zu eignen. Hr. Oldenburg, als Daniel Capuzzi, hat unserer Ansicht nach, seine Rolle mißkannt. Ein Steuermann Sizilianischer Corsaren, der in Sturm und Nacht dem wilden Meere zu trotzen hat, kann immerhin bigott sein, aber eine Schlafmütze, wie Hr. Oldenburg scheinen wollte, darf er nicht sein. In der komisch-humoristischen Scene mit Ritta gefiel er uns bedeutend besser. Hr. Müller als Dandolo, hat die Sache übertrieben; die Treuherzigkeit des alten Dieners grenzte zu viel an's Burleske. Frau von Weber ist uns eine liebe Erscheinung auf unserer Bühne. Der Anstand, womit sie sich zu benehmen weiß, die Grazie ihrer Bewegungen heben jeden Theil der Handlung, dem sie beiwohnt. Auch Mad. Müller spielte recht artig, nur müssen wir gesteh'n, daß wir die Wienerinn lieber singen,

Ph. Laven, Redacteur.

als sprechen hören. Bei der Aufstellung der Chöre hätten wir mehr Ordnung, ein mehr rhythmisches Ineinandergreifen gewünscht. Die Gruppirung war manchmal ziemlich planlos. Auch sahen wir die Anordnung der letzten Scene in frühern Aufführungen dieses Stücks auf unserer Bühne viel brillanter und malerischer. Es wundert uns, daß Hr. Eisenhut, der doch übrigens so viel Sinn für dergleichen Anordnungen hat, die Sache gleich Anfangs so leicht nimmt.

Freitag den 26. Dez. als dritte Probe-Vorstellungen:

1) Czar Iwan, Dramatisirte Anekdote in 2 Abthl. von J. F. Castelli.

Castelli hat's gewiß gut mit dieser Anekdote gemeint und dem kärglichen Stoffe das Mögliche abgewonnen; ob er aber selber sein kleines Drama als eine Probe-Vorstellung empfohlen hätte, daran zweifeln wir. Wenn die Direction gezwungen war, dieses Stückchen zu wählen um die Leistungen ihrer Gesellschaft im rechten Lichte glänzen zu lassen, so mögen wir die Schattenseiten gar nicht seh'n und uns über unsere dramatische Literatur bis in die Augen hinein schämen, daß sie so wenig für die Bühne gesorgt hat. Unglücklicher, als die Wahl, war aber noch die Art der Aufführung selbst, und das vorzüglich aus folgendem Grunde. Castelli's Zweck ist kein anderer, als zu rühren (nicht zu belustigen). Das Elend der armen Familie muß bis zum Eintritte Iwan's im zweiten Acte auf's Höchste gestiegen sein. Erscheint der Czar, dann muß der Zuschauer, wie aus einem bangen Traume aufathmen und den Fürsten als rettenden Engel begrüßen. Verwischt eine einzige Rolle mir diesen Eindruck, dann fällt das Ganze wie ein schales Nichts zusammen. Aber nicht eine, sondern fast alle Rollen wurden mit zu wenig Ernst ausgeführt. Wenn das Kind in der Wiege nicht geweint hat, so war wahrlich nichts Weinerliches im ganzen Stücke. Das arme Wichtchen in der Wiege hätte gar leicht den Preis vor Papa und Großmama davon tragen können!

Hr. Drewes, als Steuereinnehmer, statt uns einen unbarmherzig strengen Mann zu geben, ward zum burlesken Zerrbilde. Hr. Hübsch, als Holzhauer Petrowitsch, sprach nicht natürlich genug, um zum Herzen zu dringen. An seiner Stelle ein Künstler, wie Reußler, und Hr. Hübsch mit der Kaltblütigkeit eines Jodst in der Rolle des Steuereinnehmers, — und das Stück war ein anderes. Auch Alexis (Hr. Löwe) scherzte zu viel im Anfange, später gieng's besser, aber was half's? Das Spiel eines Einzelnen kann das Ganze nicht umstimmen. Hr. Oldenburg war als Bettler zu wenig Czar und als Czar zu wenig der frühere Bettler. In der Mitte seines Gefolges schien seine Herzensgüte versteinert. Schade auch, daß Hr. Oldenburg sich zu viel auf seine Theater-Routine verläßt! Mad. Euling, als Maria, genügte ebenfalls nur halb. Die bekümmerte Großmutter am Bettchen ihres armen Enkels fodert gewiß ein ergreifenderes Bild. Dem. Koch, als Eudorie war, wie gewöhnlich, guter Laune. — Aber auch sie schnurrte, wie alle Andern, die häufigen Dactylen in den Versen auf unausstehliche Weise ab. Gott! Seid barmherzig — Alles, nur keine Dactylen mit Reimen mehr!

2) Das Abentheuer in der polnischen Judenschenke, polnisches National-Gemälde mit Gesang und Tanz in 1 Akt u. s. w.

Wenn Referent wüßte, daß dieses von der Direction auserkorene Stück noch in keiner „Literatur-Zeitung“ eine weitläufige Würdigung gefunden hätte, so würde er es wagen, auch über seinen literarischen Werth Etwas zu sagen. Aber weil eine „Novität“ (!) wie dieses Glanzproduct, leicht schon irgendwo „seinen geeigneten Platz“ gefunden hat, so wagen wir's kaum.

Sollte es wirklich möglich sein, so ein Stück zu übersehen! — Uns wundert's, daß nicht alle Literatur-Zeitungen davon wimmeln. So eine Novität verdiente es wirklich, frischgebacken verschlungen zu werden! O daß wir sie schon so lange entbehren mußten! Warum hat die Direction uns nicht gleich mit dieser Schenke beschenkt? Welche Wahrheit der Darstellung, welche langweilige Langweiligkeit, welches tolle Charivari kann von Anfang bis zu Ende herrlicher durchgeführt sein! Man ist im Zweifel, ob man die Anlage und den Charakter des Ganzen oder das Spiel der Hauptpersonen mehr anklagen soll. Hr. Drewes war, gering gesagt, um 1000 Prozent mehr Jude, als er es sein sollte; Hanswurst kann sich im Puppenspiele nicht gräulicher geberden. Rachel, Mad. Drewes, war keine Gastwirthinn, sondern eine galante Juden-Maske auf einem Faßnachtballe, die sich wenig zu verstellen weiß. Hr. Oldenburg spielte steif und unsicher, ja einmal befahl er sogar dem armen Juden, sich nicht zu untersteh'n, ohne Lärm (sollte heißen: ohne Noth) Geschrei zu machen. Um würdig zu schließen, melden wir nur noch, daß Hr. Bacano den Liebhaber spielte. Wenn das nicht zum Lachen war, so hol's der Guckguck!

Der Freischütz. — Oper von Carl Maria v. Weber.

(Eingesandt.)

Die Hoffnung, welche wir bei Gelegenheit unserer Bemerkungen über die Aufführung der Oper Zampa, in Hinsicht des Ensemble unsers Opern-Personals überhaupt zu äußern, uns veranlaßt glaubten, ist wenigstens durch die heutige Oper, nicht erfüllt, indem wir eine gelungenere Aufführung derselben hier mehr denn einmal gesehen haben. Indessen darf man es bei den ersten Darstellungen aus mancherlei billigen Rücksichten nicht so scharf nehmen und zwar hier um so weniger, als dem zum Theil Mittelmäßigen sich manches Vorzügliche zugesellte.

Der Ouverture gebührte alles Lob und mit der Frau v. W., als älteren Bekannten, in der Rolle der Agathe, erndtete Hr. Huppmann, ein neues Mitglied, als Caspar, wiederholten rauschenden Beifall. Erstere sang die große Scene und Arie aus C Dur im zweiten Akt, das sogenannte Gebet, mit einer Zartheit und Innigkeit, die auf alle Gemüther magisch wirkte, hätte auch ebenso schließen sollen, konnte es aber leider! wiederum nicht über sich gewinnen, diese wunderbar einfach gehaltene Melodie so einfach und ohne die, weder vorgeschriebene, noch dahin passende Cadenze auf die erste Sylbe des Worts „Schaaren“ zum Ende zu führen. Dagegen verwebte sie in die Täuschung, als höre sie ferne die Schritte ihres Geliebten, in das Agitato eine Kraft, wie sie der Ausdruck heftigster Leidenschaft nur zu erzeugen vermag und gieng so von Hoffnung erfüllt, in das sich hier wiederholende, unübertreffbare schöne charakteristische Motiv aus der Ouverture kindlich dankend für der Hoffnung Strahl über.

Ein gleicher Sinn sprach sich auch in der schönen Cavatine aus As Dur mit obligatem Violoncell, im Anfang des 3. Akts aus, wo sie in den zartesten Melodieen, mit frommen Blick gen Himmel, wahrhaft kindliches Vertrauen malte.

Letzterer, Hr. Huppmann, führte vom Anfange bis zum Schlusse seine Partie gut durch, sang das Trinklied mit dem dazu nöthigen Humor und die darauf folgende schwierige Arie mit solcher Kraft, wie das sich kund thuende Rachegefühl sie gebot. — Wenn nun auch für diese und ähnliche Scenen des Hrn. H. ansprechende Bariton-Stimme vollkommen genügte, so wäre doch für die Scene in der Wolfsschlucht, am Schlusse des zweiten Akts, ihm ein stärkerer Ton zu wünschen, um gegen das Ineinandertoben u. Brausen der Instrumente mehr anzukommen.

Als dritte Hauptrolle, in der des Max, sahen wir in Hrn. Eichfeld einen jungen Mann, der viel guten Willen zeigt, aber, um in das Ensemble zweckmäßig einzugreifen, doch noch zu sehr Anfänger in Spiel und Gesang ist; indessen fehlt es ihm nicht an Mitteln, um mehr zu befriedigen, und so mag er denn diese, zunächst in weniger schwierigen Partien verständig und mit Fleiß benutzen und so uns bald in den Stand setzen, zu seinem eigenen Vortheil länger bei ihm zu verweilen. Der Probeschuß gelang nicht!

Mad. Schmitt, als Aennchen, ist uns eine liebe Erscheinung, und sang das erste Duett mit Agathe eben so naiv, wie die darauf folgende Ariette, worin sie mit wahrer Grazie ihr Glaubensbekenntniß in ihrer Herzensangelegenheit niederlegte.

Bei solcher Ausstattung konnten wir auch nur bedauern, das wunderschöne Terzett vor dem Finale des zweiten Akts durch die Männerrolle nicht besser unterstützt zu finden, wollten darum, in Bezug auf das Zuvorgesagte, doch aber nicht verzweifeln.

Auch die Romanze im dritten Akt, wo sie zuerst den Traum ihrer sel'gen Base erzählt, nachher Agathe zu trösten sucht lieferte Madame S. befriedigend und erndtete, wie auch zuvor den verdienten Beifall.

Die Rolle des Ottocar sahen wir durch Herrn Hübsch besser, als hier je, indem er sie im Spiel und Gesang würdige nahm und gab, wie seine Vorgänger; dagegen hätte Hr. Pohlmann, als Eremit, deutlicher und verständlicher sein können.

Von den Chören haben wir im Ganzen nicht viel Günstiges zu sagen und nur den Choristen bemerklich zu machen daß Schreien, wie es von Einzelnen zu hörbar wurde, kein Gesang mehr und nicht einmal geeignet ist, die That mit dem guten Willen zu entschuldigen. Daher erinnerte denn auch das Finale des dritten Akts um so lebhafter an die diesjährige Cäcilienfeier. —

Ant. Schönbrrger, Verleger.   Gedruckt mit Blattau'schen Schriften.